ARENA

6. Heft 1903 Preis des ganzen Jahrgangs 13 Mark. Preis 1 Mark

Über Land und Meer



Illustrierte Oktav-Hefte

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart und Leipzig

Jahrgang 1903

Inhalt des sechsten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Bilder im Text:

II. Band

1903


Über Land und Meer
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

II. Band. 1903. Heft 6–9

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Aufsätze und kleine Artikel

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien und Charakteristiken

Porträts

Aus hohen Kreisen

Geschichte und Zeitereignisse. Feste

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst



Bleigießen in der Sylvesternacht

Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel

Für die Krone

Roman von

Richard Voss

(Fortsetzung)

Graf Gebhardt und ich saßen in der Laube. In langen Gewinden hing der wilde Wein herab, und durch den Eingang leuchtete das Bild der Alpen in unsre von Sonnenlichtern durchfunkelte grüne Dämmerung.

Da der Graf jetzt mein Freund war, so sagte ich's ihm: „Ich bitte Sie, suchen Sie Loisls Mutter allein auf, und wenn mit Geld geholfen werden kann, so helfen Sie. Ich bin heute nicht im stande, ein Stück Menschenelend zu sehen, so dienlich es mir gewiß sein würde."

Er sah mich schweigend an, als verstände er mich nicht. Da mußte ich ihm denn das Bekenntnis meiner Schande machen:

„Nun ja, ich horchte. Sie werden mich fortan gewiß verachten; aber Sie müssen es wissen. Als ich in dieser Laube meinen Namen nennen hörte, blieb ich stehen. So sehr ich mich schämte, blieb ich und hörte. Ich hörte, daß ich Ihnen lieb sei, daß Sie mich für einen guten Menschen halten, aber befürchten, ich würde mich über kurz oder lang auch als einer von unsrer Gattung erweisen. Ich frage Sie jetzt nicht, weshalb Sie das von mir glauben, und welche Bewandtnis es mit uns allen hat. Ich weiß, Sie dürfen mir darüber nicht Rede stehen. Ich wäre ein schlechter Freund, wollte ich versuchen, Sie etwas thun zu lassen, was gegen Ihre Pflicht verstößt. Müssen Sie mich wegen meines Horchens nicht zu sehr mißachten, bin ich Ihnen immer noch lieb, so werden Sie mir gewiß helfen, die gute Meinung des Fräulein Fritz zu erfüllen. Bitte, helfen Sie mir! Ich bedarf der Hilfe, bedarf des Freundes so sehr!"

Ich sprach abgewandten Gesichts mit erstickter Stimme. Was für ein Tag war das heute! Als ich mich nach einer Weile — der Graf sagte kein Wort — wieder umwandte, begegnete ich dem ernsten, teilnahmsvollen Blicke des Mannes, der mein Freund sein wollte. Aus seinen Augen sprach dasselbe tiefe Mitleid, das in der Stimme von Fräulein Fritz lag, als sie mich den „armen" Prinzen nannte. Warum fühlen alle, die mich lieben, Mitleid mit mir?

Ich hatte schweigen, hatte nicht fragen wollen. Plötzlich sprang ich auf und rief leidenschaftlich:

„Was ist mit meinem Vater? ... Antworten Sie mir! Ich bitte Sie, antworten Sie mir!"

Und er antwortete: „Der König ist krank."

„Und mein Bruder?"

„Der Kronprinz ist krank. Er selbst hält sich wenigstens dafür."

„Er hält sich für gemütsleidend?"

„Ich kann es nicht nennen."

„Sie haben recht. Verzeihen Sie mir. Ich wollte gar nicht fragen ... Aber ich, ich! Ich bin ja doch gesund. Sehen Sie mich an, wie gesund ich bin! Also brauche ich Ihnen nicht leid zu thun. Und ich, ich bleibe gesund ... Mein armer Vater, mein ärmster Bruder!"

Ich barg mein Gesicht in den Händen und schluchzte. Da legte sich leise eine Hand auf meine Schulter, eine Freundeshand.

*

Gebhardt ging Fräulein Fritz entgegen und wußte sie aufzuhalten. Inzwischen beruhigte ich mich. Dann saßen wir drei in der Laube — leider nur wir drei! Ich hätte Gebhardt umarmen mögen, als er fragte: „Ihre Nichte kommt nicht?"

„Das Kind hat im Garten zu thun."

„Sie ist reizend."

„Gut und unschuldig ist sie."

„Sagten Sie nicht, Ihre Nichte hätte außer Ihnen keine Familie?"

„Keinen Menschen auf der Welt."

Ich rief aus: „Die Arme!"

Das verwaiste Kind that mir in diesem Augenblick unaussprechlich leid. Zugleich freute ich mich jedoch, daß auch Judika ein armes einsames Menschenkind war. Mir schien, als sei sie dadurch weniger abgrundtief von mir getrennt. Warum überhaupt getrennt? Weil sie eine arme Waise ist und ich ein armer Königssohn bin.

Gebhardt erkundigte sich weiter nach ihr:

„Sind die Eltern schon lange tot?"

„Die Mutter starb bei des Mädchens Geburt; der Vater, der nur durch das Kind und für das Kind lebte, erst vor einem Jahre."

„Sagten Sie nicht, das kleine Fräulein käme geradeswegs aus einer Klosterschule?"

„Von ihrem sechsten Jahre an befand sich Judika in einem Stifte der Ursulinerinnen zu ..."

Sie nannte den Namen der Stadt, eines kleinen, weltentlegenen Ortes am Fuße der Alpen.

Ich rief: „Der Vater überließ sein einziges Kind, durch das und für das er lebte, fremden Menschen?!"

„Es ward meinem Schwager schwer genug."

„Warum that der Mann es dann?"

„Seines Kindes willen, dem er keine Stiefmutter geben wollte."

„Aber er sah seine kleine Judika doch oft?"

„Jedes Jahr einmal für wenige Stunden. Als sie dieses Jahr das Kloster verließ, konnte sie in der Heimat nur noch Gräber begrüßen."

Ich wiederholte: „Die Arme!" Und fügte nach einer Weile hinzu: „Gott sei Dank, daß sie jetzt bei Ihnen geborgen ist. Denn bei Ihnen kann ihr nichts geschehen; bei Ihnen fühlt sich der Mensch sicher vor Sturm und Leid. Mir ist, als müßte vor Ihrer heiteren Lebenskraft das Böse flüchten, als müßten um Sie nur gute und lichte Geister ihr himmlisches Wesen treiben. Diese haben ja auch das blasse Mädchen, das von Gräbern her zu Ihnen kam, das Lachen gelehrt."

So hatte ich noch nie zu einem Menschen gesprochen. Wie hätte ich das auch sollen? Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich das Befreiende und Erlösende des Wortes. Mir war's, als könnte ich nach meinem — gewiß recht kindischen — Sprechen leichter atmen. Ich fühlte Gebhardts erstaunten Blick auf mich gerichtet, aber ich dachte: ‚Wundere dich nur. Es geschehen eben Wunder.' Und das gute Fräulein Fritz hatte ein Lächeln, das wie Sonnenschein in mein Herz drang. Sie sah den Grafen an, als wollte sie sagen: „Habe ich nicht recht?" Er machte jedoch ein ernstes, gedankenvolles, fast schwermütiges Gesicht, wie ich es an ihm noch niemals wahrgenommen hatte.

Dann kam Loisl und erkundigte sich, wie es mit dem Besuche bei seiner Mutter stünde. Bis zur Eggeralm, jener Alphütte, wo seine Mutter den Sommer über wohnte, wäre es noch eine halbe Stunde Weges, und wir dürften nicht zu spät aufbrechen, wir kämen so wie so erst in tiefer Dunkelheit auf die Seealp zurück. Es wäre besser, den Weitergang ganz aufzugeben.

Auch der Graf schien dieser Ansicht zu sein; doch ich bat ihn: „Gehen Sie mit Loisl zu seiner Mutter, die ich schön grüßen und der ich sagen lasse: ein andres Mal käme ich selbst."

Gebhardt stand auf, zauderte, sah mich an. Da bat ich ihn mit den Augen: ‚Ich bitte dich, geh, und laß mich bleiben, laß mich glücklich sein, ein einziges Mal glücklich! Dieser Tag kommt ja doch niemals wieder!'

Da ging er.

Etwas verweilte ich noch in der Laube und versuchte zu plaudern. Dann sagte ich mit möglichster Harmlosigkeit: „Ich weiß, Sie sind eine Musterhausfrau, und gute Hausfrauen haben gewiß fortwährend zu thun. Bitte, behandeln Sie mich wie einen Freund, auf den man keine Rücksicht nimmt. Schalten und walten Sie! Ich schlendere inzwischen umher. In einer halben Stunde bin ich wieder in dieser Laube, die mir unvergeßlich bleiben wird."

Ohne eine Antwort abzuwarten ging ich.

*

Ich ging in den Garten, wo Judika zu thun haben sollte. Ein Duft wehte mich an, als träte ich in eine Kirche, von Weihrauchdampf erfüllt. Zwei Mägde waren beschäftigt, ein Kraut mit graugrünen Blättern und unansehnlichen blauvioletten Blüten zu pflücken. Ich trat hinzu und fragte, was sie ernteten. Es sei Lavendel, erklärten sie mir. Das Kraut werde in der Sonne getrocknet und dann zwischen die Wäsche gelegt, was diese mit Wohlgeruch durchzöge. Ich stand noch bei ihnen, heimlich nach derjenigen ausspähend, die meine Seele suchte, als die eine der beiden ganz ernsthaft sagte: „Fräulein Judika ist dort hinten bei den Himbeeren."

Ich wurde gewiß blutrot, stand wie ein bei einer unerlaubten Sache ertappter Schuljunge, konnte keinen Ton hervorbringen, blieb noch eine Weile, versuchte ein Gespräch über die andern Kräuter, die ringsum wuchsen, ließ mir dann Namen nennen, Thymian, Pfefferminz, Salbei, Rosmarin, that höchlichst interessiert, grüßte, entfernte mich langsam — sehr langsam. Gewiß lachten sie hinter mir drein. Mir war's, als hörte ich ihr loses Gekicher. Auch sie hatten mich gleich erraten.

Also dort hinten war sie, bei den Himbeeren.

So mächtig mein laut pochendes Herz mich hinzog, zwang ich meine Füße, einen andern Weg zu gehen. Die Lavendel pflückenden Dirnen schauten mir gewiß nach, tuschelten und lachten. In dem weitläufigen Garten ging ich Pfade, die nach einer ganz andern Richtung als nach „dort hinten" führten. Centifolien und rote Japaner Nelken, blauer Rittersporn und weiße Malven blühten längs der sauber gehaltenen Stege; und hinter dem bunten duftenden Spalier lagen wohlgeordnet und gepflegt die Gemüsebeete, hauptsächlich Kohl, Rüben und Salat. So erregt ich war, freute ich mich doch, alle die Blumen und Gewächse zu kennen und dadurch in der Welt, in der sie fortan lebte, nicht gar solch ein Fremdling zu sein.

Plötzlich — ich wußte nicht, wie es geschah — stand ich dicht vor den Himbeeren.

Es war förmlich ein Wald von übermannshohem Gesträuch voll scharlachroter Früchte, reif zum Pflücken. Doch von einer Pflückerin war nichts zu sehen. Auch nichts von einem Pfade, der in die Dickichte führte. Also stürzte ich mich pfadlos in die Wildnis, mit beiden Armen behutsam die von Beeren beschwerten Zweige teilend, und mit den Augen die feine schwarze Gestalt sehnsüchtig suchend.

Ich fand sie nicht. Da rief ich leise ihren Namen: „Judika!"

Mein Herz schlug so laut, daß ich nicht wußte, ob ich wirklich gerufen hatte. Mir war's, als müßte sie mein Herz klopfen hören und mit dem ihren mir Antwort geben: „Hier bin ich."

Dann rief ich um ein kleines lauter: „Judika! Judika!" Beinahe hätte ich gesagt: „Liebe, liebe Judika!"

Mein pochendes Herz rief sie so kosend, als wenn ich ihr Herz hätte leise und zärtlich zurückrufen hören: „Lieber, lieber Chlodwig!" Es müßte ein Augenblick gewesen sein, zu unirdisch schön, um nach ihm weiter leben zu können.

Aber alles blieb still, wie ich auch lauschte. Fort und fort vernahm ich nur das Pochen meines jungen und ach, so unbändig verliebten Herzens. Da glaubte ich ganz in meiner Nähe die Zweige sich bewegen zu sehen. Kein Lüftchen wehte an dem schwülen Sommertag. Also mußte eine andre Ursache die Aeste, die gerade an diesem Strauche rot von Beeren waren, zum Schwanken bringen.

Im nächsten Augenblick stand ich bei ihr.

Wir waren beide erschrocken, als wir uns plötzlich einander gegenüberstanden, gar so nahe gegenüber, gleichsam eingekeilt in die Himbeerbüsche, die wie eine grüngoldige, mit Rubinen besetzte Wölbung über uns zusammenschlugen. Keines von uns sprach vor Schreck. Ich hielt den Atem an, denn nicht einmal der Hauch meines Mundes durfte das blasse Kind mit den heiligen Augen berühren.

So standen wir, schwiegen, regten uns nicht.

Endlich gelang es mir, um ein weniges zurückzutreten — nur um ein weniges! Nach dieser ersten Bewegung fühlte ich die Notwenigkeit, ihr etwas zu sagen, ihr meine Gegenwart inmitten der Himbeerbüsche zu erklären.

Aber wie erklären, ohne lügen zu müssen? Und wie konnte ich lügen? Sie hatte mich ja doch rufen hören, ganz leise und heimlich, als wäre es Sünde, den holden Namen zu nennen, als befände ich mich auf verbotenen Wegen.

Ohne weiter zu überlegen, fragte ich: „Warum antworteten Sie mir nicht?"

Sie antwortete mir auch jetzt nicht, so daß ich meine Frage wiederholen mußte. Etwas Klügeres fiel mir nicht ein.

Da stammelte sie: „Ich erschrak so."

„Weshalb? Weil ich Sie rief?"

„Sie riefen so leise."

„Nun ja."

Ich ward tödlich verlegen und stieß dann hervor: „Hätte ich laut rufen sollen?"

Darauf schwieg sie von neuem. Ich blieb gleichfalls stumm, darüber nachsinnend, wie seltsam es war, daß wir beide auch jetzt ganz leise gesprochen hatten, fast flüsternd.

Sie trug am Arm einen kleinen Henkelkorb aus hellem, zierlichem Rohrgeflecht, darin sie die gepflückten Beeren sammelte. Neben ihr am Boden stand eine mächtige irdene Schüssel. Hatte sie das Körblein gefüllt, so leerte sie es in die Schüssel. Mit solcher Geschicklichkeit that sie die lustige Arbeit, daß davon ihre Fingerspitzen nur leicht gerötet waren, gerade nur rosig angehaucht.

Schweigend begann sie von neuem zu pflücken; schweigend stand ich dabei und schaute zu, wie die schlanken blassen Finger durch die Blätter glitten. Mit der einen Hand hielt sie den Zweig hoch empor, mit der andern streifte sie die Beeren ab, von denen die meisten gleich schweren, dunkelroten Tropfen in das Körbchen fielen.

Plötzlich sagte sie:

„Aber so pflücken Sie doch auch! Sie kamen gewiß nur, um mir zu helfen."

„O ja, gewiß . . ."

Ich brachte die grobe Lüge stockend hervor, streckte sogleich gehorsam meine Hand aus, um eifrig Himbeeren zu pflücken. Wenn ich ein paar Beeren hatte, so that ich sie in das Körbchen. Dabei mußte ich mich weit vorbeugen, so daß mein Gesicht beinahe das ihre berührte. Einmal begegneten sich in dem Laubwerk unsre Hände. Wir zuckten beide schnell zurück, als hätte uns eine Schlange gebissen.

Zugleich überlief mich ein heißer Schauer, und ich konnte kaum Atem holen. Trotzdem versuchte ich immer wieder, ihre Hand zu berühren. Doch wenn ich dachte: ‚Jetzt geschieht's!' — so war das flinke, fleißige Händchen bereits an einem ganz andern Zweige beschäftigt. Jetzt ließ sie sogar beide Arme sinken, stand und sah zu, wie ich pflückte. Ich gab mir nun noch mehr Mühe, möglichst geschickt zu sein; denn ich hoffte sehr, von ihr gelobt zu werden.

„Sie haben wohl in Ihrem ganzen Leben noch niemals Himbeeren gepflückt?"

Voller Beschämung gestand ich:

„Ach nein, noch niemals. Leider."

Da sie ihre Frage in einem sehr strafenden und strengen Tone that, hätte ich fast hinzugefügt:

„Bitte, seien Sie mir darum nicht böse."

Ich versuchte, mich geschickter zu benehmen. Aber sie sah mir scharf auf die Finger, was mich derartig in Verwirrung versetzte, daß ich auf das täppischste zugriff, die Beeren beim Pflücken zerdrückend.

Sie tadelte:

„Aber ich bitte Sie! Es soll Dampfobst gemacht werden. Da dürfen die Früchte nicht zerquetscht sein . . . So wird es gemacht. Sehen Sie: so . . . Sie sehen ja gar nicht her!"

Ich mußte ihr in die Augen blicken. Wie konnte ich also auf ihre Finger schauen?

Sie meinte dann auch entmutigt:

„Sie lernen es ja doch nicht. Lassen Sie es also lieber . . . Noch niemals in Ihrem ganzen Leben haben Sie Himbeeren gepflückt? Ist das möglich? Dann haben Sie ja auch niemals Himbeeren frisch vom Strauch weg gegessen?"

„Stets nur bei Tafel zum Dessert mit Zucker."

„Geschwind essen Sie, essen Sie! Es schmeckt nämlich köstlich . . . Sie dürfen so viel essen, wie Sie wollen . . . Jetzt nicht in den Korb gepflückt, sondern gleich in den Mund . . . Mein Gott, ich sage immer nur Sie zu Ihnen, und Sie sind doch ein Prinz, eine Königliche Hoheit."

„Sie haben recht: es ist fürchterlich."

„Was?"

„Daß ich ein Prinz und eine Königliche Hoheit bin."

„O!"

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Herzlich gern."

„Nennen Sie mich niemals Königliche Hoheit."

„Ja, aber . . ."

„Es ist schlimm genug, daß ich es immerfort von den andern hören muß. Von Ihnen will ich diese schreckliche Königliche Hoheit nicht hören."

„Wenn Sie nicht wollen . . ."

„Nein."

„Nun gut . . . Aber jetzt essen Sie wenigstens Himbeeren."

„Essen Sie auch?

„Natürlich."

Sie schmeckten denn auch wirklich köstlich: so frisch vom Strauche. Ich aß und aß die süßen dunkelroten Früchte. Plötzlich — der Himmel allein weiß, wie es geschehen konnte — hatte ich das blasse Kind auf den süßen dunkelroten Mund geküßt. Dabei flüsterte ich: „Liebe, liebe Judika!"

*

Geküßt hatte ich das engelreine unschuldige Kind, das ich mit keinem Hauche berühren wollte! Und in dem Kusse war mir jene Erkenntnis geworden, die einstmals das erste Menschenpaar aus dem Paradiese trieb: die Erkenntnis meiner ersten Schuld!

*

Nachdem ich es gethan, starrte ich sie an, als hätte das blasse Kind mit den heiligen Augen zu einem rächenden Engel des Herrn sich verwandelt, der mit flammendem Schwerte mich fortwies von der Stätte, wo der Mensch unschuldig und glückselig gewesen, dann schuldig geworden war und gesündigt hatte. Wäre ich irgend ein junger verliebter Mensch gewesen, dann — ja, dann hätte ich von den Lippen der Lieblichen den Kuß stehlen dürfen, wie ich von dem Strauch eine reife Frucht pflückte. Aber bei mir kommt der Kuß auf den Mund des fremden Mädchens einer Unthat gleich.

Denn es war der Ausdruck eines heißen Begehrens, das mehr forderte, mehr besitzen wollte, als die Lippen eines unschuldigen, reinen Geschöpfes, das halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen hatte, gewähren durften. Und während ich sie küßte, kam mir der ruchlose Gedanke, daß ich, der königliche Prinz, nur zu fordern und zu begehren brauchte, um zugleich besitzen zu können.

Auch ich, selbst ich habe ja oft an eine erste Liebe gedacht, habe mich der Vorstellung einer ersten glühenden Wallung, eines ersten seligen Kusses hingegeben, und fühlte mich bei der bloßen Vorstellung von heißen Schauern überlaufen, als träte ich in der Menschheit höchstes Heiligtum, wo ich Musik der Sphären hören und die Gottheit schauen sollte. Und nun — nun war ich durch meine erste Liebesthat vor der Geliebten und mir selbst schuldig geworden.

Judika hatte einen leisen Schrei ausgestoßen. Das Körbchen war ihr vom Arme geglitten, daß die gepflückten Beeren auf dem schwarzen Boden lagen. Mit schlaff herabhängenden Armen stand sie, hielt die Augen geschlossen und zitterte heftig. Ich hätte sie an meine Brust reißen und mit Küssen ersticken können — so hilflos war das Kind.

Ihre Hilflosigkeit gab mir meine Besinnung zurück. Ich bat sie nicht um Verzeihung, was ja doch nur leere Worte gewesen wären. Es war geschehen, und ich mußte sehen, wie es weiter ward.

Als erwachte sie aus einem schweren Traum, öffnete sie mit einem tiefen Seufzer die Augen. Dann sah sie das leere Körbchen, und bückte sich, die verschütteten Früchte aufzulesen. Da die Himbeeren durch meine Schuld auf dem Boden lagen, so wollte ich ihr helfen. Sie aber verwehrte mir's.

„Lassen Königliche Hoheit nur."

Dadurch, daß sie mich in diesem Augenblicke, gerade in diesem Augenblicke so anredete, gab sie mir die Strafe, die ich verdiente.

Sie las die Früchte sorgfältig in das Körbchen — ich stand stumm daneben — und war damit gerade fertig, als im Garten ihr Namen gerufen ward. Ich erkannte die kraftvolle wohllautende Stimme von Fräulein Fritz.

Judika schob das Körbchen über den Arm, nahm die große Schüssel, die fast voll war, stand auf, wollte gehen. Ich konnte sie doch nicht so fortlassen! Und schon hatte sie sich wortlos von mir abgewandt, da rief ich ihr nach, sagte aber nichts weiter als:

„Judika! Kleine Judika! Liebe kleine Judika!"

Der Ton, in dem ich den holden Namen sprach, mochte ihr nicht nur meine innige Liebe, sondern auch meine flehentliche Bitte um Verzeihung sagen. Denn sie blieb stehen, drehte das Köpfchen nach mir zurück, sah mich an. Um ihren Mund, auf den meine Lippen sich gepreßt hatten, spielte ein leises, unsäglich süßes, unendlich wehmütiges Lächeln, und die Augen standen dem Kinde voll Thränen.

Aber sie hatte mir verziehen.

*

Erst nach einer Weile schlich ich mich aus den Himbeerbüschen, die für mich zum Garten Eden und zu dem Orte der Erkenntnis geworden waren. Aber so ist der Mensch! Die leuchtende Erscheinung des austreibenden Engels begann bereits jetzt zu verblassen, und sein flammendes Schwert verwandelte sich in einen Zweig weißer Lilien. Dieses Wunder bewirkte das leise Lächeln des holden Kindes, das machtvoller war als seine durch Thränen verdunkelten Augen.

Immerhin blieb ich noch so schuldbewußt, daß ich das Herz nicht fand, durch den Garten an den Lavendel pflückenden, heimlich kichernden Dirnen vorüberzugehen.

Ganz am andern Ende verließ ich den Garten. Ich mußte mich durch eine Hecke von wilden Rosen, Hagedorn und Brombeeren zwängen. Die Stacheln zerrissen mir die Hände, und sogar mein Gesicht wurde zerkratzt. Mir geschah recht.

Als wäre nichts vorgefallen, als hätte ich nicht den bedeutungsvollsten Augenblick meines

jungen Lebens gehabt, kam ich nach einer guten Stunde vom Walde her zurückgeschlendert.

Vor der Laube standen Fräulein Fritz und Gebhardt. Der Graf schien soeben eingetroffen zu sein und unruhig nach mir auszuschauen. Ich wußte, daß er ein sehr ernsthaftes Gesicht machte, und vermied es, ihn anzusehen. Das gute Fräulein Fritz ahnte nichts, denn sie rief mir fröhlich entgegen:

„Wir warten auf Königliche Hoheit. In der Laube stehen Himbeeren, frisch vom Strauche. Judika ist die Pflückerin; sie würde gekränkt sein, wenn unser Prinz davon nicht essen wollte . . . Aber wie sieht der Herr denn aus? Haben Königliche Hoheit im Walde nach Vogelnestern gesucht?"

„Nach wilden Himbeeren."

Denn ich sah zum Glück meine vom Safte der gepflückten süßen Früchte geröteten Finger.

„Aber wilde Himbeeren haben doch keine Dornen."

„Es wuchsen Brombeeren dazwischen."

„Ja so, Brombeeren. Dann nehmen Königliche Hoheit wohl nicht mehr von Judikas Beerenlese?"

„Wo ist Ihre Nichte? Wir werden gleich aufbrechen müssen, und ich möchte ihr doch Lebewohl sagen."

„Die Kleine klagte vorhin über Kopfweh, und da sie das sonst nie thut, so hieß ich sie, sich niederzulegen."

„Also viele Grüße und . . ."

Ich stockte.

„Und was?"

„Und ich käme wieder. Bald käme ich wieder. Es ist hier eben zu schön, ich fühle mich bei Ihnen zu glücklich."

Freundlich ward mir erwidert:

„Das ist recht. Jugend muß glücklich sein. Denn für die Jugend ward das Glück eigens vom Himmel herab auf die Welt gesandt: das leuchtende, überschwengliche, gar nicht zu fassende Glück. Auch der ältere Mensch hat sein Glück, und auch dieses ist eine rechte Himmelsgabe, besonders dann, wenn es in Pflichterfüllung und Arbeit besteht: in gesegneter Arbeit. Es ist jedoch etwas ganz andres damit."

Ja, ach ja! Etwas ganz, ganz andres, du kluges, prächtiges Fräulein Fritz!

Jetzt mußte ich mir meine von den Flecken der „wilden" Himbeeren geröteten Hände waschen, was ich höchst ungern that, gerade als wüsche ich damit etwas von dem Glücke jenes Augenblicks aus meiner Seele. Graf Gebhardt begleitete mich.

Da bat ich ihn:

„Lassen Sie für die Leute von Fräulein Fritz kein Geldgeschenk zurück. Ich möchte die Freuden dieses Tages nicht mit Geld bezahlen. Es wird mir wohl etwas andres einfallen, womit ich danken kann . . . Nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte?"

„Gern."

Er sagte es so melancholisch, daß ich — mir klopfte mein schuldbewußtes Herz — ihn fragen mußte, ob ihm etwas fehle? Er gab ausweichend zur Antwort: „Ich war inzwischen bei Loisls Mutter."

„Und das hat Sie so ernst gestimmt?"

„Das und etwas andres."

„Bitte, erzählen Sie mir später von Ihrem Besuch. Ich kann jetzt nichts Trauriges hören. Gewiß verstehen Sie mich." Und ich fügte hinzu: „Sie sind ja auch noch jung."

Gewiß verstand er mich. Meine Worte waren ja auch ein Geständnis gewesen.

Ich wollte jetzt nichts Trauriges hören; aber ich mußte seinen traurigen Blick sehen, denn — was sollte daraus werden, aus meiner ersten Liebe!

XI

Von der Seealp

Was daraus werden soll?

Ich weiß es nicht und will es nicht wissen. Einstweilen denke ich nur an eines: wie ich sie wiedersehen soll? Es ist das einzige, woran zu denken ich im stande bin.

Gar nicht genug bestaunen kann ich, wie plötzlich alles verändert ist, in mir und um mich. Die ganze Welt ist verändert. Verändert ist selbst die Natur. Sie hat Seele bekommen. Ueber dem melancholischen Alpsee, den wilden Felswänden, den winterlichen Schneefeldern liegt der Hauch des Herrn, der mir die Liebe gab. Ich verstehe nicht mehr, wie ich mich gleich einem Verbrecher fühlen konnte, einer Empfindung willen, die der Pulsschlag der Menschheit ist, so machtvoll und himmelanziehend, daß sie diese aus dunkeln Tiefen auf leuchtende Alpengipfel hebt. Und daß meine Empfindung sogleich Ausdruck annahm, daß ich Judika küßte . . . Ich wäre ja zum Uebelthäter an meinem eignen Glück geworden, wenn ich sie nicht geküßt hätte.

Durch derartige und ähnliche Betrachtungen versuchte ich mein Gewissen zum Schweigen zu bringen, wenn es mir vorwarf, ich hätte freventlich den Frieden des holden Kindes gestört, dessen bisheriges Leben die heilige Ruhe eines Klosters gewesen.

Ich hörte erzählen: Sonntagskinder verständen die Sprache der Vögel und der Natur — ein junger Mensch, der zum ersten Male verliebt ist, versteht sie auch. Wenn ich jetzt am Seegestade im Grase liege, so vernehme ich in dem leisen, leisen Anrauschen der Wellen ganz deutlich den Namen Judikas; der Bergfink, der über mir hinfliegt, singt von meinem Liebesglück, die Käfer, die die Kelche des gelben Biensaugs umschwirren, summen von meiner Sehnsucht, und der Wind weht mir zärtliche Seufzer zu. Ich befinde mich in einem Traumzustand und fürchte beständig, von einer lauten Stimme angerufen und aufgeweckt zu werden.

Dabei trage ich ein heftiges Verlangen, meine Umgebung zufrieden und glücklich zu machen. Nun kann ich unmöglich meinen Kammerdienern und den Lakaien um den Hals fallen. Also

mache ich diesen unterthänigen Kreaturen Geschenke und erlebe wieder einmal eine arge Enttäuschung: sie sind viel zu gut dressiert, stecken viel zu sehr voller Ehrfurcht, um in meiner Gegenwart auch nur ein mattes Lächeln von Freude zu wagen.

Mit dem Tonei und dem Michei gelang es mir besser. Einige Goldstücke brachten sie vor Vergnügen außer sich. Sie machten die ausschweifendsten Pläne, was sie mit ihren Reichtümern erwerben wollten. Vor allem jeder ein neues Gewand nebst neuem Hut und neuem Gamsbart. Und Tabak und... Mich wundert nur, daß sie nicht an einen ganzen Bauernhof denken.

Nun bleiben für mich noch der Loisl und Graf Gebhardt zum Beglücken übrig. Das ist gleich wieder schwieriger.

Da ich jung und verliebt bin, und da der Loisl jung und verliebt ist, so verfiel ich zuerst auf den Gedanken: Verhilf ihm zu seinem Glück! Sein Glück wird sein, wenn er sein Mädchen heiraten und seine kranke Mutter zu sich nehmen kann. Ich sprach darüber mit Graf Gebhardt.

„Sie erzählten mir noch immer nichts von Ihrem Besuche bei der Mutter unsers Loisl. Kann ich der Frau helfen?"

Den letzten Satz fügte ich schnell hinzu, um einen längeren Bericht zu verhindern. Das Leben jener Frau sollte ja wohl ein Stück Menschenelend sein, davon ich in meinem jungen Glücke noch immer nichts hören mochte.

Da der Graf nicht gleich antwortete, wiederholte ich meine Frage:

„Glauben Sie, daß ich der Frau helfen kann?"

„In welcher Weise sollten Königliche Hoheit helfen können?"

„Ich bitte um Ihren Rat."

„Die Frau hatte ein Schicksal, das stärker war als ihr Geist, der zermalmt wurde."

„Sie ist doch nicht..."

„Ganz recht: Sie ist halb von Sinnen."

„Eines treulosen Liebhabers willen?"

„Ja."

„Eine Bauerndirne verliert um dergleichen Dinge ihren Verstand?"

„Diese verlor ihn."

Der Graf machte ein Gesicht und sprach in einer Weise, als verfolge er einen bestimmten Zweck, der mich betraf. Mir schien es, als wollte das Gespräch zu einer Warnung für mich werden. Warnung wovor? Daß nicht durch meine Schuld ein junges, zärtliches Weib um den Verstand gebracht werde?

Um etwas zu sagen, äußerte ich:

„Loisl kennt seinen Vater nicht. Er behauptet, es sei ein vornehmer Herr gewesen, sucht ihn und scheint an ihm Rache nehmen zu wollen. Es ist wohl nur eine Phantasie des leidenschaftlichen jungen Menschen, davon man ihn abbringen sollte. Ich möchte ihm zu einer Försterstelle verhelfen, damit er seinen Schatz heiraten kann."

„Die Försterstelle würde ihm leicht zu verschaffen sein, da er sicher auf Protektion zählen darf."

„Warum ist das so sicher?... Sie haben etwas auf dem Herzen. Sollten Sie es mir nicht sagen wollen?"

„Ich frage mich, ob ich es sagen darf."

„Thäten Sie unrecht, mir's zu sagen?"

„Darüber suche ich mir klar zu werden."

„Lassen Sie mich Ihnen helfen... Vielleicht hoffen Sie, indem Sie sprechen, mich vor etwas Unheilvollem bewahren zu können?"

„Ich würde es in der That hoffen."

„Da Sie mein Freund sind, es also gut mit mir meinen, so werden Sie sprechen. Allerdings verstehe ich nicht, was mein prächtiger Loisl und dessen arme, halbtolle Mutter mit mir Gemeinsames haben könnte."

„Seine Mutter soll einstmals weit und breit das schönste Mädchen gewesen sein."

„So hörte ich."

„Ein hoher Herr sah sie."

„Ein hoher Herr?"

„Ja."

„Also kennt man den Verführer des Mädchens?"

„Es ist ein öffentliches Geheimnis."

„Nur der eigne Sohn kennt den Mann nicht?"

„Die Leute wagen nicht, zum Loisl von ihm zu reden."

„Sie wagen nicht?"

Und plötzlich kam mir ein qualvoller Gedanke...

Als Kronprinz hatte mein Vater häufig in diesen schönen Gegenden verweilt. Die Seealp galt für seinen Lieblingsaufenthalt. Er war damals jung und Kronprinz! Was er begehrte, konnte er besitzen; wenigstens wenn das Begehrte ein Weib war. Warum sollte er nicht „das schönste Mädchen weit und breit" begehrt haben? Nur hatte dann keine Verführung stattgefunden, sondern einfach das Besitzergreifen eines Eigentums. So würde der Kronprinz gedacht haben.

Ich durfte meine Empfindungen nicht aussprechen, denn an die geheiligte Person eines Monarchen darf nichts rühren; auch dann nicht, wenn es etwas Menschlichem, ach, nur allzu Menschlichem gilt. Aber daß es dem armen Dinge gleich den Verstand kosten mußte!

Graf Gebhardt sprach jetzt:

„Das Mädchen hielt ihren Liebhaber für einen Jäger des Kronprinzen, der die Seealp bewohnte. Es war ein stolzes Geschöpf, das sich — so sagt man — selbst dem Thronfolger nicht ergeben hätte. Sie hauste mit einem Hüterbuben auf der Weiß-Kaiser-Alp, derselben Alp, wo jetzt Loisls Schatz Sennerin ist. Sie kam aus ihrer Einsamkeit niemals herab, konnte daher in dem Glauben erhalten bleiben, die Braut eines jungen Menschen zu sein, der sie nächstes Jahr heiraten wollte. Gleich nach den Gemsjagden reiste der Kronprinz mit seinem Gefolge ab, und der Liebste des schönen Mädchens ließ nichts mehr von sich hören. Da die Betrogene den Namen des Treulosen wußte, so schrieb sie ihm, wie es um sie stand, und daß er sein heiliges Versprechen halten

müßte; sonst ginge sie ins Wasser. Ihr Brief kam zurück mit dem Bemerken: „Adressat unbekannt“. Da machte sie sich mitten im Winter auf und ging zu Fuß nach der Hauptstadt. Zu Tode erschöpft langte sie an, begab sich in das königliche Schloß und fragte nach dem Leibjäger Matthias Klinger. Einen solchen gab es jedoch nicht. Da ging sie still hinaus, stand auf der Straße und sah einen Wagen in den Schloßhof fahren. In dem Wagen saßen zwei Herren, von denen der eine jener Matthias Klinger war, den es nicht geben sollte. Alle Leute blieben grüßend stehen, und die Wache trat ins Gewehr. Nach einer Weile ging das Mädchen wieder ins Schloß und sagte zu denen, die sie nicht hineinlassen wollten: „Mein Schatz, der Matthias, ist im Schlosse, und ich will jetzt zu ihm; denn ich gehöre zu ihm.“

„Man mußte die ‚Verrückte‘ mit Gewalt fortschaffen und in ihre Heimat zurückbringen. Bei der Geburt ihres Kindes wurde sie dann, was sie sein sollte, ‚verrückt‘. Sie bekam durch hohe Protektion eine Pension, die sie vor Elend schützte; wenigstens vor solchem Elend, das Hunger und Mangel war.“

Mit keinem Worte hatte der Graf bei seiner Erzählung an die Person gerührt, an die nicht gerührt werden durfte. Der Verführer konnte in der Umgebung des Kronprinzen gesucht werden; es konnte der Kavalier sein, der mit dem Kronprinzen im Wagen saß.

*

Schrieb ich eigentlich auf, daß das blasse Kind Augen hat von der Farbe der Gentianen, jener großen, die im Frühling blühen und die von solchem tiefen Blau sind, daß sie fast schwarz erscheinen? Und zu den gentianenblauen Augen lange, dunkle, seidige Wimpern.

Auf ihre gentianenblauen Augen hätte ich sie küssen sollen, statt auf ihre nelkenroten Lippen. Die Sünde wäre immer groß gewesen. Aber so, wie ich sie verübte, war sie schöner.

Ich wünsche meinen Bruder her.

Für einen Mann, der ausersehen ist, Herrscher eines großen Reiches zu werden, muß diese köstliche Einsamkeit ein erhabener Lehrmeister sein. Sie macht stark, fest — einsam. Und einsam soll der Mensch unter Kronen wandeln. Wäre meiner Epigonenstirn die Felsenbürde einer Krone bestimmt, so würde ich mich vorerst hierher flüchten. Und in dieser Alpenklause würde ich mich für meinen hohen Beruf vorbereiten, wie im Seminar der angehende Diener Gottes für das Priestertum.

Welches sind wohl die feierlichsten Vorbereitungen eines Fürsten für den Thron?

Sein Herz fest zu machen in dem Glauben an sich selbst. Denn nur an den, der den Glauben an sich selbst hat, können andre glauben. Und an den Herrscher muß ein ganzes Volk glauben.

*

In meinem Verkehr mit Loisl fühle ich mich jetzt stark befangen. Ich muß beständig an die „Protektion“ denken, durch die seine Mutter eine Pension erhielt und durch die er selbst sehr schnell königlicher Förster werden könnte. Wenn man mir in seiner Gegenwart die Ehrfurcht erweist, die meiner Stellung nun einmal gebührt, so — schäme ich mich. Da steht es geschrieben, und geschrieben soll es bleiben. Ich leide also beständig in seiner Gegenwart.

Am schlimmsten ist, daß er mir Dienste thun muß und ich ihn ihrer nicht entheben darf, da ich sein Bleiben bei mir nun einmal erzwang. Und seine Entlassung bewirken, so plötzlich, ohne jeden äußeren Grund — ich wage es nicht.

Wie freut mich jetzt sein stolzes, fast trotziges, fast feindseliges Wesen. Es ist gerade, als wüßte er, wem er dienen muß. Ich kann jedoch ruhig sein. Wüßte er's, er hackte sich lieber die Hand ab, als mir Dienste zu thun. Daß er mir dient, gilt mir als sicherster Beweis seiner vollkommenen Ahnungslosigkeit.

*

Etwas andres plagt mich von neuem. Ich stehe in dem Alter, in dem seinerzeit der Kronprinz mit der Sentimentalen bekannt gemacht wurde. Wenn ich aus der Einsamkeit der Alpen in die Residenz zurückkehre, so wird mir vielleicht gleich am ersten Tage durch ein Titl. Oberhofmarschallamt Aehnliches zugemutet. Vielleicht darf ich die Dame vorher besichtigen; vielleicht auch nicht. Oder sollte es keiner hohen und höchsten Charge aufgetragen werden, auch für mich vorzusorgen? Um so besser!

XII

Graf Gebhardt muß jeden dritten Tag über mich Bericht erstatten: jeden dritten Tag läuft allerhöchsten Orts ein Protokoll über mich ein. Da der König „unpäßlich“ ist, so wird das Schriftstück vermutlich nur im Kabinett Seiner Majestät gelesen und begutachtet; denn ich glaube kaum, daß meine Mutter davon erfährt. Jede Woche schreibe ich — nicht meiner Mutter, sondern der Königin; und jede Woche erhalte ich von Ihrer Majestät ein huldreiches Handschreiben.

Ob wohl der Graf über den Tag bei Fräulein Fritz auch berichtete? Und in welcher Weise? Sicher in möglichst schonender Art.

Ob er Judikas erwähnte?

Vielleicht mußte er das seinen Instruktionen zufolge, und er darf in seiner Freundschaft für mich seine Pflicht nicht verletzen. Ich wurde ihm anvertraut, er hat für mich Rechenschaft abzulegen, kann meinetwillen zur Verantwortung gezogen werden.

Aber — ob er wohl des blassen holden Kindes erwähnte? Und wenn, was wird man ihm allerhöchsten Orts darauf antworten, welche Instruktionen wird man ihm dafür zugehen lassen?

Instruktionen für die ersten Regungen meiner sehnsüchtigen zwanzigjährigen Seele.

*



Pfänd

Nach dem Gemäld



...rspiel
... von Hermann Koch

Heute kam es zwischen mir und dem Grafen zur Aussprache. Da erfuhr ich's denn. Jeder Nerv in mir zitterte.

Mein ganzer Mensch ist Aufruhr und Empörung. Schlimmer! Er ist voller Todestraurigkeit.

Ich gäbe etwas darum, könnte ich nur Empörung fühlen, müßte ich nicht auch zugleich traurig sein.

Ich faßte mir heute ein Herz, den Grafen wegen des kleinen Festes zu befragen, das ich dem guten Fräulein Fritz und Judika auf der Seealp geben möchte. Ich wollte alle Leute vom Alphof laden lassen und hatte mir einen Almtanz mit ländlichen Spielen ausgedacht, bei denen für die Gewandtesten und Stärksten Preise zur Verteilung kommen sollten. Ich erkundigte mich bei meinem Kavalier: ob ich die harmlose kleine Festlichkeit veranstalten dürfe, ohne daß er nötig hätte, dafür zuerst die Genehmigung einzuholen. Wohlverstanden die Genehmigung des Königlichen Kabinetts und nicht meines Vaters.

Der Graf schien befangen. Da fragte ich ihn geradezu: „Sie erstatteten über unsern Ausflug Bericht?"

„Ja."

„Und Sie erhielten einen Verweis?"

„Man fand das Mahl mit dem Gesinde höchst unschicklich."

„Erkundigte man sich eingehend nach der Persönlichkeit des Fräulein Fritz?"

„Allerdings."

„Und findet man auch den Verkehr mit ihr im höchsten Grade unpassend für mich?"

„Er wird Königliche Hoheit gestattet."

„Dank Ihrem Berichte?"

„Dank dem Charakter des Fräuleins."

Fort und fort hatte ich den Namen Judikas auf den Lippen, scheute mich jedoch beständig, ihn auszusprechen. Um wenigstens bei dem Thema bleiben zu können, behauptete ich: „Ich kann nicht einsehen, weshalb es unpassend sein soll, mit Leuten aus dem Volke an einem Tische zu sitzen."

Der Graf antwortete nicht. In meiner Erregung rief ich: „Fürchtet man vielleicht, ich wollte mich populär machen?"

„Man fürchtet nicht, Königliche Hoheit wollten sich populär machen; aber man fürchtet, Königliche Hoheit könnten populär werden."

„Wer fürchtet, warum fürchtet man? Was kann daran liegen, ob das Volk mich etwas kennen und lieben lernt? Jedenfalls will ich das Volk nach Möglichkeit kennen und lieben lernen. Ich habe ja doch keine Ahnung von der Volksseele, die schließlich die Menschenseele ist: die unverfälschte, reine, göttliche Seele der Menschheit."

Nach einer Pause fügte ich mit größerer Mäßigung hinzu: „Berichten Sie, ich bestünde darauf, den Leuten vom Alphof das kleine Fest zu geben. Sollte es mir abgeschlagen werden, so würde ich darum direkt den König angehen."

Der Graf verneigte sich stumm. Ich hatte mich glücklich in eine solche Aufregung hineingedacht und geredet, daß ich jetzt auch von dem, was meine Seele zum Ueberströmen füllte, sprechen konnte: „Was wurde Ihnen betreffs der Nichte für mich vorgeschrieben? ... Ich sehe Ihnen an, daß Sie eine Vorschrift erhielten, und verlange von Ihnen, sie mir mitzuteilen. Doch stelle ich meine Forderung dem Freunde; nur diesem."

Ich merkte, wie schwer es ihm ward, mir zu antworten: „Ich mußte allerdings auch der Nichte erwähnen."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Sie meldeten, daß Fräulein Judika starken Eindruck auf mich machte?"

„Ja."

„Und daß sie reizend ist?"

„Reizend und von himmlischer Unschuld."

„Ich finde sie anbetungswürdig wie ein Heiligenbild. Schade, daß Sie ihre Meldung nicht in diesen oder ähnlichen Worten thaten."

„Man wird mich richtig verstanden haben."

„Und welche Instruktion erhielten Sie — wenn Sie mir das mitteilen dürfen?"

„Ja."

„Es fällt Ihnen schwer?"

„Das kann ich nicht leugnen."

„Der Nichte wegen wird nicht gewünscht, daß ich meinen Besuch auf Alphof wiederhole?"

„Es wird im Gegenteil dringend gewünscht."

„Dringend gewünscht?"

„Gerade der Nichte wegen."

„Ich verstehe nicht ..."

„Hoffentlich nicht."

Erst nach diesem Ausrufe dämmerte mir ein Verständnis. Aber nein, auch dann noch nicht gleich. Was mir durch den Sinn fuhr, konnte ja nicht sein. Es konnte nicht! Graf Gebhardt hatte ja berichtet, welchen Eindruck das junge Mädchen auf mich gemacht hatte: den von himmlischer Unschuld! Von Unschuld! Ich schämte mich, derartiges gedacht zu haben, wenn auch nur für eines Augenblicks Dauer. Also wiederholte ich: „Ich verstehe Sie wirklich nicht. Was meinen Sie nur? Und was meinen Sie damit, daß ich Sie ‚hoffentlich' nicht verstünde?"

Zum ersten Male nahm ich auf seinem klassisch schönen, aber vollkommen regungslosen Gesicht eine Spur von Erregung wahr — nur eine Spur! Aber ich hätte selbst ein derartiges Aufleuchten einer starken Empfindung in seinen Mienen für unmöglich gehalten. Er ward blaß, als er sagte: „Das Verständnis wird für Königliche Hoheit schmerzlich sein; ich kann es jedoch nicht verhindern. Auch mag es Ihnen zum Nutzen gereichen."

„Wenn ich möglichst frühzeitig erkenne, daß die Welt voller Schmutz ist?"

Ich fühlte, wie ich mit zuckenden Lippen sprach. Mir wurde erwidert: „Jetzt haben Königliche Hoheit verstanden."

Ich mußte es jedoch mit eignen Ohren hören, um es glauben zu können, und rief daher:

„An betreffender Stelle war für mich eine Wahl getroffen und diese fiel auf das junge reizende Mädchen voll himmlischer Unschuld? . . . Antworten Sie doch, sagen Sie doch: ‚Ja, es ist so.‘“

„Es ist so.“

„Und man glaubt an betreffender Stelle, daß ich nur meinen Arm auszustrecken und zu nehmen brauchte — nur so gnädig sein, zu nehmen —, und die himmlische Unschuld selbst würde mir in meine königlichen Arme sinken? So glaubt man?“

Erst jetzt fiel mir ein, daß es einen Augenblick gab, an dem ich selbst dasselbe geglaubt — Gott verzeih' mir die Sünde! Die Erkenntnis meiner eignen unwürdigen Denkungsweise — und das gerade in diesem Augenblick! — brachte mich vollends außer mir. Ich kehrte indessen meinen Zorn nur gegen jene.

„Also weder Schauspiel, noch Oper, oder Ballett; sondern das sittsame Bürgermädchen, das kindlich junge, blütenhaft zarte, engelreine Geschöpf. Gut gewählt! Mit ganz besondrer Sorgfalt gewählt, mit Liebe! Und sie meinen, ich würde ihre Wahl annehmen? Gleich so ohne weiteres annehmen!“

Der Graf betrachtete mich schweigend; ich rief:

„Ich erachte die Meinung, die sie über mich haben und in solcher Weise zum Ausdruck bringen, einer Beleidigung gleich. Melden Sie es an betreffender Stelle.“

„Soll ich melden, Königliche Hoheit wollten das junge Mädchen nicht wiedersehen?“

„Nicht wiedersehen? Ich sollte Judika nicht wiedersehen wollen? Was fällt Ihnen ein? Gerade jetzt werde ich sie wiedersehen, und zwar so oft ich nur kann.“

Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Graf mich ansah. Selbst in meiner leidenschaftlichen Erregung fiel er mir auf. Doch zu denken gab mir sein Blick erst später, viel später.

Ich bat ihn:

„Sie werden mir helfen, Judika möglichst oft wiederzusehen. Denn jetzt gilt es zu zeigen, daß ich mit meiner Empörung recht habe. Es gilt, zu zeigen, daß ich von mir selbst eine bessere Meinung besitze, daß ich Ehrfurcht hege vor der Unschuld und lieben kann, ohne gleich begehren, gleich besitzen zu müssen.“

„Königliche Hoheit . . .“

„Nun ja, ja, ja — ich liebe das süße Geschöpf! Sie hören mein Bekenntnis.“

Mit leiser Stimme wurde ich gefragt:

„Was soll daraus werden?“

„Kein Unrecht! Das gelobe ich Ihnen — das gelobe ich mir selbst.“

Laut und stark klang meine Erwiderung.

*

Kein Unrecht soll daraus werden. Das habe ich gelobt. Etwas andres kann jedoch daraus entstehen, etwas, worüber ich keine Gewalt besitze, das ich durch keinen Schwur zu hindern vermag. Es kann ein Unglück daraus werden. Ich werde Judika wiedersehen, werde aber nie wieder ihre Lippen berühren, nie meine Arme nach ihr ausstrecken. Ich werde sie lieben, und werde unglücklich sein. Aber wenn ich nur nicht unglücklich mache.

*

Gebhardt erstattete Bericht. Was er schrieb, weiß ich nicht. Ich will es auch nicht wissen.

Morgen besuchen wir wieder Fräulein Fritz. Vielleicht komme ich das letzte Mal hinüber; denn vielleicht befiehlt man mir meine baldige, meine sofortige Abreise.

Jedenfalls werde ich vorher auf der Seealp das kleine Fest geben. Es wird wohl ein Abschiedsfest sein. Ich werde dabei auch noch von andern als dem prächtigen Fräulein Fritz und dem blassen Kinde mit den heiligen Augen Abschied nehmen müssen.

Sei es drum.

*

Judika liebt mich.

*

Während einiger Tage konnte ich nichts aufzeichnen. Jeden Augenblick befürchtete ich die Ankunft eines Schreibens, das mich von hier abruft und dem ich gehorchen muß.

Jetzt fort zu müssen, da ich weiß, daß Judika mich liebt . . . Ich dachte immer nur an mich selbst, immer nur daran, daß ich liebe, daß ich entsagen muß, ich unglücklich sein werde. Da sie mich jedoch wieder liebt, so handelt es sich gar nicht mehr um mich.

Wunderlich, daß mir der Gedanke an ihre Liebe nie kam; auch dann nicht, wenn ich des königlichen Prinzen, von dem sie geliebt wird, gedachte. Ich vermochte mir wohl in einem Augenblick der Verzauberung ihren Besitz auszumalen, aber die Vorstellung ihrer Liebe war für mich über alle Vorstellung. Das ist ja eben das Trostlose bei unsereinem: wir müssen uns beständig in solch hohem Grade als königlicher Prinz fühlen, daß der Mensch für uns gar nicht in Betracht kommen darf, schließlich auch gar nicht in Betracht kommt. Wie sollen wir da wohl bei all unserm höchsten Bewußtsein zu der Ueberzeugung gelangen, als Mensch geliebt zu werden?

Judika liebt mich!

Sie gestand es mir nicht, aber ich weiß, ich fühle es. Ich werde von dem süßen Mädchen so heiß geliebt, daß es mit tausend Freuden sein Leben für mich geben würde.

Welche tolle Phantasie! Inmitten meines Liebesglücks — denn noch bin ich glücklich — für die Stärke ihrer Liebe das Bild eines Opfertodes zu brauchen.

*

Auch heute kein Bote, keine Ordre zum Aufbruch. Wenn ich bleiben dürfte? Den Rest des Sommers, den ganzen Herbst über, bis tief in den Winter hinein . . . Mich dünkt, nur in dieser Felsenenge kann ich frei Atem holen, nur unter diesen Alpengipfeln die Welt schön, das Leben

lebenswert finden. Jeden Tag bestaune ich die Weisheit der Vorsehung, die mich nicht meines Vaters ältesten Sohn werden ließ. Allerdings that sie ihr gutes Werk an mir nur zur Hälfte und weniger als zur Hälfte. Nicht einmal in dem Schatten eines Thrones hätte ich geboren werden dürfen, der Nacht königlichen Purpurs müßte ich weit entrückt sein, der Glanz eines freien Menschendaseins — und wäre dieses auch noch so klein geartet — müßte mich umstrahlen. Die göttliche Weisheit, die über uns walten soll, begeht an uns ein Verbrechen, wenn sie uns Willenlosen Lebensbedingungen aufzwingt, die wider unsre Natur sind. Ich aber habe die Natur eines gewöhnlichen Erdenmenschen und nicht die eines Königssohns.

Doch nun will ich aufschreiben, wie ich zu der Erkenntnis von Judikas Liebe gelangte. Es geschah auf die einfachste und zugleich holdeste Weise von der Welt.

Als wir dieses Mal — nur Graf Gebhardt und ich — auf dem Alphof ankamen, war dieser wie ausgestorben. Voll Feiertagsruhe lagen Haus und Stallungen im grellen Sonnenlicht des heißen Tages. Nicht einmal der Hofhund ließ sich sehen. Das gackernde Federvieh und die Schwalben, die mit buntem Gezwitscher hin und her schossen, schienen ringsum die einzigen lebenden Wesen zu sein. Es war wie ein Mittagszauber.

Wir riefen. Niemand gab Antwort. Wir gingen ins Haus, dessen Thür weit offen stand. Kein Mensch befand sich drinnen. Ich würde mich nicht gewundert haben, wenn seit meinem letzten Besuche die roten Nelken um das Christusbild alle vier Wände umrankt, das ganze Zimmer mit hellem Pupurglanz gefüllt hätten und ich inmitten der Nelkenblüte, von dieser umsponnen, ein schlafendes Mägdlein gefunden. Aber küssen durfte ich es nicht zum zweiten Male.

Endlich stießen wir in einer Kammer auf ein altes Weiblein, das uns zurechtwies:

„Sie schneiden auf dem Priesteracker den Weizen. Die Bäuerin und die Jungfer sind auch dabei. Da es weit hinaus ist, kochen sie das Mittagessen lieber gleich draußen."

Nun erinnerten wir uns, von Fräulein Fritz gehört zu haben: sie besäße nicht nur den höchsten Hof, sondern auch den höchsten Weizenacker im Lande. Allerdings läge dieser in solcher Entfernung, daß man das Getreide nicht einfahren könne und es gleich an Ort und Stelle dreschen müsse. Weil früher das schöne Feld — wie alles ringsum — Klostergut gewesen sei, so werde es vom Volk immer noch Priesteracker genannt. Es sei jedenfalls ein gesegnetes Stück Erde.

Die Alte mußte uns den Weg zeigen, und wir gingen sogleich weiter.

Mir that's leid, daß wir es so trafen. Ich hatte gehofft, wir würden gerade zur Mittagszeit anlangen, und mir unterwegs ausgemalt, wie wir eintraten, als sie bereits zu Tische saßen, und wie ich meinen Platz neben Fräulein Fritz einnahm: gegenüber dem Christusbilde — gegenüber der Geliebten.

Ob sie sich freuen oder ob sie erschrecken würde? Vergeben hatte sie mir ja doch.

Gewiß wußte sie, daß ich ihretwillen kam! Wenn sie auch gewußt hätte, was inzwischen allerhöchsten Orts über sie und mich bestimmt worden war. Mir stockte der Atem bei dem Gedanken, was das Kind dabei hätte fühlen müssen. Aber — es wäre ja gar nicht im stande gewesen, die königliche Kabinettsverfügung über seine holdselige Person überhaupt zu begreifen.

Es kostete noch einen tüchtigen Marsch, ehe durch die schwarzen Tannen das Weizenfeld vor uns aufleuchtete. Der wachsame Hofhund, der seiner Herrin gefolgt war, meldete die Ankunft der Fremden. Man erkannte uns, und Schnitter und Schnitterinnen hoben ein Jauchzen an, daß es ein Getöse ward. Zum Glück befand sich in der Nähe kein Titl. Oberhofmarschallamt, das in der lärmenden Begrüßung meiner Person sicher sofort für Staat Dänemark eine Gefahr gewittert hätte. Denn die Freude der Leute — Mägde und Knechte — schmeckte bedenklich nach Popularität, die außer für den König nur für die Thronfolger existieren durfte und die für mich nun einmal von Staats wegen verpönt war.

Ich hörte den Jubel, freute mich auch wohl darüber, hatte jedoch nur Augen für die kleine feine Mädchengestalt in dem düsteren Trauerkleide.

Sie stand etwas abseits inmitten einer Fülle goldiger Garben, hatte einen breiten schwarzen Strohhut auf, und in der Hand blitzte eine blanke Sichel, was der Zarten etwas Heroisches gab, als schwänge sie eine scharfe Waffe.

Ich merkte wohl, daß sie bei meinem Anblick zusammenfuhr. Also erschrak sie. Dann stand sie regungslos und schien über etwas unentschlossen zu sein. Plötzlich lief sie geradeswegs auf mich zu, wie ein Elflein durch die hoch aufgeschichteten Garben schlüpfend. Der glühende Tag und die Erntearbeit hatten ihr sonst so bleiches Gesichtchen gerötet; aber was aus ihren Augen mich anstrahlte, war die helle, heiße Freude des Wiedersehens.

Mein erster Gedanke war:

‚Sie freut sich, dich zu sehen. Das ist ja recht schön. Aber schöner wär's, wenn sie nicht so freimütig, nicht so offenkundig sich freute. Wärst du ihr von Herzen lieb, würde sie ihre Freude weniger vor allen Leuten sehen lassen.'

Und — man stelle sich vor — ihre Freude, die sie so lieblich und zugleich so unschuldig zeigte, enttäuschte mich. Ich fühlte mich plötzlich traurig, ganz unglücklich . . .

Da stand sie vor mir; und dann — ja, und dann las ich in ihren Augen, daß sie fort und fort an mich gedacht hatte — wie ich an sie, daß sie fort und fort nach mir sich gesehnt hatte, wie ich mich nach ihr; daß sie mich liebte wie ich sie.

*

Inmitten des goldigen Himmelssegens, der den Menschen das heilige Brot giebt, standen wir

und blickten einander in die Augen, an nichts denkend, als daß wir uns wiedersahen. Wie im Traume vernahm ich das Jauchzen der Schnitter. Der Himmel mag wissen, wie es geworden wäre, hätte ich nicht plötzlich dicht hinter mir Gebhardts Stimme gehört:

„Hier kommt Fräulein Fritz!"

Aus seinem Tone erkannte ich, daß er wußte, was geschehen war, und daß er uns armen Kindern unser kurzes Glück nicht zerstören würde. Es war ja doch nur ein Sommertagstraum.

So riß ich mich denn los von den lieben gentianenblauen Augen, die mir das himmlische Geheimnis verraten hatten, wandte mich mit Anstrengung ab, nickte dem Freunde zu und dankte leise. Dann ging ich Fräulein Fritz entgegen, das mir schon von weitem zurief:

„Herzlichst willkommen! Wir glaubten schon, Königliche Hoheit hätten den Alphof vergessen. Wie schön, daß Sie uns gerade in den Weizen fallen."

„Zwei hungrige Spatzen."

„Die Herren haben noch nicht zu Mittag gegessen? ... Aber Sie konnten ja gar nicht, da Sie uns zu Hause nicht fanden. Sie müssen halb tot sein vor Hunger, und wir haben bereits gegessen. Das ist ja schrecklich.

„Zu essen müssen Sie uns geben und zwar reichlich."

Das sagte ich lachend. Fräulein Fritz meinte bedenklich:

„Was ist da zu machen? Der Weizen ist nicht einmal gedroschen, geschweige denn gemahlen und zu Brot gebacken."

Aber Judika wußte, was zu machen sei. Sie hing sich an ihre Tante und flüsterte ihr etwas zu, wobei sie nach mir hinüber sah. Wenn ich ein ebensolch glückseliges Gesicht machte, so mußte Fräulein Fritz sogleich Bescheid wissen.

Aber die Gute war derartig mit unserm Hunger — der ihr riesengroß zu sein schien — und ihren Hausfrauennöten beschäftigt, daß sie unsre strahlenden Mienen nicht einmal bemerkte. Judikas kluge Ratschläge fanden indessen eine ziemlich kühle Aufnahme, und sie meinte:

„Forellen sind ja recht gut, und daß der Bach mit dem Fischbehälter keine fünf Minuten weit ist, trifft sich sehr glücklich. Was helfen uns aber die größten Forellen im Behälter, wenn dieser zugeschlossen ist und der Schlüssel zu Hause hängt."

„Hier ist er!"

Und Judika zeigte triumphierend den Schlüssel. Fräulein Fritz rief:

„Wie kommst du dazu, den Schlüssel mitzunehmen? Gerade heute! Hast du denn geahnt, daß wir heute auf unserm Weizenacker Gäste bekommen würden?"

Da gestand sie mit tiefem Erröten:

„Ich hatte den Schlüssel schon gestern mitgenommen. Man konnte ja doch nicht wissen ..."

Fräulein Fritz gab sich jedoch mit den Forellen nicht zufrieden:

„Das Vorgericht hätten wir, dank deinem merkwürdigen Ahnungsvermögen. Aber glaubst du, hungrige Männermagen mit Forellen satt machen zu können? Was geben wir ihnen nach den Fischen zu essen?"

„Eier mit Schinken."

„Woher nehmen, du Klugsprecherin?"

„Daher!"

Sie lief zu einem Wägelchen, darauf vom Alphof der Mittagsproviant und allerlei Geschirr zum Weizenacker geführt worden war, kramte ein weniges umher, brachte einen Korb zum Vorschein, den sie herunter nahm. Ich beeilte mich, an ihrer Seite und ihr behilflich zu sein.

In dem Korbe lag auf frischen Blättern in einem Kranze von Eiern ein prächtiger Schinken. Strahlend vor Freude erklärte mir Judika nur halblaut: „Er ward erst gestern gekocht. Und sehen Sie, er ist noch nicht einmal angeschnitten. Tante Fritz dachte gar nicht daran. Ganz heimlich nahm ich ihn mit."

Ich fragte flüsternd: „Ganz heimlich?"

„Nun ja. Ich wollte auch Tante Fritz überraschen, wenn Sie heute gerade zufällig gekommen wären. Sie würden gewiß schrecklich hungrig sein."

„Sie dachten daran?"

„Jeden Tag."

„Daß ich kommen könnte?"

„Sie kamen so lange nicht."

„Jetzt bin ich da!"

Und jetzt standen wir mit dem Korbe vor Tante Fritz, die ganz verblüfft dreinsah. Endlich sagte sie: „Das Kind hat richtig an die Eier gedacht ... Aber sie konnten ja zerbrechen!"

„Wenn sie schon gekocht sind?"

„Ja so, sie sind schon gekocht! ... Und davon sagte mir die Wabi kein Wort!"

„Da ich sie kochte ..."

„Du?"

„Heute früh."

„Aber Kind."

„Bist du böse?"

„Hättest du mir nur ein Wort gesagt."

„Von dem Schinken und den Eiern?"

„Sie werden gewiß steinhart sein! ... In deiner Klosterschule habt ihr armen Würmer ja nicht einmal Eiersieden gelernt."

„In siedendem Wasser sechs bis acht Minuten."

Tante Fritz rief klagend:

„Dachte ich's doch: steinhart!"

„Sie werden den Herren trotzdem schmecken ... Nicht böse sein, Tantchen!"

Damit warf sie sich Fräulein Fritz um den Hals und liebkoste sie so stürmisch, daß es mich bei dem Anblick heiß überlief. Das gute Fräulein Fritz blieb indessen bekümmert.

Ich fürchte, es waren weniger die hartgesottenen Eier als die plötzliche Erkenntnis, aus welchem Grunde sie überhaupt gekocht worden waren. Was unsre leuchtenden Blicke und unser strahlendes Lächeln nicht gethan, das hatten die

Eier, der Schinken und der Schlüssel zum Fischkasten vollbracht: sie hatten der erfahrenen Hausfrau unsre junge Liebe verraten.

„Die Forellen!“

Von dem Halse ihrer mütterlichen Freundin sich losreißend, rief es Judika, schwang triumphierend den Schlüssel, eilte wiederum zum Wagen, holte einen großen irdenen Topf, lief querfeldein davon, dem Tannenwalde zu, ohne darauf zu achten, ob ich ihr folgte. Natürlich folgte ich auch laufend und die Meinung der andern gänzlich mißachtend.

Oft genug hatte ich Forellen gegessen, vielmehr „gespeist“. Forelle war für mich ein Fisch wie Rheinsalm oder Steinbutte oder irgend ein andrer hoffähiger Wasserbewohner. Wie hätte ich daher je denken können, daß Forellen aus dem Fischkasten holen solche Lust, solche Glückseligkeit sei?

Atemlos erreichten wir den Bach, der sein silberhelles wildes Gewässer über buntem Gestein von hoch herab rauschen und schäumen ließ. In einer kleinen Bucht, wo die Welle über moosige Gründe ruhiger hinglitt, befand sich der mit einem Schlosse versehene geräumige Fischbehälter, dessen durchlöcherte Wände das Wasser ein und aus fließen ließen. Judika schloß auf, ich schlug den schweren Deckel zurück — ein Gewimmel von großen und kleinen bunt gefleckten Forellen schoß lustig durcheinander.

Geschäftig füllte Judika den Topf mit Wasser, stellte ihn neben den Behälter, und nun galt es, die flinken Dinger zu erwischen. Ein Netz hatten wir nicht, mußten also mit den Händen haschen, mußten uns, um das thun zu können, auf den Boden legen.

Umsichtig streifte Judika ihren Aermel auf, enthüllte den reizenden Arm und griff tapfer ins Wasser. Ich dagegen fuhr mir nichts dir nichts hinein, durchnäßte mich und wurde unbarmherzig ausgelacht. Jedenfalls verstand ich mich auf den Fischfang genau so wenig wie auf das Himbeerpflücken. Von Judika unterwiesen, machte ich es wie sie, und die Jagd begann auf die wie toll durcheinanderschießenden Fische.

„Wir müssen die mittelgroßen nehmen. Die ganz großen sehen prächtig aus, schmecken aber lange nicht so gut,“ belehrte mich Judika.

Also die mittelgroßen.

Erst sie haben!

Forellen fangen — selbst wenn sie als Gefangene bereits im Fischkasten stecken, ist nämlich durchaus nicht so leicht, wie man denkt. Jeden Augenblick hatte ich, genau wie beim Himbeerpflücken, statt eines bunten glatten Fischleibes des Kindes weißes kühles Händchen in der meinen. Ich bemühte mich ernstlich, Forellen zu fangen, erbeutete jedoch immer die Hand. Judika mahnte: „Sie dürfen nicht so hastig zugreifen. Wir wollen die Hände eine Weile ganz ruhig im Wasser halten, sie langsam einer Ecke nähern, wo die meisten Fische beisammen sind, dann aber geschwind zufahren und gleich fest, recht fest halten, damit sie uns nicht wieder entwischen.“

Jawohl! Ich that genau nach ihrem Gebote. Und was fing ich? Natürlich wiederum keinen Fisch, sondern wiederum ihre Hand, die ich — getreu nach ihrem Gebote — dieses Mal fest, recht fest hielt, damit sie mir nicht gleich entwischte.

Was soll ich sagen? Dieser Fischfang dauerte eine gute halbe Stunde. Nach dieser Zeit hatten wir jedoch glücklich sechs mittelgroße, prächtige Forellen im Topfe; drei Stück für den Mann! Ich war aber auch nicht wenig stolz.

Himbeerpflücken war doch um vieles leichter und schließlich um vieles ausgiebiger in Anbetracht, daß man eine süße rote Frucht auch von weichen roten Mädchenlippen stahl.

Selbstverständlich war keines von uns beiden imstande, unsrer zappelnden Jagdbeute den Garaus zu machen. Wir mußten sie also lebend ins Lager der Schnitter bringen, gelangten mit dem gefüllten Topfe, der gar vorsichtig getragen werden mußte, nur langsam weiter. Am Waldsaume begegnete uns der Graf, dem wiederum mein Blick dankte: gewiß hatte er die ganze halbe Stunde dort gestanden, um nicht mein Jagdglück zu stören. Er wunderte sich nicht einmal, daß es gar so lange dauerte, bereits gefangene Fische nochmals zu fangen.

XIII

Um so ungeduldiger erwartete uns Fräulein Fritz. Sie war mit ihren Vorbereitungen zu einem déjeuner champêtre längst fertig und begriff nicht, weshalb wir so lange ausblieben. Sie begriff es wohl nur darum nicht, weil sie den Grafen bei uns vermutete, hatte also mit ihrer Verwunderung vollkommen recht.

Unter einem alten hochstämmigen Ahorn am Rande des Weizenackers fanden wir ein prasselndes Feuer. Ein Feldkessel hing darüber. Bereits kochte das Wasser, darin die Forellen gesotten werden sollten. Judika flüsterte mir zu: „Ich brachte auch ein Fläschchen Essig mit. Tante Fritz hat es richtig gefunden, scheint aber gar nicht mehr böse zu sein.“

Nein, gar nicht mehr böse! Aber mir kam vor, als wäre sie gedankenvoll und bekümmert, recht tief bekümmert. Ich konnte ihr jedoch nicht helfen.

Ein Knecht mußte die Forellen töten. Sie wurden gereinigt, reichlich mit Essig übergossen und dann mitsamt dem Essig in das sprudelnde Salzwasser geworfen, darin sie sofort sich krümmten, und daraus sie nach wenigen Minuten im schönsten Blau wieder hervorgingen. Zum Fisch reichte Judika uns schwarzes Brot und goldgelbe Butter. Wir lagerten unter dem Ahorn, schauten durch die Zweige auf das reiche Aehrenfeld, wo wieder munter gearbeitet und zur Arbeit gesungen ward, plauderten mit Tante und Nichte, verzehrten die sechs Forellen, verzehrten einen guten Teil des hochroten Schinkens und der durchaus nicht zu

harten Eier, tranken dazu köstlich kühle Milch, empfanden den Glanz des Tages, die Schönheit der Welt und das Glück, mit guten Menschen zusammen zu sein.

Zusammen mit der Geliebten!

*

Alle diese thörichten Dinge schreibe ich so genau auf, weil sie wohl in diesen Blättern das einzige Heitere und Helle sein werden. Denn ich wüßte nicht, was ich an Sonne und Glück sonst noch erleben sollte? Es ist noch dazu eine Sonne so recht vom Himmel herab, ist volles, leuchtendes Menschenglück! Lese ich einstmals in diesen Aufzeichnungen und gelange zu der Geschichte meiner ersten Liebe, so will ich nicht hadern und grollen, sondern ich will mich freuen und danken, weil die himmlische Sonne auch mir strahlte, das Glück auch mir das Herz weit und groß machte. Und so fahre ich denn fort:

Alsdann schnitten wir miteinander Weizen. Wahr und wahrhaftig: auch ich schnitt mit Graf Gebhardt! Fräulein Fritz und Judika zeigten uns, wie wir mit der einen Hand die Aehren, mit der andern die Sichel fassen, wo wir die Halme durchschneiden sollten. Mägde und Knechte schauten zu, hatten an unserm Ungeschick ihre helle Freude und fühlten sich mit Recht als Meister auf Feld und Flur.

Zuletzt ging indessen die Arbeit sogar mir ganz leidlich von der Hand. Das Schönste aber war, daß Judika, deren Sichel ich hatte, neben mir herging, die abgeschnittenen Aehren mir abnahm, mit einem Halme zusammenband und meine Garben an einem besonderen Platz aufschichtete. Ich bekam aber doch eine große Lehre. Selbst Weizenschneiden will erst gelernt sein, und selbst Weizenschneiden kann müde machen.

Wunderhübsch war auch, als wir, Judika und ich, im Weizen ein Nest entdeckten. Fünf federlose, piepsende Junge lagen darin, und die Eltern flatterten in Todesangst über ihrer Brut, die sie bereits verloren gaben. Ich kannte die Vögel nicht; aber Judika sagte, es wären Grasmücken. Ich bat Fräulein Fritz, daß wir den Weizen rings um das Nest stehen lassen dürften, und freute mich, nun auch mein erstes Vogelnest gefunden und die armen Tierlein vor sicherem Untergang bewahrt zu haben. Als wir uns von der Stelle entfernt hatten, sahen wir zu, wie die Alten freudig zwitschernd niederflogen. So konnte auch ich einmal zu etwas gut sein.

Plötzlich aus heiterem Himmel ein Donnerschlag, ein Echo weckend, daß es dröhnte, als stürzten die Berge ein. Noch war der Himmel strahlend. Nur über dem Schneegipfel des Brandkopfes stand eine schwarze Wolkenwand gleich einer düsteren Warnung: vor dem Abend auch dem leuchtendsten Tag nicht zu trauen. Nicht einmal Fräulein Fritz hatte dem dunkeln Mahner Beachtung geschenkt. Jetzt trieb sie zum schleunigen Aufbruch.

„Das kommt schwer herauf. Da jedoch kein Wind weht, so ist uns vielleicht das Glück günstig, und wir erreichen noch trocken das Haus . . . Hurtig, Leute, kramt eure Sachen zusammen. Wir andern gehen sogleich. Aber Judika!“

Das Kind war nämlich hingelaufen und schleppte die von mir geschnittenen Garben zu dem Wagen, der bereits mit allerlei Geräte beladen war. Auch den Weizen legte sie dazu.

„Was thust du nur?“

„Es ist der Weizen, den der Prinz geschnitten hat.“

„Nun ja.“

„Der Weizen soll gedroschen werden. Du läßt ihn mahlen, und ich backe davon ein Brot. Das schicken wir dem König und der Königin, weil doch ihr Sohn den Weizen selber geschnitten hat. Oder meinst du, es schicke sich nicht?“

Fräulein Fritz gab keine Antwort. Sie hatte sich abgewendet und sah mich mit einem langen, stillen Blicke an, dessen Sprache ich nur zu gut verstand. Es war die angstvolle Sprache Gebhardts: ‚Was soll daraus werden? Du wirst das Kind unglücklich machen!‘ Und meine Augen antworteten: ‚Ich kann ihr nicht helfen — jetzt kann ich nicht mehr! Du siehst ja doch, daß es stärker ist als wir, und daß ich mir selber nicht helfen kann.‘

Laut sagte ich: „Lassen Sie Ihre Nichte gewähren.“ Und mit gedämpfter Stimme fügte ich hinzu: „Wir reden später darüber.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte ich zu Judika und verließ mit ihr das Weizenfeld. Gebhardt würde mit Fräulein Fritz schon nachkommen.

Um nicht naß zu werden, liefen wir, bis wir außer Atem waren. Als ob es uns etwas ausgemacht hätte, wäre über uns der Himmel eingestürzt — wenn wir nur beisammen blieben! Es war indessen herrlich, daß das drohende Gewitter uns einen Vorwand gab, laufen zu können: sonst hätten wir doch wohl mit den beiden andern gehen müssen.

Da wir weit genug voraus waren, ging ich jetzt langsam; und damit Judika nicht zu sehr eilte, faßte ich sie bei der Hand. Hand in Hand setzten wir unsern Weg fort.

In düsterer Majestät, gleich einem Herrn des Himmels und der Erde, zog das Gewitter herauf, allen strahlenden Glanz tötend, die Sonne auslöschend, ringsum Finsternis und Schrecken verbreitend. Wir schritten gerade auf das schwarze, gewaltige Gewölk zu, als wollten wir mit unsrer Liebe, für die es auf der Welt keinen Platz gab, in seine Vernichtung flüchten. Immer noch zuckten die Blitze in der Ferne, und wir konnten viele Sekunden zählen, bis der Donner zu rollen und zu grollen begann.

Eine totenhafte Ruhe herrschte. Es war, als hielte die Natur vor banger Erwartung den Atem an. Auch wir schwiegen.

Jetzt brach das Unwetter los. Ein Ton ging durch die Lüfte wie ein erstickter Seufzer, wie ein Stöhnen und Aechzen. Und jetzt — ein Sausen

und Brausen dumpf und fern, schnell sich nähernd und lauter werdend, anschwellend zum Sturm. Die Blätter rauschten, die Zweige schwankten, die Wipfel regten sich.

Jetzt Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag!

Eine schreckliche Herrlichkeit war's.

Gerade über uns zuckten die himmlischen Flammen; dicht neben uns fuhren sie nieder. Eine blaue Lohe durchleuchtete die Dunkelheit. Der Donner knatterte und krachte, als bekämpften sich Dämonenscharen.

Hand in Hand schritten wir wie ein Paar junger Götter unter Blitz und Donner dahin. Wir kamen über eine Wiese, die dicht voll weißer Blumen stand und die im zuckenden Glanze der Blitze einer Geisterflur glich. Mitten auf der weiten Rasenfläche stand eine Riesentanne, in einer Einsamkeit wie ein stolzer Mensch. Ich hatte gehört, daß solch hoher alleinstehender Baum den Blitz anziehe und daß es gefährlich sei, bei einem heftigen Gewitter sich darunter zu stellen.

Ich blieb stehen, flüsterte: „Judika."

Sie hauchte: „Ja."

„Liebe kleine Judika!"

Sie bewegte ihre Lippen, blieb jedoch stumm.

„Liebe kleine Judika, fürchtest du dich?"

Sie schüttelte das Köpfchen.

„Du bist mir ganz gewiß nicht mehr böse?"

Sie lächelte mich an: „Nein, gar nicht mehr."

„Und du hast mich lieb?"

„Ach ja."

Nur zwei Wörtlein waren es und eine Welt voll Liebe darin.

Wir standen auf der weißen Wiese, von Blitzen umloht, vom Donner umkracht. Da sagte ich leise zu dem Kinde, das mich liebte und sein Leben für mich lassen würde: „Ich wollte, uns träfe ein Blitz. Es müßte schön sein, jetzt sterben zu können: Hand in Hand, eins mit dem andern."

Ihre Augen fragten: warum es schön sein sollte, miteinander zu sterben? Miteinander zu leben sei ja doch tausendmal schöner!

Ich gab ihren fragenden Augen leise zur Antwort: „Weil wir ja doch nicht miteinander leben können."

„Weil du ein Königssohn bist?"

„Liebe kleine Judika . . ."

Sie hatte jetzt nur daran gedacht, daß ich sie liebte und sie mich, und daß wir bei einander waren. Alles andre hatte sie vergessen.

Bei meiner grausamen Antwort fiel es ihr wieder ein. Mit einem Blicke, der mein Herz zerriß, zog sie ihre Hand aus der meinen.

Eine Weile stand sie noch vor mir, als sei sie aus einem Traum erwacht, als müßte sie sich auf ihr Wachen erst besinnen. Dann wandte sie sich ab und ging langsam von mir fort. Der hohen einsamen Tanne ging sie zu. Wie eine Erscheinung glitt sie im Schein der Blitze über die bleiche Blütenflut.

Derselbe Gedanke, der mir vorhin gekommen war, hatte sie durchzuckt: daß es gefährlich sei, bei heftigem Gewitter unter einem hohen einsamen Baum zu stehen. Da das Kind nicht mit mir zusammen leben konnte, wollte es sterben — ohne mich.

*

Ich stand bei ihr unter dem Baume, dicht bei ihr, die sich nicht regte, die mit weit offenen, starren Augen wie entgeistert hinaus schaute in das Toben der Elemente. Als ich zu ihr getreten war, hatte sie geflüstert:

„Nicht du. Bitte, bitte, nicht du."

Und von Zeit zu Zeit wiederholte sie:

„Nicht du, nicht du . . ."

Es war, als wollte um uns die Welt in Flammen aufgehen, als sollten wir miteinander unter Donner und Sturm eines Feuertodes sterben.

Jeden Augenblick erwartete ich; ein Strahl werde den Wipfel treffen. Ich war ruhig, ganz ruhig, fühlte mich glücklicher als in jenen seligen Augenblicken, wo ich sie zum ersten Male küßte, und wo sie mir sagte, daß sie mich liebe. Nie hätte ich für möglich gehalten, daß ein Mensch mit solcher Ruhe, in solcher Glückseligkeit auf seinen Tod warten könnte.

Als das Gewitter immer schrecklicher wurde, trat Judika von dem Baume fort — da ich sie nicht verlassen, sie nicht ohne mich wollte sterben lassen. Gerade in diesem Moment erschienen auf der Wiese Fräulein Fritz und Gebhardt. Als sie uns sahen, riefen sie beide wie aus einem Munde:

„Da sind sie!"

Fräulein Fritz setzte hinzu:

„Ich glaube wahrhaftig, sie standen unter der Tanne? . . . Wie konntet ihr nur? Es hätte euer Tod sein können!"

Ich sah Gebhardt an. Er war ganz fahl im Gesicht. Dicht an ihn herantretend, flüsterte ich ihm zu: „Sie wollte ohne mich sich vom Blitz treffen lassen."

Fräulein Fritz bat, zu eilen. Da auch das Gesinde noch zurück war, so befand sich auf dem Alphof nur die alte Wabi, die überdies beim Gewitter stets den Kopf verlor und in ihrer Todesangst jetzt sicher zu Sankt Florian betete, anstatt nach Feuer und Zugluft zu sehen. Zum Glück waren die Kühe auf der Alm, und der Pferdeknecht, der mit dem Fuhrwerk Mehl holte, mußte bereits auf dem Heimwege sein. Uebrigens standen Haus und Hof unter himmlischem Schutz. Zündete ein Blitz, so brannte ja doch alles rettungslos nieder, und der Mensch konnte nur beten: „Dein Wille geschehe."

Fräulein Fritz sprach noch, als ein langer, greller Blitz niederzuckte, dem unmittelbar ein Donner folgte, wie ich noch nie gehört. Der Schlag durchfuhr mich wie ein elektrischer Funken. Ich schwankte und hörte in halber Betäubung Fräulein Fritz rufen:

„Das hat eingeschlagen!"

Wir blieben stehen und schauten in banger Erwartung nach dem Hof, der bereits vor uns lag. Doch kein Anzeichen verriet, daß das



Die Anbetung der heiligen drei Könige (zum 6. Januar)

Nach dem Gemälde von P. P. Rubens im Louvre zu Paris

himmlische Feuer ihn getroffen hatte. Plötzlich rief Judika in einem Tone, den ich nie vergessen werde:

„Die Tanne brennt!"

In den einsamen Baum, unter dem sie und ich, unsern Tod erwartend, noch vor wenigen Augenblicken gestanden, hatte der Blitz geschlagen. Als gewaltige Flammensäule loderte der stolze Baum auf, zu dem Himmel, der mit unsrer jungen Liebe kein Erbarmen hatte, sonst hätte er seinen Blitz früher niedergesendet.

Nur um einige Augenblicke früher.

*

Kaum waren wir geborgen unter Dach, als der Wind sich legte und rauschend, prasselnd der Regen niederströmte. Dann kam das durchnäßte Gesinde zurück, in großer Aufregung über die vom Blitze getroffene Tanne, einem der höchsten und ältesten Bäume im ganzen Alpenlande, der wegen eines in seinen Zweigen aufgehängten kleinen Marienbildes dem Volk für unverletzlich galt. Niemand hatte auch nur an die Möglichkeit gedacht, den ehrwürdigen Baum könnte der Sturm entwurzeln oder in seinen Wipfel der Blitz schlagen. Als die Leute vorüberkamen, hatte aus den Aesten des brennenden Baumes ein Knistern wie Klagelaute getönt. Die Vernichtung der Tanne bedeute, so behaupteten sie, ein Unglück.

Wen würde es treffen?

Keiner von uns hatte beachtet, daß es über allen diesen Ereignissen spät geworden war. Dazu der sündflutartige Regen. Nun hätte weder die Nacht noch das Unwetter uns an der Heimfahrt gehindert, aber Fräulein Fritz erklärte in ihrer kraftvollen Art, wir könnten ihr nicht zumuten, uns bei solchem Wetter fortzulassen, wir müßten in Gottes Namen die Nacht über bleiben und vorlieb nehmen.

Es war bereits so vieles geschehen, daß auch das noch geschehen konnte.

Fräulein Fritz ging, nach den Zimmern zu sehen, in denen ihre ungebetenen Gäste übernachten sollten. Ich hörte sie draußen nach Judika rufen, die uns nicht in die große Wohnstube gefolgt war, hörte die liebe, helle Stimme antworten, stand, lauschte auf den Ton, als wäre er eine himmlische Melodie, und mußte denken, wie gesegnet der Mensch sei, der den Laut einer geliebten Menschenstimme vernehmen darf.

Als ich nichts mehr hörte, wandte ich mich ab, trat an ein Fenster und blickte hinaus. War es denn möglich, daß diese graue, feuchte, von schweren Regenwolken erfüllte Welt dieselbe Erde war, die noch vor wenigen Stunden voll eitel Glanz und Schönheit gewesen? Ob wohl solch ungeheurer Wechsel auch im Menschenherzen und im Menschenschicksal sich vollziehen konnte?

Im Schicksal gewiß — im Herzen gewiß nicht.

Am Fenster stehend und hinausblickend, rief ich halblaut den Namen des Grafen. Keine Antwort erfolgte. Gebhardt hatte das Zimmer leise verlassen.

Ich stand und horchte auf den noch immer in Strömen fallenden Regen, meine Einsamkeit fühlend, daß es mir einen körperlichen Schmerz gab.

Draußen war es so dunkel wie bei Anbruch der Nacht. Da hörte ich die Thür leise aufgehen und einen leichten, fast lautlosen Schritt. Im Gefühle ihrer Gegenwart legte sich alles Weh, und ein tiefer, seliger Friede durchströmte mich. Ich glaubte, sie würde zu mir ans Fenster treten; aber sie kam nicht. Als ich mich umwandte, stand sie unter dem Christusbild, davor das Lämplein braunte mit einer Flamme, nicht größer als ein Funken. Das matte Licht schwebte so nahe über ihrem Haupte, daß es war, als tauchte es aus diesem hervor. Ich ging langsam, langsam zu ihr und flüsterte:

„Du kommst zu mir?"

„Um bei dir zu sein."

„Judika!"

„Um bei dir zu sein, solange ich kann. Oder schickst du mich fort?"

„Nein, nein!"

„Was geht's mich an, daß du ein Königssohn bist?"

„Liebe, Holde!"

„Ach, Chlodwig, die Tanne!"

„Denke doch nicht daran!"

„Der liebe Gott will es nicht."

„Was will er nicht?"

„Daß ich sterben soll."

„Siehst du!"

„Und leben kann ich doch auch nicht ohne dich!"

„Jetzt sind wir beisammen."

„Ach ja, beisammen!"

Da brachte eine Magd die angezündete Lampe.

*

Beisammen waren wir den ganzen Abend bis tief in die Nacht hinein. Das Gesinde aß heute im Mägdezimmer, so daß nur wir vier unter dem Christusbilde waren.

Judika besorgte den Tisch, bediente uns, war geschäftig und fröhlich. Nicht nur Gebhardt beobachtete sie voller Staunen, auch Fräulein Fritz schien verwundert, schier verwirrt. Ich allein wußte, was ihre frommen Augen leuchten, ihre süßen Lippen lächeln machte und einen Rosenschimmer auf ihr blasses Gesichtchen zauberte: das Glück des Beisammenseins! Keines von uns beiden armen Liebenden bedachte, wie kurz dieses Glück war, wie schnell es verflog — schnell wie der Schein des Morgenrots.

Wie traulich war's in dem hellen, großen Gemache! Sämtliche Vorhänge hatte Judika zugezogen, daß kein Schatten der schwarzen Nacht zu uns hereindringen konnte. Das gleichmäßige, unaufhörliche Rauschen des Regens tönte fast wie eine ferne Musik zu uns herein — das helle Getäfel an Wänden und Decke, der blanke Fußboden, sogar das durch die geschlossene Thür gedämpft herüberklingende Geplauder des Gesindes — alles erhöhte die festlich friedliche Stimmung.

Mit dem Schlage zehn traten die Leute herein, stellten sich um das Christusbild, und Fräulein Fritz hielt eine kurze Abendandacht, sie aus einem vergriffenen Büchlein ablesend. Wie gläubig und inbrünstig konnte ich beten in der Gegenwart der Geliebten, die für mich und mein Glück jetzt den Himmel anflehte. Das würde sie fortan jeden Morgen und jeden Abend ihres Lebens thun. Auch das wußte ich.

Alsdann erfolgte das Gutenachtsagen der Leute und das vertrauliche Handreichen. Die Knechte begaben sich sogleich in ihre Kammern; aber den Mägden war das kurze Gebet nicht Christentum genug. Sie knieten in ihrer eignen Stube unter dem Muttergottesbild, und ich hörte sie noch eine gute Weile ihre Bitten murmeln.

Erst gegen Mitternacht gingen wir vier auseinander. Ich hielt die Hand des lieben Mädchens. Es war nur ein Augenblick, dann mußte ich sie wieder lassen. Aber durch mein ganzes Leben werde ich fortan die schlanke blasse Hand, die ich nicht halten kann, in der meinen fühlen.

*

Gebhardt schlief neben mir in einem ähnlich altväterischen großen Gemache wie ich. Ich sagte ihm sogleich gute Nacht und schloß die Thür. Doch legte ich mich nicht nieder, wartete eine Weile, nahm mein Licht, begab mich durch das dunkle stille Haus hinunter ins Wohnzimmer.

Es war so, wie ich dachte. Im Zimmer brannte noch die Lampe, und am Tische saß Fräulein Fritz, vor sich ein aufgeschlagenes Buch.

Bei meinem Eintritte sah sie auf, blieb jedoch sitzen, sagte einfach:

„Ich wußte, daß Königliche Hoheit kommen würden, und wartete."

Ich ging zum Tisch und fragte sie, was sie so spät noch lese? Sie reichte mir schweigend das Buch. Es war jener Roman ihres Lieblingsdichters Gottfried Keller, von dem ich vorher nichts gewußt hatte. Auf der geöffneten Seite war von einer Judith die Rede, die den Erzähler der Geschichte — er schien noch sehr jung zu sein — in ein reizendes nächtliches Abenteuer verwickelte. Ich las folgende Stelle:

„Mit diesen Worten packte sie mich und fing an, mich zu küssen, daß es mir glutheiß wurde und ich nur, um die Glut zu kühlen, ihre feuchten Lippen festhalten und wieder küssen mußte. Als ich Anna geküßt, war es gewesen, als ob mein Mund eine wirkliche Rose berührt hätte, — jetzt aber ..."

Nachdem ich gelesen hatte, gab ich das Buch zurück und sagte:

„Sie nahmen mich auf wie einen Freund. Ich aber vergelte Ihnen das Geschenk Ihrer Gastfreundschaft und Ihres Vertrauens damit, daß ich über das holde Kind, an dem Sie Elternstelle vertreten, für das Sie verantwortlich sind, Unglück bringe. Was ich dadurch auch an Ihnen verbrach, ist so groß, daß Sie mir gar nicht verzeihen können, selbst wenn Sie wollten. Ich kam auch nicht, Sie um Vergebung zu bitten. Es würden doch nur leere Worte sein, auf die Sie nicht hören dürfen."

Mir wurde geantwortet:

„Ich erwartete Sie nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen oder um von Ihnen eine Bitte um Verzeihung, einen Versuch zur Rechtfertigung zu hören. Gegenüber dem großen Schicksal, das Ihre Liebe über Judika bringt, wäre jedes in dieser Beziehung gesprochene Wort unnütz. Ich blieb auf, in der Hoffnung, Ihnen sagen zu können: Ich zürne Ihnen nicht, denn ich besitze zum Zorn gar kein Recht. Weiß ich doch nur zu gut, wie alles kam, freilich zu spät einsehend, daß es anders gar nicht kommen konnte. Was Sie selbst eine Schuld nennen, erkenne ich als eine Fügung. Uns bleibt nichts andres übrig, als uns darein zu ergeben."

Mit erstickter Stimme rief ich:

„Ich danke Ihnen, Sie Wahrhaftige und Gütige! Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie sehr ich Ihnen danke."

„Wofür danken Sie mir so überschwenglich? Weil ich wie eine Frau fühle?"

„Weil Sie mir wohl thun. Sie wissen gar nicht, wie sehr. Wenn Sie meinen Dank nicht nehmen, so lassen Sie mich wie einen Bettler vor sich stehen. Ist mein Dank doch alles, was ich Ihnen zu geben vermag."

Nun schwiegen wir beide, bis Fräulein Fritz nochmals ausrief: „Ja, ja, es mußte so kommen! Ich hätte weiser sein können, war ich doch auch einmal jung."

Sie schwieg und fuhr nach einer Weile fort:

„Sie sprachen von dem Unglück, das Sie über das Kind brachten. Da möchte ich Ihnen nur sagen —"

Von neuem verstummte sie. In ihre Augen kam ein Ausdruck, daß ich sie erstaunt betrachtete. Es war ein Glanz, der ihr ganzes Gesicht verklärte. Erst jetzt sah ich, daß sie in ihrer Jugend schön, wunderbar schön gewesen sein mußte.

Mit leuchtendem Antlitz sprach sie weiter:

„Ist eine unglückliche Liebe für die Frau wirklich ein Unglück? Ich glaube nicht. Eher möchte ich sogar eine unglückliche Liebe für uns ein Glück nennen. Ich weiß, die meisten Frauen fühlen anders, ganz anders, und für viele ist unglückliche Liebe gleichbedeutend mit Vernichtung. Ich kann ja nur sagen, wie ich selbst empfinde: und ich halte jede Frau, die liebt, für gesegnet; auch dann für gesegnet, wenn sie entsagen muß. Und gar erst, wenn sie wieder geliebt wird! Schmerz, wo bleibt dann dein Stachel? Es muß freilich jene Liebe sein, die über das Herz kommt wie eine Gewalt von oben herab; jene Liebe, voll des Gottes, dessen ewiges Wesen sie ist ... Sie sind zu jung, um mich zu verstehen. Ein Mann, für den das Leben Kampf und That ist, versteht das überhaupt nicht."

Ich erwiderte nichts und versuchte zu verstehen. Das Herz der Frau, von dem ich nichts wußte, versuchte ich zu verstehen.

„Ich sage Ihnen das alles, weil ich Ihnen helfen möchte, und weil ich Ihnen nicht besser zu helfen weiß."

„Sie glauben, auch Judika könnte ..."

Die Stimme brach mir, als ich den lieben Namen nannte.

„Auch Judika wird fühlen wie ich. Nicht jetzt — jetzt gleich noch nicht; aber später gewiß. Sie ist keine vom Stamme der Asra, die sterben, wenn sie lieben. Dafür ist sie zu fest geartet, zu sehr des Gottes voll. Mit einer Gottheit in der Seele stirbt der Mensch nicht. Lassen Sie das Kind unglücklich sein: jetzt noch und noch eine gute Weile. Unglück ist für eine Frauenseele die reinigende Flamme, so gut wie die Liebe selbst. Sie können sich nicht vorstellen, wie stark und lauter wir Frauen aus solchem Feuerbade hervorgehen. Zugleich sind wir gefeit, daß uns nichts Irdisches mehr etwas anhaben kann."

Ich rief: „Auch Sie liebten so groß und stark, auch Sie überwanden so herrlich, entsagten so schön?"

Sie antwortete:

„Würde ich wohl sonst so zu Ihnen sprechen können? ... Freilich habe ich geliebt — ‚unglücklich' geliebt. Es dauerte bei mir lange Zeit, bis ich zu der Erkenntnis kam, daß für die Frau selbst unglückliche Liebe ein Glück sei. Dann war ich aber auch geborgen und gerettet. Ich hatte es allerdings besser als tausend andre, konnte meine Hände regen, meine Kräfte brauchen, meine Liebe und mein Glück fest und rein im Herzen wahren. Ich ging hier hinauf, wo die Welt mit ihrem Dunst und Staub tief unter mir liegt. Ich arbeitete, nützte. Sie glauben nicht, mit welcher Freudigkeit, welcher Dankbarkeit ich jeden Tag mein Leben von neuem beginne, nachdem ich es bereits habe hinwerfen wollen wie ein wertloses Gut. Ohne meine unglückliche Liebe würde ich niemals erkannt haben, wie schön und reich das Leben sein kann. Jetzt weiß ich's, und ich werde es bis zu meinem letzten Augenblick wissen."

Wieder mußte ich die angstvolle Frage thun: „Und Judika?"

„Sie ist bei mir, sie bleibt bei mir. Ich werde sie zu meiner Helferin, zu meiner Mitarbeiterin erziehen. Sie sollen des Kindes gedenken dürfen, ohne den Schatten eines Vorwurfs fühlen zu müssen. Ihr Leben, das einer uns fremden Welt angehört, soll frei von Schuld bleiben, ein andres zerstört zu haben. Ich verspreche es Ihnen."

Sie stand auf und gab mir ihre Hand, mit ihrem leuchtenden Blicke, der sie jung und schön machte, mich voll ansehend. Ihre Hand in der meinen, rief ich:

„Und Ihnen soll ich nicht danken dürfen? Noch niemals hat ein Mensch so viel Gutes an mir geübt. Ihnen danke ich, daß ich ein ruhiges Gewissen besitzen darf."

„Das danken Sie sich selbst — da Sie Ihre unglückliche Liebe eine reine Liebe sein und bleiben lassen."

„Ja, sein und bleiben ... Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Ich ging, blieb bei der Thür nochmals stehen und fragte: „Erlauben Sie mir, Judika noch einige Male sehen zu dürfen?"

„Nicht zu oft."

„Aber doch noch ein einziges Mal! Nicht gleich morgen die Trennung! Denken Sie doch: die Trennung!"

„Also noch ein letztes Mal."

Ich wiederholte mechanisch: „Ein letztes Mal!"

*

Sonnenschein weckte mich.

Ich öffnete die Augen, mußte sie aber sogleich wieder schließen, geblendet durch den Glanz, der das Zimmer füllte. Es war wie eine Glorie gewesen, von der ich umstrahlt ward.

Mit geschlossenen Augen lag ich und lauschte auf alle die Stimmen des jungen Tages. Die Schwalben umstrichen wieder zwitschernd das Haus; im Hof krähten die Hähne; jetzt bellte der Hund, und ein Pferd wieherte.

Ich mußte mich besinnen, wo ich war! ... Nicht in der Residenz! Wo denn sonst? ... Weit, weit fort, auf Bergeshöhe, im Alphof ... Wie kam ich dorthin?

Ich erinnerte mich nicht daran. Auf meinen geschlossenen Augen lagen die Sonnenstrahlen wie ein glühendes Siegel, daß mein Kopf davon schmerzte. Da hörte ich leise singen:

„Sie konnten zusammen nicht kommen —
Das Wasser war viel zu tief."

Judika! Sofort fiel mir alles ein. Sie war auch die Sängerin, mit dem traurigen Liede mir den Morgengruß gebend. Unter meinem offenen Fenster mußte sie vorübergegangen sein. Leise erklang der wehmütige Gesang. Jetzt war alles still.

Als ob mit dem Tone ihrer Stimme sie selbst verklungen sei, sprang ich auf, kleidete mich hastig an, wollte sogleich gehen und sie suchen. Denn ich mußte sie sehen, um zu glauben, daß sie noch lebte; wenn es auch nicht für mich sein sollte — da das Wasser zu tief, ach, viel zu tief war.

Als ich die Thür öffnete, lag auf der Schwelle ein Haufen bunter Blüten ... Ueber Blumen, von der Geliebten für mich gepflückt und mir hingestreut, sollte ich hinausschreiten in den jungen Tag, der wieder voller Sonne und Schönheit war, als hätte niemals ein Blitzstrahl die Tanne, darunter das Kind sterben wollte, getroffen.

Unten im Hausflur kam Fräulein Fritz mir entgegen. Sie sagte:

„Ich soll Sie von Judika grüßen."

„Ist sie denn fort?"

„Auf die Alm."

Ich konnte nur stammelnd wiederholen:

„Sie ist fort!"

„Wäre sie geblieben, so hätte es heute ja doch das letzte Mal sein müssen; und ich glaubte ..."

Aber ich unterbrach sie: „Sie Gütige! Nun kann ich doch hoffen, sie noch einmal wiederzusehen. War sie sehr traurig, als sie ging?"

„Gar nicht mehr.“

„Nicht einmal betrübt war sie?!“

„Sie freute sich darauf, Sie wiederzusehen. In der Laube hat sie für unsre Gäste den Frühstückstisch gedeckt.“

Ohne ein weiteres Wort eilte ich in die Laube, als müßte dort von ihrer Gegenwart etwas zurückgeblieben sein. Das war es ja auch! An allem erkannte ich die liebe Hand, die für mich Sorge getragen. Und wieder in der Mitte des Tisches eine Fülle von Blumen geschüttet, in deren Kelchen die Regentropfen wie Thränen glänzten.

Gott sei Dank, daß sie „gar nicht sehr“ traurig fortgegangen war! Um ihren süßen Augen Thränen zu ersparen, hätte ich mögen mein Herzblut hinströmen lassen.

Wenn sie auch gar nicht sehr traurig fortging, so war mir's doch beim Scheiden vom Alphof zu Mute, als trennte ich mich von einem Fleck Erde, an dem mir das Leben aufgeblüht war. Ich ließ es ja auch bei dem blassen Kinde hinter mir zurück:

„Sie konnten zusammen nicht kommen.
Das Wasser war viel zu tief.“

XIV

Herbst

Die Idylle ist aus, die Tragödie begann.

Auf der Seealp befindet sich der kranke König mit dem spiritus familiaris und einem kleinen Gefolge Auserwählter. Die Königin weilt in der Residenz beim Kronprinzen. Dieser soll die Regentschaft antreten. Ich kenne jetzt die Krankheit des Königs: Verfolgungswahn. Ich weiß jetzt, was faul ist im Staate Dänemark: das Herrscherhaus. Mein Geschichtsprofessor hat für mich die Historie gefälscht. Seit Generationen ist das alte, viel zu alte Blut des Herrscherstammes dünn und schal. Es hat sich zersetzt, ist verseucht. Das ist es, was im Staate Dänemark die Spatzen auf dem Dache pfeifen, was man mir verheimlichte, worin man mich belog, was ich jetzt erfahren habe, was mir in der Seele gebrannt steht, was meine Jugend plötzlich auslöschte, wie Sturm ein brennendes Licht.

Wir sind verlorene Leute, die alle Hoffnung hinter sich lassen müssen. „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!“ sollte in flammenden Lettern geschrieben stehen über dem Thor unsers Hauses.

*

Jetzt begreife ich auch die Existenz unsers spiritus familiaris, dessen geheimnisvolle Gegenwart ich in allem empfand. Wie einer der Engel auf Raffaels Sixtinischer Madonna befindet sich unser gelehrter Hausgeist an den Stufen des Thrones. Aus den Purpurfalten des Himmels, der über diesem Sitz sich wölbt, blicken die Augen des weisen Mannes mich an, und die Krone meines Vaters sehe ich auf dem kahlen Scheitel des großen Psychiaters erstrahlen.

Es ist eine abscheuliche Vision!

Er war es auch, der mich auf das „rücksichtsvollste“ vorbereitete, der auf das „schonendste“ die Sache mir beibrachte. Ein langer, gelehrter Vortrag bildete die Einleitung. Bei einem alttestamentarischen Herrscher begann er und bei meinem Vater endete er. Also ist alles schon einmal dagewesen!

Die Tragödie eines Königshauses wurde mir, einem seiner Söhne, mit einer Zartheit mitgeteilt, als wäre sie ein Schäfergedicht. Sie wurde für mich hoffähig gemacht. Jene brutalen Ausdrücke, wie Verlebtheit und Verfall, Demoralisation und Degeneration, Cäsarenwahnsinn, — sie wurden nicht etwa gebraucht; sie wurden nur gedacht und gemeint. Ausgesprochen wurden sie nicht; auch nicht mit einer Silbe. Mit bewundernswerter Kunst, einer Kunst, wie sie nur am Hofe möglich ist, sprach der große Arzt von Müdigkeit, Nervosität, Neurasthenie. Denn wer darf bei Hofe eine Krankheit beim rechten Namen nennen? Nicht einmal ein Geheimer Medizinalrat! Mein eigner plumper Geist fand für die Sache den Ausdruck. Und nun grübelte und grübelte er darüber nach bekannter Melodie.

„Sein oder Nichtsein — das ist hier die Frage?“ Nein — das ist hier nicht die Frage! Sie ist es darum nicht, weil es hier nur eine Antwort giebt: Nicht sein!

*

Mein Bruder weiß längst, wie es um uns alle steht. Die Spatzen, die es im Reiche auf den Dächern pfeifen, saßen auf dem Rande seiner Wiege und piepsten ihm zu: „Auch du! Auch du! Ihr alle!“

Darum also! Darum schon jetzt bei meinem Bruder die Todmüdigkeit, die Traurigkeit, die Trostlosigkeit.

Uebrigens wird die Vermählung des Kronprinzen mit Prinzessin Mathilde wegen der noch immer etwas „schwankenden Gesundheit“ Seiner Majestät verschoben — nur verschoben.

*

Von meiner Mutter muß ich sprechen — mit aufgehobenen Händen. Sie ist eine Königin des Duldens. Der König war bereits zur Zeit seiner Vermählung krank. Das wußten nur wenige Personen seiner nächsten Umgebung, aber meine Mutter erfuhr es bald. Seitdem ertrug sie's — aus Pflicht. Immer war sie um den kranken König, immer ihm dicht zur Seite — nicht aus Liebe, sondern aus Pflicht! Und immer als Mittlerin. Sie vermittelte zwischen dem kranken König und dem Staat; zwischen dem kranken König und dem Volk; zwischen dem kranken König und seinen Söhnen. Lange Zeit wußte nur des Königs nächste Umgebung von seiner Krankheit — dank der pflichtgetreuen Königin, dieser Heldin, dieser Märtyrerin! Sie warf über das Bildnis des kranken Königs einen Schleier und hütete ihn wie eine Priesterin die heilige Flamme des Opferfeuers. Und — noch einmal muß ich es sagen — nicht die Liebe der Gattin half ihr ertragen, sondern das Pflichtgefühl der Königin. Von allem Großen ist dieses vielleicht das Größte.

Nun das Schrecklichste: der König haßt meine Mutter, haßt sie seit langer Zeit — seit dem Tage, an dem sie seine Krankheit erfuhr. Sie, die sein Schutzgeist ist, hält er für seine Kerkermeisterin, seine Todfeindin. Trotzdem hielt sie aus, Jahre und Jahre. Aushalten würde sie auch jetzt noch, aber es geht nicht länger.

Der König hält sein Leben durch sie für bedroht. Um das ihre zu retten, mußte die Königin in die Trennung willigen. So steht es im Staat Dänemark, so wurde es mir mitgeteilt — mit unterthänigster Schonung.

*

Ich weiß nicht, ob ich es ertragen hätte; vielleicht hätte das Grausen mich entseelt, wäre ich, als ich dies alles erfuhr, nicht hier gewesen am Gestade des Sees, angesichts der Alpen, in dem Schoße von Mutter Natur und einer Einsamkeit, tief wie mein Unglück. In jenen schrecklichen Tagen erlebte ich an mir selbst, daß diese „fühllose" Felsenwelt für uns Trösterin und Helferin sein kann, als spräche durch sie der Herr zu uns. Es ist ja auch Gottes Wort, das wir in seiner Schöpfung vernehmen. Man muß es nur hören können.

*

Jetzt muß ich berichten, wie alles kam. Drei Tage nach meinem Abschied vom Alphofe erschien plötzlich der Geheimrat in Begleitung eines Hofbeamten. Die Herren ließen sich bei mir melden und eröffneten mir:

Der König wünscht auf der Seealp einen Aufenthalt von unbestimmter Dauer zu nehmen. Und zwar kommen Seine Majestät ohne die Königin, die in die Residenz zurückkehrte ... Ich fragte, wann ich fort müsse? Ob sogleich? Mir wurde erwidert: Königliche Hoheit können bleiben, einstweilen noch, sollen jedoch nach dem Kavalierhause überquartiert werden ... Also treffe der König noch nicht ein? ... Sobald für die Ankunft Seiner Majestät alles bereitet sei ... Wann das sein würde? ... In einigen Tagen ... Dann muß ich also in einigen Tagen fort? ... Nein ... Inwiefern das? Der König wünscht mich, gerade mich, in seiner Nähe zu haben. Es müsse der Versuch gemacht werden, ob er meine Nähe ertrüge. Ich rief: „Ist der König so sehr krank?"

„Durchaus nicht."

„Warum sprechen Sie dann von einem ‚Versuche'?"

„Später werde ich mir gestatten, Königliche Hoheit zu orientieren."

„Ueber die Krankheit des Königs?"

„Wann können Königliche Hoheit mich empfangen?"

„Aber so reden Sie doch!"

„Später, wenn ich bitten darf."

„Dann also später! Sobald Sie wollen — so schnell Sie können."

Die Herren verabschiedeten sich, um das Haus zu besichtigen. Ich schickte nach dem Grafen.

Mir war elend zu Mute. Schon dieser leise Hauch von Hofatmosphäre hatte genügt, mich die Lüfte jener Welt atmen zu lassen, der ich mich weit entrückt wähnte. Ich hatte sie tief unter mir geglaubt; plötzlich kam sie zu mir herauf, war sie jetzt da. Selbst die Gesichter der Leute, die mir dienten, die in der großen Natur beinahe zu Menschengesichtern geworden waren, hatten sich bereits wieder zu den typischen Grimassen verzerrt. Als Gebhardt eintrat, rief ich ihm zu:

„Der König kommt! Wir sollen bleiben! Der Geheimrat wird mich über meines Vaters Leiden aufklären. Stellen Sie sich vor: der König wünscht meine Nähe, und es soll versucht werden, ob er sie zu ertragen vermag."

Gebhardt bemühte sich, mich zu beruhigen und, da ihm dies nicht gelang, mich vorzubereiten. Ich unterbrach ihn:

„Schicken Sie sogleich jemand nach dem Alphof. Er soll Fräulein Fritz melden: der König käme, und wir blieben. Nichts weiter. Ich bitte Sie, nichts weiter. Wen könnten Sie senden?"

„Loisl."

„Ja, ihn."

Eine Pause, dann sagte Gebhardt:

„Königliche Hoheit bedürfen seiner Dienste jetzt wohl nicht länger? Es sind ja auch noch die beiden andern da. Wir könnten also des dritten leicht entbehren, und ich würde das Forstamt benachrichtigen, Loisl sogleich abzurufen."

„Thun Sie das." Dann wiederum nach einer Pause: „Es wäre vielleicht gut, wenn das Forstamt ihn für einige Zeit aus dem Revier entfernen könnte."

„Ich werde mit dem Forstmeister reden."

Ich sah ihn dankbar an, sagte leise: „Und nicht wahr, Sie bleiben bei mir? Ich wäre ja sonst ganz einsam. Man wird Sie mir doch lassen?"

Die Antwort lautete: „Solange man nicht merkt, daß Königliche Hoheit mich gerne behalten möchten, wird man das." Er sagte es mit tiefem Ernst, wie eine Warnung.

Gebhardt entfernte sich, um Loisl nach dem Alphof zu schicken, und ich bereitete mich vor, den Vortrag des Geheimrats über den Gesundheitszustand meines Vaters entgegenzunehmen.

Ich machte einen langen, einsamen Spaziergang. Zuerst längs des Seeufers, alsdann über die Trümmerhalde und den Pfad, der zur Weiß-Kaiser-Alm emporführt, dahinter die Welt durch Felswände und Gletscher verschlossen ist. Als ich zurückkam, sah ich Loisl das Haus verlassen, um sich nach dem Alphof zu begeben. Ich winkte ihm einen Gruß zu, erhielt jedoch keinen Gegengruß.

Heute wurde auf der Seealp nicht zu Abend gegessen, sondern es wurde „soupiert". Das kam von dem Hauche Hochluft, der uns seit Mittag umwehte. Es war noch ein Glück, daß die Herren nicht im Frack mit weißer Krawatte und Stern, sondern auf meinen ausdrücklichen Wunsch in der Lodenjoppe erschienen. Aber ich mußte geschehen lassen, daß das Souper regelrecht nach der

Rangordnung serviert ward. Ich war ziemlich einsilbig, that banale Fragen, erhielt banale Antworten, hob die „Tafel" sehr bald auf, unterließ es, „Cercle" zu halten, zog mich fast sofort in „meine Gemächer" zurück, den Geheimrat ersuchend, mir zu folgen. Dann erfuhr ich's.

*

Der ganze nächste Tag verstrich in Beratungen über die Vorbereitungen für den königlichen Aufenthalt. Ich nahm an allem teil. Wir alle blieben: „bei der schwankenden Gesundheit Seiner Majestät, bei der größten Schonung, deren Seine Majestät bedürfe, bei dem strengen Fernbleiben von allen Regierungsgeschäften, in vollständiger Zurückgezogenheit, selbst vor Ihrer Majestät, der Königin."

Ich brauchte dieselben Phrasen, brauchte sie mit einem möglichst hofmäßigen Gesicht und einem Ausdrucke, als wären sie heilige Wahrheit.

Es wurden folgende Bestimmungen getroffen: Ich übersiedle mit meinem kleinen Hofstaat ins Kavalierhaus, wo ich auch meine Mahlzeiten einnehme, im Königshause nur auf den ausdrücklichen Wunsch meines Vaters erscheinend. Außer dem notwendigsten Personal besteht das königliche Hoflager nur aus dem Geheimrat und einem Adjutanten. Vorträge nimmt der Monarch nicht entgegen, sieht also auch keinen Minister. Aus diesem Grunde ist die Regentschaftserklärung des Kronprinzen notwendig. Noch ist sie nicht erfolgt. Sie soll erst erfolgen, nachdem der König angelangt und einigermaßen ausgeruht ist.

Obgleich die Seealp fast unzugänglich ist, sollen die Ufer mit einem Cordon Gendarmen umgeben werden. Diese dürfen nur solche Personen passieren lassen, die einen besonderen Ausweis vorzeigen können. Sollte das Befinden Seiner Majestät die Jagd gestatten — was für einen offiziellen Bericht sehr erwünscht wäre —, so erhält der Forstmeister des Reviers eigne und besonders strenge Verfügungen. Das sind so die hauptsächlichsten Maßregeln für das königliche Hoflager auf der Seealp.

Am Abend verabschiedeten sich die Herren von mir. Jeder that es für sich allein. Der hohen Hofcharge, die mit unserm spiritus familiaris erschienen war, hatte ich nur einige Redensarten zu sagen; mit dem Geheimrat führte ich ein Gespräch, das wiederum ohne Zeugen verlief. Ich begann:

„Sie haben mir — und zwar mit größter Schonung und Rücksicht — so vieles gesagt, daß Sie mir alles sagen müssen, und zwar ohne Schonung und Rücksicht."

„Was wünschen Königliche Hoheit zu erfahren? Wenn ich es sagen darf . . ."

„Ich bestehe darauf. Nicht als königlicher Prinz, sondern als Sohn des kranken Monarchen."

Eine Verneigung und die Wiederholung der Frage ohne den einschränkenden Zusatz.

„Ich wünsche zu erfahren, ob in dem Befinden meines Vaters bald eine Katastrophe zu erwarten steht."

„Durchaus nicht."

„Aber die Regentschaft, die der Kronprinz demnächst antreten soll, kann lange dauern?"

„Bei der starken Konstitution Seiner Majestät sehr lange."

„Also sehr langes Siechtum bei zunehmender . . ."

Ich vermochte das furchtbare Wort nicht auszusprechen. Da keine Widerlegung erfolgte, forschte ich weiter:

„Muß das Leiden meines Bruders den nämlichen oder doch einen ähnlichen Weg nehmen?"

Mit großer Bestimmtheit: „Nein."

„Also wäre der Zustand des Kronprinzen nicht hoffnungslos?"

„Gewiß nicht, sobald Seine Königliche Hoheit . . ."

„Sobald mein Bruder, was?"

„Sobald der Kronprinz die Angst überwindet, sein Zustand könnte hoffnungslos werden."

„Er lebt in dieser Angst?"

„Beständig."

„Er lebt darin, seitdem er erfuhr, wie es um uns alle steht?"

„Seit dem Tage."

In höchster Erregung rief ich:

„Also jagte man den Kronprinzen gewaltsam in seine Angst, die jetzt zu seiner Mörderin werden kann . . . Herr, wissen Sie, daß man an meinem Bruder ein Verbrechen beging?"

„Man hielt es für notwendig, den Kronprinzen frühzeitig aufzuklären."

„Weshalb gaben Sie das zu? Sie hätten es hindern können, hindern müssen."

„Der Beschluß ward in einem geheimen Kabinettsrat gefaßt."

„Von dem Sie erfahren mußten."

„Ich warnte vergeblich."

„Die Folgen jenes unseligen, jenes unsinnigen Beschlusses sind, daß mein Bruder seinen Zustand für hoffnungslos hält, ohne daß er es ist . . . Sie sagten es ihm aber doch, versicherten, schwuren es ihm?"

„Ich versicherte es Seiner Königlichen Hoheit."

„Und der Kronprinz glaubt Ihnen nicht?"

„Nein."

„Meine Frage war unnötig. Weiß ich doch, daß mein Bruder Ihnen nicht glaubt."

„Das wissen Königliche Hoheit?"

„Ja."

Und ich gedachte jener Scene, jenes Besuches bei mir, wo er mir zum erstenmal in seinem Leben brüderlich und menschlich gegenübertrat; gedachte seiner Worte:

‚Wäre ich eine Privatperson, so dürfte ich überhaupt nicht heiraten, so wäre die Heirat eines Mannes wie ich . . .'

Und weiter:

‚Uebrigens dürfen wir nicht an uns selbst denken. Denke niemals an dich selbst, Chlodwig!'

Da ich jedoch über diesen Auftritt nicht reden wollte, rief ich ausweichend:

„Das ganze Volk glaubt an die Krankheit meines Bruders; das ganze Volk ist von Angst

gepackt. Ich weiß es nur zu gut. Auch andre Nationen glauben daran. Ich werde die Reise mit dem Kronprinzen an den Hof seiner Braut nicht vergessen. Es waren schreckliche Tage."

Von der Erinnerung ergriffen, ging ich im Zimmer heftig erregt auf und ab. Plötzlich kam mir ein furchtbarer Gedanke. Ich blieb vor dem Geheimrat stehen und stieß hervor:

„Mein Bruder möchte abdanken?"

„Königliche Hoheit!"

„Ich weiß es."

„Der Kronprinz darf nicht abdanken."

„Aber er möchte?!"

„Ja."

Ich erstickte einen Aufschrei, mir schwindelte. Mit geschlossenen Augen stand ich, rang nach Atem, kämpfte gegen eine Ohnmacht. Wie in einer Vision sah ich meinen Bruder der Krone entsagend, den Thron fliehend, dem Fluche des Hauses sich eigenmächtig entziehend — abdanken sah ich ihn! Ich sah mich selbst: das von meinem Bruder mir überlassene Erbe antretend, sah mich gekrönt auf dem Throne, fühlte den Fluch auf meinem eignen Haupte . . .

Es war ein schrecklicher Augenblick!

Als ich meine Augen wieder öffnete, sah ich den Blick des Arztes auf mich gerichtet, mit einem Ausdruck . . . Meine eigne Stimme klang mir fremd, als ich ausrief: „Gott sei Dank! Gott sei Dank, daß der Kronprinz nicht abdanken darf . . . So sagten Sie ja wohl?"

„So sagte ich."

Dabei ruhte sein Blick immer noch auf mir, fest und starr, ganz seltsam fest und starr.

„Nicht abdanken darf . . . Warum darf er nicht?"

Ich schritt auf den Mann zu, bei dessen Blicke in mir sich etwas regte, wofür ich auch jetzt noch keinen Namen finde. Es war etwas Feindseliges, etwas wie Haß.

„Hörten Sie nicht? Ich fragte, warum der Kronprinz nicht abdanken darf? . . . Sie betonten das Wort stark, höchst sonderbar stark. Wäre es etwa für das Land kein Glück, wenn mein Bruder abdanken dürfte? Vielmehr: wäre es für das Land ein Unglück, wenn ich zur Thronfolge gelangte? Bin ich, der ich mich stark und gesund fühle, ich, den das Volk liebt, an den es glaubt — bin ich, ohne es zu ahnen, meines Vaters wahrer Sohn? . . . Ich kann meine Frage auch anders stellen: könnte ich, der ich keine Angst vor dem Gespenst unsers Namens habe, dermaleinst trotzdem . . . Ich sagte: keine Angst! Ich habe nur Angst vor einer einzigen Sache: daß mein Bruder dennoch abdanken könnte — trotzdem er nicht darf. Uebrigens würde ich die Thronfolge nie annehmen... Weshalb fixieren Sie mich beständig?"

Ich mußte unter dem bohrenden Blicke des unheimlichen Mannes totenblaß geworden sein und fühlte ein heftiges Zittern. Plötzlich sank ich in einen Sessel, verbarg mein Gesicht in den Händen, brach in Schluchzen aus.

Es kam über mich wie ein Krampf, wie ein Anfall. Mir war's, als sänke ich in eine bodenlose Tiefe. Ich stürzte schneller und schneller; es wurde dunkler und dunkler. Meine Sinne vergingen in Nacht.

Das erste, was ich wieder fühlte, war der Blick des großen Arztes, von neuem starr auf mich gerichtet. Er schien jedoch einen andern, einen ganz andern Ausdruck zu haben. Ich sah seinen Blick dicht vor meinem Gesicht, schaute tief hinein, und mir war's, als sei er weich und traurig, unendlich traurig geworden. Dennoch behielt ich unerklärlicherweise die dumpfe Empfindung: ‚Dieser Mensch ist dein Feind, und du hassest ihn.'

Ich schien meinen Thränenausbruch, meine Ohnmacht und was dieser folgte, nur geträumt zu haben. Allerdings saß ich in dem Lehnsessel. Aber der Geheimrat war nicht zu mir getreten, hatte sich nicht über mich geneigt und mich voller Teilnahme angesehen.

Denn als ich meiner Sinne wieder vollständig mächtig war, stand er in ehrfurchtvoller Entfernung von mir und machte ein Gesicht, als hätte ich mit ihm über die gleichgültigsten Dinge gesprochen und soeben aufgehört zu reden. Er sagte jetzt:

„Haben Königliche Hoheit sonst noch Befehle für mich?"

„Nein. Ich danke Ihnen."

Er verneigte sich tief, ich erhob mich und fragte: „Sie kehren zum König zurück?"

„Sofort."

„Wann kommen Sie wieder?"

„In vier bis fünf Tagen."

„Ich soll also wirklich bleiben?"

„Es ist der Wunsch Seiner Majestät."

„Auch der Ihre?"

„Einstweilen ja."

„Also auf Wiedersehen, lieber Geheimrat."

Ich ging auf ihn zu, ihm die Hand zu geben, blieb jedoch plötzlich stehen und verabschiedete ihn, ohne ihm meine Hand gereicht zu haben.

Kaum hatte der Mann sich entfernt, als ich mich zwingen mußte, ihn nicht zurückrufen zu lassen. Hatte ich ihm nicht die Frage vorgelegt: warum es für das Land ein Unglück wäre, wenn der Kronprinz abdanken und ich den Thron besteigen würde? Die Antwort war er mir indessen schuldig geblieben. Ich fühlte plötzlich ein Gelüst, die Antwort aus ihm herauspeitschen zu lassen. Zugleich fürchtete ich mich vor seinem festen, starren Blick, unverwandt auf mich gerichtet.

Was ist es nur? Warum wäre es ein Unglück für das Land, wenn ich König würde? Was ist es nur mit mir? Aber — Gott sei Dank, daß der Kronprinz nicht abdanken durfte.

Nicht durfte . . . (Fortsetzung folgt)



Basilika von Hierapolis in Phrygien

Kleinasiens Blüte und Fall

Von

Paul Rohrbach

Im Herbst vorigen Jahres habe ich eine Bereisung der westlichen Landschaften Kleinasiens längs der drei großen Bahnsysteme ausgeführt, die jetzt von den Ausgangspunkten Konstantinopel und Smyrna die ganze vordere Hälfte der Halbinsel dem Verkehr erschließen. Ich verfolgte dabei sowohl die Absicht der Vervollständigung meiner früheren weiter östlichen Routen als auch namentlich das Ziel, selbst durch den Augenschein einiges Material zur Beantwortung des merkwürdigen Problems der früheren starken Bevölkerung Kleinasiens und des darauf erfolgenden Niederganges nicht nur seiner Kultur, sondern auch der Volkszahl, der Menge und Größe der Städte zu sammeln. Man ist gewöhnlich viel zu schnell mit der Meinung bei der Hand, die „Türkenwirtschaft" oder doch die vortürkische mohammedanische Eroberung habe an sich den Verfall herbeigeführt. Dabei wird übersehen, daß in Wirklichkeit vielerlei Beobachtungen auf ein früheres Eintreten des allgemeinen Niederganges in Kleinasien und seinen Nachbarländern schließen lassen, und daß hier überhaupt nur eine Teilerscheinung eines der verhängnisvollsten und umfangreichsten wirtschaftshistorischen Prozesse vorliegt, die der Verlauf der Weltgeschichte kennt.

Wer Kleinasien selbst nur flüchtig und ohne besondere geschichtliche Vorkenntnisse durchreist, wird erstaunen über die große Menge von Ueberresten des Altertums, denen er allenthalben begegnet. Sowohl die Zahl als auch die Größe dieser Ruinenstätten steht in einem augenfälligen Mißverhältnis zu der heutigen spärlichen Besiedelung des Landes. Vergleicht man vollends die architektonische Pracht und Solidität der alten Bauten mit dem überaus traurigen Stande der Dinge von heute, so vergrößert sich dieser Unterschied noch mehr. Dabei will erwogen sein, daß auch das jetzige Anatolien immerhin im Vergleich zu andern Ländern Vorderasiens — Persien, Turan, Mesopotamien — nicht



Seldschukenportal zu Konia

so gar schlecht besiedelt erscheint: es hat immerhin auf einem Areal, das etwas größer als Preußen und etwas kleiner als Deutschland ist, 8—9 Millionen Einwohner, d. h. es ist etwa so dicht bevölkert wie die meisten Gegenden Spaniens oder wie im Durchschnitt Griechenland.

Ich will einige Beispiele für den Kontrast zwischen einst und jetzt unter den von mir besuchten Plätzen herausgreifen. König Lysimachos, einer der Diadochen Alexanders, gründete und befestigte die auch vorher schon blühende Stadt Ephesus neu. Das große Theater von Ephesus, das die jetzt dort thätige österreichische Ausgrabungsexpedition unter Heberdey aufgedeckt und untersucht hat, ist bei seiner Erbauung auf rund 30 000 Sitzplätze eingerichtet worden. Wer pflegte ins griechische Theater zu gehen? Keine Sklaven, keine Frauen, keine Kinder: im wesentlichen nur die erwachsenen freien Männer. Danach wird also Ephesus im 3. Jahrhundert v. Chr. etwa 150 000 Einwohner gehabt haben, eher vielleicht noch mehr, und für die ersten Jahrhunderte der römischen Epoche ist nach allem, was wir wissen, noch ein weiteres Wachstum der Stadt anzunehmen. Danach zu urteilen hätte Ephesus ungefähr dem heutigen Smyrna entsprochen, aber man braucht nur seine Ueberreste, wie sie jetzt unter der Arbeit der Oesterreicher aus ihrem Schutt ans Licht treten, mit den Gebäuden von Smyrna zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wie viel größer der Reichtum und der Glanz der alten Stadt gewesen sind. Heutzutage trägt jedes moderne Bauwerk in Kleinasien den Stempel an sich, daß der oberste Gesichtspunkt bei seiner Errichtung die Billigkeit gewesen ist; alles muß so wenig wie möglich kosten. Im alten Ephesus dagegen so gut wie bei den zahlreichen andern alten Städten könnte man versucht sein zu glauben, daß die Erbauer es geradezu auf Luxus und Kostspieligkeit der Bauten abgesehen gehabt hätten.



Anatolische Landstadt bei Biladschik

In dieselbe Epoche wie die Neubefestigung und Erweiterung von Ephesus fällt z. B. auch die Gründung der beiden einander auf zwei Stunden benachbarten Städte Hierapolis und Laodicea im mittleren Mäanderthal. Hier wie dort lassen die wohl erhaltenen gewaltigen Theater- und Rennbahnanlagen auf eine sehr hohe Volkszahl schließen. Heute steht an der Stelle von Hierapolis eine Mühle und an der von Laodicea ein kleines Dorf. Das Thal des Mäander wies aber im hellenistisch-römischen Altertum zwischen Ephesus und Laodicea-

Hierapolis noch eine ganze Reihe weiterer großer Städte auf: Magnesia, Tralles, Nysa, Antiochia und andre. Heute ist in der üppig fruchtbaren Thalebene, die übrigens für anatolische Verhältnisse immer noch leidlich bebaut ist, nur die eine Türkenstadt Aidin vorhanden. Sie nimmt die Stelle des alten Tralles ein, trägt aber sonst in allem dieselben Züge der Dürftigkeit und des Stagnierens an sich, wie fast alle übrigen modernen Ortschaften in Anatolien. Dieselbe Beobachtung wiederholt sich, wenn man die andern Flußthäler besucht, die von der Küste des Aegäischen Meeres auf das innere Hochland Anatoliens hinaufführen. Wie im Mäanderthale Aidin, so ist im Hermosthale Mahnissa, das alte Magnesia am Sipylos, der einzige städteähnliche Ueberrest des ganzen Reichtums an blühenden, volkreichen und befestigten Siedelungen des Altertums. Wo früher Sardes lag, zur Perserzeit die Hauptstadt von ganz Westkleinasien, stehen jetzt einige Bauernhäuser, und der Platz ist so unbedeutend, daß die Züge der Smyrna-Cassaba-Bahn an der hier eingerichteten Station für gewöhnlich nicht halten. Einsam und melancholisch ragt der verwitterte Tuffberg der einstigen Akropolis mit den beiden mächtigen, von den großen Tempeln der Kybele allein übriggebliebenen Säulen am Nordrande der fruchtbaren, aber fast unbesiedelten Flußebene empor und schaut über den Hermos auf das weite Gräberfeld der alten Nekropole mit seinen zahllosen spitz aufgeschütteten Tumuli hinüber.



Römisches Grab bei Hierapolis

In den Jahrhunderten nach dem Tode Alexanders des Großen, als die ungeheuren, von den Perserkönigen nutzlos aufgespeicherten und von Alexander mit vollen Händen in den Verkehr gebrachten Mengen von Edelmetall sich aus den Schatzhäusern von Susa, Ekbatana und Persepolis über die gesamte hellenistische Kulturwelt ergossen, muß ein wahrhaft großartiger Reichtum in den Ländern des vorderen Orients geherrscht haben. Neue Städteanlagen, Neugründungen und Erweiterungen alter Plätze wuchsen fortwährend in die Höhe. Die Könige bauten die Mauern, errichteten prachtvolle öffentliche Gebäude, steckten das Straßennetz ab und luden die Menschen von nah und fern ein, herbeizukommen und in den neuen Städten zu wohnen. Und die Leute kamen. Unter der Fülle des Reichtums wuchs die Volkszahl rapide. Nicht nur im Innern, nicht nur in den fruchtbaren Flußthälern haben die hellenistischen und römischen Städte geblüht, sondern auch die ganze Küste entlang zog sich ein üppiger Kranz von reichen Handelsplätzen so dicht nebeneinander hin, daß man kaum begreift, woher ihnen allen die Güter gekommen sind, von deren Austausch sie lebten. Jedes dieser Gemeinwesen besaß die Mittel, sich mächtige Mauern zu errichten, kostspielige öffentliche Bauwerke, Theater, Marktplätze, Rennbahn und Tempel aus edlem Material. Von den Geldmitteln, die z. B. den pergamenischen Königen für die Erbauung und Ausschmückung ihrer Burg und ihrer Hauptstadt zur Verfügung gestanden haben, kann man sich schwer eine zu-



Byzantinische Brücke bei Adabasar

treffende Vorstellung machen; sie müssen kolossal gewesen sein. Pergamon, von dem aus im dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. das ganze westliche Kleinasien beherrscht worden ist und das an Pracht selbst die großen Handelsstädte der Küste überstrahlte, liegt dazu in einer von der Natur mäßig begünstigten Gegend. Heute ist es ein kleines türkisches Landstädtchen.

Gehen wir in der Geschichte Kleinasiens hinter diese eigentliche materielle Blüteperiode der Halbinsel zurück, so finden wir, daß das Land auch in der persischen und phrygischen Zeit verhältnismäßig blühend und bevölkert gewesen sein muß. Die phrygischen Königsgräber und Nekropolen, die sich jetzt noch an zahlreichen Stellen, meist in einsamer und öder Gegend, in die Felswände gehauen zeigen, lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß ein gewisser Grad von Kultur und Reichtum vorhanden war. Derartige Grabanlagen, zumal für Private, baut nur ein entwickeltes Volk, das einigermaßen dicht siedelt und eine geraume Zeit materieller Entwicklung hinter sich hat. Wir wissen leider von dieser älteren Epoche der Geschichte Kleinasiens noch sehr wenig, aber die Spuren, die nach und nach von ihr aus Licht treten, lassen darauf schließen, daß die Halbinsel bereits vor ihrer Eroberung durch die Perser ein reicheres und höher entwickelteres Leben besessen hat, als man seither wohl annahm. Sagen, wie die von dem goldreichen König Midas von Phrygien, von dem lydischen Herrscher Krösos, der ohne Zweifel der reichste Fürst seiner Zeit war und unter dem die Burg von Sardes nächst den Bauten von Babylon wohl der glänzendste Königssitz Asiens gewesen ist, geben unzweideutiges Zeugnis davon, daß schon im 6. Jahrhundert v. Chr. und selbst noch früher den Griechen Kleinasien als ein reiches Land bekannt war. Reichtum und politische Macht, wie sie die Könige von Phrygien und Lydien besessen haben, sind aber nicht denkbar ohne eine stärkere Verdichtung der Volkszahl, mindestens in gewissen Besiedelungszentren, noch ohne regen Verkehr der verschiedenen Länder und Provinzen untereinander. Gerade daran zeigt sich und daher stammt die heutige Armut Kleinasiens wie der meisten Länder des Orients, daß der Güteranstausch, der Handelsverkehr auf ein dürftiges Minimum reduziert sind. Es findet kein Umsatz der Erzeugnisse statt, wenigstens nicht so, daß es hinreichte, Handelsgewinn, Vermehrung des Reichtums ins Land zu bringen.



Bühnengebäude des Theaters zu Ephesus

Wann hat sich nun der verhängnisvolle Umschwung von der einstigen Blüte zu dem jetzigen Verfall des Landes vollzogen? Diese Frage gilt nicht nur für Kleinasien, sondern auch für den gesamten Orient. Diesmal ist sie mir in besonders nachdrücklicher Weise beim Besuch der großen Ruinenstätten im Innern entgegengetreten. Als ich die gewaltigen Theater von Ephesus und Hierapolis sah, die Rennbahn von Laodicea, das riesige Gräberfeld von Sardes, die Menge der Felsbildwerke am Sipylos in Lydien, in den Gebirgseinöden des alten phrygischen Landes, die Ueberbleibsel alter Schlösser und Befestigungen im Norden, im Gebiet der heutigen anatolischen Bahn — da habe ich mich immer wieder gefragt: wie sah die Zeit aus, wo die Leute



Theater von Hierapolis in Phrygien

zu arm wurden, um sich weiter solche Gräber in den Fels zu hauen, wo ihre Zahl zusammenschrumpfte und nicht mehr im weiten Mauerring der Städte, das mächtige Rund der Theater füllte, wo die Prachtbauten zu verfallen begannen und man aufhörte, sie wieder aufzurichten, weil kein Geld und keine Kunst mehr im Lande waren?

Den ersten Eindruck davon, daß es bereits lange vor dem Einbruch der Türken, sowohl der Seldschuken als auch der Osmanen, mit dem römischen Asien abwärts gegangen sein muß, erhielt ich vor zwei Jahren angesichts der einstigen Weltstadt am Orontes, des syrischen Antiochien. Hier hat bereits Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert sich genötigt gesehen, den Umfang der Stadt zu verkleinern und die Mauern des Theodosius ein erhebliches Stück einzurücken. Daraus folgt nicht nur, daß die Bevölkerung zurückgegangen war, sondern auch, daß die zur Verfügung stehenden Mittel nicht mehr ausreichten, um die Befestigungslinien in ihrer alten Ausdehnung zu erhalten und zu verteidigen. Geschah das an der Hauptstadt des ganzen Ostens, so ist der Rückschluß auf das Sinken des Wohlstandes und der Bevölkerung auf dem platten Lande und in den Provinzen unvermeidlich. Was an dem einen Beispiel vielleicht durch lokale Verhältnisse bedingt erscheinen könnte, das habe ich aber nun auch an vielen andern Stellen als eine durchgehende Erscheinung dieses Zeitalters, deren beginnende Anzeichen indes noch viel weiter zurückliegen, wahrnehmen können. Am merkwürdigsten und deutlichsten ist mir das in Ephesus entgegengetreten. Hier zeigt sich auch, wie vielerlei neue Aufschlüsse eine Ausgrabungsarbeit, wie sie jetzt in Ephesus geschieht, für das historische Verständnis gewähren kann. Auch dem Laien, der nicht über ein geschichtlich-archäologisch geschultes Auge verfügt, fällt es in Ephesus auf, daß die Ruinen der alten Stadt von den Ueberbleibseln eines doppelten Mauerrings umgeben sind, von denen der äußere, weitere und stolzere der Befestigung des Lysimachos, der innere, dürftigere und bedeutend kleinere einer späteren Zeit angehört. Die nähere Untersuchung lehrt, daß die innere Mauer, die vielleicht nur ein Fünftel oder ein Viertel des Areals umgiebt, die das Werk des Lysimachos einschloß, aus byzantinischer Zeit stammt, möglicherweise aus dem 6. oder 7. Jahrhundert. Es ist also deutlich, daß die Stadt sich damals gegen früher in auffallender Weise verkleinert haben muß. Die byzantinische Ringmauer läßt nicht nur Außenbezirke des alten Ephesus, sondern auch eine ganze Reihe von Bauwerken und Anlagen, die im Zentrum des Lebens der alten Stadt gestanden haben müssen, draußen; sie beschränkt sich auf die Sicherung der Stadtteile unmittelbar am Hafen und der beherrschenden Positionen auf einem Felshügel im Osten. Während der österreichischen Arbeiten ist man aber noch auf eine weitere höchst merkwürdige Thatsache gestoßen. Man weiß, daß Ephesus im Jahre 262 n. Chr. von einem gotischen Plünderungszuge überfallen und Feuer an die Stadt gelegt worden ist. Damals ist offenbar auch ein in seinen Ruinen jetzt aufgedeckter großartiger Prachtbau zu Grunde gegangen, der möglicherweise die Agora, die Stätte der „Volksversammlung", gewesen ist. Das Gebäude besteht aus mehreren großen und reich ausgestatteten Marmorsälen und Höfen mit prächtigen marmornen Thüren, Säulenstellungen, Nischen u. dgl.; es ist auch reich mit Werken der bildenden Kunst in Erz und Stein geschmückt gewesen. Diesen Bau nun, der von dem Gotenbrande mitbetroffen wurde, aber — da er sonst vollkommen aus Stein besteht — doch wohl nur das hölzerne Dach verloren und sonst keine tiefgreifenden Beschädigungen erlitten haben wird, hat man trotzdem von jenem Tage ab als Ruine stehen lassen! Warum? Die einzige mögliche Erklärung ist die, daß es an den Mitteln zum Wiederaufbau oder auch nur zur vollständigen Abtragung gefehlt hat. In den Trümmern haben sich dann, wie es scheint, kleine Leute in allerlei Hütten und Baracken unter Benutzung der alten Mauern angesiedelt, und später hat man einen unbedeutenden Teil des Ganzen als Vorhalle zu einem andern nördlich daran stoßenden Bau, einer Thermenanlage, ausgebaut. So etwas ist doch nur möglich, wenn bereits eine tiefgreifende und weitgehende Verarmung, eine Umwälzung der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse nicht nur im Lande, sondern im Reiche überhaupt stattgefunden hat. Schon damals, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, sehen wir also jenen Schrumpfungsprozeß beginnen, der seitdem mit wenigen Unterbrechungen in Vorderasien bis auf den heutigen Tag stattgefunden hat.



Altphrygische Nekropole

Woher es zu einem solchen Wandel der Dinge gekommen ist, darüber können wir jetzt eine wohlbegründete Vermutung aufstellen, seit Delbrück in

seiner „Geschichte der Kriegskunst“ zum ersten Male die wirkliche Ursache des politischen und wirtschaftlichen Niederganges der abendländisch-römischen Welt vom 3. Jahrhundert ab dargelegt hat. Das Fehlen einer festen Erbfolgeordnung auf dem Thron des Imperiums und die dadurch bedingten, im 3. Jahrhundert sich auf ihren Höhepunkt steigernden Wirren bei jedem Thronwechsel trafen in ihrer Wirkung zusammen mit dem Verschwinden des Edelmetalls aus dem Reiche und der dadurch bedingten Erschütterung und allmählichen inneren Umwandlung des Wirtschaftslebens. Die alten Bergwerke versagen, werden erschöpft, und damit trifft zusammen, daß im Verkehr mit den nichtrömischen Ländern des Ostens: Babylonien, Persien, Indien, China, ein ununterbrochener starker Abfluß des Edelmetalls im Austausch gegen ihre Erzeugnisse stattfindet, die das römische Reich seinerseits nicht mit irgend welchem Warenexport, sondern nur mit barem Gelde zu bezahlen in der Lage war. Mit dem Verschwinden oder doch der starken Verminderung des vorhandenen Goldes und Silbers hört die Möglichkeit auf, eine große und stets schlagfertige Armee von berufenen Kriegern zum Schutz des Reiches zu erhalten; zugleich verschwindet aber auch die Möglichkeit eines auf dem Vorhandensein barer Geldmittel in großer Menge beruhenden Handels und Wandels im Sinne der früheren Zeit. Damit ist der Niedergang der großen Städte, die im besonderen die Träger der antiken Kultur waren, mit Notwendigkeit gegeben.

Die spätere Zeit, z. B. die Epoche Justinians, hat außer in der Hauptstadt, wo natürlich immer etwas mehr Geldmittel vorhanden waren — freilich hat man auch hier Prachtbauten, wie die Sophienkirche, zum großen Teil aus altem Material errichten müssen, um sie kostbar auszustatten —, nur noch für die dringendsten Erfordernisse Geld gehabt, in erster Linie Festungen und Straßenbauten. Die Bollwerke Justinians und seiner Nachfolger an der alten Persergrenze sind heute noch in ihren Trümmern bewundernswert, und einen Bau, wie die große, zur Uebersetzung des Sakkaria-Flusses bestimmte Brücke bei Adabasar an der anatolischen Bahn, die gleichfalls von Justinian stammt und heute noch vollständig erhalten ist, findet man aus späterer Zeit in ganz Anatolien nicht mehr. Aber alle diese Anstrengungen haben nicht hingereicht, um den wirtschaftlich austrocknenden und verarmenden Staat vor der allmählichen Zertrümmerung durch die Barbaren zu schützen. Unter der Seldschukenherrschaft, vom 11. bis zum 13. Jahrhundert ist Kleinasien infolge gewisser Veränderungen in den Wegen des Welthandels dann noch einmal zu teilweisem materiellen Wiederaufblühen gelangt. Denkmäler jener Zeit sind die schönen und kostbaren Bauten, die sich aus der Seldschukenzeit in Konia, dem Zentrum jenes Reichs, in Siwas und an andern Orten finden. Von Dauer ist aber jene zweite kurze Blüte des Landes auch nicht gewesen. Das heutige Kleinasien bietet auf dem flachen Lande wie in den städtischen Siedelungen durchweg das Bild armer und enger Verhältnisse, und erst von der fortgesetzten Erschließung des Landes durch die jetzt Jahrzehnt um Jahrzehnt tiefer ins Innere eindringenden Eisenbahnen ist ein allmählicher Wandel der Dinge, eine wirtschaftliche Wiederbelebung und eine allmähliche Wiederkehr des einstigen Wohlstandes samt der früheren Volkszahl zu erwarten.



Ruinen von Ephesus

Pelzwerk

Wie sich auch die Wintermoden alljährlich gestalten mögen, das Pelzwerk bleibt für die Toilette der Damen unentbehrlich. Zwar sind die einzelnen Pelzarten ebenfalls den Launen der Mode unterworfen, insofern als bald die eine, bald die andre besonders bevorzugt wird, aber diese Schwankungen sind verhältnismäßig doch nur unbeträchtlich, und die schönsten Sorten, wie Silberfuchs, russischer Zobel, Seeotter und Sealskin, behalten immer ihre Liebhaber und Käufer. Ehe das Pelzfell zur marktfertigen Pelzware wird, hat es einen langen Weg zu durchlaufen, auf dem es teils die ihm anhaftenden unerwünschten Eigenschaften verliert, teils seine vollkommene Schönheit erst gewinnt. Aber mit diesem regelrechten Gang der Behandlung hat sich die Industrie nicht begnügt. Vielmehr hat sie, wie auf vielen andern Gebieten, so auch hier hilfreich eingegriffen, um billigem Pelzwerk ein den wertvollen Arten so überraschend ähnliches Aussehen zu verleihen, daß es oft schwer hält, die Nachahmungen von den echten Vorbildern zu unterscheiden.

An Ort und Stelle werden die den Tieren abgezogenen Pelzfelle nur gestreckt und getrocknet. Die weitere Behandlung erfolgt in den Zurichtereien. Je nach Beschaffenheit der Lederart und der Haare wendet man hier, um den Fellen den unangenehmen Geruch zu nehmen, sie dehnbar und geschmeidig zu machen, ihre Haare oder Wolle von Schmutz zu befreien und ihren Glanz zu heben, das Walkverfahren oder das Beizen an. Zunächst werden von den Fellen die noch vorhandenen Fleischteilchen entfernt, worauf sie auf der Lederseite leicht angefeuchtet und mit erwärmtem Fett bestrichen werden. Ist das letztere in die Haut eingedrungen, so wandern jetzt beim Walkverfahren die Felle in die Walktröge. Auf und nieder gehende Hämmer bearbeiten sie in diesen so lange, bis das Leder weich geworden ist. Wählt man, um denselben Zweck zu erreichen, das Beizverfahren, so bestreicht man die Lederseite wiederholt mit einer Beize, die aus Salz und Alaun oder auch aus Salz und englischer Schwefelsäure hergestellt wird.

Die nach einer dieser beiden Methoden vorgerichteten Felle werden nun in sich drehende Trommeln gebracht, die mit Sägespänen, Sand und Thon gefüllt sind und durch Holzkohlenfeuer erwärmt werden. Nachdem die Felle durch diese Behandlung geläutert und gereinigt sind, werden sie auf der Lederseite mit Salzwasser angefeuchtet und nun mit den gebogenen Fleischeisen dünn geschabt oder auch auf schräg stehenden Falzbäumen mit der Gerberfalz dünn gefalzt. Dieses Verfahren wird dann noch einige Male wiederholt, worauf man die Felle in sich drehende Trommeln bringt, wo die Lederseite durch das sogenannte Trampeln, d. h. dadurch, daß in den Trommeln befindliche Eisenkugeln Mehl und einen Farbenzusatz einreiben und eindrücken, eine weiße, gelbliche oder rötliche Färbung erhält. Schließlich werden die Felle geklopft, geputzt, gekämmt und gestreckt und sind nun marktfertig.

Bei einem großen Teil der Felle ist hiermit die Bearbeitung noch nicht beendet, sondern sie findet noch eine Fortsetzung. Seltener handelt es sich bloß darum, die Weichheit und Schönheit des Pelzwerkes zur Geltung zu bringen, wie z. B. bei dem Sealskin. Die als Sealskin bezeichnete Pelzart stammt von den Pelz- oder Biberseehunden. Zu ihnen rechnet man den zwischen Kamtschatka und Alaska heimischen Seebären, die Ohrenrobbe der Südsee und noch einige andre Robbenarten der südlichen Gewässer. Der Pelz dieser Tiere setzt sich zusammen aus den harten, grauen Oberhaaren und den sehr feinen, gelblichen Unterhaaren. Behielte er die harten Grannenhaare, so würde er nur wenig tauglich sein. Aus diesem Grunde entfernt man das Oberhaar, indem man die auf der Fleischseite mit Kalk gebeizten Felle stark erhitzt, wodurch das tiefsitzende Oberhaar gelockert wird und abgeschabt werden kann, während das Unterhaar haften bleibt. Das Unterhaar wird darauf noch braun gefärbt, und so gewinnt man das dem schönsten braunen Sammet gleichende und für Muffe, Mützen und Kragen außerordentlich beliebte Pelzwerk. In ähnlicher Weise behandelt man auch den Biberpelz. Hier ist das grobe Oberhaar braun, die dichte, feine Grundwolle dagegen graublau. An die Enthaarung der braunen Grannen schließt sich darum die Dunkelbraunfärbung der Grundhaare.

Hauptsächlich kommen aber die auf die regelrechte Zurichtung folgenden weiteren Zubereitungen zur Anwendung bei der Herstellung von Imitationen und sodann zur Ausbesserung von fehlerhaftem Pelzwerk. Da man sowohl bei der Nachahmung als auch bei der Ausbesserung der einzelnen Pelzarten je nach Bedürfnis bald die eine, bald die andre Behandlungsmethode benutzt, so seien sie zum leichteren Verständnis der Fälschungen und Unterschiebungen kurz mitgeteilt. Meist braucht minderwertiges Pelzwerk, um eine kostbare Pelzart vorzutäuschen, nur gefärbt zu werden. Die Färbung von Pelz ist aber nicht gerade einfach, da einerseits auf die gute Erhaltung des Leders Rücksicht genommen werden muß, andrerseits die Haare die Farbstoffe nur dann hinreichend aufnehmen, wenn sie vollständig entfettet sind. Die Entfettung erzielt man durch Beizen, die als „Tötungen“ oder „Mordants“ bezeichnet werden.

In der Rauchwarenfärberei unterscheidet man zwei Hauptfärbungsarten, die Schwarzfärberei und die Braunfärberei. In der ersteren benutzt man als Tötung Soda und Kalk. In diese auf 25—45° C. erwärmte Beize legt man die Felle, je nach ihrer Art, zwei bis sechs Stunden hinein. Dann werden sie gewaschen und geschleudert und gelangen nun in das auf 30—45° C. erwärmte Farbenbad. In diesem verwendet man Eisenvitriol, Kupfervitriol, Blauholzextrakt und Gallus. Nach dem Eintauchen in das Farbenbad werden die Felle auf Stangen gehängt, da durch den Hinzutritt des Sauerstoffs der Luft sich die Farbe besser entwickelt. Sobald das Fell den gewünschten Farbenton — blau, schwarz oder tiefschwarz — erhalten hat, wird es gewaschen, getrocknet und dann in einer großen Trommel mit Sand und Sägespänen gereinigt. In der Braunfärberei werden teils die unteren Grundhaare, teils nur die Spitzen der oberen Grannenhaare gefärbt. Bei der Färbung der

Grundwolle werden erwärmte Bäder hergestellt, die die Tötung und die Farbstoffe vermischt enthalten. Die Tötung ist dieselbe wie bei der Schwarzfärberei. Als Farbstoffe dienen gebrannter Gallus, Schwefelantimon, Salmiak, Pottasche, Kupfervitriol, Rotholzextrakt und Grünspan. Dagegen werden zur Färbung der obersten Grannenteile die Tötung und der Farbstoff nur kalt mit der Bürste aufgetragen. Gewisse Pelzarten müssen fünfzehn- bis zwanzigmal mit der Bürste gestrichen werden. Nach einem jeden Streichen werden die Felle vier bis sechs Stunden lang Haar auf Haar in Haufen zusammengelegt und in Trockensälen getrocknet.

Eine dritte Behandlungsart, die mit der eben geschilderten Methode der Braunfärberei eine große Aehnlichkeit aufweist, ist das Blenden, denn auch bei ihr werden die Tötung und die Farbe mit der Bürste aufgetragen. Für die Tötung wählt man Salmiak, Kalk, Alaun und Weinstein, für die Färbung ebenfalls Salmiak und Alaun, sowie Eisenvitriol und Grünspan. Das Blenden läuft darauf hinaus, helleren oder mißfarbenen Fellen eine dunkelbraune Deckfarbe zu geben oder in der braun geblendeten Deckfarbe der natürlichen Zeichnung des nachgeahmten Felles entsprechend mehrere dunklere Längsstreifen anzubringen. Mißfarbene Bisamfelle, ferner Marder, Zobel und Skunk werden meistenteils geblendet.

Zur Fälschung und Unterschiebung gebraucht man Felle von Ziegen, Hasen, Kaninchen und Katzen. Von den letzteren allein gelangen alljährlich mehr als eine Million in die Rauchwarenzurichtereien. Aber auch das Pelzwerk zweiter Klasse rangiert man mit Hilfe der angeführten Verschönerungsverfahren in die erste oder dasjenige der dritten in die zweite Klasse. Zur ersten Klasse rechnet man russischen Zobel, Silber-, Blau- und Schwarzfuchs, Seeotter, Sealskin, amerikanischen Zobel, Biber, virginischen Iltis, Bär und die Chinchilla, ein kaninchenartiges Tier Südamerikas. In die zweite Klasse fallen Skunk, Waschbär, Luchs, Baum- und Steinmarder, Rotfuchs, Hermelin, Wolf, Affe und Sumpfbiber, während der dritten Klasse russische Eichhörnchen, die das sogenannte Feh liefern, Bisam, amerikanisches und australisches Opossum, sowie die als Schmaschen bezeichneten Lammfelle angehören.

Wenden wir uns nun zu den einzelnen Nachahmungen und Unterschiebungen. Sehr reichhaltig ist der Ersatz, den man für echten Sealskin zu schaffen weiß, der, wie erwähnt, eigentlich von den Pelzseehunden gewonnen wird. Man schiebt ihm Bisamfelle unter, die ihm durch Scheren und Färben ähnlich gemacht werden. Oder man ersetzt ihn durch Nerzfelle, die gerupft und gefärbt werden. Jedoch lassen in diesem Falle die Größe der Felle und die stumpfere Grundwolle die Imitation leicht erkennen. Auch Otterfelle und Kaninchen werden verwendet. Die sichere Unterscheidung kann nur durch eine mikroskopische Untersuchung der Haare erreicht werden. Die kostbaren Silberfüchse, die aus Sibirien, dem nördlichen Amerika und von den Aleuten stammen und von denen ein einziges Fell bis 600 Mark, ein aus den Kehl- und Nackenstücken zusammengesetzter Pelz aber bis 25 000 Mark kostet, werden durch die wohlfeileren Weißfüchse imitiert, deren weißen Pelz man erst braun färbt, um dann die Spitzen der braun gefärbten Grannenhaare wieder zu bleichen. In derselben Weise werden Hasenfelle und geschorene Kaninchenfelle silberspitzig gemacht. Diese Imitationen weisen aber eine gewisse Filzigkeit auf, da die Haare durch das Färben und Bleichen ihre Weichheit und Geschmeidigkeit einbüßen. Edelmarder ersetzt man durch den helleren Baummarderpelz, den man zu diesem Zweck blendet. Das Verfahren wird aber durch das plötzliche Lichterwerden der Grundwolle kenntlich, während bei dem echten Edelmarder sich der Uebergang von dunkel zu hell nur allmählich vollzieht. Ferner benutzt man Nerzfelle zur Imitierung von Edelmarder, indem man sie dunkel färbt. Virginische Iltisfelle werden durch gelb gefärbte Opossumfelle nachgeahmt, denen aber die natürliche Schattierung fehlt und deren Haare bedeutend gröber sind. Ebenso werden schwarz gefärbte Opossumfelle zum Ersatz der Schuppen, worunter man das Fell des Waschbären versteht, herangezogen. Die echten Schuppen haben indessen weniger straffe Haare. Noch häufiger benutzt man als Ersatz schwarz gefärbte Hasenfelle, deren Haare sich aber durch eine mikroskopische Untersuchung unschwer von den Schuppen unterscheiden lassen. Waschbär hinwiederum wird gelegentlich dem Skunk ähnlich gefärbt, der bekanntlich von dem nordamerikanischen Stinktier geliefert wird. Braune oder rötliche, minderwertige Skunk färbt man einfach schwarz. Bei dem natürlichen Skunk ist aber das Fell weiß, wogegen bei den künstlich nachgefärbten Pelzen auch der Grund schwarz gefärbt wird. Die Bisamfelle, die von der Bisamratte gewonnen werden und hauptsächlich aus Nordamerika kommen, sind hellbraun bis schwarz. Die letzteren werden wegen der silbergrauen Bäuche am höchsten geschätzt. Um ihnen die helleren Felle unterschieben zu können, blendet man diese, indem man auf den Rücken den dunkeln Farbstoff aufträgt. Jedoch entsteht hierbei ein sehr auffallender, breiter, gleichmäßiger Streifen, während der ungefärbte Pelz ein allmähliches Uebergehen von den helleren zu den dunkleren Stellen zeigt. Den früher so wertvollen Hermelin ersetzt man jetzt durch weiße Kaninchenfelle. Die Farbe der letzteren ist indessen zu reinweiß, außerdem sind die Haare zu rauh, und die Form des imitierten Hermelinschweifes ist zu schwunglos. Weiße und graue Kaninchenfelle verwendet man weiterhin zur Herstellung der Fehwammen. Diese Fehwammen erhält man eigentlich aus den Seitenstücken der russischen und sibirischen Eichhörnchenfelle, die man zu Tafeln zusammennäht, so daß sie ein aus Grau und Weiß gemischtes Pelzfutter ergeben. Zur Nachahmung der Fehwammen näht man nun Streifen von weißen und grauen Kaninchenfellen in passender Weise zusammen. Die Imitationen haben aber ein rauheres und stumpferes Haar und machen sich außerdem durch die vielen Nähte verdächtig. Die schwarzen, lang- und glatthaarigen Affenfelle aus Südamerika und Westafrika ersetzt man durch schwarze, langhaarige Ziegenfelle, die indessen gegen die echten Felle durch den geringeren Glanz der Haare und das Vorhandensein von Grundwolle abstechen. Ebenfalls durch schwarze Ziegenfelle ahmt man die schwarzen nordamerikanischen Bärenfelle nach. Dem teuren russischen Zobel schiebt man die billigeren, gefärbten, kanadischen Zobelfelle oder auch gefärbte Baummarderfelle unter. Eine mikroskopische Untersuchung legt die Fälschung klar. Aber auch an rein künstlichen Imitationen fehlt es nicht. So sucht man

Sealskin, Skunk, Biber, sowie das Pelzwerk der als Astrachan und Krimmer bezeichneten russischen, schwarzglänzenden Lammfelle durch entsprechend gearbeiteten Plüsch zu ersetzen. Hier ist die Erkennung sehr leicht, da sich, auch wenn die Haardecke gut imitiert ist, die künstliche Herstellung durch die regelmäßige Bindung von Fäden zu einem Gewebe am Grunde verrät.

Die Hauptproduktionsländer für Pelzwerk sind Rußland, besonders Sibirien, und Nordamerika, wo Kanada und Alaska in erster Linie stehen. Von weitreichender Bedeutung ist für den russischen Pelzhandel Irbit in Sibirien, wohin die Sibiriaken ihre Beute an Zobel, Hermelin, Weißfüchsen und Eichhörnchen zum Februarmarkt bringen. Das von der russischen Regierung als Steuerbetrag eingenommene Pelzwerk von Zobeln, Weißfüchsen und Eichhörnchen aus den sibirischen Gouvernements Tomsk, Tobolsk, Jenisseisk, Ochotsk und Kamtschatka geht zumeist nach Nischnij Nowgorod. Den Austauschverkehr zwischen Rußland und China vermittelt Kiachta in Transbaikalien. Hierher kommen die russischen Händler mit Fellen von Pelzseehunden, Seeottern, Bibern, Luchsen und Füchsen und entnehmen dafür Thee. Ueber Astrachan gehen die Lammfelle aus Mittelasien. Der ganze Ertrag an Pelzwerk fließt dann alljährlich in Nischnij Nowgorod zusammen, von wo gegen 80 Prozent nach Leipzig wandern. In Nordamerika befindet sich der Pelzhandel in den Händen mehrerer großen Aktiengesellschaften, wie der Hudsonbaicompagnie und der Alaskacompagnie in San Francisco. Diese Gesellschaften haben in ihren Gebieten ständige Agenturen, die von den Indianern Biber, Nerze, Ottern, Silber- und Weißfüchse, Zobel und Bären eintauschen und auch auf eigne Rechnung jagen lassen. Die eingesammelten Pelzvorräte werden nach London und Leipzig weiter verhandelt. Von Wichtigkeit für die Pelzproduktion ist dann ferner noch Skandinavien mit Grönland, von wo Silber- und Kreuzfüchse, Marder, Iltisse, Ottern und Robben bezogen werden. Die königlich dänisch-grönländische Compagnie besitzt in Westgrönland zwei Inspektorate und versteigert ihre Erträgnisse im November und Mai in Kopenhagen.

Den Weltmarkt ersten Ranges bildet für den Pelzhandel Leipzig. Hier erfolgt der Austausch zwischen den russischen, amerikanischen und grönländischen Pelzwaren. Der jährliche Umsatz beläuft sich auf gegen 40 Millionen Mark. Gegen Leipzig steht selbst London zurück, wo regelmäßige Auktionen im Januar, März, Juli und November stattfinden. Für den Umfang des Pelzhandels sprechen am deutlichsten einige Zahlen. Auf den Markt werden alljährlich gebracht an russischen Eichhörnchen rund 8 Millionen, Bisam 3 Millionen, Seehunde 2 Millionen, Zobel 300 000, Nerze 200 000, Marder 600 000, Iltisse 500 000, Biber 150 000, Rotfüchse 300 000, Hermeline 400 000, Bären 20 000, Eisfüchse 85 000, Kreuzfüchse 10 000, Blaufüchse 6000 und der Silberfüchse 2000 Stück. Der jährliche Wert an Pelzwaren wird auf 70 Millionen Mark geschätzt.

Man tadelt so oft den Luxus unsrer Tage. Zum überwiegenden Teil sind ja auch Pelzwaren Luxusartikel, aber der Luxus hat auch seine gute Seite. Um den Bedarf an Pelzwaren zu decken, jagt der Mensch an den kanadischen Seen, in den sibirischen Einöden und den Urwäldern Südamerikas, sind Tausende in den industriellen Betrieben beschäftigt und rollen Millionen von Mark von dem einen bis zum andern Ende der Welt. Th. Haller

---

Im Wettersturm

Novellette

von

M. von Ekensteen

Das war ein Staunen und Wundern in der kleinen Garnisonstadt! Ganz überraschend war die Nachricht gekommen, niemand hatte etwas geahnt: Thea von Brechtinghausen, die schöne, tiefdurchbildete und ideal veranlagte Tochter des verarmten Edelmannes hatte sich mit dem immens reichen Fabrikbesitzer Anton Nöll verlobt!

Die Kaufleute im Städtchen machten dazu sehr vergnügte Gesichter; die Firma Nöll genoß das höchste Ansehen, und man konnte im Hinblick auf den solventen Schwiegersohn den Brechtinghausens nun skrupellos den weitesten Kredit gewähren. Die Damen medisierten von Einfangen und Kokettieren, und die jungen Herren der Gesellschaft, gleichviel ob sie des Königs Rock trugen oder sonstige Aemter bekleideten, schüttelten ganz deprimiert die Köpfe.

Bei der Table d'hote im Eliterestaurant schnarrte Kurt von Mengers, ein Dandy ohne andern Beruf als den, bei Spiel, Jagd und Rennen sein Geld anzubringen: „Die schöne, elastische Thea und der vierschrötige Plebejer! Das paßt so ungefähr, wie ein Vollblutrenner und ein Percheron in einem Gespann!"

„Aber, bester Mengers," entgegnete ein hagerer Junker aus der Umgegend, der stets vierspännig ins Städtchen kutschierte, „das ist doch nur die neue Bestätigung von den Gegensätzen, die sich anziehen!"

„Na, na," meinte sehr gedehnt ein grau angehauchter Junggeselle, der sich damit brüstete, das zarte Geschlecht durch und durch zu kennen: „Kein Mensch wird doch glauben, daß die kleine Brechtinghausen den Nöll aus einem andern Grunde nimmt, als — weil er scheußlich viel Moneten hat?"

„Hm, das Geld mag ja seine Rolle dabei gespielt haben, aber für so dumm halte ich den gewiegten Geschäftsmann Nöll nicht, daß er sich eine Frau aussuchen sollte, die ihn nur der Millionen wegen nimmt!"

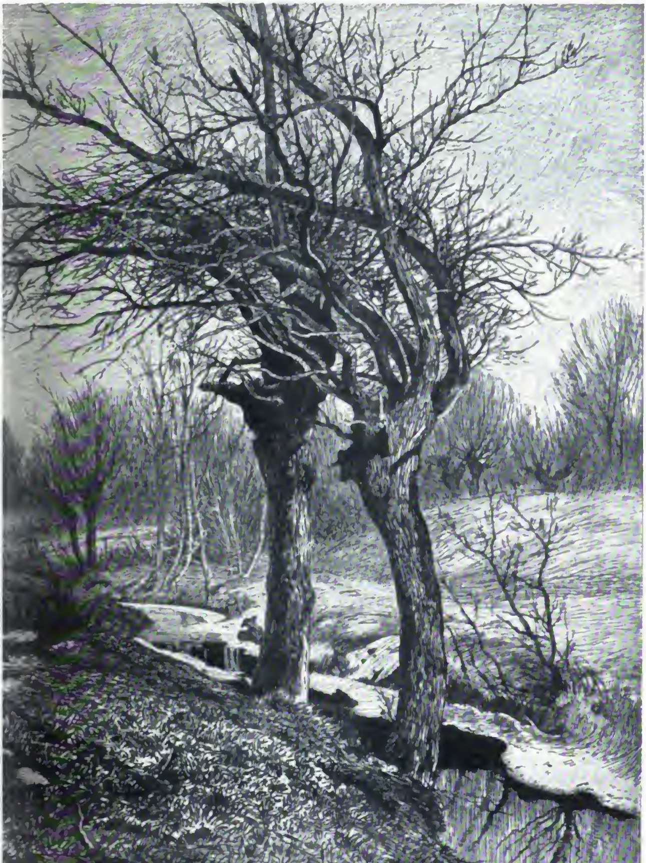
„Ei, man streut ein wenig Sand in die Augen, thut verliebt, schmachtet und was derlei Kniffe mehr sind!"

„Nein!" rief sehr entschieden Hauptmann Wegener. „Ich stelle Fräulein von Brechtinghausen viel zu hoch, um sie solcher Mittel fähig zu halten. Wer von uns hat wohl den Zug der Oberflächlichkeit und Frivolität an ihr wahrgenommen? Ich denke,



Wir

Nach einer Radierung



er
on Felix Hollenberg

die beiden Leutchen werden sich schon auf irgend einer sympathischen Brücke von Herz zu Herz begegnet sein!"

Kurt von Mengers pfiff leise vor sich hin, wippte mit seinem Stuhl auf und nieder, maltraitierte seinen Spitzbart und rief nach dem Büffett hinüber: „Piccolo, eine Flasche Johannisberger auf Eis!" Dann gähnte er forciert und meinte wegwerfend: „Mir ist's übrigens egal! Der Familie ist es ja zu gönnen, daß sie mit dem Gelde des Parvenüs den verfahrenen Karren wieder flott schiebt, und Fräulein Thea wird sich trotz aller idealen Veranlagung sehr bald in die Rolle der behäbigen Geldprotzin eingelebt haben und mit Würde die Folgen der Spekulationsheirat tragen."

Hauptmann Wegener schob seinen Stuhl geräuschvoll zurück, grüßte steif im Kreise, schnallte den Säbel um und verließ mit einem: „Mahlzeit, meine Herren!" den Speisesaal.

„Auch einer, dem's zu Herzen geht!" lachte Herr von Mengers. „Wissen Sie nicht, lieber Farinelli, ob etwas Wahres an dem Gerücht ist, daß er sich einen Korb bei der Brechtinghausen geholt hat?"

„Ich kann da wirklich nicht Aufschluß geben," sagte der Handelsrichter a. D. Farinelli, den man die lebende Chronik des Städtchens titulierte, „aber ich zweifle, zweifle sehr stark. Wegener ist der jüngste Hauptmann im Bataillon, Brechtinghausens sind auf die schmalen Einnahmen ihres Gutes angewiesen, — folglich wäre die Sache ganz aussichtslos. Heutzutage verlobt man sich nicht mehr mit sechs- oder achtjähriger Wartezeit."

„Ja, ja, übrigens — wie ich bereits sagte, — mir kann's gleich sein!" meinte Herr von Mengers und griff nach einem Zeitungsblatt.

Allmählich leerte sich der Saal. Schließlich saß Mengers ganz allein vor seinem Johannisberger, und er legte das Zeitungsblatt gelangweilt beiseite. Das arrogante Lächeln war aus seinem Gesichte verschwunden, etwas Verdrossenes lag in seinen Zügen. Entschieden, die neueste Verlobung machte ihm kein Vergnügen! Er war es so gewohnt, bei den Damen zu reüssieren, daß er die Wahl Fräulein Theas wie eine persönliche Beleidigung auffaßte. Hastig trank er sein letztes Glas leer, klemmte das Einglas ins Auge und murmelte im Fortgehen: „Für solche moralische Niederlage giebt es doch wohl noch eine Revanche!"

Thea saß in der verwitterten Epheulaube an der alten Stadtmauer, die einen Teil des elterlichen Gartens von den schattigen Promenaden abschloß, wo sich die Leute alltäglich ergingen. Am Morgen kamen die Naturschwärmer, die dem Konzert der Vögel lauschten und sich am Anblick des sprossenden Blattwerkes an Sträuchern und Bäumen erfreuten. Um Mittag tummelten sich die Schulkinder lärmend darin umher, und am Abend lustwandelte die Hautevolée in eleganten Toiletten, flirtend, lachend, plaudernd.

In der Glühhitze der Hochsommernachmittage war es jedoch still in den breiten Kieswegen; selbst die Vögel waren verstummt, und man hörte nur das Knirschen der Räder, wenn die grellgelb gestrichenen Wassertonnen hindurchfuhren, mit breitem Wasserstrahl den Staub löschend und linde Frische gebend.

Das war Theas Lieblingsstunde, die ungestörte Zeit, wo sie mit ihren Gedanken allein war. Der Vater schlief, die Mutter rastete im dämmerigen Salon über einem Buche, und die Brüder brüteten über griechischen und lateinischen Vokabeln. Diese Stunde gehörte ihr, und sie war ihr lieb geworden mit ihrer heiligen Ruhe. Selbst im Winter kam sie her und streute im verwitterten, ungepflegten Park den hungernden Vögeln Futter; im Sommer aber träumte sie unter den alten Epheuranken, die den steinernen Auslug umkrochen, ihre sehnenden Mädchenträume. Wie viele hatte sie schon in die dunkle Laube getragen, wie viel stumme Fragen in die Zukunft hatten schon ihr junges Herz durchzittert! Und nun war die große Wendung, die heilige Stunde, in ihr Leben gekommen, so plötzlich, so ganz anders, als sie es oft ersonnen hatte, und doch so schön, so voll heiterer Sonne!

An ihrer schmalen, weißen Hand glitzerte der Goldreif mit dem strahlenden Diamanten, den Anton Nöll ihr gestern tief bewegt an den Goldfinger gesteckt hatte. Sie war die Braut des reichen, seltsamen Mannes, der fern aller Geselligkeit nur seiner Arbeit und dem Wohl seiner Untergebenen lebte und der sie mitten aus dem unruhvollen Leben der Gesellschaft heraus als Weib gewählt hatte.

So wunderlich dünkte ihr alles! Er war nicht mit dem Stammeln der Liebe zu ihr gekommen, sie um Herz und Hand zu bitten; der Vater hatte ihr seinen förmlichen Antrag mitgeteilt und ihn als einen gütigen Menschen, einen ehrenvollen Charakter voll Großmut geschildert. Dann hatte ihr die Mutter anvertraut, daß er Thea schon seit Jahren still im Herzen getragen, daß seine Liebe zu ihr unermessen sei. Sie hatte nicht ein noch aus gewußt, so überraschend war das gekommen. Als aber die Mutter mit schimmernden Augen gesagt hatte: „Nun hat alle Sorge ein Ende, du wirst eine reiche, glückliche Frau, und deine Brüder können die ersehnte Laufbahn einschlagen," da hatte sie ihr die Hand auf den Mund gepreßt: „Nicht, Mütterchen!" flehte sie, „er hat mich lieb, das trifft ins Herz!"

Dann war er gekommen und hatte sie mit innigem Dankwort ans Herz geschlossen, und ihr war so ruhig und friedlich zu Sinn geworden wie einem Kinde, das sich in sicherer Hut weiß. —

Der Tag der Hochzeit war schon festgesetzt. Mit wahrhaft rührender Aufmerksamkeit lauschte Nöll seiner Braut jeden Wunsch ab, um das neue Heim ganz nach ihrem Sinn zu schmücken. Der Vater sah frisch und guter Dinge aus, wie seit Jahren nicht; die Brüder waren ausgelassen glücklich durch die frohen Aussichten für die Zukunft, und die lebhafte Mutter wurde vollends nicht müde, Thea das große, vielbeneidete Glück klarzumachen, das sich ihr geboten hatte.

Heute war nach all dem Gratulationstrubel wieder die erste ruhige Stunde für Thea gekommen; sie flüchtete mit ihrem übervollen Herzen in die Einsamkeit, denn es drängte sie, einmal mit ihren Gedanken allein zu sein. Sie hatte es jubelnd erkannt, daß Anton sie liebte, mehr als alle zusammengenommen, die ihr vordem das Zauberwort in all seinen Variationen vorgetändelt hatten. Flüchtig zogen all jene an ihrem Geiste vorüber, die ihr gehuldigt hatten, seit sie die ersten Schritte in die Welt der Vergnügungen gethan; da war auch nicht ein einziger, dessen Liebe so tief gegangen, daß er sie zum Weibe begehrt hätte; er aber hatte sie still geliebt und ihr mit seinem Herzen auch eine Zukunft voll Sonnenschein geboten.

Aber — liebte auch sie ihn? War das, was

sie an Freude, Ruhe und Dankbarkeit empfand, die echte, wahre Liebe? Sie wußte, er war gut und edel, sie achtete ihn, sie hatte den festen Willen, ihn zu beglücken. Jedoch — sie hatte nicht allein das Herz befragt, als sie das verhängnisvolle „Ja“ gesprochen. Die Zukunft der Brüder, die Wohlfahrt der Eltern, das überredende Wort der Mutter und vor allem der Gedanke, daß er sie so lang schon liebte, waren ausschlaggebend gewesen.

Konnte das das rechte sein?

Sie saß, den Kopf in die Hände gestützt, und suchte ihr Herz zu erforschen. Da klang von den dunkeln Laubgängen der Promenade Kurt von Mengers Stimme herauf: „Aber bester Herr Notar, es ist doch ein offenkundiges Geheimnis, daß Mama Brechtinghausen die ganze Geschichte inszeniert und zu allseitig befriedigendem Schluß gebracht hat!“

„Ih, was Sie sagen! Nicht die Möglichkeit! Das sollte wirklich keine Liebesheirat sein? Der Nöll ist mir zwar als sehr praktisch und durchaus nicht sentimental bekannt, aber welchen Grund könnte er gehabt haben, wenn er sich nicht verliebt hat. Was helfen da alle Angelkünste einer Mutter?“

„Je nun, verliebt hat er sich wohl, wie wir alle uns einmal in ein hübsches Lärvchen verschießen, aber die Mama hat eben als kluge Frau die Situation benutzt. Anton Nöll ist kein volltönender Name; man weiß ja, daß sein Alter noch an der Hobelbank stand. Aber was wollen Sie? Man heiratet in eine altadlige Familie hinein, das giebt einen Lacküberzug für die rohe Parvenüfarbe; man hat Verbindungen nach oben, da winkt wohl mit der Zeit der Kommerzienrat und eine Schleife fürs Knopfloch. Immer die alte Geschichte: eine Hand wäscht die andre. Er hilft dem verrosteten Wappen zu neuem Glanz, und für ihn ist die vornehme Frau willkommene Staffage.“

„Hm! Hm! — Aber die Braut?“

„Je nun, sie flirtet schon einige Jahre herum, ohne an den Mann zu kommen. Der Götze Gold hat so viel Verlockendes; vielleicht glaubt sie auch an die Mär von langgehüteter großer Liebe.“

„Also wieder eine Konvenienzheirat! Stirbt denn Poesie immer mehr aus?“

Helles Auflachen und verhallende Schritte drangen zu Thea herauf, die blaß bis in die Lippen dastand und die Hände auf das pochende Herz preßte.

War das Verleumdung, oder lag ein Funke Wahrheit in diesen boshaften Worten? Hatte Anton sie nur des Namens wegen gewählt, hatte die Mutter, seine Schwäche erkennend, ihn zu dem entscheidenden Schritt gedrängt? Doch, warum wallte denn ihr Blut so zornig auf, warum krampfte sich ihr Herz so schmerzhaft zusammen? War sie selber denn nur dem Zuge großer, hingebender Liebe gefolgt? Hatte sie nicht mehr mit der Vernunft als mit dem Herzen das bindende Ja gesprochen? Hatte sie je andres in ihrer Umgebung gehört als die kalt wägenden Worte: „Dieser ist eine gute, jener eine schlechte Partie; dort wähle, hier laß ab?“ Sie that ja ein gutes Werk, sie machte die Eltern und die Brüder glücklich; sie selber kam in glänzende Verhältnisse, und Anton Nöll sah seinen ehrgeizigen Traum erfüllt; er hatte eine Gattin aus altem Adelsgeschlecht, Titel und Ehren winkten ihm in der Zukunft!

Als Thea die Epheulaube verließ, war ihr Gang schleppend, schlaff hingen ihre Hände herab, und auf ihrem Antlitz lag ein Schatten; ihr war zu Mut wie einer Blüte, über die der Frost gestreift ist. — —

Die Hochzeit des Fabrikherrn war pompös gewesen. Bis ins kleinste hatte alles geklappt, und in der Stadt gab es Unterhaltungsstoff auf lange hinaus. Die Braut war so bleich gewesen unter dem flimmernden Brillantendiadem, das aus den grünen Myrten hervorsprühte, und die Mutter hatte gestrahlt, als ob sie die Millionen des Schwiegersohnes zu verwalten hätte. Drei Tage waren die Thore der Fabrik geschlossen geblieben; die Kamine verkühlten, die Räder rasteten, und die Arbeiter schmausten fröhlich auf Kosten ihres Herrn.

Allgemach fand man sich mit dem Gedanken ab, daß Nölls nicht nur scheinbar ein sehr glückliches Paar seien; sie gaben zu keinerlei Sensationen Anlaß, und selbst Kurt von Mengers zwinkerte ärgerlich mit den Augen, wenn das Ehepaar in seinem Landauer an ihm vorüberfuhr. Die thaten ja doch gerade, als ob sie sich nur aus Neigung vereint hätten! „Na, abwarten!“ murmelte er vor sich hin; Betteladel und Parvenü, solche Gegensätze können sich denn doch nicht ganz verschmelzen.“

Anton Nöll war jedoch nicht so glücklich, als die Leute glaubten; ihm machte sein geliebtes junges Weib Sorge. Thea war bleich, und tiefe Schatten lagen um ihre traurigen Augen, die ihn oft so seltsam forschend ansahen. Er quälte sich mit dem Gedanken, ob ein Kummer sie drücke, ein heimliches Weh an ihr nage. Wenn er dem Vater Theas seine Bedenken mitteilte, lachte dieser ihn aus; das sei der interessante Zug aller zarten Naturen, und die Mutter sagte: „Sie war immer eine Mimose, das grelle Glück hat sie geblendet, Sie müssen Geduld haben.“

Als er aber den Arzt in seiner Sorge befragte, meinte der leichthin: „Ein wenig Zerstreuung, Bergluft und Waldesduft, ein Faulenzerleben im reinen Atem des Hochlandes, mehr braucht es nicht.“

Das ließ er sich gesagt sein; ohne langes Besinnen fuhr er mit ihr in das schöne Berchtesgadener Land.

Nun saßen sie seit einigen sonnigen Wochen in der Schönau, dem bergumschlossenen Hochplateau im Berchtesgadener Lande, und entzückt lauschten sie dem wilden Rauschen der Königsseer und der Ramsauer Ache, tranken den würzigen Atem der Tannen, wanderten zu den Höhen des waldigen Grünstein, hielten Nachtrast in der einsamen Hütte auf der Gotzenalm und sahen bewundernd in das schäumende Wasserbrausen der Almbach- und Wimbachklamm.

Wenn sein junges Weib vor den Schönheiten der Natur aufjubelte, dann suchte er in ihren Augen zu lesen, ob das Wunder der großen, heiligen Liebe noch nicht erwachen wolle, und er freute sich, daß sie noch wie ein Kind war und es ihm beschieden sein sollte, in diese großen, sinnenden Augen den Schimmer zu zaubern, den allein das Glück heißer Liebe giebt.

Ein duftiger Spätsommertag erwachte über den Landen; der Hohe Göhl glühte im Morgenschein feurigrot, dann zog der rosige Hauch zu den Spitzen des Watzmann und legte sich wie ein Flammenschleier über den Hochkalter. Alle Höhen waren in rote, leuchtende Glut getaucht. Anton Nöll hatte sich mit Tagesgrauen von seinem Lager erhoben und stand am Fenster, bewundernd in die leuchtende Pracht hinausblickend. Sollte er Thea wecken, daß auch sie das wundervolle Morgenglühen

sehe? Sie schlief so fest, und um ihre Lippen lag ein so zufriedenes Lächeln, auch begann schon der feurige Morgenkuß der Sonne zu verglühen, weiße Nebel zogen die Berge hinan. Nein, er weckte sie nicht, ihr that ja die Ruhe so wohl.

Aber plötzlich durchzuckte ihn ein andrer Gedanke. Als er mit Thea vor wenigen Tagen über den Königssee gefahren war und sie dann, hingerissen von der träumenden Schönheit des Obersees, an seinen Ufern lange Stunden in schweigendem Schauen gerastet, da hatte sie sehnend ausgerufen: „Wie herrlich müßte diese Perle im zitternden Morgenduft sein! Könntest du mir das nicht malen, Anton?“ Er hatte abwehrend aufgelacht: „Nein, Liebling, an solche Pracht darf sich kein Dilettant wagen, wie ich einer bin.“

Es war ihm nicht entgangen, daß ein Schatten ihr Gesicht verdüstert hatte; konnte ihr wirklich daran liegen, daß er selber den bergumschlossenen See in blauer Morgenstimmung für sie malte? Und war dieser herrliche Morgen nicht klar und lockend schön? Wenn die Sonne die Nebel durchbrach, mußte ein Tag voll Glanz kommen!

Leise und behutsam nahm er Pinsel, Palette, Leinwand und Staffelei, geräuschlos schlich er hinaus, und eine Viertelstunde später fuhr er von der lauschigen Villa Panorama nach dem nahen Königssee. —

Frau Thea fuhr aus dem Schlaf empor; ein dumpfes Donnerrollen hatte sie geweckt.

„Anton!“

Keine Antwort; sein Lager war leer. Ein greller Blitz zerriß den wolkenverhangenen Himmel und leuchtete jäh in das Dämmern der Stube. Eilig stand sie auf. „Wo ist mein Mann?“ fragte sie besorgt, als sie den Frühstückssaal betrat.

„Herr Nöll läßt die gnädige Frau bitten, gänzlich unbesorgt zu sein; er ist um fünf Uhr nach dem Obersee gefahren — zum Malen.“

Zum Malen an den Obersee? Ein heißer Strom wallte ihr vom Herzen zu den Wangen empor. War er gegangen, ihren heißen Wunsch zu erfüllen?

Wieder wildes Blitzen und dröhnender Donner in haltender Folge.

„Mein Gott, bei diesem Wetter auf dem See!“ hauchte sie, und eine quälende Angst erfaßte sie.

„Kein Schiffer fährt bei Sturmgefahr, beruhigen Sie sich, gnädige Frau. Herr Nöll wird umgekehrt sein, als sich der Himmel überzog.“

„Um fünf Uhr fuhr er fort, sagten Sie nicht so? Jetzt ist es acht! Er müßte ja längst wieder hier sein! Ist der Wagen zurück?“

„Seit sechs Uhr; um zwölf soll er wieder hinausfahren.“

„Entsetzlich, so fuhr er doch hinüber!“

„Das Wetter droht erst seit einer halben Stunde; wenn er wirklich auf dem See war, hat man doch noch rechtzeitig die Gefahr erkannt und ist umgewendet oder in St. Bartholomä gelandet.“

Sie eilt an ihr Fenster und starrt den Weg entlang. Die Bäume wiegen sich im Brausen des Sturmes, die morschen Aeste fallen krachend zu Boden, und schwefelgelbe Wolkengebilde jagen am schwarzgrauen Horizont hin. „Wenn ein Unglück geschähe!“ Sie weiß keinen andern Gedanken mehr zu fassen.

Der grelle Schein der Blitze drängt sie vom Fenster zurück in den dunkelsten Winkel der Stube. Dort steht der Schreibtisch, und darauf liegt ein Brief, der begonnen, doch nicht beendet ist. Wie mechanisch, ohne Willen liest sie: „Du weißt es ja, lieber Freund, Ehrgeiz, soweit er Rang und Titel betrifft, liegt mir fern; ich strebe nichts andres an, als Theas und meiner Arbeiter Glück. Was hülfe mir ein erkaufter Adel! Bleibe ich schlicht und einfach, wie es meine Väter waren, so bleiben es wohl meine Arbeiter auch, nichts beirrt sie, und so ist es am besten. Also bitte, bemühe dich in dieser Beziehung ja nicht um mich; nicht einmal ein Orden, wie ihn so viele ambitionieren, könnte mich erfreuen. Mein Glück liegt . . .“

Ein unheimliches Krachen erschüttert die Wände des Hauses, aber Thea steht mit leuchtenden Augen. Hat sie ihm auch mit diesen Zweifeln unrecht gethan, hat sie nur immer und immer empfangen, ohne zu geben?

Ein Wagemut kommt über sie: „Ich muß ihn suchen!“ Sie reißt den Wettermantel vom Nagel und schlägt ihn um die Schultern; dann stürmt sie fort, den Fußweg entlang, dem Königssee zu. Ueber ihr biegen sich krachend die alten Buchen und Tannen, heulend jagt der Wind über die Fluren, Blitz um Blitz zuckt hernieder. Sie achtet dessen nicht. Schwere Tropfen rauschen nieder, und Hagel prasselt; grau wie Nacht liegt's über der Erde.

„Anton!“ ruft sie bang und laut über die einsame Straße; nur rauhes Krähenkrächzen giebt ihr Antwort.

„Anton!“ Ein zweites Mal erschallt es gellend, und sie jagt der Brücke zu, die über die schäumende Ache führt.

Ist sie toll geworden? Rufen der Sturm, die Wogen und der Donner ihren Namen? Sie bleibt stehen und lauscht in den wilden Aufruhr hinein, die Augen geschlossen vor den peitschenden Schloßen.

„Thea, Liebling, du?!“

Ihre Sinne wollen vergehen, als sie seine halb jauchzende, halb bange Stimme erkennt; aber er preßt sie an die Brust, und ihr Herz pocht in seligem Glück, als sie seinen warmen Atem fühlt. „Thea, was thatest du?“

„Ich suchte dich, ich wäre gestorben vor Angst um dich, ich mußte dir entgegen!“

Er sieht ihr in die Augen und liest lauter Liebe. In stummem Verstehen finden sich ihre Lippen, und wie zwei Verklärte wandeln sie innig umschlungen dem schützenden Dache entgegen. Der Donner verklingt, der Regen versiegt. Als sie die Schönau erreichen, liegt sie gebadet in Sonnenglanz.



Sturm in der Nordsee (Text S. 41)
Zeichnung von W. Stöwer

Winterreisen

Der Winter ist mit Macht gekommen, und die mit irdischen Glücksgütern besonders bedachten oberen oder sagen wir reichsten Zehntausend rüsten sich zu ihren Reisen nach dem wärmeren Süden, dieweilen wir armen Teufel, die wir nur im Sommer Reise-Urlaub uns gestatten können, unsre Keller mit Holz und Kohlen füllen. Indessen von den Winterreisen der reichsten Zehntausend will ich nicht sprechen. Was ist denn so Besonderes daran? Es gehört dazu doch eigentlich nichts weiter als — recht viel überflüssiges Geld. Ich finde diese Winterreisen der Reichen und Reichsten gar nicht poetisch; vielleicht aber nur, weil mir selbst die süßen Trauben des wärmeren Südens im Winter zu hoch hängen. Nun weiß ich, daß es unzähligen wackeren Leuten, darunter vielen mit ausgesprochenem Reisetalent, genau so geht wie mir, und zu deren Nutz, Frommen und Trost will ich hier von einer ganz andern Art der Winterreisen sprechen, die jedermann in aller Behaglichkeit und mit so gut wie gar keinen Kosten machen kann. Ein bißchen Reisepoesie, ein gut Stück Phantasie und besonders ein Hang zur blauen Unwahrscheinlichkeit sind zu dieser Art von Winterreisen vonnöten. Indessen solcher guten Gaben erfreuen wir Deutschen uns ja mit seltenen Ausnahmen mehr als die meisten andern Völker, und somit frisch auf die Wanderschaft! Man braucht für meine Winterreisen keine Koffer zu packen, also auch keine teure Gepäckfracht zu zahlen; man wird nicht müde davon, man kann die Reisen sogar auf einem bequemen Ruhebett in geistvoller Faulenzerei zurücklegen. Hiermit habe ich mein Geheimnis verraten: es besteht einfach in der phantasievollen Vorbereitung im Winter auf mögliche und auf unmögliche Reisen im Sommer. Mit einer guten Länderkarte ausgerüstet, einen Baedeker oder Meyer daneben, ein paar gute Reisebeschreibungen rund herum und wo möglich das Reichskursbuch, damit die Sache ganz die äußerlichen Formen der Wirklichkeit annimmt: mit dem Aussuchen der besten Züge, dem Vorausberechnen der Fahrpreise, dem Herausklügeln der weitestgehenden Ermäßigungen u. s. w.

Das Reisen ist, wie die meisten guten Dinge, eine Kunst, aber eine von denen, deren Ausübung man besitzt oder nicht besitzt; erlernen läßt sie sich kaum. Wohl lassen sich allerlei gute Ratschläge für die genußreichste, ja künstlerischste Art des Reisens geben; aber es gehören zwei dazu: einer, der sie giebt, und einer, der sie kunstvoll befolgt, und dies geschieht selten.

Von der Kunst des Reisens vielleicht ein andermal; für heute möchte ich von der künstlerischen Auswahl der Reiseziele sprechen, und dazu ist die Zeit der Winterreisen im Zimmer die beste. Wie haben sich doch die Reiseziele im Laufe von wenig mehr als hundert Jahren geändert! Man sollte es kaum für möglich halten, daß bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die Schweiz, überhaupt die Alpenländer zu den am meisten gemiedenen Reisezielen gehörten. Das Wort der Römer von den „schauderhaften Gebirgen" hatte bis in die Zeit Rousseaus, ja Goethes hinein fast allgemeine Geltung. Von unsern ganz großen Männern hat eben Goethe zuerst den Bann, der auf Reisen ins Hochgebirge lag, mit genialem Ungestüm durchbrochen. Erst in seiner „Schweizerreise" findet sich das freudige Hochgefühl für die Großartigkeit der gewaltigen Gletschergebiete.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sogar noch bis in den Anfang der siebziger Jahre, waren außer der Schweiz und natürlich Italien, das zu allen Zeiten eines der am häufigsten aufgesuchten Reiseziele abgegeben hatte, noch die Rheinlande und das nordwestliche Europa, also Frankreich, England, Belgien und Holland, die eigentlichen Reiseländer, besonders für die Deutschen. Selbst Tirol ist erst viel später ein beliebtes Reiseziel geworden. Nun gar die nordischen Reiche galten bis vor 20 Jahren als so gut wie ganz außerhalb der sommerlichen Wanderzüge liegend. Als ich vor langen Jahren auf meiner ersten Studentenfahrt gleich frischweg nach Dänemark, Schweden und Norwegen reiste, wurde ich vorher als ein waghalsiger Fant, nachher als ein seltenes Reisewundertier angestaunt. Und heute? Hunderte von wackeren Spießbürgern reisen ohne langes Besinnen bis zum Nordkap, bewundern die Mitternachtssonne, ja sogar Spitzbergen hat für viele nichts Abschreckendes mehr, seitdem man auf den Luxusschiffen der großartigen Hamburger Argonautengesellschaft, der Hamburg-Amerika-Linie, „mit allem Komfort der Neuzeit" bis zum 76. Grade nördlicher Breite reisen kann.

Wir Deutschen sind ohne Widerrede das erste Reisevolk der Welt, selbst die Engländer nicht ausgenommen. Dagegen muß es einmal offen ausgesprochen werden: wir sind ein bißchen philisterhaft in der Auswahl unsrer Reiseziele geworden. Du lieber Himmel, die Kunst, auch die des Reisens, ist groß und das Leben, ach, so kurz, und dabei ist die Erde doch wirklich nicht in der Schweiz, in Tirol, ja selbst nicht in Schweden und Norwegen zu Ende. Gewiß, man soll die Schweiz, Tirol u. s. w. gesehen haben. Warum aber nicht auch einmal eines oder das andre der vielen, vom großen Reiseschwarm Gott sei Dank bisher noch verschont gebliebenen Länder besuchen, in denen doch vor allem neue, noch nicht durch das allgemeine Reisegeschwätz abgenutzte und abgeflachte Eindrücke zu gewinnen sind? Welche Wonne schon, so gut wie allein zu sein, ich meine allein mit sich, mit dem Lande und dessen Menschen und fern von der alltäglichen, herabziehenden Umgebung. Ich liebe meine teuren Landsleute so herzinnig wie einer, und du, lieber Leser, gewiß nicht minder; aber Hand aufs Herz: magst du ihnen gar so gern Tag für Tag und Stunde für Stunde auch auf deinen dir so selten im Leben gegönnten Reisen begegnen, zumal wenn sie gleich in Massen auftreten?

Und dann die hohe Poesie einer solchen Reise ins Unbekannte, ins Unberührte hinein! Ohne sein Leben dranzusetzen, kann sich auch der gewöhnliche Sterbliche etwas von der Entdeckerfreude bereiten, die sonst nur ein Afrikaforscher oder etwa ein kühner Durchstreifer Tibets genießt. Jene unbekannten Reisegebiete, für die man sich auf seinen behaglichen „Winterreisen" so schön vorbereiten kann, haben

unter allen Umständen eines voraus vor der Schweiz, Tirol und den andern im Sommer vollgepfropften Ländern: man sieht die Städte und Dörfer in ihrer Echtheit und Wirklichkeit, mit lauter echten Bewohnern und ohne die gekünstelte Mischung aus einheimischer Reise-Industrie und fremden „Reisekonsumenten“. Keine Gedränge auf den Eisenbahnen, keine Not in den Gasthäusern, keine von oberflächlich schwatzenden Menschen oft sehr zweifelhafter Bildung angefüllte Museen, und überhaupt nichts von dem platten Reisegeschwätz rundum, das einem feinfühligen, höher gebildeten Reisenden so oft die ganze Stimmung selbst in der großartigsten Landschaft und gegenüber den herrlichsten Kunstwerken verdirbt.

Obenan in der Reihe dieser poetischen, zunächst von der Vorfreude zehrenden Winterreisen steht natürlich eine Wanderung durch das „unbekannte Deutschland“. Wie viele Deutsche, die jahraus jahrein ihre Reise machen, kennen eigentlich Deutschland? Wer von den Lesern war schon einmal in Katzenellenbogen? Wer in Buxtehude, in Schmalkalden, in Tauberbischofsheim und wie sie alle heißen, diese alten deutschen Nester mit den teils berühmten, teils drolligen Namen und mit ihrem — darauf kann man sich verlassen — so durch und durch eignen Leben. Hätte ich über eine große Bilderzeitung zu gebieten, ich brächte an Stelle der Beschreibungen von kühnen Forschungsreisen im dunkelsten Teile des dunkeln Weltteils Afrika einmal eine Reihe solcher Entdeckungsausflüge in das wundervolle unbekannte Deutschland. Wie viele noch gänzlich ungehobene Schätze an reizvollem Kleinstadtleben mit großem geschichtlichen und meist auch künstlerischem Hintergrunde birgt unser herrliches Vaterland!

Ob es eine unbekannte Schweiz oder ein unbekanntes Tirol giebt, wage ich nicht zu entscheiden, obwohl ich in jenen beiden Hauptreisegebieten leidlich zu Hause bin. Dann aber das unbekannte Italien! Ein einziges Mal habe ich den Versuch einer solchen Entdeckungsreise gemacht und nie tiefere Eindrücke von Italien davongetragen als auf jener launenhaften, planlosen Wanderung, die mich in allerlei kleine und kleinste Nester führte, davon die meisten von unvergeßbarem künstlerischen und landschaftlichen Reiz. Ich rate den „Winterreisenden“, sich einmal behaglich auf eine Italienreise vorzubereiten — sie kann getrost im Sommer ausgeführt werden —, auf der weder der Comersee, noch der Lago Maggiore, noch der Luganer See, dagegen zum Beispiel der Lago d'Iseo besucht wird. Bei dieser Gelegenheit kann man sich Bergamo und Brescia ansehen, und anstatt zum dritten oder vierten Mal nach Mailand und Verona oder nach Florenz zu reisen, besuche man solche Städte wie Piacenza, Parma, Mantua, Cremona, die sonst für die meisten Reisenden nur Eisenbahnstationen mit so und so viel Minuten Aufenthalt sind.

Aber was kennen wir Deutschen denn selbst von unsern nächsten Nachbarländern? Von Frankreich doch eigentlich nur Paris und Umgebung. Wer aber kennt die Provinz in Frankreich? Wer hat auch nur die Touraine bereist? In der Geographiestunde haben wir einmal vor langen Jahren gelernt, sie sei der Garten Frankreichs, und damit beruhigen wir uns für den Rest unsers Lebens. Ich sollte denken, von einem Lande wie Frankreich, das so angefüllt ist mit entzückenden Werken namentlich der Baukunst, sollten Reisende wohl noch etwas mehr kennen als die Hauptstadt von Kosmopolis: Paris. Auch England ist außer London in Deutschland nahezu unbekannt. Wie viele selbst kunstverständige und auf Reisen viel herumgekommene Deutsche haben die wunderschöne Kathedrale von Salisbury oder die ehrwürdige englische Mutterkirche zu Canterbury gesehen?

Ist man aber einmal auf solchen bequemen Winterreisen begriffen, dann sehe ich nicht ein, warum man nicht überhaupt kühn alle gewohnten Pfade der dichten Reiseschwärme verlassen und abseits wandern will. Ich sollte denken, gerade der Hauptreiz einer Reise für solche, die einmal gründliche Erholung in der Abwechslung, also Erholung vom Ewiggestrigen, vom Gewöhnlichen suchen, sollte darin bestehen, abseits zu schweifen. Auf alle Fälle wird man auf solchen Reisen den hohen Reiz der inneren Einsamkeit ohne Verlassenheit entdecken. Ich spreche bei den nachfolgenden Beispielen nur zum Teil aus eigner Erfahrung, zum andern Teil aus den geheimen Wünschen meiner „Winterreisen“ heraus. Wir Deutschen erteilen uns mit Vorliebe Zensur 1a in Geographie. Lieber Leser, willst du dich dazu hergeben, daß wir miteinander ein kleines Examen anstellen? Weißt du zum Beispiel, was es mit den Kanalinseln auf sich hat? Vielleicht hast du einmal, wäre es auch nur aus der Litteraturgeschichte, erfahren, daß es eine Insel Guernsey giebt, auf der Victor Hugo während seiner freiwilligen Verbannung unter dem dritten Napoleon gelebt hat. Mit dem Worte Verbannung verbindest du wahrscheinlich die Vorstellungen eines trostlosen Aufenthaltes, und doch ist Guernsey ein wahres Paradies für Ruhe und Einsamkeit liebende Reisende und erfreut sich eines Klimas nahezu so mild wie Oberitalien. Noch schöner ist die nahe gelegene Hauptinsel der Gruppe, Jersey. Einige findige Deutsche haben diese Paradiese für Reisefeinschmecker schon entdeckt; doch kann man noch für ziemlich lange Zeit mit Sicherheit darauf rechnen, dort der Welt der Massenreisenden zu entgehen. Nicht weit davon laden die Scillyinseln zum Besuch ein, und wer sich nicht allzuweit von der großen Völkerstraße entfernen und doch nicht die ausgetretenen Pfade wandeln will, dem sei die Insel Wight genannt, auf der sich Lieblichkeit der Natur, verfeinerte englische Behaglichkeit und die Sicherheit vor dem großen Strom der Dutzendreisenden vereinigen.

Ich habe es wiederholt bei meinen phantastischen Winterreisen so gemacht, daß ich mir einfach eine große Karte Europas vornahm und nach den unbekannten, verborgenen Winkeln und Nestern ausspähte. So oft ich dann im Sommer den Eingebungen meiner Winterreiselaune gefolgt bin, wurde ich reich belohnt und in meinem Hange zu solchen abenteuerlichen Winterreisen nur bestärkt. Warum sollen für mittelbegüterte, reisefrohe und gesunde Menschen Reiseziele wie Kreta, Rhodos, Cypern, Lesbos nur Namen bleiben? Warum suchen die kühnsten unter den Reisekünstlern jetzt zwar schon hin und wieder Korsika auf, meiden aber ängstlich Sardinien? In der Geographiestunde haben wir alle von den Balearen und Pityusen gehört. Warum gehen wir nicht einmal nach Palma und genießen dort die Pracht des Südens mit dem herrlichsten Inselklima? Wir lesen in der Geschichte Napoleons von der Insel Elba,

aber wie selten kommt einem der Gedanke, sich Napoleons ersten Verbannungsort auch einmal mit eignen Augen anzusehen. Daß es sich nicht um unwirtliche Gegenden handelt, weiß man ja oder kann es doch leicht erfahren. Wie selten reizt es einmal einen Freund homerischer Dichtung, selbst einen deutschen Philologen vom alten Schlage, die wirkliche oder vermeintliche Heimat des Odysseus, die Insel Ithaka, aufzusuchen! Ich kann aus eigner Kenntnis versichern, daß die so leicht auszuführende und obendrein so billige Reise auch jeden Nichtphilologen höchlich entzücken wird.

Mir will überhaupt scheinen, als bereiten sich in der ganzen Entwicklung unsers heutigen Reiselebens große Veränderungen vor. Die Herdenmenschen, die sich nur als Zubehör zu einer großen Masse wohl fühlen, werden nach wie vor dem Strome folgen und jahraus jahrein dorthin reisen, wohin nun einmal die Herde seit jeher zu reisen gewohnt ist. Ob und wie viel wahre Erfrischung des Leibes wie der Seele sie aus der bloßen Ortsveränderung davontragen, mögen diese Herdenreisenden mit sich abmachen. Sie vertauschen eben nur das heimische Gedränge mit einem Gedränge anderswo, und ihre Seele gelangt nicht zur ruhigen Einkehr, sie weitet sich nicht, sie thut keine neuen starken Flügelschläge. Das kleinere Häuflein der Reisekünstler aber kommt schon jetzt mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß man die gewünschte Erneuerung besonders des inneren Menschen nicht finden kann ohne eine gründliche Veränderung der Lebensverhältnisse, der ganzen Lebensluft, in der man atmet. Zwei Neuerungen wird eine nahe Zukunft in noch stärkerem Maße in das Reisen hineinbringen, als sie sich schon jetzt bemerkbar machen: zunächst das Aufsuchen unbekannter Reisegebiete, die einige Gewähr für seelische Einsamkeit bieten. Sie brauchen nicht immer in schwer erreichbarer Ferne zu liegen; man findet sie bei gutem Willen und einigem Geschick oft auf geringere Entfernung als eine Halbtagsfahrt mit der Eisenbahn.

Die zweite große Neuerung besteht in der wachsenden Beliebtheit der Seereisen. Durch die überraschende Vervollkommnung unsrer deutschen Prachtdampfer befreunden sich mit dem Gedanken einer kürzeren oder längeren Seereise zu Erholungszwecken auch solche Gemüter, die sonst bei dem Worte Seereise zunächst und ausschließlich an die Leiden des inneren und äußeren Menschen auf der schwankenden Welle dachten. Die Zahl derer, die zum Beispiel jetzt schon von Hamburg oder Bremen nach Genua und Neapel nicht mit der ermüdenden Eisenbahn, sondern auf einem der herrlichen Dampfer unsrer beiden stolzen Gesellschaften in Hamburg und Bremen reisen, wächst von Jahr zu Jahr und bezeichnet beinahe schon das Aufkommen einer neuen Mode des Reisens. Wenn du also, lieber Leser, auf behaglichem Schaukelstuhl oder noch bequemerem Ruhebett dich auf deine Winterreisen im Zimmer begiebst, so laß dir diese Winke eines nicht ganz unerfahrenen Winter- und Sommerreisenden zur Anregung dienen, und möge dich ein glücklicher Stern nach diesem bitteren Winter eines der schauerlichsten Wetterjahre zu glücklichen, sonnigen Gestaden führen.

Eduard Engel

Ausblick

Wie wenn die dicken Nebel gehn
Und schwarze Wolken drüber stehn —
Du weisst nicht, siegt die Nacht, der Tag
Mit Sonnenstrahl, mit Wetterschlag? —
Wie des Gebirges blauer Schein
Nicht ahnen lässt den rauhen Stein,
Und dass nur wie ein schmales Band
Der Pfad umschmiegt des Abgrunds Rand;
Wie wenn das weite, tiefe Meer
Jn breiten Wogen rollt daher,
Und du in deinem schwanken Kahn
Musst ziehn die schauervolle Bahn
Durch Klippengassen, Brandungsgischt,
Ob dir auch jeder Stern erlischt;
Wie wenn die grause Schlacht entbrennt,
Darin der Tod um Beute rennt
Und zwingt dich an dein Würfelspiel,
Dem schon manch Held zum Opfer fiel:
So taucht dir auf das neue Jahr,
So rätselhaft, so voll Gefahr,
Für jede deiner Fragen stumm
Bis auf ein Raunen und Gesumm:
O Pilger, sprich: Wie soll das werden? —
„Ach, quält mich nicht mit Wahnbeschwerden.
Jch denk' nur eins und sage still:
Mit Gott! Er führ' mich, wie er will!"

Th. Aemilius



Zur Hygiene des Einheizens

Eine „brennende“ Tagesfrage

Wenn sich das Laub der Bäume schön gelb und rot färbt, der Herbstwind die Baumkronen schüttelt und der Mensch fröstelt, wo er geht, steht und sitzt, dann beginnt auch wieder die „Glanzzeit“ des Ofens, der seit dem Frühling unbeachtet in der Ecke gestanden hat und höchstens als bequeme, aber ungehörige Ablagerungsstätte aller möglichen Dinge angesehen wurde, wofür sich das kohlenfressende Ungetüm jetzt beim ersten Einheizen durch einen infernalischen Geruch rächt, der seinen Eingeweiden aus allen Fugen entströmt. In gewisser Beziehung teilt der Ofen zur Sommerszeit das Schicksal des Soldaten zur Friedenszeit, insofern beide nur zu leicht als überflüssig angesehen werden, und erst in der „Feuerwirkung“ gelangt man wieder zur richtigen Wertschätzung beider. Auch mit den Aerzten hat man den Ofen verglichen, die man bekanntlich am meisten schätzt, wenn man ihrer nicht bedarf. Am liebsten würde man den Ofen heutzutage entbehren; die Warmwasser- und Luftheizung sind ja bereits Anfänge, sich seiner zu entledigen.

Früher war das ganz anders. Die Beliebtheit, der sich der Ofen im Sprichwörterschatz der germanischen Völker erfreut, beweist, wie gern sich ihre Gedanken mit dem guten, treuen und beharrlichen Wärmespender beschäftigten und in welcher Achtung der stille, thönerne Geselle in der Zimmerecke gestanden hat. In dem weit längeren und rauheren Winter unsrer altgermanischen Vorfahren war des Hauses einzige Licht- und Feuerquelle das Herdfeuer, um das sich das gesamte häusliche Leben gruppierte, sobald der kalte Herbstregen draußen niederklatschte, die rauhen Stürme durch die Lande brausten und Frau Holle das Bahrtuch der Natur über die weite Erde breitete. Hier am Herdfeuer pflanzten sich die uralten Volkssagen und Märchen von Geschlecht zu Geschlecht fort, und als später neben dem Herdfeuer auch der Kamin und der Kachelofen erstanden, da war es ganz natürlich, wenn in liebevoller Hingabe zu des Hauses treuestem Freunde der Ofen Gegenstand künstlerischer Ausgestaltung wurde — „zur illustrierten Prachtausgabe der Hauspoesie“, wie Lübke treffend bemerkt.

Das ist alles anders geworden, die Zeiten der Spinnstuben sind unwiderbringlich dahin, und heute betrachtet man den Ofen lediglich nach seiner Aufgabe, während der kalten Jahreszeit das heimische rauhe Außenklima, gegen dessen Unbilden draußen wir uns durch Bewegung, wärmere Bekleidung und — steifen Grog zu wehren suchen, durch ein wärmeres Binnenklima zu ersetzen, kurz: eine „warme Stube“ zu geben. Was nützen alle Eleganz, aller Komfort, alle Bequemlichkeit unsers Heims, wenn es nicht mit jener behaglichen Temperatur erfüllt ist, die der Süddeutsche als „heimelig“, der Norddeutsche als „mollig“ bezeichnet.

Ungefähr ein halbes Jahr lang sind wir auf unsre geheizten Räume, unser häusliches Binnenklima angewiesen. Wollen wir uns nicht hüstelnd und stubensiech durch diese lange Zeit hinschleppen, so empfiehlt es sich, in gewissem Sinne auch häusliche Klimakunde zu treiben und vor allen Dingen das Einheizen von seiner hygienischen Seite einer Betrachtung zu unterziehen, die uns für unser winterliches Wohlbefinden wichtige Fingerzeige zu geben vermag.

Nicht zu empfehlen ist es, den Beginn des Einheizens möglichst lange hinauszuschieben. Es geschieht dies in der Regel unter dem Vorwande, sich nicht verwöhnen und verweichlichen zu wollen, es rächt sich aber mit dem empfindlichen Herbstkatarrh und Herbstschnupfen. Richtig ist es, mit dem Einheizen zu beginnen, wenn man im Zimmer fröstelt, und das wird der Fall sein, wenn sich die Herbsttemperatur tagsüber zwischen 8 und 10 Grad bewegt und hält; in Schreibstuben, Schulzimmern u. dergl. wird man sogar schon heizen müssen, wenn die Temperatur während einiger Tage auf 12 Grad gesunken ist.

Das erste Einheizen ist für gewöhnlich mit einigen Mißständen verbunden; meist will der Ofen nicht recht brennen, es ist kein ordentlicher Zug vorhanden, es qualmt, die Zimmer werden voll Rauch, es riecht unangenehm „sengerig und brenzlich“ u. s. w. — weil der Ofen vor der erneuten Ingebrauchnahme nicht gründlich gereinigt worden ist. Wer diesen Kalamitäten entgehen will, läßt vorher den Ofen durch einen Töpfer oder sonstigen Fachmann nachsehen, was namentlich bei Kachelöfen notwendig ist, und reinigen. Gründliche Ofenreinigung ist zwar keine angenehme Arbeit, aber sie erspart viel Mühe, vielen Aerger und Verdruß; vor allen Dingen wird dadurch der lästige Ofengeruch vermieden, der von den sengenden Staubpartikeln herrührt, die sich außen wie innen an den Ofenwänden angelagert haben und bei der Erhitzung des Ofens den brenzlichen Geruch verbreiten. Man thut deshalb gut, zum ersten Male eine oder zwei Stunden bei offenem Fenster zu heizen, wodurch der unangenehme Ofengeruch abzieht.

Richtiges Maßhalten ist das oberste Gebot der Hygiene des Einheizens. In den ersten Tagen wird es gelingen, mit einigen Holzkloben, Preßkohlen, Torfsoden oder wenig Steinkohlen schon eine behagliche Zimmerwärme zu erzeugen, so daß die Zimmerluft angenehm mild „verschlagen“ ist, wie der Volksmund sagt; niemals aber soll die Zimmertemperatur über 18 bis 20 Grad C. hinausgehen. Höhere Zimmerwärme erzeugt unweigerlich Arbeitsunlust und namentlich bei weiblichen Personen Mattigkeit und Schläfrigkeit, Kopfschmerz und „Eingenommenheit“ im Kopfe, Appetitlosigkeit und Blutarmut, wie ein alter Spruch treffend und bündig besagt:

> Willst du bewahren Kraft und Witz,
> So hüte dich vor Ofenhitz';
> Liegen auf der Ofenbank
> Macht vorzeilig alt und krank.

Es kommt hinzu, daß nichts so sehr verweichlicht als der Aufenthalt in überheizten Räumen. Wer sich einmal an die höhere Zimmerwärme gewöhnt

hat, friert immer, im Zimmer wie draußen, und Schnupfen und Halskatarrh wird er nicht wieder los. Insbesondere haben sich alle diejenigen vor zu hoher Zimmertemperatur zu hüten, die auf der Lunge nicht ganz kapitelfest sind. „Den Winter übersteht er wohl, aber die Aprilsonne bringt ihn um," heißt es oft, allein diese Ansicht ist grundfalsch; nicht der Frühlingsluft fallen so viele Lungenkranke zum Opfer, sondern der überhitzten und darum zu trockenen Stubenluft während der Wintermonate. Ein wärmeres Kleidungsstück ist solchen Personen viel zuträglicher als eine warme Stube.

Nach längerem Heizen eines Zimmers trocknen die Wände und die in ihm befindlichen Gegenstände immer mehr aus, und je mehr sie ihre Feuchtigkeit verlieren, um so mehr saugt die trockene Luft (die infolge der Erwärmung geneigt ist, auch um so mehr Wasserdunst in sich aufzunehmen) die Feuchtigkeit da auf, wo sie diese fast allein noch findet, bei den Menschen. Die unmerkliche Ausdünstung der Haut und Lungen wird also in demselben Maße gesteigert, wie die Zimmertemperatur zunimmt, und in demselben Umfange wird den Zimmerinsassen Wärme entzogen durch die erhöhte Wasserabgabe. Durch die gesteigerte Ofenwärme wird also ganz naturgemäß auch das Wärmebedürfnis gesteigert, und der Ofen wird unser größter Feind: in der überwärmten Luft atmen wir weniger, der Stoffwechsel wird langsamer und geringer, der Appetit mindert sich, der Schlaf wird kurz und unruhig, Unlust und mürrische Stimmung befallen uns.

Um zu verhüten, daß die warme, trockene Zimmerluft dem Körper und namentlich den Lungen mehr Feuchtigkeit entzieht, als zum Wohlbefinden zuträglich ist, muß man durch Wasserschalen, Springbrunnen, Aquarien, Bespritzen von Blattpflanzen der Zimmerluft den genügenden Feuchtigkeitsgehalt geben. Die trockene, heiße Stubenluft ist geradezu ein schleichendes Gift, nicht nur für Lungenkranke; die bleiche Gesichtsfarbe der Kinder und weiblichen Personen zur Frühjahrszeit redet eine deutliche Sprache von den Verstößen, die gegen die Hygiene des Einheizens gemacht werden.

Eine Stube warm zu machen, ist leichter, als sie warm zu halten. Da sei denn darauf hingewiesen, daß reine Luft sechsmal so schnell und dementsprechend ebensovielmal billiger zu erwärmen ist als verdorbene Luft, und daß reine Luft auch viel länger warm hält. Die weitverbreitete Annahme, daß man bei geschlossenen Fenstern und Thüren rascher eine „warme Stube" erhalte, ist also grundfalsch. Sobald man morgens einheizt, öffne man alle Fenster und Thüren einige Minuten, bis das Feuer „gut im Gange" ist. Der frische Luftzug fegt alle schlechte Luft hinweg, und man wird staunen, wie rasch sich das Zimmer erwärmt. Auch tagsüber öffne man einige Male die Fenster auf wenige Sekunden jedesmal, aber nicht nur eine kleine Spalte oder einen halben Fensterflügel, sondern die ganzen Fenster.

Das Heizen der Schlafzimmer ist durchaus zu verwerfen, und es muß sich jeder daran gewöhnen, im ungeheizten Zimmer zu schlafen. Wo das durchaus nicht angeht — und das ist natürlich der Fall, wo auf kleine Kinder Rücksicht zu nehmen ist —, öffne man die Thür zu einem mäßig geheizten Nebenzimmer; besser wäre es allerdings, im ungeheizten Nebenzimmer nachts die Fenster zu öffnen. Wer den Versuch einmal gemacht hat, wird rasch finden, daß der Schlaf ruhiger wird, daß der Kopf am Morgen viel klarer und frischer ist, und — daß man mit weniger Schlaf auskommt, während im geschlossenen und gar im geheizten Zimmer der Schlaf unruhiger ist und das Schlafbedürfnis sich immer mehr steigert, ohne befriedigt zu werden.

Befolgen wir diese Winke, dann wird der Ofen nicht unser Feind, sondern ein Freund und Begründer eines behaglichen Hauswesens während der langen Wintertage.

Schiller-Tietz

Sturm in der Nordsee

(Zu dem Bilde Seite 36)

Packend veranschaulicht das Wüten des Sturmes in der Nordsee der Künstler auf dem von uns wiedergegebenen Bilde. Draußen am Elbfeuerschiff stürmt rasend der Nordwest, die steile hohe See vergräbt fast das Warnungsschiff in den Fluten, und bei eintretender Finsternis sieht man nur die Laterne über dem Wasser taumeln. Die Besatzung späht hinein in das Düster der Nacht, denn aus See sind Notsignale eines Schiffes gesichtet, und die Rettungsstation am Lande ist benachrichtigt worden. Lange Zeit vergeht, bis es dem Rettungsboot gelingt, in der hohen See vorwärts zu kommen; nur das Feuerschiff zeigt ihm den Weg. Endlich langt das Boot in dessen Nähe an, aber schon ist das blaue Licht des in Not befindlichen Fahrzeuges erloschen, das Drama beendet. Im Brüllen des Sturmes und der See suchen die beiden Besatzungen sich zu verständigen, und nachdem von Bord des Feuerschiffes die Antwort erschallt ist, daß von dem fremden Schiffe jede Spur verschwunden, tritt das Rettungsboot die gefahrvolle Rückfahrt durch die tobenden Elemente an.

Ozonwasserwerke

Reines Quellwasser enthält, selbst wenn es noch so krystallklar aus dem Erdboden hervorquillt, doch in einem Kubikcentimeter bis zu 50 Stück jener kleinen Lebewesen oder Mikroorganismen, die zur Gattung der Spaltpilze gehören und Bakterien



Ozonwasserwerk Wiesbaden-Schierstein

genannt werden. Im Brunnenwasser kommen bereits bis 500, im gewöhnlichen Flußwasser bis 20000 und in dem durch Abwässer verunreinigten Fluß- oder Kanalwasser bis zu 60000000 Bakterien auf den Kubikcentimeter. Wenn auch im allgemeinen die Wasserbakterien keine unmittelbare Gefahr für den Menschen bedeuten, da sich die meisten Gattungen nur von totem Material nähren, so sind unter ihnen doch einige Arten enthalten, die zu ihrem Gedeihen lebendige Organismen und insbesondere den menschlichen Körper brauchen. Diese sind deshalb auch als Krankheitserreger gefürchtet.

Zu den gefährlichen oder sogenannten pathogenen Wasserbakterien gehören in erster Linie der Typhusbazillus und der Erreger der asiatischen Cholera, von Professor Koch bei seiner Entdeckung als Kommabazillus bezeichnet. Beide Bazillenarten sind nur wenige Mikromillimeter*) lang und Bruchteile eines Mikromillimeters breit. Welchen furchtbaren Einfluß das Vorkommen dieser Bakterien im Wasser, dem wichtigsten aller menschlichen Genußmittel, auf die Verbreitung von Epidemien hat, läßt sich am besten aus der Thatsache erkennen, daß die Fortpflanzung dieser Bakterien ganz ungeheuer schnell von statten geht. Aus jedem einzelnen Bakterienindividuum, das aus einer einfachen kleinen Zelle besteht, entstehen durch Querteilung dieser Zelle zunächst zwei gleichgroße, selbständige Lebewesen. Diese beiden neuen Bakterien wachsen sehr schnell zur Reife aus und spalten sich weiter, vorausgesetzt, daß die für ihre Entwicklung erforderliche organische Substanz vorhanden ist. Auf diese Weise können bei günstigen Entwicklungsbedingungen aus jedem Bakterienindividuum innerhalb 24 Stunden ungefähr 16 Millionen von Bakterienindividuen entstehen.

Die bakteriologischen Forschungen haben wesentlich dazu beigetragen, daß jetzt bei der Wasserversorgung für den menschlichen Gebrauch der hygienische Standpunkt gebührende Beachtung findet. Man verlangt nicht nur, daß das Trinkwasser geruchlos, klar und farblos ist, daß es nicht fade oder vorherrschend nach einem einzelnen Bestandteil schmeckt und daß es eine erfrischende Temperatur hat, sondern man stellt jetzt auch die durchaus berechtigte Forderung, daß der Bakteriengehalt des Trinkwassers ein möglichst niedriger sei. Wasser, das mehr als 500 Bakterienkeime in einem Kubikcentimeter enthält, wird gegenwärtig allgemein als ungeeignet für den menschlichen Genuß verworfen.

Wo Quellwasser oder Grundwasser zur Verfügung steht, bietet die Wasserversorgung der Orte keine Schwierigkeiten. Dieses Wasser wird meist den hygienischen Anforderungen genügen, wenn nur

*) 1 Mikromillimeter = 1/1000 Millimeter.



Brunnen für die Sammlung des Rheingrundwassers bei Schierstein

die Sammelbecken und die Brunnen vor Verunreinigungen aus der Atmosphäre oder durch Abwässer genügend geschützt werden. Bei der Anlage der Brunnen ist zu beachten, daß sich in der Nähe keine Abfallstätten und kein stark gedüngtes Land befinden. Ist man jedoch darauf angewiesen, den Wasserbedarf aus Oberflächenwasser, d. h. aus Flüssen oder Binnenseen zu decken, so müssen, namentlich wenn es sich um die Wasserversorgung großer Städte handelt, die umfangreichsten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, um hier ein möglichst keimfreies, für den menschlichen Gebrauch geeignetes Wasser liefern zu können. Gelehrte und Wassertechniker aller Länder haben sich jahrzehntelang mit der Frage beschäftigt, wie solches Oberflächenwasser am zweckmäßigsten zu reinigen und zu sterilisieren sei.

Am einfachsten kann das Wasser durch Kochen gereinigt werden, wozu ein Sieden von mindestens zehn Minuten Dauer erforderlich ist. Durch das Kochen werden allerdings sämtliche Bakterien vernichtet, aber das gekochte Wasser hat seinen Wohlgeschmack verloren; es schmeckt nach dem Abkühlen fade. Auch die Wasserreinigung durch Zusatz chemischer, desinfizierender Stoffe hat eine allgemeine Verbreitung nicht erlangt. Man hat Aetzkalk sowie Eisen-, Aluminium-, Mangan- und Magnesiumsalze in Verbindung mit Kalk und Kreide oder Soda benutzt, um die im Wasser enthaltenen Mikroorganismen zu vernichten und mit den übrigen Verunreinigungen als Bodensatz niederzuschlagen. Diese Reinigungsmethode leidet jedoch daran, daß es zu schwierig ist, die Grenze einzuhalten, wo alle Bakterien vernichtet sind, die Genußfähigkeit des Wassers aber durch den Zusatz der Desinfektionsmittel noch nicht beeinträchtigt ist.

Als beste Wasserreinigungsmethode hat sich bisher die Sandfiltration bewährt. In den Sandfiltern geht das Wasser durch verschiedene Schichten von Steinen, Kies und Sand hindurch. Von der Sohle der flachen, gemauerten Filterbassins aus wird die Filtermasse in Schichten von faustgroßen bis haselnußgroßen Steinen, von verschiedenförmigem Kies und von grobem und feinem Sande aufgebaut. Die oberste feine Sandschicht, die eine Höhe von 0,6 bis 1,5 Metern hat, ist die eigentliche Filtrationsschicht; mit ihrer Dicke wächst die Sicherheit der Filterwirkung. Vollständig bakterienfreies Wasser kann durch die Sandfiltration nicht erzielt werden; es ist sogar erwiesen, daß unter Umständen auch die gefährlichen pathogenen Bakterien durch das Filter hindurchschlüpfen können. Eine solche Gefahr liegt namentlich dann vor, wenn das Wasser zu schnell durch das Filter läuft oder wenn der Inhalt des Sandfilters gefriert und hierdurch Risse in der Sandschicht entstehen, durch die die Verunreinigungen passieren können. Immerhin erreicht man in guten Sandfilteranlagen bei ordnungs-



Ozonapparate

mäßigem Betriebe eine Reinigung des Oberflächenwassers derart, daß auf einen Kubikcentimeter Reinwasser nur noch bis 100 Keime kommen. Jahrelange Erfahrung hat auch gelehrt, daß der Genuß des durch Sandfiltration gereinigten Oberflächenwassers mangels eines besseren Reinigungsverfahrens gebilligt werden konnte. Neuerdings dürfte dieser Standpunkt nicht mehr berechtigt sein.

Nach mehr als zehnjährigen Laboratoriumsversuchen und nach zweijährigem Betriebe einer größeren Versuchsanlage ist es der Firma Siemens & Halske in Berlin gelungen, ein neues Verfahren zur Reinigung und Sterilisation des für den menschlichen Gebrauch bestimmten Wassers in die Praxis einzuführen, durch das eine unzweifelhafte und sichere Vernichtung sämtlicher in dem Wasser enthaltenen gefährlichen pathogenen Bakterien und auch der übrigen ungefährlichen Bakterien bis zu verschwindender Zahl erzielt wird. Die Reinigung des Wassers erfolgt bei diesem Verfahren auf elektrochemischem Wege; sie beruht auf der chemischen Verbrennung der im Wasser enthaltenen Lebewesen durch das auf elektrischem Wege erzeugte Ozon.

Ozon ist eine besondere Art des Sauerstoffes; es wird wegen seiner kräftigen oxydierenden Wirkung auch aktiver Sauerstoff genannt. In geringen Mengen findet es sich in der Land- und Waldluft, etwas reichlicher in der Seeluft und fast gar nicht in der Luft der großen Städte. Eine Ozonbildung in der Natur tritt namentlich bei Gewittern ein; daher auch die Erfrischung, die wir nach einem Gewitterregen durch Einatmen der ozonhaltigen Luft verspüren. Natürlich ist dieser Ozongehalt der Luft nur ein geringer. Größere Mengen Ozon in konzentriertem Zustande wirken giftig; es greift dann die Schleimhäute an und bewirkt schließlich Bluthusten.

Das zur Sterilisation von Wasser benutzte Ozon wird aus der atmosphärischen Luft hergestellt, indem man diese der sogenannten stillen elektrischen Entladung aussetzt, wodurch sich ein Teil des in der Luft enthaltenen Sauerstoffs in Ozon verwandelt. Die atmosphärische Luft wird zu diesem Zwecke zunächst mittels einer Luftpumpe in eine kleine, als Trockenapparat dienende Eiserzeugungsmaschine geführt. An der Kühlschlange der Eismaschine friert die Luftfeuchtigkeit aus. Die getrocknete Luft tritt dann in den Ozonapparat. Dieser besteht aus einer Reihe hermetisch geschlossener Kästen, in denen vier oder mehr Ozonplattenpaare parallel zu einander aufgestellt sind. Die zu ozonisierende Luft streicht durch die Zwischenräume der Platten unter geringem Druck mit mäßiger Geschwindigkeit. Die etwa 1 Quadratmeter großen Ozonplatten bestehen einerseits aus metallbelegten dicken Glasplatten und andrerseits aus Platten von Metallen oder Metallkompositionen, die von trockenem Ozon nicht angegriffen werden. Die Plattenpaare stehen unter der Einwirkung eines elektrischen Wechselstromes von 10000 bis 15000 Volt Spannung. Infolge dieser außerordentlich hohen Spannung finden zwischen den Platten sogenannte elektrische Glimmentladungen von blauer Farbe statt; diese verwandeln den Sauerstoff der durch die Plattenzwischenräume gepreßten Luft in Ozon. Zwei solcher Ozonplattenpaare erfordern zu ihrem Betrieb bei einer Produktion von 3 Gramm Ozon per Kubikmeter Luft eine Pferdekraft. Zur Kontrolle des ungestörten Fortgangs der blauen Entladungen sind die Ozonapparate an einer Seite mit einem Glasfenster versehen. Bei einer zweiten Type von Ozonapparaten werden an Stelle der Platten röhrenförmige Elektroden benutzt. Bei diesen Apparaten wird der durch die konzentrischen Cylinderflächen der Elektroden abgegrenzte, beständig von Luft durchflossene Raum unter elektrische Entladung gesetzt.

Nach ihrem Austritt aus den Ozonapparaten durchströmt die ozonisierte Luft den Sterilisations- oder Ozonturm von unten nach oben. Der gemauerte und im Innern zementierte Turm hat in der Regel eine Höhe von 5 Metern und einen quadratischen Querschnitt von einem Quadratmeter. Durch einen Rost aus verzinnten starken Eisenschienen ist der Turm in zwei Räume geteilt, den oberen eigentlichen Ozonisierungsraum und den darunter liegenden Sammelraum für ozonisiertes Wasser. Der Ozonisierungsraum ist mehrere Meter hoch mit faustgroßen Steinen gefüllt, über die das von oben in den Turm eintretende Wasser herabfließt, nachdem es vorher zur Abscheidung der Schwebestoffe einen Schnellsandfilter passiert hat. Brausen und Siebeverteiler lassen das Wasser in feinem Regenfall auf die Oberfläche der Steinschicht aufschlagen; so fließt das Wasser in guter Verteilung nach unten und begegnet dabei dem von unten nach oben gedrückten Ozonluftstrom unter Darbietung einer großen Oberfläche. Der Ozonluftstrom muß 4 bis 5 Gramm im Kubikmeter enthalten, wenn er eine Vernichtung der Wasserbakterien sicher herbeiführen soll. Der Sammelraum des Turmes für das ozonisierte Wasser steht mit dem Hauptsammelbassin der Wasserleitungsanlage für das gebrauchsfertige und sterilisierte Wasser in Verbindung.

Die Prüfung auf ordnungsmäßige Wirksamkeit einer Ozonwasseranlage ist sehr einfach, denn sobald man weiß, daß das zu reinigende Wasser eine gewisse Menge Ozon aufgenommen hat, so weiß man auch mit Bestimmtheit, daß die darin enthaltenen Bakterien getötet worden sind. Sobald das den Ozonturm verlassende Wasser Stärkekleisterlösung, die mit Jodkaliumlösung versetzt ist, richtig blau färbt, ist auch das Wasser genügend ozonisiert. Die Probe kann auch von ungeübtem Personal sicher und sofort, je nach Bedürfnis von Viertel- zu Viertelstunde ausgeführt werden. Die unbedingt zuverlässige und jederzeit mit dem geringsten Zeitaufwand mögliche Prüfung des gebrauchsfertigen Wassers ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug der Ozonwasserreinigung vor der Sandfiltermethode. Bei letzterer müssen zur Feststellung der Güte des filtrierten Wassers bakterielle Untersuchungen stattfinden; es kann daher erst nach zwei bis vier Tagen mit Sicherheit gesagt werden, ob die aus dem Filterwerk entnommenen Proben gut gereinigtes Wasser sind.

Auf Grund ihrer bei den Laboratoriumsversuchen erzielten Erfolge hat die Firma Siemens & Halske in Martinikenfelde bei Berlin ein größeres Ozonwasserwerk für Versuchszwecke erbauen lassen. Das Werk ist bereits zwei Jahre in Betrieb und in letzter Zeit den Bakteriologen, Hygienikern und Fachmännern zur Besichtigung sowie zum Studium der Ozonsterilisationsmethode geöffnet worden. Die Anlage ist so leistungsfähig, daß sie bei Annahme eines täglichen Wasserbedarfs von 50 Liter

pro Kopf der Bevölkerung für die Wasserversorgung eines Städtchens von 5000 Einwohnern ausreicht. In der Versuchsanlage hat das Ozonisierungsverfahren die schärfste Probe an einem durchaus schlechten und überaus bakterienreichen Wasser glänzend bestanden. Es kam ein aus der Spree bei ihrem Austritt aus Berlin entnommenes Wasser zur Reinigung. Bei mehrmonatigen Dauerversuchen in Tag- und Nachtbetrieb haben die bakteriologischen Untersuchungen gezeigt, daß das zur Verwendung gelangende Rohwasser, das oft bis 6 Millionen Keime im Kubikcentimeter enthielt, durch die Ozonisierung in gebrauchsfähiges Wasser umgewandelt wurde. Das desinfizierte Wasser war entweder vollständig bakterienfrei oder enthielt nur noch einige wenige widerstandsfähigere Keime. Während man bei der Sandfiltration im allgemeinen nur einen Rückgang der Keime bis auf 100 Stück per Kubikcentimeter erreicht, gelingt es bei dem Ozonisierungsverfahren, die Keime auf 0 bis 30 herabzumindern.

Versuche bezüglich der Einwirkung der Ozonisierung auf die pathogenen Keime, die furchtbaren Erreger der Cholera und des Typhus, wurden ebenfalls in der Martinikenfelder Anlage angestellt; sie wurden von dem Geheimen Regierungsrat Dr. Ohlmüller vom Reichsgesundheitsamt vorgenommen. Durch diese Versuche ist einwandfrei nachgewiesen worden, daß durch die Behandlung des Wassers mit Ozon nach dem Siemens-Halske-Verfahren die Bakterien des Typhus und der asiatischen Cholera vollständig und sicher vernichtet werden. Es wurde sogar festgestellt, daß diese Keime gegen Ozon außerordentlich empfindlich sind und früher unter dessen Einwirkung sterben als die gewöhnlichen Bakterien.

Angesichts dieser hervorragenden Ergebnisse kann es nicht wundernehmen, daß die Betriebsleiter der größeren Wasserwerke in Deutschland jetzt schon die Frage erwägen, ob sie nicht mit Vorteil von dem Ozonisierungsverfahren für ihre Werke Gebrauch machen können. Besondere Anerkennung verdient in dieser Hinsicht das Vorgehen der Stadtverwaltung von Wiesbaden, die, trotzdem Wiesbaden für die Trinkwasserversorgung über das vorzüglichste keimfreie Quellwasser verfügt und für gewöhnliches Gebrauchswasser noch eine besondere Wasserleitung besitzt, doch das erste große Ozonwasserwerk in Deutschland hat erbauen lassen. Dieses Werk ist kürzlich in Betrieb genommen worden; es dient zunächst dazu, das Wasser der Gebrauchswasserleitung von den wenigen in ihm enthaltenen Bakterien zu befreien.

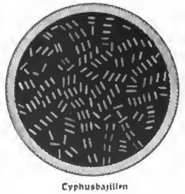
Das Wasser der Wiesbadener Gebrauchswasserleitung ist Grundwasser des Rheinthales, das bei Schierstein in einer größeren Anzahl Brunnen gesammelt wird. Eine unsrer Abbildungen läßt zwei solcher Brunnen deutlich erkennen. Aus den Brunnen wird das Wasser durch ein Pumpwerk in ein Hochreservoir geschafft, an das die Gebrauchswasserleitung angeschlossen ist. Wenn auch das benutzte Grundwasser zurzeit nur wenige Bakterien enthält, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß bei einer Cholera- oder Typhusepidemie eine Verseuchung eintreten könnte. Deshalb muß es als ein Akt weiser Fürsorge bezeichnet werden, wenn man auch dieser Eventualität in Wiesbaden vorbeugt.

Das von der Firma Siemens & Halske für die Stadt Wiesbaden in der Nähe von Schierstein erbaute Ozonwasserwerk ist für eine Höchstleistung von 250 Kubikmetern in der Stunde eingerichtet. Die Anlage ist in zwei unabhängig voneinander arbeitende Teile zerlegt, von denen jeder 125 Kubikmeter stündlich leistet. Für gewöhnlich ist nur die eine Hälfte in Betrieb; die andre bildet also eine hundertprozentige Reserve, so daß eine Betriebsstockung nie eintreten kann.

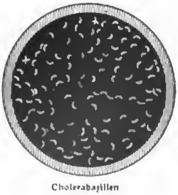
Das Ozonwasserwerk ist eingeteilt in einen Maschinenraum, einen Ozonapparatraum und einen Raum für die Sterilisationstürme. Im Maschinenraum sind zwei sechzigpferdige Lokomobilen, zwei Wechselstrommaschinen, zwei elektrisch angetriebene Zentrifugalpumpen sowie die Gebläse für die Luft der Ozonapparate untergebracht. In dem Ozonapparatraume stehen in zwei Gruppen 48 Siemens-Ozonapparate, von denen jeder eine Ozonmenge liefert, die zur Sterilisierung von 5 bis 6 Kubikmetern Wasser in der Stunde ausreichend ist. Der Sterilisationsraum enthält acht Sterilisationstürme, von denen jeder rund 40 Kubikmeter in der Stunde leistet; bei Vollbetrieb sind also immer noch zwei Türme in Reserve. Der Betrieb der Anlage steht unter Aufsicht des bekannten chemischen Instituts Fresenius in Wiesbaden. Die in dem Schiersteiner Ozonwasserwerk von dem Berliner Königlichen Institut für Infektionskrankheiten (Robert Koch) vorgenommenen umfangreichen Versuche haben die Ergebnisse der Martinikenfelder Versuchsanlage vollkommen bestätigt. Durch die Ozonisierung wurden in künstlich mit Cholera-, Typhus-, Koli- und Ruhrbazillen infiziertem Wasser alle pathogenen Keime abgetötet und die übrigen Wasserbakterien bis auf einige besonders widerstandsfähige, sonst aber unschädliche Arten vernichtet. Das gereinigte Wasser ist hygienisch vollkommen einwandfrei. Da bei dieser Art Ozonisierung dem Wasser keinerlei anderweite chemische Stoffe zugeführt werden und das in dem gereinigten Wasser zunächst noch enthaltene Ozon in kürzester Zeit infolge Zersetzung oder Zurückbildung zu gewöhnlichem Sauerstoff verschwindet, so behält das Wasser seinen natürlichen Wohlgeschmack. Die Stadt Wiesbaden wird daher in der Lage sein, für den Fall, daß einmal das für ihre Trinkwasserleitung aus dem Taunus bezogene Quellwasser nicht mehr ausreichen sollte, unbedenklich den Mehrbedarf aus dem ozonisierten Wasser der Gebrauchswasserleitung zu decken.

In jüngster Zeit ist noch ein zweites kleineres Ozonwasserwerk System Siemens & Halske in Paderborn in Betrieb genommen worden; es leistet stündlich 40 Kubikmeter und ist speziell für die Trinkwassersterilisation zur Einrichtung gekommen. Das Werk liefert ebenfalls vorzügliches keimfreies Wasser.

Otto Jentsch



Typhusbazillen



Cholerabazillen

Stribs, der Leibpage

Neujahrs-Humoreske

von

Teo von Torn

Der Adjutant der Kadettenanstalt, Oberleutnant von Cornelius, der auch das Amt eines Pagengouverneurs versah, hatte soeben den zweiten Tobsuchtsanfall überwunden. Er fühlte sich noch zu angegriffen, um die Dressur sofort wieder aufzunehmen. Wenigstens ein Glas Bier und ein Lachsbrötchen wollte er genehmigen, ehe er sich wieder an die trostlose Aufgabe machte, den zum Pagendienst ausgewählten jungen Tapiren den höfischen Schliff und die besonderen Obliegenheiten des Ehrendienstes beizubringen.

Es waren durchweg Selektaner von tadelloser Führung, glatten Umgangsformen und zum größten Teile aus den angesehensten Familien des Landes — was doch immerhin eine gute Kinderstube voraussetzen ließ. Dennoch machten die Jünglinge ihre Sache schauerlich schlecht. Und je mehr sie sich in voller Würdigung der viel beneideten und ehrenvollen Aufgabe bemühten, desto mehr näherten sie sich dem drastischen Gleichnis, das der verzagte Gouverneur im Abgehen zwischen den Zähnen hervorstieß: sie bewegten sich wie angesäuselte Kellner mit Leichdornen an beiden Hinterflossen.

Es ging ihnen eben hier genau so wie den Menschen, die zum ersten Male einen Zeitungsartikel zu verfassen oder die Bühne zu betreten haben. Während sie sonst vielleicht einen ganz netten Stil schreiben oder sich frei und natürlich zu bewegen wissen, verfallen sie bei dem Bestreben, sich ganz besonders „gebildet" auszudrücken, in die verwickeltsten Konstruktionen und bevorzugen auf den Brettern die Gangart rheumatischer Kraniche. Und ein bißchen Theater ist bei einer großen Neujahrscour, zu der die jungen Herren nun schon seit Tagen herangedrillt wurden, immerhin. Wenigstens was die Komparsen betrifft. Da muß jeder Schritt, jede Distanz genau berechnet werden. Haltung und Bewegung sind für alle Gliedmaßen und in allen Einzelheiten vorgeschrieben, und wehe dem Pagen, dreimal wehe dem Leibpagen, der mit irgendeiner Ungeschicklichkeit aus dem feierlichen Rahmen fällt. Die Hauptverantwortung trifft zwar zunächst den Gouverneur, aber da Unannehmlichkeiten beim Militär weitergegeben zu werden pflegen, so kann sich der betreffende „Patzer" schon gratulieren.

Mithin trat zu dem durch Ehrgeiz heftig überschraubten Bemühen der angehenden Hofherren auch noch die Angst, und diese war es besonders, die dem Reichsgrafen und Edlen Herrn Ludolf von Striebsee, genannt Stribs, blanke Tropfen auf Stirn und Schläfen trieb. An sich schon nicht sehr für ungewöhnliche Motionen, war er durch das stundenlange Hobeln, Stellen und Drehen seiner ansehnlichen, nur noch knapp das Pagenmaß haltenden Körperlichkeit derart echauffiert, daß er nach dem Abgange des Oberleutnants wie ein Bündel Unglück auf einen Schemel sank.

„Kinder," stöhnte er kläglich, „das lerne ich nie! Das ist eine Arbeit für einen Seiltänzer. Wenn ich die Geschichte wirklich überlebe, dann kenne ich mich nachher in meinen eignen Armen und Beinen nicht mehr aus."

„Und das alles, weil du eigensinnig bist, Stribs," wandte sein Intimus, von Gramka, ein. „Ich habe dir wiederholt gesagt: ‚Melde dich vom Leibpagendienst ab'. Wenn du schon mit dem Schleppentragen nicht zurecht kommst, wie soll das erst beim Servieren werden!"

„Na, der Graziöseste bist du auch nicht!" maulte der Dicke, indem er Stirn und Nacken mit seinem Taschentuche frottierte.

„Darauf kommt es nicht an, Stribs. Ich habe immerhin eine gewisse Anlage und werde schon noch dahinterkommen. Dir fehlt aber das Elementarste, die körperliche Disposition. Es ist meine Pflicht, dir das zu sagen, Stribs, weil ich dein Freund bin."

„Ein großer Schafskopf bist du und ein mißgünstiger Mensch zugleich! Ich soll bloß Spalierobst machen, während du wie ein geschwollener Truthahn um die höchsten Herrschaften herumscherwenzelst und dich hinterher mit den blauen Sammetaufschlägen auf dem roten Frack photographieren lassen kannst! Nee, mein Junge, das is nich. Ich mache mit — und wenn ich mir noch einen Ballettmeister und einen Akrobaten bestellen sollte."

„Mach's wiedebenkst, wiedewillst Karline," warf der andre verletzt hin und wandte sich ab. Aber gleich darauf folgte er wieder dem Rufe seines Freundes.

„Du, Gramka — —"

„Hm —"

„Sei kein Frosch, Menschenkind. Komm her! Wirst mich doch in meinem Unglück nicht verlassen?"

„Wenn du so dumm daherredest —"

„War ja Spaß, Gramka. Im Grunde hast du ganz recht. Ich bin zum Schleppen- und Tellertragen so schwer abzurichten wie ein Nilpferd zum Menuett. Und ob ich einen Wagenschlag im richtigen Moment aufkriege, das ist auch noch sehr die Frage. Gerade wenn es darauf ankommt, klemmt sich so 'n Luder. Ich sehe mich schon, wie ich rüttele und drücke, und die hohen Herrschaften sitzen im Kasten und können nicht 'raus. Und dann kein mitleidiger Erdspalt in der Nähe! Gramka, das ist gar nicht auszudenken!"

„Du darfst dir durch solche Schwarzsehereien nicht jedes Vertrauen zu dir selbst nehmen."

„Vertrauen? Wenn du mit dir erlebt hättest, was ich mit mir schon erlebt habe, dann hättest du auch kein Vertrauen. Während der letzten Ferien auf Schloß Friedrichsberg sollte ich mit Prinzessin Mathilde ausreiten. Einen baumhohen Schinder hatte man mir hingestellt, und die Prinzessin wettet, daß ich ohne Hilfe nicht 'raufkomme. Ich halte natürlich. Und wie ich gerade mit einem forschen Avec den vierbeinigen Chimborasso

erklimmen will, merke ich, daß meine Büxen hinten nachgeben. Ich natürlich 'runter wie das Donnerwetter — und dann immerlos Front gemacht. Nicht für 'ne Million wäre ich unter den Augen der Prinzeß noch einmal hochgekraxelt. Kostete mich ein Pfund Schokolade, und die Blamage hatte ich dazu. Fein, was?"

„Gott, da hättest du doch ruhig sagen sollen: eingetretener Hindernisse halber ein ander Mal, oder —"

„Jawohl, hinten eingetretener Risse halber! Du kennst die Prinzessin Mathilde nicht, mein Lieber. Ausreden hat sie noch nie gelten lassen. Ein kleiner Satan, sage ich dir! Aber lieb — lieb, Gramka — — zum Närrischwerden. Wir sind ja zusammen aufgewachsen und erzogen worden. Ich hab's eigentlich nie gut gehabt bei ihr, und ich war froh damals, als ich ins Corps kam und die Pisackerei ein Ende hatte. Aber jetzt — Gramka, du kannst dir nicht vorstellen, was das für ein wunderherrliches Mädel geworden ist! So viel Dummheiten habe ich in meinem ganzen Leben nicht gemacht, wie die in acht Tagen mit einem aufstellt. Und trotzdem ... Kannst du schweigen, Gramka?"

„Ich kann —"

„Gieb mir die rechte Hand drauf!"

„Hier."

Der Graf faßte die Hand des Freundes mit festem Druck und zog ihn dicht zu sich heran.

„Sieh mal, die ganze verfluchte Eiertanzerei hier mache ich doch nur Mathildens wegen mit. Sie hat mir streng aufgegeben, mich zum Leibpagendienst zu stellen, dafür will sie es durchdrücken, daß ich bei dem Galadiner hinter ihren Stuhl komme. Verstehst du jetzt?"

„Ja, Dicker, aber das ändert doch nichts an der Thatsache, daß —"

„— daß ich mich dämlich anstellen und blamieren werde. Sei's darum! Es hilft nichts — ich muß. Und deshalb wollen wir beide probieren. Komm — nimm, bitte, nochmal das Laken um. Wie war's doch gleich — ach so! ‚Immer nur mit dem halben Fuß auftreten' — himmlischer Vater! Auf dem Parkett mit dem halben Fuß! Da muß man doch breitschliddern, ob man will oder nicht. ‚Die Schleppe muß fest und doch scheinbar locker gehalten werden,' — Henckell, Selbach, Brausberg, kommt mal anfassen!"

„I. fällt uns gar nicht ein!" wehrten die Angerufenen ab. „Die Schinderei wird ohnehin gleich wieder losgehen!"

„Kinder, ihr habt aber auch gar keinen Trieb," schalt der von heiligem Eifer Beseelte. Aber er gab sich zufrieden, als Gramka ihm klar machte, daß unter den obwaltenden Umständen mehr das Servieren für ihn in Betracht komme.

„Also schön. Wo ist der Teller mit Wasser? Ich werde ihn dreimal durch die Stube tragen und jedem von euch unter die Nase halten. Und wenn ich dabei auch nur einen einzigen Tropfen verkleckere, dann verpflichte ich mich, den Teller auszutrinken — obwohl ihr alle eure Daumen drin gebadet habt."

•

Das glänzende Bild der Neujahrs-Defiliercour war vorüber. Auch für den geschulten Blick des Eingeweihten war alles tadellos verlaufen. Oberleutnant von Cornelius, den während der ganzen Stunden des Hangens und Bangens die Angst schier umgebracht hatte, konnte im Pagenzimmer beruhigt verschnaufen und den jungen Herren seine hohe Befriedigung ausdrücken.

Es war auch wirklich, als wenn die roten Röcke, die weißen Kniehosen, die seidenen Strümpfe und ausgeschnittenen Lackschuhe einen suggestiven Einfluß ausgeübt hätten. Was durch kein Proben mit Bettlaken und Thürklinken hatte erreicht werden können, das war mit einem Male da. Nicht ein einziger hatte es an der erforderlichen Sicherheit und Grazie fehlen lassen.

Für die durch blaue Sammetaufschläge und reicheren Tressenbesatz kenntlichen Leibpagen war aber der Dienst noch nicht zu Ende — und damit auch noch nicht die Sorge des Oberleutnants von Cornelius.

Die Galatafel war noch zu überwinden.

Zum tausendunderſten Male schärfte der Gouverneur seinen Zöglingen die allgemeinen Regeln und ihren Spezialdienst ein — von dem Gesichtsausdruck, mit dem ein Wunsch oder Befehl entgegengenommen wird, bis zur Darreichung einer gefüllten Silberplatte. Eine Welt von Schwierigkeiten.

Nach den bisherigen glücklichen Erfahrungen durfte man sich jedoch einiger Zuversicht hingeben. Sogar Ludolf von Striebsee hatte den verängstigten Ausdruck auf seinem gesunden Apfelgesichte verloren. Er bewegte sich mit einer ganz ungewöhnlichen Elastizität und Freudigkeit. Und das hatte seinen Grund nicht nur in der Einwirkung des schmucken Dreß. Beim Spalierbilden vor dem roten Zimmer hatte Prinzeß Mathilde ihn aus ihren munteren schwarzen Satansaugen angeblitzt, und beim Vorbeigehen hatte er deutlich verstanden, wie sie ihm, fast ohne die frischen Lippen zu bewegen, zugeraunt: „'n Tag, Stribs!"

Damit fühlte er sich mobil und ungezwungen wie auf Schloß Friedrichsberg, der Residenz seines fürstlichen Vormundes und zweiten Vaters. Es fehlte eigentlich nur noch, daß die Prinzeß ihn einmal ordentlich geknufft hätte, wie sie das gern zu thun pflegte, dann wäre er hier überhaupt zu Hause gewesen.

Aber es genügte ja auch, daß er sie sehen und ihr dienen durfte nach alter Ritter Weise. Dadurch würde er schon die erforderliche Haltung bekommen.

So ließ sich's auch an, wenigstens zu Beginn der Galatafel.

Trotz der Nähe der allerhöchsten Herrschaften, trotz des blendenden Glanzes von Orden und Uniformen, untermischt von dem mattleuchtenden Perlenschimmer weißer Nacken und Schultern — trotz der rauschenden Musik und der ganzen sinnbethörenden Pracht war und blieb der Leibpage Graf von Striebsee bei voller Contenance.

Erst als die Prinzessin Mathilde, der das Stillsitzen stets sehr bald langweilig zu werden pflegte, sich mit ihm zu unterhalten versuchte — auf ihre Art, — fing er an, unruhig zu werden.

Das mühsam einstudierte und noch mühsamer festgehaltene Kavaliergesicht mit seiner Unternuance von ersterbender Dienstwilligkeit bekam wieder einen Stich ins Unsichere und Verängstigte. Wer konnte denn Ernst und Würde beibehalten, wenn ihm zugeraunt wurde: „Stribs, was hast du dich schön gemacht heute —" oder „Stribs, fall nicht

ins Essen —" oder „Stribs, du bist fabelhaft geschickt —"

Je mehr der Aermste — in der allernächsten Nähe eines regierenden Großherzogs! — mit solchen Apostrophen bedacht wurde, desto unbeholfener und zittriger wurde er. Aber er bezwang sich mit schier übermenschlicher Kraft, biß die Zähne zusammen und versuchte, nicht hinzuhören. Und das ging — aber nicht auf lange.

Eben reichte er eine Platte mit Forellen, als er wiederum die Stimme seiner kleinen Peinigerin flüstern hörte: „Stribs, du machst ein Gesicht wie ein krankes Huhn — lach mal ein bißchen!"

Gleichzeitig fühlte er sich am Unterarm so heftig gekniffen, daß er einen leisen Zischlaut des Schmerzes und eine auffahrende Bewegung nicht unterdrücken konnte.

Das war sein Unglück, denn die Bewegung teilte sich der Platte mit, und einer der blaugesottenen, zu einem kleinen Kränzchen gebogenen Fische rollte herab, schlug zunächst auf den Tellerrand der Prinzessin auf und rollte dann auf deren Staatsrobe.

Auf einen Wink des Tischherrn der Prinzessin Mathilde war Stribs abgelöst worden. Er hatte sich in eine Fensternische des kleinen Malachitsaales verkrochen, den wie im Fieber brennenden Kopf auf beide Arme gestützt, und überlegte nun — nachdem er sich ganz allmählich zu einigem Denken gesammelt —, wie er hier wohl am besten zu einer handlichen Schußwaffe oder im Notfalle zu einem Pfund Cyankali kommen könnte.

Noch bevor er darüber ins reine gekommen, hörte er leise Schritte. Aber er rührte sich nicht. Mochte kommen, wer wollte, — ihm war alles Wurst!

In der nächsten Sekunde jedoch fuhr er auf.

„Stribs," sagte eine wohlbekannte Stimme, „armer Stribs, bist du mir böse? Ich konnte aber wahr und wahrhaftig nicht anders — bei dem Gesicht, das du machtest. Ich wäre geborsten vor Lachen, wenn ich dich nicht hätte knuffen dürfen. Sei wieder gut, Stribs! Die Griesheim hat mich wegen des Kleides hinausbegleitet, und da bin ich ihr ausgerückt, um dich zu suchen —"

„Prinzeß!" rief der Kadett. Es klang wie ein Aufschluchzen.

„S—st, — heul nicht, dummer Kerl! Ich will alles wieder gut machen. Meines Nachbars königlicher Hoheit habe ich bereits vorgekohlt, ich hätte dich versehentlich angestoßen. Er hat seinen Adjutanten beauftragt, ihn bei dir zu entschuldigen für den Anpfiff und davon auch den Gouverneur zu verständigen. Mehr kannst du nicht verlangen! Und was mich betrifft — nimm mal schnell die Hand vom Gesicht, großer Jung! — ich bin noch gar nicht recht dazu gekommen, dir Prost Neujahr zu sagen. Da . . ."

Stribs fühlte einen warmen kräftigen Druck auf seinen Lippen, und ehe er sich noch besinnen konnte, war Prinzeßchen trotz der langen Courschleppe wie ein Eierquirl davon.

Als die Hofdame Gräfin Griesheim kurz darauf im Sturmschritt den kleinen Malachitsaal passierte, um die ihr abhanden gekommene Prinzessin Mathilde zu suchen, bemerkte sie mit großer Ueberraschung und noch größerer Indignation, daß Stribs, der ungeschickte Leibpage, eine Art von Irokesentanz aufführte.

Die wichtigste militärische Frage der Gegenwart

Von

Generalleutnant z. D. **von Reichenau**

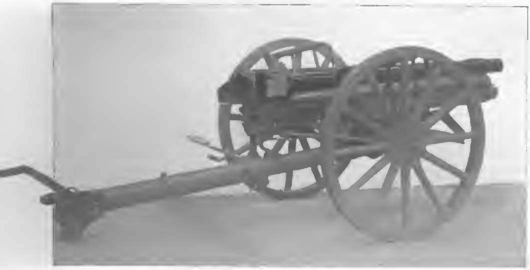
(Mit drei Abbildungen)

In einer Zeit, in der die Gefechte durch die Feuerwirkung entschieden werden, spielen die kraftvollsten Feuerwaffen, die Geschütze, naturgemäß eine bedeutsame Rolle.

Unter den verschiedenen Arten von Geschützen aber sind die Feldgeschütze die wichtigsten, weil in jedem Landkriege die Feldarmee den Ausschlag giebt. Eine geschlagene Feldarmee kann ihr Geschick mildern, indem sie die Hilfe der in Befestigungsanlagen verschiedener Art aufgestellten schweren Artillerie aufsucht; den Sieg indes vermag sie hierdurch kaum wieder an ihre Fahnen zu fesseln. Ueberhaupt wird eine Armee, die nicht durch ihre mobilen Truppen im offenen Felde siegt, auch durch die Festungen, und seien sie an sich noch so stark, keine ausschlaggebenden Erfolge erringen. Kurz, die schwere Artillerie ist immer nur Hilfswaffe der Feldarmee, und deshalb besitzt sie, trotz einer oft großen lokalen Bedeutung, niemals den gleichen Grad des Wertes wie die Feldartillerie.

Diese Auffassung wird auch durch die gegenwärtige Bewegung zu Gunsten der Feldartillerie erhärtet, denn seit mehr als Jahresfrist wird in Kreisen, die weit über die der Fachleute hinausgehen, der Frage der Neubewaffnung der Feldartillerie eine Aufmerksamkeit gewidmet, wie sie bisher noch nicht zu verzeichnen gewesen ist. Es dürfte kaum ein politisches Blatt von Bedeutung geben, das nicht seit langen Monaten in eingehenden Artikeln, vielfach sogar in Leitartikeln, seine Leser über die in tiefer Bewegung befindliche artilleristische Frage zu orientieren sucht. Man weiß, oder man fühlt und ahnt doch, daß es sich hier um Vorgänge von hoher Wichtigkeit handelt, um Vorgänge, die eng mit den staatlichen Macht- und Lebensfragen zusammenhängen und die außerdem die Aufwendung bedeutender Mittel gebieterisch verlangen.

Eine Armee, die künftig mit einer der gegnerischen unterlegenen Artillerie ins Feld zieht, hat unter sonst annähernd gleichen Verhältnissen wenig Aussicht auf Erfolg. Das zeigte sich schon deutlich im letzten deutsch-französischen Krieg. Hier war die französische Artillerie der deutschen sowohl an Zahl wie an Leistungsfähigkeit unterlegen, und



Figur 1: Ehrhardtsches Geschütz

im Laufe des nächsten Jahrzehnts fast überall neue und wirksamere Feldgeschütze ein. Nach etwa zwei weiteren Jahrzehnten bedingten die Entwicklung des Infanteriegewehrs wie die in der Artillerietechnik gemachten Fortschritte abermals eine Aenderung der Feldgeschütze, was zu der wichtigen Periode der Entwicklung führte, in der wir uns zurzeit befinden.

Den Reigen hatte Deutschland eröffnet, indem es im Jahre 1896 ein neues Feldgeschütz einführte, das leichter als das bisherige und zugleich wirkungsfähiger war. Die Armee hatte mit dem neuen Geschütz eine vorzügliche Waffe erhalten, die sie an die Spitze der Feldartillerien stellte.

Aber auch Frankreich war nicht unthätig geblieben. Ein Jahr später, also 1897, führte es ebenfalls ein neues Feldartilleriematerial ein, dessen Konstruktion auf völlig neuer Grundlage beruhte.

Während alle bisherigen Feldgeschütze durch den Schuß zurückgeschleudert wurden, wobei die mit dem Rohr fest verbundene Lafette mehr oder weniger zurücklief, blieb die durch einen in den Boden eindringenden Sporn festgehaltene Lafette der neuen französischen Geschütze beim Schuß ruhig stehen, und nur das Rohr bewegte sich in der Lafette zurück und wieder selbstthätig vor. Man nannte dieses Geschütz im Gegensatz zum Lafettenrücklaufgeschütz ein Rohrrücklaufgeschütz.

Bald, nachdem die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Neuschöpfung hingelenkt worden war, gelang es auch in Deutschland, und zwar zuerst dem Geheimrat Ehrhardt in Düsseldorf, derartige Geschütze in brauchbarer Weise herzustellen, wobei jedoch im einzelnen andre, und man darf sagen kriegstüchtigere Konstruktionen gefunden wurden, als das französische Geschütz sie zeigte.

nicht zum geringen Teil ist hierin nach dem Urteil der Kriegsgeschichte der Grund der deutschen Erfolge zu erblicken. Sprachen auch hier, wie in jedem Kriege, noch andre Faktoren mit, so ist es doch jedenfalls beachtenswert, daß die französische Armee trotz ihrer anerkannten Tapferkeit und trotz ihres dem deutschen überlegenen Gewehrs so gründlich zu Boden geworfen wurde. Wer den Krieg mitgemacht hat, weiß, wie standhaft die Franzosen so oft dem deutschen Infanteriefeuer gegenüber waren, wie sie aber schnell ins Wanken gebracht wurden, wenn die deutschen Granaten einschlugen, erst die französischen Geschütze stumm machten und dann die Infanterie erschütterten. Es war tief und schmerzlich empfunden, als Napoleon bei Ueberreichung seines Degens an Kaiser Wilhem sagte: „Sire, c'est votre artillerie qui vous a procuré la victoire!"

Bei der größeren Leistungsfähigkeit und Wichtigkeit, die gegenwärtig die Feldartillerie erlangt hat, würde die artilleristische Ueberlegenheit in einem künftigen Kriege wohl noch stärker zum Ausdruck gelangen. Deshalb will jeder Staat artilleristisch an der Spitze stehen, von der unbedingt richtigen Erwägung ausgehend, daß ein verlorener Krieg ganz andre Opfer auferlegt, als sie durch die vollkommenste Rüstung auf den Krieg erfordert werden.

Das ist der gesunde Kernpunkt des öffentlichen Interesses an der Neubewaffnung der Feldartillerien, ein Interesse, das noch gesteigert wird durch die tiefgehende Umwälzung, in der sich zurzeit die Konstruktion der Feldgeschütze befindet.

Nachdem der Ausgang des deutsch-französischen Kriegs den gewichtigen Einfluß der Feldartillerie auf den Gang des Gefechts und das Gesamtergebnis der kriegerischen Ereignisse gezeigt hatte, führte man



Figur 2: Das Geschütz nach Abgabe des Schusses

Wir bringen in Figur 1 die Abbildung eines Ehrhardtschen Geschützes. Wie schon das Laienauge bemerken wird, unterscheidet es sich in seinem Aeußern erheblich von den Geschützen bisheriger Art.

Während bei diesen das Rohr mittels zweier Schildzapfen oder eines Pivotzapfens direkt mit der auf der Achse ruhenden Lafette fest verbunden war, ist hier ein Zwischenglied, eine Oberlafette eingeschaltet worden, die unterhalb des Rohres liegt und ungefähr dieselbe Länge besitzt wie dieses. Das Rohr bewegt sich auf der mit der Achse verbundenen Oberlafette beim Schuß zurück und wieder vor. Das Vorholen des Rohres in seine ursprüngliche Lage wird durch eine in die Oberlafette eingebaute hydraulische Bremse begrenzt; die Wiedervorbewegung bewirken Federn, die das zurücklaufende Rohr zusammendrückt und dadurch spannt. Um die Rückstoßarbeit des Rohres zu bewältigen, muß sein Rücklauf lang sein, woraus sich nicht unerhebliche konstruktive Schwierigkeiten ergeben haben.

Figur 2 zeigt ein Geschütz unmittelbar nach abgegebenem Schuß. (Diese Aufnahme entstammt einer Schießübung mit den von Ehrhardt nach England gelieferten Geschützen.)

Bei dem französischen Geschütz wird der Vorlauf des Rohres durch komprimierte Luft bewirkt, eine Einrichtung, die zwar bei tadelloser Beschaffenheit aller Teile der Bremse gut funktioniert, die aber leicht schadhaft wird. Daß die Ehrhardtsche Konstruktion vorzuziehen ist, geht auch daraus hervor, daß kürzlich die Kruppsche Fabrik bei Herstellung ihrer Feldgeschütze zu demselben Konstruktionsprinzip übergegangen ist. Obwohl seitens jenes großen Werkes schon während längerer Zeit Versuche zur Herstellung von Rohrrücklaufgeschützen gemacht worden waren, die es aber nicht befriedigt hatten, erklärte es das Rohrrücklaufgeschütz noch für eine nicht kriegsbrauchbare Konstruktion, nachdem das Ehrhardtsche Geschütz bereits lebensfähig geworden war. Dann allerdings hat die Kruppsche Fabrik in Erkenntnis der Wichtigkeit der neuen Erfindung sich ebenfalls mit ganzer Kraft der Herstellung der Rohrrücklaufgeschütze zugewandt.

Neben Frankreich ist zurzeit nur noch **ein** Staat mit Geschützen des beschriebenen neuen Konstruktionsprinzipes ausgerüstet — das ist Norwegen, das Geschütze Erhardtscher Konstruktion angenommen hat.

Die Erfindung des Rohrrücklaufgeschützes muß als eine epochemachende bezeichnet werden, weil durch sie die Feuergeschwindigkeit des Geschützes wesentlich erhöht wird, besonders aber, weil durch das Stillstehen der Lafette beim Schuß die Möglichkeit gegeben ist, Schutzschilde am Geschütz anzubringen.

Die Erhöhung der Feuergeschwindigkeit wird im wesentlichen dadurch bewirkt, daß die Kanoniere während des Feuerns dicht an der Lafette, zum Teil sitzend, verharren können, wie dies Figur 3 zeigt. Die nicht am Rohr, sondern an der Oberlafette angebrachte Richtvorrichtung gestattet das Richten auch während des Ladens, ja sogar während der Bewegung des Rohres. Als wichtiger noch kommt in Betracht, daß die Kanoniere sich der Bedienung mit größerer Ruhe und Umsicht widmen können, weil sie von der Anstrengung entbunden sind, die das Wiedervorbringen des Geschützes nach jedem Schuß bedingt. Aus diesen Gründen vermag ein Rohrrücklaufgeschütz in derselben Zeit mehr gezielte Schüsse abzugeben als ein Lafettenrücklaufgeschütz. Unter sonst gleichen Umständen ist also das erstere Geschütz dem letzteren überlegen.



Figur 1: Das Geschütz während des Feuerns

Lohndiener Schmutzler

Skizze

von

G. von Beaulieu

Er fühlte sich als die wichtigste Persönlichkeit von Frankenhausen, und in der That war er zwar nicht der hochgestellteste, aber doch der unentbehrlichste Mann der Stadt, namentlich in der guten Gesellschaft. Schmutzler war ein Lohndiener, aber was für einer! Niemand verstand wie er das Decken der Tafel, das Verwandeln auch der bescheidensten Räume in verblüffend elegante Salons. Niemand bekam wie er die Zusagen der Spitzen der Gesellschaft. Nur bei Festlichkeiten, die er arrangierte, erschienen der Präsident und der kommandierende General. Selbst die jungen Löwen des Tages, die noch mehr begehrt waren als dergleichen Würdenträger, schnappte er allen andern fort. Wie er es anstellte, war sein Geheimnis, aber die Thatsache bestand.

Die Hausfrau, die so klug gewesen war, sich seiner Mitwirkung rechtzeitig zu versichern, hatte gewonnenes Spiel. Schon beim Entwurf der Einladungslisten gab er die wertvollsten Ratschläge. Daß er dabei gänzlich respektlos von den Spitzen der Stadt sprach, nahm man mit in den Kauf. Er sagte zum Beispiel: „Präsidents und der neu angekommene Professor Abel gehen nicht zusammen. Abel ist nämlich ein Demokrat, und das kann der Präsident natürlich nicht ausstehen. Jeder muß apart eingeladen werden, sonst wird nichts draus."

Kürzlich nun fragte Frau Geheimrat von Model den braven Schmutzler wegen einer Tanzgesellschaft um Rat. Da kam er auch wieder auf sein beliebtes Thema, die Abneigung zwischen dem Professor und dem Präsidenten.

„Nein, Frau Geheimrat, es geht nicht. Professors passen nicht unter die andern. Ich kenne doch den Rummel. Excellenz verknust ihn nun mal nicht. Außerdem hat *sie* eine Pique auf *sie*."

Die Geheimrätin verstand die Aeußerung. „Dann freilich," versetzte sie, „wenn die Damen nicht harmonieren, geht es nicht. Sonderbar, daß ich nichts gemerkt habe."

„Das stammt von früher. Man kann nicht darüber reden," entgegnete er pfiffig.

Die Augen der Geheimrätin leuchteten neugierig auf. Doch sie stellte sich nicht durch eine Frage bloß. Wenn Schmutzler etwas sagen wollte, so würde er es aus eignem Antriebe thun.

„Ja, das sind alte Geschichten, worüber man besser den Schleier deckt," bemerkte er pathetisch. Dann verfiel er wieder in seine gewöhnliche Sprechweise. „Und wer kommt noch auf die Liste?"

„Ich hätte gern den Grafen Röder, aber er ist so oft eingeladen, — ich höre, bei Reimers ist an dem Abend auch Gesellschaft —, wenn er nur nicht schon versagt ist." Die Geheimrätin sprach zaghaft, denn mit dem Grafen hatte es eine eigne Bewandtnis. Er machte ihrer Tochter Gretchen den Hof, und sie hätte ihn gern zum Schwiegersohn gehabt.

Zum Glück erfreute die Sache sich Schmutzlers wertvoller Protektion. „Haben Sie keine Bange," antwortete er, „der Graf kommt zu mir. Reimers haben ja man bloß den Esel von Wildermann, und der schnappt mir den Grafen nicht weg." Wildermann war der andre Lohndiener, Schmutzlers Konkurrent, den er natürlich haßte und daher mit wenig schmeichelhaften Titeln bedachte.

„Also den Grafen haben wir."

„Wirklich?"

„Wenn ich es garantiere..." Schmutzler richtete sich in seiner ganzen Länge empor, seine Haltung war so imponierend, daß die Geheimrätin bemerkte: „Sie sind doch unbezahlbar."

„Bitte, bitte!" wehrte er gnädig ab. „Für meine alten Kunden gehe ich ins Feuer. Man hat auch Ambition."

„Dann hätte ich noch gern Baron Landeck, den Oberleutnant; er versteht so reizend den Cotillon zu arrangieren."

„Schreiben Sie den Baron auf, den haben wir. Der Esel von Wildermann soll ihn nicht wegschnappen. Die Bürgerlichen kann er kriegen. Was wir nicht wollen, mag er haben. Weg mit Schaden!" Schmutzler machte mit seiner fetten, weißen, wohlgepflegten Hand eine Bewegung, die seine Bemerkung erläutern sollte.

Nach einiger Ueberlegung war der übrige Teil der Liste fertig. Der Lohndiener wandte sich zum Gehen, da rief ihn die Geheimrätin zurück. „Lieber Schmutzler, noch ein Wort über das Essen. Wie viele Portionen soll ich bestellen, und was?"

Schmutzler setzte den Kneifer auf seine große Nase und studierte sorgfältig die Liste. Nur ein Stirnrunzeln zeugte von seinem Nachdenken. Die Dame wartete auf seine Antwort wie auf die Offenbarung eines Orakels.

„Vierzig sind eingeladen, kommen dreißig. Bestellen Sie vierundzwanzig Portionen."

„Meinen Sie, daß das reichen würde?" fragte die Geheimrätin, innerlich hocherfreut. Aeußerlich wahrte sie ihre Würde und sträubte sich ein wenig.

„Wenn ich es garantiere, gnädige Frau..."

„Ja, dann allerdings. Und was raten Sie, lieber Schmutzler?"

„Hühnerfrikassee giebt es den Abend vorher bei Präsidents. Also: Lachs und Rehrücken. Nachher Fürst Pückler und Dessert. Knallbonbons dürfen nicht fehlen, das animiert und amüsiert. Und jede Dame muß ein Sträußchen haben; der Herr eventuell eine Tuberose, das macht Scherz und ist poetisch. Lieber weniger zu essen geben. Meine Herrschaften sind nicht so verfressen, die kriegen ja jeden Abend etwas Gutes."

„Wäre es nicht besser, vorher Bouillon in Tassen zu geben?“ schlug die Geheimrätin vor.

„Nee, die Tassenwirtschaft liebe ich nich.“

„Also keine. Aber sollten wir nicht Eis nehmen?“

„Fürst Pückler ist seiner. Außerdem ißt der Graf Röder kein Eis. Vergessen Sie bloß nicht die Blumen und die Knallbonbons. Auch Orangerie wäre gut. Junge Leute sitzen so gern hinter Palmen, Orangerie giebt Gelegenheit zu interessanten geschützten Plätzchen. Also Mittwoch ist die Gesellschaft. Bis Sonnabend haben Sie Bescheid, wer kommt; bis dahin müssen die Eingeladenen sich entschließen. Ich liebe nicht das lange Ueberlegen und nachher wo möglich Absagen; bei mir kommen sie nicht damit durch, ich verlange bestimmte Antwort.“

„Sie sind doch Mittwoch zeitig hier, Schmutzler?“

„Früh mit dem Glockenschlag zehn trete ich an. Ja, was ich noch sagen wollte: Thee und Kuchen beim Anfang giebt es nicht, das ist nicht mehr fein. Die Damen verderben sich die engen weißen Handschuhchen mit der Krümelei. Statt dessen gleich Abendessen, das giebt Stimmung, und niemand ist für's lange Hungern und Herumstehen. Am Schlusse Kaffee und viel Kuchen, denn Tanzen macht hungrig. Fräulein Gretchen muß den Kaffee auf der Maschine selber machen. Kaffee ist nämlich dem Grafen seine schwache Seite.“ —

Schmutzler war kein gewöhnlicher Lohndiener, sondern hatte eine soziale Mission auf sich genommen. Bei *seinen* Gesellschaften spannen sich die meisten zarten Beziehungen an, die am Schluß des Winters zu Verlobungen führten. Er war auf jede Verlobung stolz als auf sein Werk; er wußte genau Bescheid, wer dieser oder jener die Kur machte, wie weit die Sache gediehen war und ob es bald „losgehen“ würde. Schüchternen Herren gab er Gelegenheit zur Aussprache; Paare, die bald „dran“ waren, setzte er bei Tische zusammen, in den Schutz von großen Blumen- und Fruchtarrangements. Hinter dieser Barrikade verborgen, konnte dann „die Sache losgehen“.

Am Mittwoch trat Schmutzler pünktlich des Morgens an. Die jüngeren Kinder von Geheimrats waren zu Bekannten geschickt worden und sollten da auch des Nachts bleiben, weil man das große Kinderzimmer als Tanzsaal brauchte. Die Geheimrätin hatte schon vorgearbeitet, die Kinderstube war leer. Nun stellte Schmutzler Orangerie und das Pianino hinein. Hier stand auch der „junge Tisch“; wenn der Ball anfing, sollte er schnell verschwinden. Im Eßzimmer befand sich der „alte Tisch“, nämlich die Tafel, die für die älteren Gäste bestimmt war.

Als Schmutzler den „jungen Tisch“ gedeckt hatte, fragte ihn die Geheimrätin zweifelnd: „Sind die Plätze nicht ein bißchen eng bei einander?“

Schmutzler lächelte nachsichtig: „Wo denken Sie hin, Frau Geheimrätin? Junge Leute sitzen gerne dicht. Die am alten Tisch können mehr Platz kriegen. Bitte, die Zettel!“

Das Platzlegen an dem „jungen Tische“ behielt sich Schmutzler stets selbst vor. Heute war es ein besonders schwieriges Kunstwerk, denn Gretchens siebzehnter Geburtstag sollte gefeiert werden.

Die Geheimrätin brachte die geschriebenen Zettel. Schmutzler legte sie hin. Er schien den Schlachtplan im Kopfe zu haben, denn er verteilte sie ohne Besinnen.

Als er später mit dem „alten“ Tische beschäftigt war, huschte die Geheimrätin leise an den „jungen“, um die Platzordnung, die ihr Vertrauensmann entworfen hatte, zu beaugenscheinigen. Sie mußte ja doch ihren Gemahl über die Tischordnung unterrichten. Die Aufgabe des Geheimrats war, den jungen Herren abends zuzuflüstern, wen sie zu führen hätten. Die Liste für den alten Tisch hatte die Geheimrätin selbst entworfen; um den kümmerte sich Schmutzler nicht, der war ihm zu langweilig.

Am Platze ihrer Tochter befand sich eine riesige Jardiniere mit Farn und Palmen. Als Tischherrn hatte Gretchen den Grafen Röder. Die Geheimrätin wurde dunkelrot, als sie die Einrichtung sah. Meinte Schmutzler wirklich, daß heute „die Sache losgehen“ würde, daß es heute Verlobung gebe?

Der Graf hatte Gretchen freilich schon den ganzen Winter hindurch den Hof gemacht. Schmutzler besaß für so etwas ein Auge. Aber vielleicht hatte er die Farne und Palmen nur vor Gretchens Platz gestellt, weil ihr Geburtstag war? Nein, da würde er Blumen hingesetzt haben, irgend etwas Poetisches und Bezügliches, die Farne bezweckten andres. O, wenn er wirklich recht hätte! Es wäre zu schön! Freilich würde es schwer sein, sich von dem Kinde zu trennen; aber das mußte doch einmal geschehen, das war der Lauf der Welt. Jung gefreit hat niemand gereut. —

Schmutzlers Scharfblick täuschte sich auch diesmal nicht. „Die Sache ging los“, die grüne Barrikade war nicht vergebens errichtet worden.

Schon als der Tanz begann, hatte das errötende Gretchen dem Grafen das Jawort gegeben. Die Kaffeemaschine wäre gar nicht mehr nötig gewesen.

Ob noch wie einst?

Ob über den Weg am Bergeshang
Sich noch die alten Bäume recken?
Ob noch den stillen Pfad entlang
Die Rosen blühen in den Hecken?
  Ob noch wie einst dort in den Zweigen
Die Vögel ihre Lieder singen,
Wie damals, wo wir hier im Schweigen
Des ersten Liebesglückes gingen?

Ob noch leis atmend kühl die Luft
Vom Wiesengrund mag aufwärts tragen
Von Blumen süßen Opferduft
Wie einst in jenen Sommertagen?
  Ob noch die Sonnenpfeile gleiten
Durchs Netzgezweig der alten Bäume, —
Ob zwei durchs Lichtgefunkel schreiten
Und weiterspinnen unsre Träume?

Aug. H. Plinke



Mit zwölf Abbildungen nach Zeichnungen von W. Gause

Cirkusromantik! Wer von uns wäre in den goldenen Kindertagen von dem Zauber dieses Wortes unberührt geblieben. Wenn man eine Rundfrage ergehen ließe, ich denke, die meisten Erwachsenen würden sich erinnern, daß sie in jener Lebensepoche, wenn auch vielleicht nur flüchtig, von der heißen Sehnsucht ergriffen wurden, da unten in der Manege mitthun zu dürfen, am schwebenden Reck über den Köpfen der staunenden, bangenden Zuseher durch den weiten Raum zu fliegen, bei den wiegenden Klängen der Musik als Jockey auf ungesatteltem Pferd die verwegensten Voltigen auszuführen, als Csikos mit vier unbändigen Rennern durch die runde Bahn zu jagen, im bunten, flitterbesetzten Akrobatenkostüm die halsbrecherischesten Kunststücke zu zeigen, bejubelt werden von der dichtbesetzten Arena — ein Rausch, ein Traum, ein göttergleiches Dasein! Was mich betrifft, so mag ich erst gar nicht sagen, wie spät ich mich von dem Zauber dieser Vorstellungen befreit habe, und es war schon eine lange Zeit am Arbeitstisch des Schriftstellers verbracht worden, da flog mich — so wie ich einen Cirkus betrat — noch immer der Wunsch an, in dieser Umgebung zu leben, Abend für Abend Kraft, Mut und körperliche Geschicklichkeit bethätigen zu können, zum Ergötzen „eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums“, wie die Cirkusbesucher auf den Plakaten angeredet werden, genau nach dem verjährten Muster der vom Cirkuskönig Renz erlassenen Manifeste. Und dann nach ein paar Wochen aufgepackt und wieder in eine andre Stadt, mit treulos unbeschwertem Gemüt, heute da, morgen dort, überall Beifall, Abenteuer und weiß Gott was noch einheimsend. Glänzendes Vagabundentum! Das sieht anders aus als das Schicksal, steif und lahm zu werden an der Drehbank der Gedanken, in der persönlichen Zurückgezogenheit einer am Ende doch dem Philisterium zusteuernden Laufbahn.

Nun, heute denke ich schon einigermaßen anders darüber, und mit allerlei gemach abbröckelnden Illusionen ist auch die Cirkussehnsucht von dem Los alles Schönen auf Erden ereilt worden. Ich sehne mich nicht mehr nach dem Cirkus.

Hinter der Romantik steckt am Ende auch ein Stück Prosa, ernsthafte Arbeit, Sorge, und nur am Abend, wenn die runden Gaskronen oder die elektrischen Lampen den weiten Raum strahlend erleuchten, schmetternde, anfeuernde Musik erklingt und tausend und mehr aufgeregte Menschen mit angespannten Nerven jede Bewegung des waghalsigen „Künstlers“ verfolgen, wenn dann die Galerien in tobenden Massenbeifall ausbrechen, sieht das Ding eben so vorteilhaft aus, um jene Schwärmerei in uns zu erwecken.

Aber jedenfalls ist das dem Cirkus gewidmete





Leben ein ungewöhnliches, an Sensationen reiches und zuweilen sehr vergnügtes. Dafür bürgen schon die Temperamente der Cirkusleute; schwermütige Kopfhänger und spekulative Melancholiker finden sich kaum in dieser Sphäre. Es sind andre Menschen: kosmopolitisch, und doch in einen engen Interessenkreis gebannt; ihre „Arbeit" nimmt ihre Muskelkräfte völlig in Anspruch, die intellektuellen Fähigkeiten treten mehr in den Hintergrund. Man hat freilich Beispiele von gebildeten Cirkuskünstlern, es soll sogar ein paar Clowns geben, die sich vorher zu einem gebildeten bürgerlichen Beruf vorbereitet hatten und dann aussprangen.

Ich selbst habe Gelegenheit gefunden, mehrfach mit einem Clown gesellig zu verkehren, der einen der bekanntesten und am besten accreditierten Namen trägt; es ist mir kein empfindlicher Bildungsmangel an dem liebenswürdigen Mann aufgefallen. Gespräche im Genre Goethe-Eckermanns haben wir ja wohl auch nicht geführt. Jedenfalls war der Umgang mit ihm anregender als der mit manchem Gebildeteren. Er befaßte sich auch — die Vielseitigkeit ist ein Charakteristikum der Artisten — mit der Dressur von Tieren und erklärte mir die übliche Methode, um höhere Dressurerfolge zu erzielen. Sie beruht in der Hauptsache darauf, daß die Tiere — er selbst hatte einen Hahn zu erstaunlichen Kunststücken abgerichtet — Folgen befürchtend, die ihnen schmerzlich oder unangenehm sind, dazu veranlaßt werden, die vom Abrichter gewünschten Stellungen einzunehmen oder ihnen nicht eigentümliche Bewegungen auszuführen. Und wenn die gemütvolle, tierfreundlich gesinnte Cirkusbesucherin bei einer unwahrscheinlichen und überraschenden Leistung eines dressierten Tieres ausruft: „Wie klug doch so ein Tier ist!" so beruht diese „Klugheit" häufig nur darauf, daß die Furcht vor einer unzarten Berührung oder dergleichen, die Erinnerung an die fatale Lehrzeit, das Tier zur Ausführung der verschiedenen Kunststücke bewegt.

Die dressierten Tiere sind im modernen Cirkus heimisch geworden. Der reitende, durch Reifen springende Bär, gezähmte Löwen und Elefanten, abgerichtete Esel, Böcke, Schweine, Katzen, Tauben, Gänse sind neben den zahlreichen Hunde-Ensembles die gewöhnlichsten Artisten der Tierwelt. Zu den beliebtesten Nummern des modernen Cirkus gehört die Vorführung der Löwen und der Elefanten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß der erste Löwenbändiger Batty war, der sich in den sechziger Jahren im Cirkus Renz produzierte. Sein „Personal" bestand nur aus fünf Mitgliedern, aber jedes — ein Löwe. Battys Kühnheit erregte das größte Aufsehen. Er war — ich erinnere mich aus der Knabenzeit an die Sensation, in deren Bann ganz Wien stand — das Gespräch des Tages, man mußte Batty gesehen haben! In einem Wiener Theater wurde sogar ein einaktiges Theaterstück unter dem Titel „Der Batty und die Patti" aufgeführt. Es war die Zeit, in der das musikalische



Wien durch ein zweites, allerdings zahmeres Ereignis aus dem Häuschen gebracht wurde: die Patti trat hier auf und versetzte das sangesfrohe Wien in einen wahren Taumel. Natürlich fand Patty alsbald Nachahmer und Rivalen. Seither ist die Vorführung dressierter Könige der Wüste — die zumeist nur einen unbedeutenden Rest ihrer königlichen Würde bewahrt haben — eine fast alltägliche Programmnummer. Die Löwenbändiger überbieten sich in der Anzahl der bezwungenen „Wüstenkönige", und J. Seeth, der gegenwärtig mit seinen fünfundzwanzig Löwen reist, dürfte wohl alle Konkurrenten übertrumpfen.



Es dauerte nicht lange, da traten weibliche Löwenbändiger hervor. Es ist eine bekannte Erscheinung in der Cirkus- und Artistenwelt, daß nach einer gewissen Zeit die beliebten Produktionen der Künstler, sogar die schwierigsten, von Künstlerinnen nachgeahmt und oft mit ebenso viel Bravour ausgeführt werden. Die Gleichberechtigung der Frauen auf allen Gebieten! So dürften gegenwärtig die Löwenbändigerinnen sogar in der Ueberzahl sein. Die jüngste ist Fräulein Bébé, ein junges Mädchen, das erst vor kurzer Zeit die ungewöhnliche Laufbahn einer „dompteuse" ergriffen hat und bei ihrem Debüt in Wien viel Anerkennung fand. Das Fräulein ist ein Wienerkind, die Tochter einer Bürgerfamilie, und ehe sie mit wilden Tieren intim wurde, ging sie einem ungleich ungefährlicheren Beruf nach. Sie war Schreiberin im Bureau eines Wiener Advokaten. Von einer rätselhaften Vorliebe für die edelste Gattung der wilden Tiere und für den „Umgang mit den Löwen" erfaßt, widmete sie sich dieser abenteuerlichen Laufbahn. Sie ist mit Leib und Seele ihrem Beruf ergeben, so hat sie allen Wiener Journalisten, die sie mit ihrer beruflichen Neugierde überfallen haben, versichert.

Das Genre der Elefantendressur soll durch einen Franzosen Namens Caliguard begründet worden sein, der im Pariser Tiergarten Wärterdienste versah und, wie dies oft geschieht, so zum Zeitvertreib an verschiedenen seiner Zöglinge seine erzieherische Kunst erprobte. So brachte er den Elefanten allerlei Kunststücke bei, vorläufig zum Ergötzen der Gartenbesucher. Dann verfiel er auf die Idee, diese Erfolge auf eine gewinnbringende Art auszunutzen, er wurde professioneller Elefantendresseur, und seither ist auch der Elefant cirkusfähig



geworden. Man erinnert sich der kleinen Elefantenherde, die Barnum mitführt; es war dabei hauptsächlich auf Massenwirkung abgesehen, während die vornehmen Elefanten-Dompteurs durch eine subtilere Ausbildung jener Rüsseltiere unfreiwillig für die Verbreitung des Glaubens an die Elefantenklugheit Propaganda machen. Es ist damit nicht gar weit her, sie fürchten eben nur, so wie das zarteste von Menschen beherrschte Tier, die Belästigungen und thun am Ende ihre Arbeit — nach dem Vorbild vieler Menschen — gerade nur, um Ruhe zu haben.

Die hervorragendsten Elefantendresseure sind gegenwärtig der amerikanische Neger Thompson, der Engländer Oxford und der Berliner M. Brose, der unter dem Namen Maximilian auftritt. Seine Produktionen, die sich des Rufes erfreuen, die seiner beiden Rivalen zu übertreffen, haben unserm Zeichner als Vorbilder gedient.



Die Frage, ob zum Elefantenbändiger oder zum Löwenbändiger mehr Mut gehört, bleibt unentschieden. Die Gefahren dürften sich fast die Wage halten. Das Unterfangen, sich von dem monströsen Repräsentanten der Tierwelt, dessen körperliche Verhältnisse längst nicht mehr in unsre Periode gehören, den umfangreichen Säulenfuß auf die Brust setzen zu lassen, ist schließlich ebenso verfänglich wie die Liebkosungen, mit denen der Löwenbändiger seinen Pensionären schmeichelt. Vergißt der Dickhäuter nur einen Augenblick lang seine „gute Erziehung“, so sind die Rippen des auf dem Boden liegenden hilflosen Herrn und Meisters unfehlbar zermalmt. Auch sonst kann es ihm dieser gigantischen Körperkraft gegenüber schlimm ergehen. Rüssel und Stoßzähne sind so unheimliche Dinge wie das scharfe Raubtiergebiß des Löwen.

Bis zur Grausamkeit ging die Dressurmethode der alten Schule. Es ist nicht zu leugnen, daß die Neuerer auf diesem Gebiet — z. B. der berühmte Menageriebesitzer Hagenbeck in Hamburg — die Gewaltmittel möglichst abzuschaffen suchten und besonders das Zusammenarbeiten von wilden Tieren, die sich sonst als Erbfeinde gegenüberstehen, durch Güte zu erreichen pflegen. Diese sogenannte „zahme Dressur“ — die freilich mit fühlbarem Tadel vermischt ist —, wird sogar bei unbändigen wilden Tieren mit Erfolg angewendet und soll sich besonders bei in der Gefangenschaft geborenen Tieren bewähren; eine gewisse Intelligenz der Eleven ist ist dabei Voraussetzung.



Die meisten dressierten Tiere: Löwen, Tiger u. s. w., die im Cirkus vorgeführt werden, sind seit ihrer frühesten Jugend dem Willen des Dompteurs unterwürfig gemacht worden. Ein Haupterfordernis ist aber, daß die Tiere vom Anfang an nur eine und zwar die Erziehungsmethode ihres Herrn und Meisters kennen lernen. Völlig verdorben für den



Jongleuse zu Pferde

Nach einer Zeichnung von W. Gause

Zweck der Dressur und die Abrichtung zu „Kunststücken“ sind z. B. Menageriezöglinge, die mit allerlei Menschen in Berührung kamen, abwechselnd Wohlthaten und dann wieder grausame Neckereien erfuhren.

Auch der Nachahmungstrieb spielt bei dem Unterricht der Tiere eine gewisse Rolle. An dem Beispiel eines andern, schon unterwiesenen Tieres ihrer Gattung lernen die Neulinge auffallend rasch. Die professionellen Bändiger bedienen sich darum auch gern dieses Vorteils.

Eine der überraschendsten Nuancen dieses Schaustellungsgenres ist die häufig vorkommende Zusammenstellung von Tieren, die sich in der Natur als Ueberwältiger und als Beute gegenüberstehen. So bringt man Hunde, selbst Lämmer, in den Löwenkäfig, der Bär reitet auf dem Pferd, und die krassesten angeborenen Gegensätze weiß die Geduld und die Methode des Dresseurs endgültig zu überwinden. Es ist nicht so schwierig, den Löwen davon abzuhalten, daß er den Hund, der gemeinschaftlich mit ihm „arbeitet“, anfällt, als die Furcht des Hundes zu überwinden. So hat die Ausdauer des Dresseurs auch schon aus Katzen, Füchsen, Ratten und Meerschweinchen bestehende Quartette zusammengestellt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dabei die Verabreichung von Leckerbissen und gütliches Zureden weniger in Anwendung kommen wird als die Peitsche und die unvermeidlichen Gewaltmittel der sogenannten alten Methode. Ganz und gar verschieden von der menschlichen Pädagogik ist die Tierdressur eben auch nicht ... So weit die Meinung der Sachverständigen, die auch durch die Angaben bestätigt wird, die von fachmännischer Seite über die im Cirkus ja gleichfalls eine bedeutende Rolle spielende Hundedressur vorliegen. Soll z. B. einem Pudel das Tanzen beigebracht werden, so spielen ein emporgehaltenes Stückchen Zucker und die Peitsche unter den aufgehobenen Vorderpfoten die Hauptmomente bei dieser „Ueberredung“ zur Künstlerschaft. Der ganze Unterrichtsgang läuft darauf hinaus, die anfänglich groben Hilfen immer mehr zu fast unmerkbaren Zeichen abzuschwächen.



Natürlich kann der Cirkus nicht mehr bestehen, ohne dem „Recht auf Lachen“, dem Amüsementbedürfnis des großen Publikums, gerecht zu werden. Dafür sorgen die Clowns, die zumeist Universalkünstler sind, oft Komiker, Musiker, Springer, Dresseure, Akrobaten in einer Person. Ihre kurzen Intermezzi, während die Kunstreiter rasten, haben sich im Laufe der Zeit zu selbständigen Dialogscenen erweitert und sich dem theatralischen Genre genähert. Dieser Entwicklung ist aber kaum das Wort zu reden. Cirkus bleibe Cirkus, und seine Künste sind stumme. Es ist in unsrer Zeit oft beobachtet worden, daß sich das Theater dem Cirkus nähert, — auch das ist nicht in der Ordnung, aber der Erfolg ist hier immer größer, wie in dem gegenteiligen Fall. Auch der klassische „dumme August“ führte sich als stumme Person ein. Er bedurfte

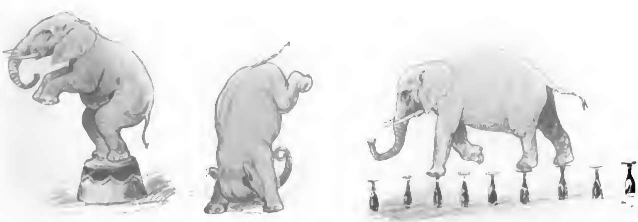
keiner Sprache, um den Humor dieses Typus zu veranschaulichen. Es liegt ein satirischer Sinn in dieser Figur, und es wäre interessant, zu wissen, ob Belling, der erste „August", die tiefere Bedeutung seiner Schöpfung erkannt hat, ob er selber beobachtet hat, wie auch in der Arena des öffentlichen Lebens der „August" seine lächerliche unnütze Geschäftigkeit entwickelt.



Mehr und mehr weicht der moderne Cirkus von dem ureigentlichen Plan seiner Darbietungen ab. Theatralisches spielt hinein, das Ballett und die Ausstattungspantomime, in die man sogar auch schon Chorgesang eingefügt hat. Also Theater ohne Kulissen und ohne Souffleur!

Ich möchte lieber den Cirkus alten Stils erhalten sehen. Wir, die Erwachsenen, sind vielleicht schon ein wenig abgestumpft gegen den großen Effekt der sich bäumenden zehn Trakehnerhengste, gegen die graziöse Märchenerscheinung der reitenden Tänzerin und Reifspringerin, die in ihrem Flitterröckchen ganz reizend aussieht; wir kennen manchen Clowntric, und die unwiderstehlichen Tummheiten haben zu oft an unserm Zwerchfell gerührt, aber nach uns kommen auch noch Leute: die Werdenden, die Jugend, die, ich bin davon überzeugt, für die Wunder des Cirkus der „alten Richtung" ebenso empfänglich ist, wie wir es waren. Verbannt den Nudelbrettschimmel nicht aus der Manege, nicht den harmlosen Spaß des Clown, die überraschenden Verwandlungsscenen hübscher jugendlicher Reiterinnen und all das, was einst unser Entzücken ausgemacht hat. Vermeidet die dichtere Annäherung des Cirkus an das Spezialitätentheater und an das Theater selbst! Gebt und laßt dem Cirkus, was des Cirkus ist, — seine Wirkungen werden unverwüstlich sein, es ist ein Irrtum, sie verfeinern, vermischen und verfälschen zu wollen, vermeintlich um auf der „Höhe der Zeit" zu bleiben. Und was mich betrifft, so ziehe ich den Jahrmarktscirkus im Leinenzelt heute noch den glanzvollen modernisierten Cirkus-Unternehmungen vor.

P. v. S.



Fleischteuerung und Volksernährung

Von

Geh. Sanitätsrat **Dr. Konrad Küster** (Berlin)

Alle Welt klagt über die gegenwärtig herrschende Fleischteuerung, und zwar mit Fug und Recht, denn ohne Zweifel stellt sie einen das Volksgedeihen bedrohenden Uebelstand dar. Wie es aber gewöhnlich zu gehen pflegt, hat man daraus alsbald ein Schlagwort gemacht, mit dem zu politischen Zwecken zu wirken gesucht wird, ohne Rücksicht darauf, daß man dadurch in die ganze Frage Verwirrung hineinbringt.

Eine Besprechung der Volksernährung vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus dürfte daher gerade in diesem Augenblick für weite Kreise wohl von Interesse sein. Zunächst müssen wir dabei hervorheben, daß man vielfach von einer Fleisch**not** redet, die aber thatsächlich durchaus nicht vorhanden ist. Der schlagendste Beweis dafür ist, daß Händler auf dem Lande unlustig sind, Vieh aufzukaufen, weil sie es nicht los werden, und daß bei den Kaisermanövern in Posen sogar Ueberfluß an Fleisch herrschte. Wohl aber muß man von einer Fleisch**teuerung** sprechen. Sache der Politiker und Nationalökonomen wäre es, den Ursachen dieser Teuerung nachzuspüren, uns dagegen würde das zu weit von unserm Gegenstande abführen. Erwähnt soll nur werden, daß die Ursachen nicht allein bei den Landwirten zu suchen sind, sondern mehr noch bei dem Großhandel. Eine weitere Ursache führt uns geradenwegs auf unsern Gegenstand zu.

Durch die wirtschaftlichen Krisen in der Industrie und im Handel sind viele Arbeiter in ihren Einnahmen zurückgegangen, auch der Mittelstand muß sich immer mehr einschränken. Es liegt auf der Hand, daß man deshalb bei den täglichen Ausgaben für die Ernährung zu sparen sucht und die teuren Nahrungsmittel möglichst vermeidet, vor allen Dingen das teure Fleisch. Die Fleischer, die mit den Preisen schnell in die Höhe gegangen sind, um ihre frühere Einnahme zu behalten, haben damit einen großen Fehler begangen; der Absatz wird nämlich steigend ein geringerer, und die Einnahmen werden trotz Erhöhung weniger. Schlächter und noch mehr Bäcker suchen erfahrungsgemäß jede steigende Neigung zu einer unverhältnismäßigen Preissteigerung auszunutzen, die bei weichender Neigung nicht in gleichem Schritt zurückgeht. Kaiser Wilhelm II. war bekanntlich seinerzeit nicht für die Berliner Gewerbeausstellung, weil er voraussah, daß durch sie die Preise für Wohnungen und Nahrungsmittel schnell außerordentlich hoch steigen, dann aber eine sehr lange Zeit gebrauchen würden, um wieder zum natürlichen Stande zu gelangen. Während man von der Post und den Eisenbahnen niedrige Preise verlangt und jenen dadurch eine vermehrte Einnahme voraussagt, verfolgen Bäcker und Schlächter entgegengesetzte Grundsätze. Den Schlächtern gereicht das jedenfalls zum Nachteil, denn die Bevölkerung wird sicher den Fleischgenuß einschränken; weniger freilich den Bäckern, da für Brot nicht so leicht Ersatz zu schaffen ist wie beim Fleisch. Aber eine geringe Einschränkung wird auch hier stattfinden; man wird eben mehr Reis und Kartoffeln essen.

Ueber den Wert des Fleisches für die allgemeine Volksernährung haben sich in den letzten Jahren die Ansichten der Fachmänner sehr geändert. Wenn man manchen politischen Rednern Glauben schenken wollte, so müßte man es freilich als sicher erwiesen annehmen, daß durch die Verminderung der Fleischnahrung eine starke Herabsetzung der guten Volksernährung eintreten werde. Dies ist aber nicht der Fall. Es gab allerdings eine Zeit, in der man der Liebigschen Ansicht huldigte, daß Fleisch die allein kraftvolle Nahrung und daß alles andre nur Ballast wäre. Mehrfach ist auch jetzt wohl noch im Volke und sogar bei sehr gebildeten Leuten diese Ansicht vorhanden, die jedoch nicht mehr haltbar ist. Die Vegetarier haben uns ja durch die That bewiesen, daß dies nicht richtig ist. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Kinder und Erwachsene, selbst rein vegetarisch ernährt, gedeihen und blühend aussehen können. Ueberraschend war für viele die Thatsache, daß bei einer Preis-Fußwanderung von Berlin nach Dresden die Vegetarier einen großen Sieg errangen. Einen denkenden Arzt kann dies nicht überraschen. Im allgemeinen wird zweifellos in den wohlhabenden Familien zu viel gegessen und werden zu viel alkoholhaltende Getränke genossen, so daß sich in den inneren Organen leicht Fett ansetzt, das das freie Atmen behindert. Der Vegetarier lebt viel mäßiger, besonders löscht er seinen Durst durch Obst und nicht durch Bier. Da ferner die eiweißhaltige Fleischkost mehr zum Aufbau und die vegetarische Kost mehr zum täglichen Kräfteverbrauch verwandt wird, so sind die Vegetarier leichtfüßiger und ermüden weniger rasch.

Der Ernährungsfrage hat sich die Wissenschaft erst sehr spät angenommen, wie sie überhaupt in früheren Zeiten praktischen Fragen sehr gern aus dem Wege ging. Erst der Münchener Professor Voit brachte die Ernährungsfrage etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Fluß. Er wies durch Experimente nach, daß die aus Eiweiß, Fett und Kohlehydraten gemischte Kost die für den Menschen vorteilhafteste sei, und daß ein Ueberwiegen der Fleischkost, wie man früher geglaubt, durchaus nicht notwendig sei. Er erklärte, daß vielmehr ein Ueberwiegen des Fettes und noch viel mehr der Kohlenhydrate, d. h. der vegetabilischen Kost, als die beste und geeignetste Ernährung anzusehen wäre. Weitere Beobachtungen ergaben, daß jede **einseitige** Ernährung von üblen Folgen ist. Die bekannte Bantingkur, d. h. eine reine Fleischkost, beseitigt nicht nur jedes überschüssige Fett, sondern schädigt auch bei längerer Dauer die einzelnen Organe. Die Kur muß oft wegen großer Mattigkeit, Schlaflosigkeit und andern nervösen Störungen abgebrochen werden. Auch selbst zu einseitig vegetarische Kost ruft Nachteile hervor, obgleich sie nicht so schnell eintreten, da Pflanzenkost ja auch Eiweiß und Fett enthält, wenn auch nicht immer in genügender Menge. Die Fälle stehen nicht vereinzelt da, daß strenge Vegetarier sich wieder der gemischten Kost zuwenden mußten,

weil sie allmählich elend und siech geworden waren. Besser ergeht es denjenigen Vegetariern, die nur das Fleisch sich versagen, Milch, Eier, Butter u. s. w. aber genießen und so genügend viel stickstoffhaltige Eiweißnahrung und Fett sich zuführen.

Voit hatte aber einen weiteren wichtigen Bestandteil für unsre Ernährung übersehen. Erst Dr. Lahmann war es vorbehalten, auf die Notwendigkeit der sogenannten Nährsalze und der Mineralien für unsern Körperaufbau aufmerksam zu machen. Da diese hauptsächlich in der Pflanzenkost enthalten sind, so trat mehr als je der reichliche Genuß von Obst und von Gemüsen bei den ärztlichen Diätvorschriften in den Vordergrund. Durch die sichtbaren Erfolge wurden die theoretisch aufgestellten Anschauungen als wahr erwiesen.

Dies ist die wissenschaftliche Grundlage, von der aus wir eine vorteilhafte Ernährung der ärmeren und arbeitenden Volksklassen betrachten müssen. Die teuren Fleischsorten sind demzufolge kein unbedingtes Erfordernis für deren Ernährung. Erbsen, Bohnen, Milch, Eier, die im Verhältnis viel billiger sind, liefern genügend Eiweiß. Dann kommen die Fische in Betracht. Die Nordseefischereien liefern reichlich Seefische zu sehr billigen Preisen. Leider hat sich diese Fischnahrung noch nicht genügend eingebürgert. Auch das Pferdefleisch könnte wohl berücksichtigt werden. Mitte vorigen Jahrhunderts setzte eine Bewegung ein, das Pferdefleisch zu einer allgemeinen Nahrung zu machen. Sie scheiterte, nicht weil das Fleisch schlecht und unappetitlich, sondern weil die Bevölkerung eine angeborene Abneigung dagegen besitzt. Pferdefleisch wird jetzt aber unbewußt gegessen, und zwar viel mehr, als man glaubt. Es wird viel zu Würsten verarbeitet, die wegen ihrer Billigkeit und des guten, etwas süßen Geschmacks wegen gern gegessen werden. Die vielbekannten italienischen Salami werden bekanntlich auch aus Maultier-, Esel- oder Pferdefleisch bereitet. Es wäre wohl an der Zeit, daß dieser Widerwille gegen Pferdefleisch überwunden würde.

Von den Kohlehydraten sind Reis, Grütze, Hirse u. s. w. wichtige und billige Nahrungsmittel, ebenso die verschiedenen einfacheren Kohlarten. Besonders wichtig ist auch die Kartoffel. Gegen diese hat sich hauptsächlich durch Schuld der Aerzte ein Vorurteil entwickelt. Man hat sie in Verdacht, daß sie, reichlich genossen, Skrophulose befördere. Dies ist jedoch unrichtig. Wenn in einigen armen Gegenden die Kartoffel als *einziges* Nahrungsmittel vorhanden ist, treten natürlich auch die schädlichen Folgen der *einseitigen* Nahrung ein, die aber der Kartoffel nicht an sich zu eigen sind. Die Pommern sind bekanntlich sehr große Liebhaber der Kartoffel, und gerade sie zeichnen sich durch Kraft und Gesundheit aus und zeigen durchaus keine außerordentliche Neigung für Skrophulose. Wenn nun die Kartoffel auch in etwas das Brot ersetzen kann, so ist dieses doch im allgemeinen unentbehrlich, und man wird dauernd für ein gutes und preiswürdiges Brot unbedingt Sorge tragen müssen. Von großer Wichtigkeit für die Ernährung und den Kräfteverbrauch ist der *Zucker*, der bisher als ein entbehrliches Genußmittel besonders von der ärmeren Bevölkerung angesehen wurde. Dies sehr mit Unrecht. Man giebt jetzt Soldaten vor anstrengenden Märschen Zucker, um sie in besserem Kräftezustande zu erhalten. Der von unsern Landwirten gewonnene Zucker sollte daher billig auf den Inlandsmarkt gebracht und nicht mittels Exportprämien, also auf Kosten der Allgemeinheit, ins Ausland verschleudert werden.

Speck, Schmalz u. s. w. stellen eine preiswürdige Fettnahrung dar, Butter dagegen ist für viele Bevölkerungskreise schon zu teuer. Man hat deshalb die chemisch bereitete Margarine dafür eingesetzt, wie man ja überhaupt bemüht ist, künstlich bereitete Nahrungsmittel zu schaffen. Schwärmen doch sonderbare Heilige dafür, daß man die ganze Landwirtschaft entbehrlich machen und daß man in chemischen Fabriken genügende und zwar sogar noch zweckmäßigere und bessere Nahrungsmittel künstlich herstellen könne. Die Natur ist aber doch eine bessere Künstlerin. Den chemischen Lebensmitteln haftet immer etwas — man möchte sagen — Totes an. Die natürlichen Lebensmittel enthalten noch besondere anregende, wenn auch von der Wissenschaft noch nicht nachweisbare Faktoren, die für die Verdauung und Verwertung von großer Wichtigkeit sind. Die Landwirtschaft wird uns daher wohl die erforderlichen Lebensmittel, besonders aber auch die Obstfrüchte, die leider noch immer von der ärmeren Bevölkerung für ein überflüssiges Luxusnahrungsmittel angesehen werden, nach wie vor liefern müssen. Traurig wäre es auch, wenn das Land veröden sollte und nur mit Industrieschornsteinen bedeckt wäre.

Es muß nun eine weitere volkswirtschaftliche Sorge sein, daß alle diese erwähnten Lebensmittel nicht nur billig, sondern auch gut geliefert werden. Leider nun ist es eine betrübende Erfahrung, daß gerade die billigen Nahrungsmittel minderwertig und vielfach auch verfälscht sind. Mehrfach machen sich die Produzenten dessen schuldig, aber die Hauptverfehlungen liegen bei dem Handel, der durch allerlei Handhabungen, wie z. B. Entrahmung und Verwässerung der Milch, größere Gewinne zu erzielen sucht. Ueberhaupt fällt die Verteuerung der Nahrungsmittel zu einem großen Teil nachweisbar dem Zwischenhandel zur Last, da der produzierende Landwirt ja kaum die Produktionskosten erhält und somit an einer unnatürlichen Verteuerung der Lebensmittel gar nicht schuld sein kann. Um für die ärmeren Klassen nun aber billige und doch gute Nahrungsmittel zu erhalten, erscheint es notwendig, den verteuernden und verschlechternden Zwischenhandel mit der Zeit ganz auszuschalten. Das geht natürlich nicht von heute auf morgen, und damit wird der einer solchen Reform gern entgegengehaltene Vorwurf hinfällig, daß dadurch zahlreichen Geschäften die Existenzmöglichkeit entzogen werde. Ihre Inhaber behalten Zeit, sich nach neuem Erwerb umzusehen; im übrigen bringt ja jeder Fortschritt auf industriellem und technischem Gebiete stets Nachteile für einzelne Zweige, die aber gegenüber dem Gesamtinteresse, das vorgehen muß, keine Berücksichtigung verlangen können.

Der Produzent, d. h. also der Landwirt, würde nach Durchführung jener Reform an den Konsumenten direkt liefern. Dies ist nur möglich dadurch, daß sowohl die Landwirte wie die Konsumenten Genossenschaften bilden, wozu ja Ansätze bereits überall vorhanden sind. Von großer Wichtigkeit sind die Konsumvereine. Eine Reihe Konsumenten thun sich zusammen und beziehen direkt von einem Gute oder von einer Genossenschaft die Landesprodukte, die sie ja direkt viel billiger erhalten; muß doch jetzt der Landwirt an den Händler den

Zentner Kartoffel zu 1 Mark und weniger verkaufen, während der Konsument an den Händler 2 Mark 50 Pfennig bis 3 Mark, also das Zwei- bis Dreifache und mehr zahlen muß, was eine unnatürliche Verteuerung ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei einem direkten Einkauf seitens einer Konsumgenossenschaft eine nicht nur billigere, sondern auch bessere Ware eingekauft werden kann, da der erfahrene Verwalter des Konsumvereins viel weniger angeführt werden wird als die einzelnen unerfahrenen Konsumenten. Von politischen Parteien wird zwar vielfach ein großes Geschrei darüber erhoben werden, daß der Zwischenhändler beseitigt werden soll; habe ich doch in einer hervorragenden Tageszeitung den Ausspruch gelesen, der Zwischenhändler wolle auch leben. Dem gegenüber sei nochmals an das bereits oben über diesen Punkt Gesagte hingewiesen. Produzenten und Konsumenten muß es immer geben, während der Zwischenhändler entbehrlich ist. Vom Konsumenten, und besonders von dem wenig begüterten, ist doch wirklich nicht zu verlangen, daß er von seinem geringen Lohne durch teure Lebensmittelpreise die Zwischenhändler in Wohlhabenheit erhält.

Somit ist für die Volksernährung mit die wichtigste Seite die volkswirtschaftliche. Es ist dringend zu wünschen, daß sich hüben und drüben Genossenschaften bilden, dann ist uns allen geholfen. Nicht nur der ärmeren Bevölkerung, sondern auch dem im Verhältnis am meisten leidenden Mittelstande, ferner aber auch der Landwirtschaft, die notleidender ist, als die Handelsparteien zugestehen wollen.

Tanzhygiene

Von

Theo Seelmann

Der Kampfplatz Amors ist der Tanzsaal. Unsichtbar legt der kleine Götterkobold überall da, wo sich die Paare drehen, den spitzen Pfeil auf den Bogen und schnellt ihn kichernd auf die ahnungslosen Menschenkinder ab. Mit unfehlbarer Sicherheit trifft er diejenigen, die er sich zum Ziel auserkoren hat, mitten ins Herz. Aber nicht nur Herzwunden trägt das junge Volk oftmals unvermutet aus dem Ballsaal heim, sondern auf dem glatten Boden bedrohen es noch mancherlei andre Gefahren. Der Tanz ist ein Vergnügen, zugleich aber auch ein Sport. Und wie ein jeder Sport die Einhaltung angemessener Regeln verlangt, soll anders er nicht, statt förderlich und zuträglich, schädigend und gesundheitsstörend wirken, so heischt auch der Tanz — den die Götter schufen, als sie die seligste Freude empfanden, wie Lucrez sagt — kluge Umsicht, damit nicht der Körper leidet, wenn der Geist, umflirrt von dem Getändel des Reigens sich erheitert und ergötzt.

Die körperliche Anstrengung ist beim Tanzen ziemlich bedeutend. Einen Anhalt dafür, welchen Kraftaufwand das Tanzen erfordert, bietet uns das Herz. Der Herzmuskel umschließt zwei Kammern, aus denen durch die Zusammenziehung der Muskulatur das Blut in das Blutgefäßsystem hineingedrückt wird. Die linke Herzkammer treibt bei einer jeden Zusammenziehung 0,188 Kilogramm Blut in die große Schlagader, wobei sie einen Druck zu überwinden hat, der einer Wassersäule von 3,21 Metern Höhe gleichgesetzt werden kann. Infolgedessen leistet die linke Herzkammer bei einer jeden Zusammenziehung eine Arbeit von 0,603 Kilogrammmetern. Diese Bezeichnung wird sogleich ihre Erklärung finden. Unter normalen Umständen zieht sich das Herz 75mal in der Minute zusammen, so daß die Arbeitsleistung der linken Herzkammer in der Minute auf 45,225 und in der Stunde auf rund 2713 Kilogrammmeter aufsteigt. Die rechte Herzkammer hat nur den dritten Teil der Arbeit der linken Kammer zu bewältigen, und es entfallen auf sie demgemäß in einer Stunde nur 904 Kilogrammmeter. Innerhalb dieser Zeit beläuft sich also das Arbeitspensum beider Kammern auf 3617 Kilogrammmeter. Wie schon angedeutet, gilt aber diese Berechnung nur für die Körperbewegung, wie sie das tägliche Leben mit sich bringt. Je kräftiger wir uns nun bewegen, desto schneller atmen wir und desto zahlreicher werden die Herzschläge. Selbst bei dem gemächlichen Tempo des Walzers erfolgen mindestens doppelt so viele Herzzusammenziehungen als bei der sonstigen gewöhnlichen Körperbewegung, und daher wächst jetzt die Arbeitsleistung des Herzens in einer Stunde auf 7234 Kilogrammmeter. Da in einer Ballnacht durchschnittlich fünf Stunden getanzt werden dürfte, so beläuft sich die Gesamtarbeit des Herzens auf 36170 Kilogrammmeter. Unter einem Kilogrammmeter wird eine Kraft verstanden, die ein Kilogramm einen Meter hoch zu heben vermag. Es würde also die während eines fünfstündigen Tanzvergnügens verbrauchte Kraft ausreichen, um 36170 Kilogramm einen Meter hoch zu heben, oder auch, was sich damit deckt, ein Kilogramm 36170 Meter emporzuheben.

Man sieht, das Tanzen in einer einzigen Ballnacht bedeutet eine Arbeitsleistung, die sich mit der einer mäßigen Bergbesteigung oder einer ganz hübschen Radfahrtour wohl in Vergleich stellen läßt. Dieser Kraftaufwendung entsprechend muß dann aber auch für Bedingungen gesorgt werden, durch die die dem Körper auferlegten Anstrengungen nicht erschwert, sondern erleichtert werden. Die Hygiene, die beim Tanzen zu beobachten ist, beginnt bei den Füßen und endet beim Scheitel. Der Infanterist gewinnt den Sieg nach einem Ausspruch Moltkes durch das Gewehr und durch die Füße. Denn von der Brauchbarkeit der letzteren hängen seine Marschleistungen ab. Ganz ebenso werden die Tanzenden nur dann alle die Walzer, Polkas und Rheinländer tapfer und siegreich bestehen, wenn sie danach trachten, gut zu Fuße zu sein.

Hiergegen fehlen vielfach die Damen, indem sie ihre zierlichen Ballschuhe mit hohen Hacken versehen lassen. Allerdings erscheint durch diese künstliche Erhöhung der Körperwuchs größer und die ganze Haltung vorteilhafter, zugleich liegt aber die Gefahr nahe, daß die unteren Gliedmaßen beim Tanzen überanstrengt werden. Denn durch die Erhöhung des Hackenteiles der Füße wird der Schwerpunkt des Körpers verschoben und der Oberkörper nach vorn gedrängt. Um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, ist daher eine außergewöhnlich starke Anspannung der Muskulatur der Unterschenkel nötig. Man wird diese Anspannung der Unterschenkelmuskeln sofort fühlen, wenn man sich nur für einige Augenblicke auf die Zehen erhebt. Wird der Körper infolge hoher Hacken mehrere Stunden hindurch zu der geschilderten Stellung gezwungen, so äußert sich die Ueberanspannung der Unterschenkelmuskeln durch Krämpfe, die in gelinderen Fällen zwar nur ein unbehagliches Gefühl, mitunter aber auch eine sich immer mehr steigernde erhebliche Schmerzempfindung nach sich ziehen. Aber die anhaltende Ueberanstrengung der Unterschenkelmuskulatur hat auch noch eine weitere Folge. Denn durch die Muskelzusammenziehung wird der Rückfluß des nach dem Herzen aufsteigenden Blutstroms gehemmt. Die daraus hervorgehenden Stauungen des Blutes führen zu Erweiterungen der Blutgefäße. Wiederholen sich die Stauungen und Erweiterungen oftmalig, wie es bei den jungen Damen geschieht, die nicht gern während der Wintersaison einen Ball auslassen, so kommt es zur Bildung der sogenannten Krampfadern. Endlich wirken hohe Hacken auch auf die Form der Füße ein. Das Schwergewicht des Körpers ruht normalerweise zur Hauptsache auf den Hacken. Werden sie nun künstlich erhöht, so wird die Körperlast mehr auf die Fußknochen und die Zehen verlegt. Durch den damit verbundenen Druck wird das Fußgewölbe abgeflacht, so daß sich schließlich ein mehr oder minder ausgeprägter Plattfuß entwickelt. Es giebt also sehr beachtenswerte Gründe, von den hohen Hacken beim Tanzen abzusehen und sich mit niedrigen zu begnügen, auch wenn man dadurch — selbstverständlich nur körperlich gesprochen — klein erscheint. Die Kleinheit des Wuchses kann man ersetzen durch heitere Laune und sprühende Regsamkeit, und diese geistige Beweglichkeit und Größe wird die Tänzer stärker anziehen und fesseln als die Erhöhung des Körpermaßes um einige Centimeter. Das männliche Geschlecht ist hinsichtlich der Fußbekleidung weniger zu tadeln. Nur eine geringe Minderheit hält es für angemessen, den Fuß in zu enges Schuhwerk zu zwängen. Die unausbleibliche Frucht dieser freiwilligen Selbstkasteiung sind Hühneraugen. Man kann sie einer falsch verstandenen und geübten Eitelkeit nur von Herzen gönnen. Nicht ein jeder kleine Fuß ist unbedingt schön, sondern der wohlgeformte und gut gewachsene. Wer im Besitze eines solchen ist, kann sich darüber beruhigen, vielleicht auf einem etwas großen Fuße zu leben. Damit sich aber der Fuß naturgemäß entwickelt und auch die Aufgaben, die ihm beim Tanzen gestellt werden, befriedigend löst, ist das Tragen eines bequemen Schuhwerks unerläßlich. Handelt man gegen diese Forderung, so hat man es sich zuzuschreiben, wenn man Höllenqualen erleidet und das Gefühl hat, auf einem Vulkan zu tanzen.

Ein zweiter für die Hygiene des Tanzes wichtiger Punkt ist die Bewegungsfreiheit des Brustkorbes. Leider sind es auch hier wieder vorwiegend die Damen, die sich nach dieser Richtung hin versündigen. Man wird sagen: „Aha, jetzt wird wieder gegen das Korsett Sturm gelaufen!“ Nein, keineswegs. Wie die Verhältnisse gegenwärtig noch liegen, wäre dies verlorene Liebesmüh'. Vielleicht tritt in dieser Toilettenfrage später einmal eine allgemeine Reform ein. Die Zahl der korsettlosen Damen ist nur gering, und bei einem Ball dürfte man erst recht kaum eine Dame ohne Korsett antreffen. Es wäre demnach völlig aussichtslos, das Wort für die Ausschaltung dieses Kleidungsstückes zu erheben. Aber das eine kann man sehr wohl verlangen, daß die Einschnürung wenigstens nicht übertrieben wird. Die Bewegungsfreiheit des Brustkorbes ist die Vorbedingung für die ergiebige Thätigkeit der Lungen. Je angestrengter wir arbeiten, je schneller wir laufen, desto rascher und tiefer atmen wir, und desto reger ist auch der Gasaustausch in der Lunge, die Aufnahme des Sauerstoffs aus der Luft und die Abgabe der Kohlensäure aus dem Blut. Soll aber der Sauerstoff in hinreichender Menge aus der Luft aufgenommen und im Anschluß daran die Kohlensäure in entsprechendem Maße ausgestoßen werden, so muß dem Brustkorb seine Ausdehnungsfähigkeit bewahrt werden, der sich ja bei einem jeden Atemzug erweitert und darauf wieder zusammenzieht. Wird der Brustkorb daran verhindert, wie es eine feste Einschnürung durch das Korsett mit sich bringt, so leidet die Sauerstoffaufnahme und die Kohlensäureabgabe. Beim Tanzen, wo die Atmung sehr beschleunigt und der Gasaustausch sehr gesteigert ist, müßte eigentlich besonders auf die unbehinderte Beweglichkeit des Brustkorbes gesehen werden. Um so nachteiliger muß demnach gerade hier eine Beschränkung der Atemthätigkeit wirken. Dauert diese Beschränkung durch die Einengung und Zusammenpressung des Brustkorbes längere Zeit an, so vermag sich ein förmlicher Sauerstoffmangel und eine Kohlensäureüberreicherung des Blutes herauszubilden, und so kann es zuletzt geschehen, daß die Tänzerin plötzlich bewußtlos zu Boden sinkt: sie ist ohnmächtig geworden. Sowohl der Fehlbetrag an Sauerstoff, diesem Lebenselement, als auch der Ueberschuß an Kohlensäure, dem betäubenden Körpergift, haben, sich gegenseitig ergänzend, ihren schädigenden Einfluß auf das Gehirn ausgeübt. Erfahrungsgemäß sucht man denn auch ohnmächtigen Damen so schnell als möglich das Korsett zu lösen. Zu keinem andern Zweck natürlich, als der Atmung freie Bahn zu schaffen. Es liegt also im eigensten Interesse der Damen, an den Ballabenden die Einschnürung nicht zu überspannen. Lassen sie dem Brustkorb hinlänglichen Spielraum, so können sie dem Tanz mit voller Lust und Freude huldigen, während umgekehrt früher oder später der Augenblick eintritt, in dem die selbstverschuldete Störung des Atmungsprozesses Unbehagen, vorzeitige Ermüdung und körperliche und geistige Unlust hervorruft.

Nicht selten bemerkt man, daß Damen oder Herren beim Tanzen den Mund offen halten. Anmutend ist dieser Anblick nicht gerade, selbst wenn der Mund mit den weißesten Perlzähnchen geschmückt ist, und geistreich belebt wird das Gesicht durch das Oeffnen des Mundes auch nicht. Aber ganz abgesehen hiervon, empfiehlt sich das Offenhalten

des Mundes während des Tanzens auch aus einem andern Grunde nicht. Man hat die Luft der Schulräume, der Restaurants und der Theatersäle auf ihren Gehalt an Staubteilchen untersucht und in einem Kubikcentimeter Luft allein an Pilzkeimen 400 und mehr aufgefunden. Würde man die Luft eines Ballsaales in gleicher Weise untersuchen, so würde sich sicher eher eine größere als eine geringere Verunreinigung der Luft herausstellen. Denn die Anwesenheit vieler Personen, das Schleifen der Füße über den Boden, das Wehen der Kleider, alles dieses trägt dazu bei, Staub anzusammeln und zugleich in die Luft aufzuwirbeln. Man braucht gar nicht daran zu denken, daß unter den Staubteilchen und Pilzkeimen der Ballsaalluft auch die Erreger von Ansteckungskrankheiten vorkommen können. Schon die massenhafte Beimischung an sich unschuldiger Staubteilchen und Pilzkeime gebietet den Mund geschlossen zu halten, damit sie sich nicht an der Schleimhaut der Mundhöhle und des Atmungsapparates niederschlagen. Das Ansetzen zahlreicher, die Schleimhaut reizender Staubteilchen vermag sehr leicht einen Luftröhrenkatarrh herbeizuführen, zumal der Hals und seine inneren Organe durch das Tanzen erhitzt werden und auch häufig beim Aufsuchen kühlerer Nebenräume in den Tanzpausen einem jähen Temperaturwechsel unterliegen. Außerdem dringt ein Teil des Staubes mit der Atemluft bis zu den Lungen vor, wo er aufgefangen und festgehalten wird. Den Mund während des Tanzens zu schließen, ist daher eine Mahnung, die man nicht unbedacht in den Wind schlagen soll. Man hört oftmals die Bemerkung, daß beim Tanzen das Atmen durch die Nase nicht für den Luftbedarf ausreicht. Gewiß, wenn man sehr lange und sehr schnell tanzt, tritt eine Art Lufthunger ein, und man öffnet unwillkürlich den Mund. Aber dadurch wird das Mundatmen keineswegs gerechtfertigt. Vielmehr ist der sich einstellende Zwang, den Mund zu öffnen, ein Zeichen dafür, daß das Tanzen dem Körper eine Anstrengung zu werden anfängt. Man muß also dann den Tanz abbrechen oder verlangsamen und in der Folgezeit ihn immer nur so lange fortsetzen oder ein solches Tempo anschlagen, daß die Nasenatmung möglich ist.

Die unwillkommene Nachwirkung einer fröhlich durchtanzten Ballnacht sind vielfach Kopfschmerzen. Auf seiten der Damen rät man vergeblich hin und her, was die Ursache dieses fatalen Ballandenkens sein könne. Der Anlaß der Schmerzen ist ganz nahe ihrem Sitze, denn sie entstehen durch nichts andres als durch die Haarfrisur. Die Haare werden für den Ball gedreht, gewunden und angestrafft, mit Prunkkämmen, Schleifen und Nadeln besteckt, und der damit verbundene Zug und Druck äußert sich viele Stunden hindurch auf die Kopfhaut, die ihrem Unwillen über die rücksichtslose Behandlung durch Schmerzen Ausdruck giebt. Ein loses und lockeres Frisieren, bei dem das straffe Anziehen der Haare vermieden wird, und eine kluge Beschränkung in der Auswahl des Haarschmuckes sind das einfachste und beste Mittel zur Verhinderung des Kopfwehs.

Bei den Herren haben die Kopfschmerzen einen andern Grund. Auf kleineren Ballfestlichkeiten benutzt man die Tanzpausen, um in einem Nebenzimmer ein Glas Wein oder Bier zu trinken und auch wohl einige Züge an der Zigarre oder Zigarette zu thun. Nun ist es aber eine alte Erfahrung, daß bei starker körperlicher Bewegung und geistiger Erregung, die ja die stete Begleiterin eines Ballvergnügens sind, Alkohol und Nikotin auf das Gehirn viel kräftiger einwirken als im Zustande ruhiger Beschaulichkeit. Man braucht daher in den Tanzpausen an sich nur mäßig zu trinken und zu rauchen, um trotzdem am andern Morgen lästige Nachwehen davon zu verspüren. Ein größerer Alkoholgenuß ist noch aus einem andern Grunde unratsam. Zwar belebt und spornt der Alkohol fürs erste an, aber der Rückschlag in Gestalt von Mattigkeit und Erschlaffung macht sich später unvermeidlich geltend, und zwar desto eher, je beträchtlichere Kraftleistungen dem Körper abverlangt werden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß jedes Glas Wein oder Bier beim Tanzen zu verpönen ist. Der Tanz verursacht Durst, und der Durst will gestillt sein. Aber man bemühe sich, möglichst wenig alkoholische Getränke zu sich zu nehmen, und decke den etwaigen Mehrbedarf durch alkoholfreie Flüssigkeiten. Kühl dürfen die Getränke sein, vorausgesetzt, daß man mit dem Tanzen fortfährt. Denn so lange der Körper in Bewegung bleibt, kreist durch alle seine Teile das Blut schneller und erwärmt die dem Magen zugeführten kühlen Flüssigkeiten rasch, so daß eine Schädigung nicht erwächst. Das schöne Geschlecht handelt in der Diätetik des Tanzes recht zweckmäßig. An den alkoholischen Getränken nippen die Damen meist nur, und was sie sonst während des Ballabends verzehren, besteht aus zuckerhaltigen Leckereien. Zucker aber ist ein Kraftspender ersten Ranges. Drei Stück Würfelzucker haben denselben Nährwert wie ein Ei. Ohne Frage ist dieses diätetisch richtige Verhalten einer der Gründe, warum die Damen eine größere Tanzausdauer besitzen als die sich sonst stark rühmende Männerwelt.

Unsre Jugend ist sportlustig geworden. Man radelt, rudert, spielt Fußball, Cricket und Lawn Tennis, schwimmt und turnt. Dennoch behält der Tanz seine Bedeutung als Leibesübung bei. Denn die Mehrzahl der Sportarten ruht im Winter. Daher sollten sich die männlichen Ballbesucher mehr, als es gewöhnlich geschieht, dem Tanz zuwenden. Und nicht nur die jüngeren, sondern auch die mittleren Jahrgänge, denen die Bewegung infolge ihrer Berufsthätigkeit oftmals außerordentlich mangelt. Sie würden sich damit selbst sehr gut dienen, zugleich aber auch den Damen, zu deren schmerzlichsten Begebnissen es ja gehört, still und unbeachtet zu blühen als Mauerblümchen.



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Verspielt

Nach dem Gemälde von Ernst Zimmermann

Ein Tag im alten Rom

Ein Jahrhundert n. Chr.

In hellem Scheine war die Sonne hinter dem Albanergebirge emporgestiegen, und die Wächter der Stadt verkündeten den Anbruch der ersten Tagesstunde (sechs Uhr morgens). Es war in der Zeit der ersten Herrschaft Domitians. Auf der nach Tibur hinausführenden Straße herrschte reges Leben und Treiben. Nicht daß es der Versorgung der Stadt mit dem Tagesbedarf an Nahrungsmitteln gegolten hätte; diese Arbeit war längst gethan, und es zogen nur vereinzelte Scharen von Nachzüglern heran, hier Wagen mit Weinschläuchen beladen, dort Maultiere mit dem Ertrage der vornehmen vorstädtischen Gartenbeete. Geflügelhändler mit Krammetsvögeln und Feigendrosseln, die an Reifen zierlich zum Kranze geordnet waren, ein Bäuerlein, das sein Rind vor sich her trieb, und Sklaven und Sklavinnen, die von dem ländlichen Besitztum nach dem Stadthause ihrer Herrschaften das schafften, was die Jagd oder die Arbeit des vorhergehenden Tages ergeben hatte. Das Rom der Kaiserzeit kannte in ausgedehnter Weise das Nachtleben, im allgemeinen war es aber eine Stadt, die früh auf den Beinen war. Das lag schon in der herrschenden Sitte begründet, die immer noch an die Ueberlieferung der Republik anknüpfte, zumal in den höheren Lebenskreisen. In den vornehmeren Häusern waren die ersten Tagesstunden (die Zeit von sechs bis acht Uhr morgens) dem Frühstück und dem feierlichen Empfange der Schutzgenossen des Hauses gewidmet. Die letzteren hatten sich ursprünglich aus den mit der Freiheit beschenkten Sklaven zusammengesetzt, die regelmäßig erschienen, um ihren ehemaligen Herren den Morgengruß darzubringen. Dafür wurde ihnen ein Anteil an dem aus leichten Speisen, Brot, Oliven, Trauben, Milch und Eiern bestehenden Morgenimbiß (jentaculum) zu teil. Diese Naturalgaben wurden in einem Körbchen verabfolgt und erhielten von dem Namen des letzteren (sportula) ihre Bezeichnung. Mit der Zeit wandelten sich die Naturalgaben, wenn auch die alte Bezeichnung bestehen blieb, in eine Geldgabe um, und die „Sportel" wurde zu einer Aufwartungsgebühr, die jedem gereicht wurde, der sich herbeiließ, dem vornehmen Hausherrn in den ersten Morgenstunden seinen Huldigungsbesuch zu machen. Die Schar der Schutzgenossen oder Klienten setzte sich daher recht buntscheckig zusammen, und es nahm niemand — ob hoch, ob niedrig, ob frei, ob unfrei geboren — mehr Anstoß daran, daß der Klient ursprünglich ein Höriger oder Halbhöriger gewesen war: die Sportel wirkte mit zauberischer Gewalt, und das Rom der Kaiserzeit bildete unter seinen Industrierittern eine eigne Klasse von „Sporteljägern" aus.

Daher das rege Leben und Treiben auf der tiburtinischen Straße schon zu früher Morgenstunde; hier, wo ein großes Besitztum sich an das andre reihte, zogen die Morgenbesucher scharenweise heran, und allenthalben spielten sich in den Behausungen die Scenen des Frühempfanges in der herkömmlichen Weise ab.

Aus einem der hier in mäßiger Entfernung von der Stadt gelegenen Landhäuser trat ein junger Mann, dem als Führer ein kaum dem Knabenalter entwachsener Sklave in reicher syrischer Tracht voranschritt. Junius Valerius war fremd in Rom; er stammte aus einem schon seit längerer Zeit in Bilbilis in Spanien ansässigen römischen Geschlechte und war erst kürzlich nach der Hauptstadt des Reiches gekommen, wo er gastliche Aufnahme in einem seiner Familie durch langjährige Freundschaft verbundenen Patrizierhause gefunden hatte. Er hatte einem Landsmann und entfernten Verwandten Grüße und Briefe zu überbringen und war nun auf dem Wege zu dessen in einem entfernten nördlichen Stadtteile gelegenen Wohnung begriffen. Mit seinem Führer schritt er die tiburtinische Straße bis zu dem alten esquilinischen Thore hinab, an den links in weiter Ausdehnung sich hinziehenden prachtvollen, zum öffentlichen Spaziergange dienenden Gärten des Mäcenas vorbei. Rechts abbiegend folgte er seinem Führer in eine Seitenstraße und aus dieser in eine Art von Feldpfad, der in nördlicher Richtung, sich vielfach windend, bald breiter und bald enger werdend, zumeist zwischen ländlichen Anwesen und Gartenanlagen hindurchführte. Nur zweimal gewann die Umgebung ein stadtartiges Ansehen, beim Ueberschreiten des Vicus Patricius und des Vicus Portae Viminalis. Dann aber nahmen die Häusermassen stetig zu, und man merkte bald, daß man sich nicht nur in einer Stadt, sondern in einer Großstadt befand. In ziemlich steilem Anstieg wurde der Quirinal erreicht, man gelangte in das „zum Granatapfel" benannte Quartier und dann durch das alte quirinalische Thor des servianischen Mauergürtels hindurch in das Quartier „zum Birnbaum" und damit zum Ziele.*) Hier wohnte Marcus Valerius, mit seinem Zunamen Martialis genannt, und unter diesem als der geistvollste und witzigste, zugleich aber auch der bissigste Dichter des kaiserlichen Roms bekannt.

Nach einem Poetenheim sah es nun freilich nicht aus, was sich den Blicken der Ankömmlinge darstellte. In einer engen Gasse ragten, zum Teil mit ihrer Rückseite in den Hügelabhang eingebaut, hohe, finstere Häusermassen empor, in eintöniger Reihe sich hinziehend, wahre Mietskasernen, aus denen Lärm und Geräusch aller Art hervordrang, als ob in ihnen die Handwerke eines ganzen Stadtviertels vereint betrieben würden. Schmutzige Gestalten trieben sich auf der Gasse umher, Verkäufer von Schwefelspänen, die kreischend ihre Ware ausboten, hier ein Schiffbrüchiger, auf seiner Brust eine Tafel mit der bildlichen Darstellung seines Unglücks, das er geschwätzig ausdeutete, dort ein junger Transtiberaner, von seiner Mutter frühzeitig zum Betteln angehalten, dazwischen Lastträger,

*) Der beschriebene Weg führt heutzutage durch den oberen Teil der Via Merulana, an Santa Maria Maggiore vorbei über die Piazza dell' Esquilino, durch die Via Agosto Depretis und die Via delle quattro Fontane, etwa in die Gegend der jetzigen Via del Giardino reale.

Wurstverkäufer mit dampfenden Kesseln und Allerweltshändler, die an Zahlung sogar alte Lumpen und Glasscherben in Empfang nahmen. Noch hatten der Fremde und sein Diener sich nicht über das Haus vergewissert, das sie zu betreten hatten, als plötzlich der Straßenverkehr stockte und die Luft von einem wilden Geschrei erfüllt wurde. Durch die enge Gasse wälzte sich, von der johlenden und tosenden Menge umringt, ein Zug wunderlich aufgeputzter Gestalten heran, die sich geradezu wie Besessene gebärdeten. Es waren Priester der Ma oder asiatischen Bellona, deren Kult seit Sulla in Rom eifrig gepflegt wurde. Die Diener dieser wilden Gottheit versetzten sich künstlich in eine Art von Rausch oder Verzückung, indem sie sich mit Doppelbeilen Fleischwunden beibrachten, und zogen in diesem Zustande umher, unter Körperverdrehungen zusammenhanglose Worte ausstoßend, die von der Volksmenge als Orakel und Weissagungen gedeutet wurden. Junius Valerius und sein Begleiter mußten, von der heranflutenden Menge geradezu an die Wand gedrückt, geraume Zeit warten, bis sie die Straße überschreiten und das ihnen als Ziel ihrer Wanderung bezeichnete Haus — eine der erwähnten Mietskasernen — erreichen konnten.

Endlich standen sie an dem Eingange, aber um zu dem Aufenthalte des Dichters zu gelangen, mußten sie drei himmelhohe Treppen ersteigen. Marcus Valerius hatte hier im dritten Stockwerke des Hauses in luftiger Höhe eine Mietwohnung inne, die recht bescheiden zu nennen war. Junius traf den Vetter, den er von der Heimat aus kaum noch kannte, da Marcus zu seiner Knabenzeit schon ausgewandert war, in einem engen Gemache auf einem Ruhebette an, von dem er sich rasch erhob, als sein Bursche Nänius ihm die Fremden zuführte. Der Dichter gab unverhohlen seine Freude über die Begegnung mit dem jungen Verwandten zu erkennen und nahm mit großem Interesse die Nachrichten entgegen, die dieser ihm aus der Heimat überbrachte. „Du hast recht daran gethan," sagte er, als nach den Begrüßungen und ersten Aufklärungen das Gespräch in Gang gekommen war, „daß du bei den Aemiliern abgestiegen bist. Ich hätte dir nur gar zu Dürftiges bieten können, und abgesehen davon, würdest du es hier nicht einen Tag ausgehalten haben. Um den hiesigen Lärm ertragen zu können, muß man seine Nerven durch einen jahrzehntelangen römischen Aufenthalt gestählt haben. Und doch reißt selbst mir zuweilen die Geduld, wie heute morgen wieder. Die ganze Nacht über haben drunten die Bäcker rumort; mit Tagesanbruch begann der Schulmeister hier nebenan seine lärmende Unterrichtsstunde; während des Tages hört das Gehämmer in der auf dem Hofe gelegenen Erzgießerei kaum eine Minute lang auf, wo sie soeben einen ehernen Reiter auf sein Pferd festnieten; ruht dennoch dort für einen Augenblick die Arbeit, so ist ganz gewiß unten in der Wechselstube etwas los, oder sie beginnen nebenan in der Wäscherei die Marmortische mit ihren hölzernen Wäscheprügeln zu bearbeiten. Von dem Straßenlärm hast du schon einen kleinen Vorgeschmack bekommen. Was du soeben erlebt, das muß ich jeden Tag durchmachen, und will ich mich dann gegen Abend ruhig in meiner Hinterstube zum Mahle niederlassen, so blüht mir dort nochmals das gleiche Glück: die schmutzige Kohorte der Isispriester kommt von ihrem Bettelrundgange zurück und zieht unter dem Gejohle der lieben Straßenjugend, die sich bemüht, die krächzenden Stimmen dieser ‚Hähnchen' genannten Isisjünger mit den glattgeschorenen dürren Spindelbeinen nachzuahmen, in ihren auf dem Marsfeld gelegenen Tempel ein. Du willst fragen, weshalb ich nicht eine andre, ruhigere Gegend ausgesucht, und du hast recht: ich hätte es längst thun sollen. Aber ich bin hier nun einmal alt geworden und vermag mich aus dem Banne der Gewohnheit nicht mehr zu lösen. Ich habe es auch in mancher Hinsicht so bequem hier. Sieh, wenn ich meinem alten Freund und Nachbar Novius guten Morgen sagen will, brauche ich ihm nur durch das Fenster zuzunicken, und wenn wir wollen, können wir uns in aller Gemütlichkeit über die Straße herüber die Hände reichen. Nicht wahr, das ist auch etwas? Aber im Ernste gesprochen, meine Wohnung hat auch ihre Vorzüge. Tritt nur einmal mit mir in das Speisegemach, und wirf einen Blick auf die offene Galerie. Ist die Aussicht auch beschränkt, so zeigt sie mir doch ein Stückchen dessen, woran mein Herz hängt und was für mich den Inbegriff des ganzen gewaltigen Rom ausmacht, des Marsfeldes."

„Aber, Vetter, wie der ältere Aemilius mir sagte, besitzest du doch ein Landgut bei Tibur, gar nicht weit von der Villa der Aemilier."

„Alle Wetter, du hast recht, ich besitze ein Landgut dicht vor Tibur bei dem ersten Meilensteine von der Stadt, nicht weit von dem alten Jupitertempel und dem Heiligtum der Flora! Nicht wahr, wie das klingt? Aber, lieber Junge, wenn du wissen willst, was es für eine Bewandtnis mit diesem Landgute hat, dann schau dir einmal das kleine Kräuterbeet vor meinem Küchenfenster an: das ist größer und, wohlgemerkt, auch ertragreicher als mein ‚Landgut' vor Tibur, das ich der Großmut meines Freundes und Gönners Lupus verdanke, des filzigsten Knickers, den der Boden Roms je hervorgebracht! Indes, wenn du einmal von meinen ‚Gütern' reden willst, so vergiß nicht, daß die kaiserliche Huld mich mit einem Besitztume im Nomentanischen bei Ficedulae bedacht hat, und dieses Besitztum sollst du kennen lernen, bevor du nach Spanien zurückkehrst; das Besitztum alsdann, sein Erträgnis aber sofort, denn ich bin in der Lage, dir einen Nomentaner eignen Wachstums vorzusetzen, der seinesgleichen sucht. Doch vorher noch eins! Wir müssen einen Feldzugsplan für heute entwerfen: ich werde dir die Welt zeigen, in der ich lebe und webe. Zunächst suchen wir meinen Freund, unsern gemeinschaftlichen Landsmann Aufidius Naevus auf, der sich freuen wird, dich zu sehen. Einstweilen können wir ihn zwar noch nicht haben; es ist jetzt um die dritte Stunde (acht bis neun Uhr vormittags), und da muß er seinem Beruf als Sachwalter nachgehen, denn jetzt finden die öffentlichen Verhandlungen in den Gerichtshallen statt. Indes treffen wir ihn mit Sicherheit während der vierten oder fünften Stunde (neun bis elf Uhr vormittags) auf dem alten Forum, da dieses die Hauptgeschäftsstunden sind. Näheres erfahren wir jedenfalls in dem Laden des Goldschmieds Aneus unter den alten Kramläden. Naevus wird dann mit mir bemüht sein, dir Rom von der Seite seines Geschäfts- und Verkehrslebens zu zeigen. Um die sechste Stunde (elf bis zwölf Uhr vormittags) nehmen wir in der Stadtwohnung meines Freundes das Prandium (zweite Frühstück) ein, ruhen etwas

aus und begeben uns gemeinsam in das Bad und auf die Paläſtra, wie ich vorſchlagen möchte, in den Thermen des Agrippa. Erfriſcht und geſtärkt ſchauen wir uns dann etwas das elegante oder elegant ſein wollende, plaudernde, lachende, klatſchende, nichtsthuende und in ſeinem Nichtsthun doch ſo geſchäftige Rom in den Septa an und kehren hierher zum Eſſen zurück. Fünf Freunde ſind mit Aucus ohnehin ſchon geladen. Stella, Nepos, Canius und Ceralis, und da mein neues Sigma (halbmondförmiges Speiſeſofa) ſieben Mann faßt, ſind wir gerade in der richtigen Zahl. Aber eines ſage ich dir zuvor: wenn böſe Zungen mir auch den Spitznamen ‚der Koch‘ angehängt haben, ſo erwarte bei mir keine kulinariſchen Genüſſe. Was ich zu bieten habe, iſt Hausmannskoſt, wie die Jahreszeit ſie giebt. Der Küchenzettel iſt ſchon gemacht, und du magſt dich danach richten. Als Vorſpeiſe giebt es den appetitreizenden Salat, und zwar leicht verdauliche Malven und zarten Lattich, ferner Schnittlauch, Minze und würzigen Senfkohl; dann ein kaltes Fiſchgericht, Lacerten, die du allerdings nicht kennen wirſt, die aber das Kennenlernen verlohnen, mit Raute gewürzt und mit einem Kranze von halbierten Eiern umgeben, und kalte Schweineeuter in Thunfiſchbrühe. Die Hauptmahlzeit bietet ein Böcklein (von dem du dir vorſtellen magſt, daß mein Leibjäger es dem Rachen eines gierigen Wolfes entriſſen), geröſtete Rundſchnitten (bei denen es keines Vorlegers bedarf), dazu dicke Bohnen und Kohlſchößlinge, ein Hühnchen und Schinken. Als Nachtiſch bekommſt du weiter nichts als Aepfel, aber eine ganz beſonders delikate Sorte. Das Ganze begießen wir mit einem Schluck meines älteſten Nomentaners, und zwar mit einem recht kräftigen. Mit Tiſchreden wirſt du nicht behelligt werden, auch brauchſt du dich nicht davor zu fürchten, daß der Wein dir die Zunge löſt; Klatſchmäuler und Verräter beherbergt unſer Kreis nicht.“

Nachdem ſo das Programm für den Tag entworfen war und die Freunde es mit einer kleinen Weinſpende beſiegelt hatten, machten ſie ſich auf den Weg. Sie gingen quer über den Quirinal an dem alten Quirinustempel und dem kleineren Tempel der Salus vorbei in den Vicus Lacifundani hinein und ſtiegen auf ſanft geneigten Pfaden den Hügelabhang hinab, bis ſie bei dem Grabmal des Bibulus den Clivus Capitolinus und über dieſem das alte Forum erreichten. Mit einer gewiſſen Ehrfurcht betrat Junius das denkwürdige Fleckchen Erde, auf dem zu großem Teile die Geſchicke erſt Roms und dann des ganzen Erdkreiſes entſchieden worden waren. Auf der Terraſſe ſtehen bleibend, die ſich im Nordoſten des länglich-viereckigen, in ſeinem untern Teile ſich etwas verjüngenden Platzes vor den beiden Tempeln der Concordia und des Veſpaſian hinzog, überſchaute er das, was ſeinem Blick ſich darſtellte: rechts und links prachtvolle Tempelgebäude und ſäulengeſchmückte Gerichts- und Verkehrshallen (Baſiliken), unmittelbar vor ſich die Stätte des alten Comitium, dahinter die Gräcoſtaſis, der Raum, der einſt den Geſandten der fremden Mächte bei den Staatsverhandlungen angewieſen war, dann die Roſtra, die größte und berühmteſte Rednerbühne der Welt, wie ſie von Cäſar begonnen und unter Auguſtus vollendet worden war, eine gewaltige Plattform, auf der fünf koloſſale Siegesſäulen ſich erhoben, im Hintergrunde abgeſchloſſen durch den ſich darüber erhebenden Tempel des Divus Julius, des zur Gottheit erhobenen Cäſar. Den Blick begrenzte das terraſſenförmig ſich erhebende Häuſermeer der ewigen Stadt und über alles emporragend die Obergeſchoſſe des Koloſſalbaues des Flaviſchen Amphitheaters.

Etwas derartiges hatte Junius noch nicht geſchaut, und er konnte ſich nur ſchwer von dem Anblick losreißen. Doch es drängte die Zeit. An dem berühmten goldenen Meilenzeiger und dem alten Saturntempel vorbei bogen die Freunde durch den Tiberiusbogen in die das Forum ſüdweſtlich begrenzende, ſchon erwähnte Straße „Unter den alten Kramläden“ ein und erfuhren hier in dem Laden des Goldſchmieds Aucus, daß Naucus ſich auf dem Forum des Auguſtus befinde und Marcus dort erwarte. Marcus und Junius ſchritten daher die Straße hinab, gingen, nicht ohne vorher dem denkwürdigſten Rundtempel der Veſta und dem in zierlichen Kunſtformen wiederhergeſtellten alten Königshauſe, der Regia, einen Blick geſchenkt zu haben, hinter dem Juliustempel auf die entgegengeſetzte Seite des Forum hinüber und lenkten dort in die Sacra Via ein. An dem Prachtbau der Baſilika Aemilia und der Curia, dem altehrwürdigen Rathauſe der Stadt, vorbei, gelangten ſie zu dem nach dem Forum Julium führenden Durchgange und über dieſes nach dem Forum des Auguſtus. Von hohen Mauern umſchloſſen, die ſich rechts und links zu gewaltigen rundbogigen Niſchen ausweiteten, zeigte das letztere im Hintergrunde den impoſanten Bau des Marstempels und zu beiden Seiten nicht minder impoſante, von den prächtigſten Säulen getragene Hallenbauten. Hier, auf dem geräumigen Platze, in den nicht minder geräumigen Seitenhallen und in dem um den Tempel führenden Säulenumgang drängte ſich faſt der geſamte Geſchäftsverkehr der Rieſenſtadt zuſammen. Zum erſtenmal hatte Junius hier Gelegenheit, ſich das bunte Völkergemiſch zu vergegenwärtigen, von dem damals Rom durchflutet war: Griechen und Theſſalier ſchritten neben den in weite, bauſchige Gewänder gehüllten Sarmaten einher, dazwiſchen drängten ſich Aegypter und dieſen zur Seite Iberer aus dem weſtlichen Spanien, dann wieder Araber und Sabäer, Kleinaſiaten, germaniſche Sicambrer, das ſtrohgelbe Blondhaar zu dem charakteriſtiſchen Knoten aufgewunden, und dunkelhäutige Abeſſinier und Nubier mit noch wunderlicher angeordneter, faſt einer künſtlichen Kopfbekleidung gleichenden Haartracht. Und das Gemiſch von Einheimiſchen und Fremden ſchwirrte und ſummte durcheinander wie ein Bienenſchwarm, Geſchäfte ſuchend und Geſchäfte abſchließend, zu großem Teile indes nur als Zuſchauer an dem Wogen und Treiben des unermüdlichen Geſchäftsverkehrs beteiligt.

Es koſtete die Freunde einige Mühe, bevor ſie Naucus fanden, obwohl ſie über Zeit und Ort des Zuſammentreffens genau verſtändigt waren. Das den Markt beherrſchende Geſchäft waren augenblicklich Getreidelieferungen, und in ſolche war Naucus, der ſo viel in Anſpruch genommene Sachwalter, der jedoch neben ſeiner Gerichtspraxis noch Zeit zu gar mancher andern Beſchäftigung fand, ſtark verwickelt. Ungünſtige Nachrichten hatten ſich über einen von Sizilien nach Rom beſtimmten Getreidetransport verbreitet, weshalb auf dem Markte bei allen an der angedeuteten Art von Geſchäften Beteiligten große Unruhe herrſchte.

Summen standen auf dem Spiele, die ganze Vermögen bedeuteten. Doch schienen die Gerüchte übertrieben, wenn nicht grundlos zu sein; wenigstens zeigte Raucus, als Marcus und Junius ihn endlich trafen, eine ruhige und sorglose Miene; er war erfreut über das Zusammentreffen mit dem jungen Landsmann und wollte die Freunde alsbald mit sich nach seiner Stadtwohnung zu dem dort ihrer harrenden Prandium mitnehmen.

Marcus und Junius hatten indes noch einen Gang nach einigen Buchhandlungen vor, und da diese sich in nächster Nachbarschaft und dazu nicht weit von Raucus' Stadtwohnung befanden, geleitete der Sachwalter sie dorthin.

Aus dem Forum des Augustus begaben sie sich zunächst über das unmittelbar anstoßende Forum des Nerva, auf dem das berühmte Janusthor mit den beiden Doppeldurchgangsbogen stand, nach dem Forum des Vespasian und durch einen Seitenausgang dieses letzteren nach einem Nebengäßchen der berühmten oder berüchtigten Subura, einer aus dem ältesten Rom erhaltenen Wallstraße, dem Hauptsitze des Kleinverkehrs, wo Geschäfte mit allem und jedem gemacht wurden, was sich unter die Bezeichnung „Ware" bringen ließ. Hier zog sich eine Reihe von buchhändlerischen Geschäften hin, darunter die Verkaufsstelle des Secundus, eines Freigelassenen des gelehrten Lucius, dicht an der Forumswand. Wie die Anzeigen, mit denen die Pfosten zu beiden Seiten des Ladeneinganges über und über bedeckt waren, verkündeten, wurden hier die Schriften aller der Dichter vertrieben, die zurzeit in Rom gelesen wurden, namentlich eine besonders sorgfältig hergestellte Miniaturausgabe des Martial. Der Dichter hätte gern diese Ausgabe für Junius gewonnen, doch konnte leider der Ladeninhaber ihm nicht mehr dienen, er hatte das letzte Exemplar dieser Ausgabe vor einer Viertelstunde verkauft, und weitere konnten erst in acht Tagen hergestellt werden. Die drei begaben sich weiter nach der Gegend, die Argiletum hieß, und suchten dort den dem Forum des Augustus gegenüber gelegenen Laden des Buchhändlers Atractus auf; auch hier konnten sie ihr Ziel nicht erreichen, Atractus hatte die letzte Gesamtausgabe des Dichters, die bei ihm zu 5 Denaren (4 Mark 10 Pfennig) zu haben war, am vorhergehenden Tage verkauft; doch versprach er, ihnen eine Sonderausgabe der „Xenien" zu besorgen, die sein Kollege Tryphon herstelle und von der dieser, wie er wisse, bis zum Nachmittag eine Anzahl Exemplare fertigstellen werde, das Exemplar zu 4 As (32 Pfennig). Mit diesem Bescheide mußten sie sich wohl oder übel zufrieden geben, und so blieb ihnen vorderhand nichts weiter übrig, als bei ihrem Freunde und Landsmann Raucus etwas für die Erquickung ihres leiblichen Menschen zu sorgen.

Das Prandium wurde in Rom in der Regel während der sechsten Tagesstunde (von elf bis zwölf Uhr vormittags) eingenommen; es bestand nur aus leichten Speisen, und man trank dazu keinen Wein, sondern das Mulsum, eine Art Met, das heißt eine Mischung von Wasser und Honig, die in Gärung übergeführt worden war; bei minder Bemittelten wurde sie durch die Alica, einen vergorenen Wasseraufguß auf gekeimte Gerste, von der Art unsers ungehopften Hausbieres ersetzt. Auch bei Raucus wurde dieses Getränk, dem man übrigens nur mäßig zusprach, genossen. Die Hauptleckerbissen, die den Freunden vorgesetzt wurden, bestanden in echtem Edelgarum, der aus dem Blute des frischgefangenen Scomber (Makrelenart) gewonnenen Fischbrühe und aus Vestiner Pyramidenkäse, von dem Kenner behaupteten, daß er einen Fleischgang ersetzen könne.

Mit dem Prandium fand in Rom die Geschäftszeit noch nicht ihren Abschluß, es bildete nur eine Pause darinnen, denn nach ihm wurde die geschäftliche Thätigkeit wieder bis zum Ablauf der siebenten Tagesstunde (ein Uhr nachmittags) aufgenommen. Auch Raucus hatte nach dem Frühstücke noch einen geschäftlichen Gang zu besorgen, da seine Anwesenheit in den Kornlagern am Tiberufer erforderlich war, und konnte daher die Freunde nicht nach dem Bade begleiten; dagegen versprach er, sich pünktlich mit Beginn der zehnten Stunde (drei bis vier Uhr nachmittags) zur Hauptmahlzeit bei Marcus einzustellen.

Marcus und Junius wandten sich nunmehr dem Marsfelde zu, jener Gegend im nördlichen Teile der Stadt, die eine Stadt, ja eine Welt für sich bildete, die Welt der Lebensfreude und des heiteren Genusses, in der Marcus Valerius Martialis lebte und webte. Hier befanden sich die berühmte Säulenhalle, die Doppelhalle der Octavia, die des Octavius, die des Philippus, die hundertsäulige Halle (Hekatostylon) des Pompejus mit dem daranstoßenden Theater, die die Basilika des Neptun umschließende Halle der Argonauten mit den berühmten, Scenen aus der Geschichte des Chiron und des Jason darstellenden Wandgemälden, die in den wundervollen Gartenanlagen des Agrippa-Feldes gelegene Halle, der Cirkus Flaminius, das Theater des Balbus, die Rennbahn des Domitian, die Thermen des Nero und des Agrippa und vor allem die Septa Julia, der aus Marmor ausgeführte Riesenbau, der sich an der Stelle erhob, wo einst unter freiem Himmel die schrankenartigen Einfriedigungen für die Abstimmungen in den Volksversammlungen gestanden hatten.

Die Pracht, mit der das alte Rom seine öffentlichen Badanstalten ausstattete, ist bekannt; die Badhallen glichen Palästen, wie sie glänzender und reicher nicht für Könige und Kaiser errichtet wurden. Was Technik und Kunst zu leisten vermochten, wurde hier aufgeboten, um dem Bürger die zur Pflege und Kräftigung seines Körpers zur Verfügung gestellte Gelegenheit so vollkommen und ausreichend wie möglich zu bieten. Nicht nur, daß die Badeinrichtungen alles leisteten, was nur verlangt werden konnte, und dabei von einem Luxus begleitet waren, von dem wir uns nur schwer noch eine Vorstellung machen können: es wurde auch für die Erholung nach dem Bade gesorgt. Wandelhallen und Hallen für gymnastische Uebungen standen zur Verfügung, Gartenanlagen reihten sich an, und schließlich wurden dem Ganzen noch Stätten zur geistigen Erquickung angeschlossen, Kunstsammlungen und Bibliotheken.

Wie Marcus vorgeschlagen hatte, besuchten die beiden Valerier die Thermen des Agrippa, jenen stolzen Bäderpalast, von dem einst das Pantheon als Halle für das Kaltwasserbad einen Teil ausgemacht hatte, bis Augustus den vornehmen Kuppelbau einem edleren Zweck widmete. Nach dem Bade wurden die herkömmlichen gymnastischen Uebungen durchgemacht, und dann wandten die beiden sich dem Riesenbau der Septa Julia zu.

Was das Forum des Augustus für das geschäftliche, das waren die Septa Julia für das gesellschaftliche Rom jener Tage. Wir wissen, zu welcher Bestimmung sie Cäsar einst anlegen ließ; es waren marmorne Doppelhallen, die vierseitig einen Hof umschlossen; wie in diesem die Stimmabgabe erfolgte, so diente zur Auszählung und Ordnung der abgegebenen Stimmen das neben der Septa herlaufende Diribitorium. Beide Bauwerke wurden frühzeitig ihrem ursprünglichen Zwecke entzogen, und in dem Hofe der Septa wurden später Seegefechte und Gladiatorenspiele veranstaltet. Mit der Zeit geriet der Bau in Privathände, und die Säulengänge wurden zu Verkaufsständen eingerichtet, vor allem für Luxuswaren. In den einzelnen Abteilungen erhoben sich Gestelle und Aufbauten und eine besondere Abteilung für Sklaven. Nicht selten hatten diese Verkaufsstände eine vordere und eine hintere Abteilung, letztere als Sonder- oder Geheimgemach für Waren, die man nicht gerne jedem zeigte, wie besonders schöne junge Sklavinnen. Sonst stand hier zur Schau, was das Herz des eleganten Römers begehrte, Tische und Ruhebettgestelle aus kostbarem Material, wie Bronze, Elfenbein oder Schildpatt, Tischplatten aus Citrusholz, korinthische Erzgefäße, Statuen, Statuetten, Lampen- und Leuchtergestelle, Krystall- und Glaswaren, die so über alles gesuchten und geradezu mit Gold aufgewogenen murrhinischen Becher und Schalen, Gold- und Silberwaren und das ganze Heer jener kleinen Luxusgegenstände, die, an sich ein Nichts, Wert und Bedeutung nur durch die Moderichtung des Tages erhalten.

In den Tagen, von denen wir reden, gehörte es geradezu zum guten Ton, wenigstens einen Teil der Zeit zwischen Bad und Hauptmahlzeit auf diesem Luxus- und Modebazar zu verbringen. Er war der neutrale Boden, auf dem sich zusammenfand, was sonst vielfach durch gesellschaftliche Schranken voneinander getrennt gehalten wurde. Hier schlenderte man umher, hier begrüßte man Bekannte, hier wurde das Tagesereignis besprochen, hier wurde kritisiert und bekrittelt, gescherzt und gelacht. Hier spielte sich ein Teil der kleinen Intriguen ab, die bei dem Parfümeriehändler Cosmus oder dem Salbenhändler Niceros angesponnen worden waren: hier wurde das jüngste Abenteuer des berühmten Mimendarstellers Latinus oder seiner Gattin, der noch berühmteren Tänzerin Thymele, erörtert. Hier konnte man hören, welchem der beiden Wagenlenker Scorpus und Thallus der höhere Preis gebühre, und welches der beiden Rennpferde „Passerinus“ und „Tigris“ die meisten Aussichten auf den nächsten Sieg habe.

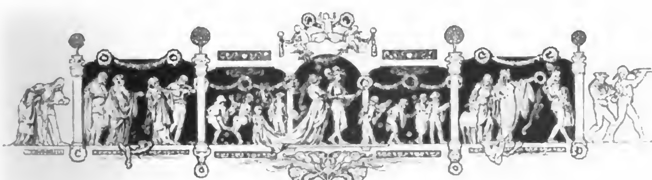
Als die beiden Valerier die vordere Säulenhalle der Septa betraten, fanden sie die dort Versammelten in großer Erregung. „Domitian ist groß!“ „Domitian ist erhaben!“ „Domitian ist ein Gott!“ so ertönte es in wirrem Durcheinander bald von dieser, bald von jener Seite. Den Ankommenden wurde es schwer, eine Deutung der Erregung und der Rufe zu erhalten. Endlich traf Marcus einen Freund und bat ihn um Auskunft. „So weißt du nicht,“ entgegnete ihm der Angeredete, „was heute vormittag in der Arena vorgegangen ist? Der Gladiator Helius, der Liebling Roms, war gefallen, und ein Teil der Zuschauer begehrte mit Ungestüm zum Ersatzkämpfer den Myrius und der andre mit derselben Heftigkeit den Triumphus, denke dir, die beiden Leibfechter des Kaisers! Und was thut unser auf Erden wandelnder Jupiter? Seine Blitze in die verblendete Menge herniederschleudern? Nein, weit gefehlt! Der weise und gerechte Herrscher streckt dem wahnwitzigen Volke seine beiden Hände entgegen zum Zeichen, daß er den beiderseitigen Wunsch gewährt und er seine beiden Lieblinge preisgiebt!“ Und wieder erhoben sich die Stimmen: „Domitian ist groß!“ „Domitian ist erhaben!“ „Domitian ist ein Gott!“ — plötzlich aber verstummen sie, und die Erregung der in den Hallen Versammelten schien einer Art Betroffenheit oder Bestürzung zu weichen.

Flüsternd ging etwas von Mund zu Mund, denn keiner von denen, die die Kunde weiter gaben, wagte es, dabei seine Stimme zu erheben. Der Pantomime Paris — so raunte man sich zu — sei um die achte Stunde unter rätselhaften Umständen ermordet gefunden worden, die That sei in einem der belebtesten Teile der Stadt begangen worden und dennoch fehle jede Spur eines Mörders!

„Komm, Junius,“ sagte der ältere Valerier zu seinem Vetter, „wir haben uns verspätet, unsre Gäste erwarten uns. Mein Koch Phöbus ist ein ungeschickter Geselle; vielleicht hat er uns unser Böcklein verbrennen lassen, und das könnte uns einen Abend, den ich nicht gern zu den verlorenen zählen möchte, verderben.“

Der ermordete Paris hatte als der schönste Mann Roms gegolten, und Marcus Valerius wußte — wie es keinem der in den Hallen der Septa sich Ergehenden ein Geheimnis war — daß die Augen der Domitia Augusta mit Wohlgefallen auf ihm geruht hatten.

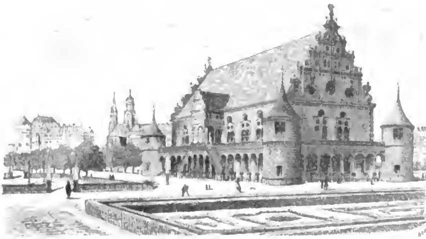
G. Hoff





Der Wandelgang im neuen Lusthause zu Stuttgart

Nach einer Zeichnung von Th. Volz



Das ehemalige neue Lusthaus in Stuttgart

Die Ueberreste des Stuttgarter Lusthauses

Durch die Abbrucharbeiten am Gebäude des Stuttgarter Hoftheaters, das am 20. Januar 1902 den Flammen zum Raub wurde, sind die letzten Ueberreste eines Bauwerkes zu Tage gefördert worden, das einst weit und breit in deutschen Landen berühmt war: die Ruinen des sogenannten Lusthauses. In den Jahren 1584 bis 1593 ließ Herzog Ludwig von Württemberg durch seinen genialen Baumeister Georg Beer und unter Mitwirkung des jungen hochbegabten Heinrich Schickhardt diesen Bau in seiner Residenz aufführen. Er wurde das „neue Lusthaus“ genannt, im Gegensatz zu dem von dem Vater Ludwigs, Herzog Christoph, früher erbauten „alten Lusthaus“, das mitten im Hofe des jetzigen königlichen Residenzschlosses stand. Seitdem dies abgebrochen wurde, hieß der Neubau das „Lusthaus“ schlechthin. Er stellte ein Meisterwerk der deutschen Renaissance dar, das der herzogliche Erbauer zur Abhaltung von Hoffestlichkeiten bestimmt hatte, und ruhte auf einem Pfahlrost von 1700 Eichen- und Buchenstämmen, die noch heute erhalten sind. Der Prachtbau wurde weit über Württembergs Grenzen hinaus in hohen Ehren gehalten und bewundert; er war in länglichem Viereck angelegt, an den Ecken von vier kräftigen Rundtürmen flankiert und bestand aus zwei Stockwerken. Die Schmalseiten krönten prächtige Giebel; ferner umgaben den ganzen Bau auf korinthischen Säulen ruhende Arkaden mit gewölbten Decken. An jeder Längsseite führte eine gleichfalls von korinthischen Säulen getragene Freitreppe zu dem äußeren Umgang des oberen Stockwerks empor. Die Außenseite des Lusthauses war reich mit Skulpturen geschmückt; wertvolle Bildhauerarbeiten und Malereien zierten die beiden großen Säle im Innern, von denen der obere wegen seiner Größe, seiner ihn überspannenden freihängenden Decke und der ausgezeichneten Akustik als ganz besondere Sehenswürdigkeit galt. In den oben erwähnten, rings um den Hauptbau herumlaufenden Bogengängen sowie an den Türmen waren auf Konsolen die Porträtbüsten des Erbauers mit seinen beiden Frauen und die von 31 Ascendenten der fünf ersten Grade, zusammen 65 Büsten von vortrefflicher individueller Ausführung, aufgestellt. Sie wenigstens sind glücklicherweise erhalten geblieben und befinden sich seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem der herzoglichen Familie von Urach gehörigen, durch Wilhelm Hauff verherrlichten Schloß Lichtenstein. Was nun die späteren Schicksale des Lusthauses selbst angeht, so wurde es unter dem Herzog Karl 1750 durch Baudirektor Retti in ein Opern- und Schauspielhaus umgestaltet, wobei der große Saal als Schaubühne mit Parterre und einer Galerie für die Zuschauer eingerichtet wurde, auch brachte man an der Vorder- und Rückseite Anbauten an; in der Hauptsache blieb aber das Aeußere der Umfassungsmauern mit dem größten Teil des herrlichen Portikus noch unversehrt. König Friedrich ließ dann den Zuschauerraum zu einem Parterre mit vier Galerien umgestalten, doch auch jetzt war noch manches von den alten künstlerischen und architektonischen Schönheiten vorhanden und von außen wahrzunehmen, zumal von der Schloßgartenseite her. Die westliche, gegen die Stadt gerichtete Seitenfront war bis zur Dachfläche verbaut, ebenso hatte man die von der Stadt abgewendete Nordseite unter Entfernung des alten Steingiebels mit dem ordinärsten Riegelwandbau umhüllt. Die dem Schloßplatze zugekehrte Giebelfassade wurde unten verdeckt durch die Schloßwache, das Theatervestibül und andre niedrige Vorräume, die jedoch, wie August Köstlin aus dem Anfang der vierziger Jahre berichtet, „der Majestät des hoch überragenden Kernbaues ebensowenig Abbruch zu thun vermochten als die Schuster- und Spenglerhütten, die vor einigen Jahrzehnten noch den gemütlich spießbürgerlichen Sockel fast eines jeden unsrer alten Dome bildeten. Beide runden Ecktürme, der ganze volle Giebel standen frei und offen da; endlich, wenn man den südöstlichen Turm umschritt, um zwischen Turm und Ecke des neuen Residenzschlosses unter dem sogenannten Schloßbogen hindurch in den Schloßgarten zu gelangen, so stand man vor der durch ein Eisenstaket abgesperrten, nahezu ganz unverbaut gelassenen östlichen Seitenfront des Lusthauses und konnte die kunstvollen Arkaden, die bogengetragene Freitreppe



Die Ueberreste des neuen

Nach einer Zeichn



ufthauses in Stuttgart
von Th. Volz

mit ihrem kleineren Giebelaufbau, die reizende Bildnerei bewundern." Erst dem in den Jahren 1845—1846 unter König Wilhelm ausgeführten Umbau behufs Erweiterung des Hoftheaters fielen die letzten äußerlich sichtbaren Teile des weltberühmten Lusthauses zum Opfer, und nur wenige wußten, daß im Innern des Hoftheaters verborgen noch einige Ueberreste des herrlichen Renaissancebaues steckten. Diese kamen nun beim Abbruch der Brandruinen zu Tage; zunächst natürlich die mächtigen und massigen Mauern, die inzwischen unter sorgsamer Bergung aller ornamentalen Teile abgebrochen worden sind. Neuerdings fand man wider Erwarten auch noch bedeutende Ueberreste der westlichen Langseite, so namentlich die Freitreppenanlage mit dem dahinterliegenden Bogengang; diese nach dem Abbruch der umhüllenden Außenmauern wieder zu Tage geförderten Reste erregen allgemeine Bewunderung. Sie bilden einen Teil der Arkaden mit der Freitreppe auf der westlichen Langseite, und die schöngeschwungenen Bogen und Gewölbe der von zierlichen Säulen getragenen graziösen Halle wecken schmerzliches Bedauern um das, was beklagenswerter Unverstand hier zerstört hat. Wie diese Bogenhalle, deren Schmuck jene Porträtbüsten bildeten, mit der vorliegenden Freitreppe einst aussah, das zeigt den Lesern unsre Ansicht. Für die Wintermonate hat man diese hochbedeutsamen, noch leidlich gut erhaltenen Baureste mit einem Schutzdach versehen; es soll beabsichtigt sein, sie im Frühjahr mit entsprechender Sorgfalt abzutragen, um sie dann im Hofe der Technischen Hochschule zu Studienzwecken wieder aufbauen zu lassen. Von andrer Seite hat man vorgeschlagen, die Bauruine lieber in den nahen königlichen Anlagen mit entsprechender gärtnerischer Umrahmung wieder aufstellen zu lassen, damit sie der allgemeinen Betrachtung zugänglicher sei; jedenfalls wird man Mittel und Wege zu finden wissen, diese Denkmäler schwäbischer Meisterschaft dauernd zu erhalten. E. M.

Ozean-Telephonie

Die Kunde, daß es dem menschlichen Erfindergeiste gelungen sei, mit dem Telephon auch die Schranken zu überwinden, die die Ozeane dem mündlichen Gedankenaustausch von Erdteil zu Erdteil noch entgegensetzen, ging bereits vor einigen Jahren einmal durch alle Tageszeitungen. Man schüttelte zu dem damals auftauchenden Projekt, ein Telephonkabel durch den Atlantischen Ozean zu legen, ungläubig den Kopf. Selbst Gelehrte und Fachmänner hielten die sich hierauf beziehenden Arbeiten des amerikanischen Professors Pupin für aussichtslos. Wenn dieser eine Finanzgesellschaft hinter sich gehabt hätte, die die Reklame so beherrscht, wie die englischen Marconi-Gesellschaften, so würde sein Name inzwischen nicht wieder der Vergessenheit anheimgefallen und die Ozean-Telephonie vielleicht früher verwirklicht worden sein, als die nunmehr seit über Jahresfrist von Marconi versprochene Ozean-Funkentelegraphie.

Professor Pupin ließ sich die absprechenden Urteile über seine neue Telephontheorie nicht verdrießen, wenngleich es ihn noch jahrelange emsige und ernste Arbeit kostete, sie so auszubilden, daß sie in der Praxis Verwendung finden konnte. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß unsre deutsche Technik die Bedeutung der Arbeiten des Professors Pupin von vornherein erkannte; so hat sich die Firma Siemens & Halske in Berlin um die Ausbildung des neuen Systems und dessen Uebersetzung in die Praxis in hervorragender Weise verdient gemacht. Das Werk Pupins ist heute so gebrauchsfertig, daß es unbedenklich in den Dienst des Nachrichtenverkehrs eingestellt werden kann und der Telephonie auf weite Entfernungen aller Voraussicht nach einen nie geahnten Aufschwung verleihen wird. Mit Fug und Recht kann man behaupten, daß das Pupin-System das Problem der Ozean-Telephonie wissenschaftlich gelöst hat; ihre Verwirklichung ist jetzt in gleicher Weise nur noch eine Kostenfrage wie bei der Ozean-Funkentelegraphie auch. Für sie bedarf es aber nicht der Anlage solcher großen Donnermagazine, wie es die transatlantischen Marconi-Stationen sind, die alle andern gleichartigen Anlagen im Umkreise von 100 Kilometern mundtot machen. Im Gegenteil genügen für die Ozean-Telephonie geringe elektrische Kräfte und einige wenige Hilfsmittel — Drahtspulen besonderer Konstruktion —, über deren Einfachheit man staunen muß. Der Vermittlung eines fortlaufenden Drahtleiters zur Uebertragung der Sprechströme kann die Ozean-Telephonie allerdings nicht entbehren.

Zum Verständnis des Pupin-Systems ist eine allgemeine Kenntnis der Wirkungsweise des Fernsprechers unerläßlich; ich will daher das Wichtigste hierüber vorausschicken. Als Geberapparat wird im Fernsprechverkehr das Mikrophon benutzt, dessen Konstruktion darauf hinauskommt, daß der elektrische Strom einer kleinen, gewöhnlich aus zwei Trockenelementen bestehenden galvanischen Batterie durch eine Drahtspule — Primärspule genannt — und eine Anzahl Mikrophonkontakte aus Kohlenkörnern geschlossen wird. Vor den Kohlenkörnern ist eine dünne Platte angeordnet, die beim Auftreffen von Schallwellen in Schwingungen gerät, hierdurch den elektrischen Widerstand der Kohlenkontakte ändert und infolgedessen den bisher konstanten Strom des Mikrophonkreises in einen Wellenstrom umwandelt. Die Intensität dieses Wellenstromes wird durch die Stärke der auf die Mikrophonplatte treffenden Laute bedingt. Auf die eigentliche Sprechleitung werden die Stromwellen des Mikrophonkreises durch Induktion, eine Art elektrischer Fernwirkung, übertragen, indem die durch die Primärspule fließenden Wellenströme in der über sie gewickelten Sekundärspule aus dünnem Draht, die in die Sprechleitung eingeschaltet ist, Wechselströme erregen. Bei jedem Ansteigen seiner Stärke erzeugt der Mikrophonstrom einen Induktionsstrom von entgegengesetzter, bei jeder Abnahme seiner Intensität einen

solchen von gleicher Richtung. Der Wechsel zwischen beiden Richtungen findet im allgemeinen 400 bis 900 mal in der Sekunde statt; die höheren Perioden entsprechen den Obertönen, die niedrigeren den Grundtönen der menschlichen Sprache. Die Stromwellen haben gewöhnlich eine Länge von etwa 10 bis 30 Kilometern; die Wellen, die die Obertöne darstellen, sind am kürzesten. Der Fortpflanzung der Sprechstromwellen über die Drahtleitungen treten deren Ladungsfähigkeit und elektrischer Widerstand entgegen; beide hindern die schnelle und ungeschwächte Ueberkunft der Sprechströme zur Empfangsstation. Besonders hemmend wirkt die Ladungsfähigkeit oder elektrische Kapazität in langen Luftleitungen und noch mehr in Kabeln. Es entstehen besondere Ladungsströme, und diese verzehren einen großen Teil der elektrischen Energie der Sprechstromwellen, so daß am fernen Ende der Leitung die Sprechströme nur noch mit geringer Stärke ankommen. Die schädlichen Wirkungen der Ladungsfähigkeit hat man bisher durch Vergrößerung des Querschnittes, also Verringerung des elektrischen Widerstandes der Leitungen, zu kompensieren gesucht. Wenn man jedoch bedenkt, daß für eine Sprechverbindung Berlin-Paris bereits Bronzedrähte von 5 Millimetern Durchmesser zur Verwendung kommen mußten, so läßt sich leicht ermessen, daß von der Einrichtung einer Telephonie für erheblich weitere Entfernungen auf diesem Wege schon aus wirtschaftlichen Gründen Abstand genommen werden muß.

Ein weiteres Mittel zur Bekämpfung der Ladungsfähigkeit der Leitungen bildet die sogenannte Selbstinduktion oder Induktanz. Jeder elektrische Strom erregt beim Entstehen oder Verschwinden, bezw. bei Aenderung seiner Stärke nicht nur einen zweiten Strom in benachbarten Leitungen, sondern auch in der eignen Leitung selbst. Diese Induktionsströme sind den Ladungsströmen entgegengesetzt und heben daher ihre Wirkung auf. Das Mittel, die Ladungsfähigkeit der Fernsprechleitungen durch Einschaltung von Selbstinduktion in Gestalt von Rollen oder Spulen mit Seidenumspinnung isolierten feinen Kupferdrahtes unschädlich zu machen, ist zwar schon lange bekannt, nennenswerte praktische Erfolge sind aber damit bisher nicht erzielt worden.

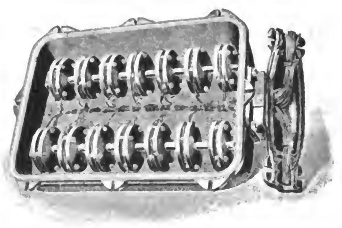
Es ist das große und unbestrittene Verdienst Pupins, mathematisch genau festgestellt zu haben, wo und wie viel Selbstinduktion in eine Leitung eingeschaltet werden muß, um damit deren Kapazität unschädlich zu machen und ihre Sprechfähigkeit wesentlich zu erhöhen. Der Kernpunkt der neuen Pupinschen Telephontheorie ist folgender:

„Die in die Fernsprechleitungen eingeschaltete Selbstinduktion vermindert die durch die Kapazität bedingte Schwächung oder Dämpfung der Sprechströme dann in wirksamer Weise, wenn der Abstand der eingeschalteten Induktionsquellen voneinander nur einen bestimmten Bruchteil der Wellenlänge der über die Leitung fortzupflanzenden Wechselströme beträgt."

Die Richtigkeit der Pupin-Theorie ist durch praktische Versuche und elektrische Messungen, die die Firma Siemens & Halske mit dankenswerter Unterstützung der Reichstelegraphenverwaltung an einer Fernsprechkabellinie Berlin-Potsdam und einer oberirdischen Fernsprechlinie Berlin-Magdeburg seit mehr als Jahresfrist in umfangreichem Maße ausgeführt hat, einwandfrei bewiesen worden. Aus patentrechtlichen Gründen, die jetzt hinfällig sind, ist über diese Versuche bisher nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Das 32,5 Kilometer lange Fernsprechkabel Berlin-Potsdam enthält 28 Doppeladern von 1 Millimeter starkem Kupferdraht; hiervon wurden in einem Abstand von rund 1300 Metern 14 Doppeladern mit Selbstinduktionsrollen ausgerüstet. Zum Einbau der Spulen wurden die Verbindungsstellen der einzelnen Kabellängen benutzt; es dienten hierzu eiserne Kasten mit je 14 Doppelspulen in ringförmiger Gestalt (Abbildung 1). Die Wickelungsenden der Spulen wurden nach einer eisernen Kabellötmuffe herausgeführt, in der die Verbindung mit den Kabelleitungen erfolgte. Spulenkasten und Lötmuffe wurden mit Isoliermaterial ausgegossen.

Der durch die Einschaltung der Pupin-Rollen erzielte Effekt war ein ganz erstaunlicher; die Dämpfung der Sprechströme wurde durch sie auf den vierten Teil der ursprünglichen Größe herabgemindert. Man konnte infolgedessen die unter Benutzung eines gewöhnlichen Mikrophons auf einer Pupin-Leitung des Kabels übertragene Sprache noch in einer Entfernung von 10 Metern vom



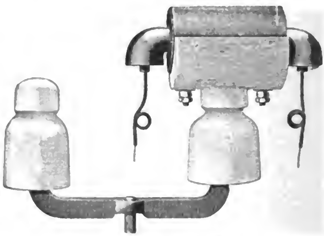
1. Kasten mit Doppelspulen für das Fernsprechkabel Berlin-Potsdam

Empfangstelephon genau verstehen, während man sich bei Benutzung einer gewöhnlichen Kabelleitung höchstens ½ Meter davon entfernen durfte. Bei Sprechversuchen auf drei hintereinander geschalteten Kabelschleifen, d. h. bei einer Linienlänge von 97,5 Kilometern, war der Unterschied noch größer; auf der gewöhnlichen Leitung konnte man kaum noch etwas verstehen, während man auf der mit Pupin-Rollen ausgerüsteten Leitung noch recht gut in größerer Entfernung vom Empfangstelephon hören konnte. Bei fünf hintereinander geschalteten gewöhnlichen Kabelschleifen (162,5 Kilometer) hörte die Sprechverständigung vollständig auf, während sie bei einer gleich langen Pupin-Leitung noch ebenso deutlich war wie bei einer gewöhnlichen Kabellänge von 32,5 Kilometern. Erst bei 13 Kabellängen, also bei 422,5 Kilometern, ergab sich für die Pupin-Linie eine merkliche Abnahme der Sprechstromstärke; immerhin war die übertragene Sprache noch deutlich, wenn auch schon sehr leise. Mit derselben Drahtstärke von 1 Millimeter, mit der man bisher in Kabeln zur Not noch auf 30 Kilometer Verständigung erzielen konnte, kann man jetzt also bei Anwendung des Pupin-Systems noch auf etwa 350 bis 400 Kilometer sprechen.

Ein Vergleich der Sprechverständigung auf einer mit Pupin-Rollen ausgerüsteten Kabelschleife einfacher Länge mit einer blanken doppeldrähtigen Fernleitung Berlin-Potsdam von 2 Millimetern Durchmesser ergab für beide Leitungen annähernd gleiche Lautstärke. Es ist also gelungen, mittels des Pupin-Systems eine Kabelleitung mit einem Kupferleiter von 1 Millimeter Durchmesser einer gewöhnlichen Freileitung von 2 Millimetern Durchmesser, d. h. von dem vierfachen Querschnitt, gleichwertig zu machen.

Weitere Versuche auf einer oberirdischen blanken Doppelleitung von 2 Millimeter starkem Bronzedraht zwischen Berlin und Magdeburg, denen die Reichstelegraphenverwaltung nun einen Versuch im großen auf der Strecke Berlin-Frankfurt a. M. folgen läßt, haben die auf der Kabellinie gewonnenen günstigen Resultate vollauf bestätigt. Der Einbau der Pupin-Rollen in diese Leitung erfolgte in Abständen von 4 Kilometern unter Verwendung von Doppelisolatoren (Abbildung 2). Die Rolle wurde auf dem muldenförmigen Ansatze eines Isolators festgeschraubt. Die Lautstärke beim Sprechen über die 2 Millimeter-Pupin-Leitung war erheblich stärker als auf einer zweiten aus 3 Millimeter starkem Drahte bestehenden Bronzedrahtleitung Berlin-Magdeburg. Man kann also allgemein bei Fernleitungen nach dem Pupin-System mit dem vierten Teile an Kupfergewicht dieselbe Leistungsfähigkeit erzielen wie bei gewöhnlichen Leitungen, oder aber, man kann mit dem Pupin-System bei gleichem Kupfergewicht die vierfache Entfernung überbrücken. Das würde, an einem praktischen Beispiel erläutert, heißen: zur guten Verständigung über die rund 1200 Kilometer lange Fernsprechlinie Berlin-Paris braucht man jetzt 5 Millimeter starke Bronzedrähte; künftighin wird man bei Anwendung des Pupin-Systems mit der gleichen Drahtstärke mindestens bis auf 4800 Kilometer die menschliche Sprache übertragen können. Der Herstellung von Sprechverbindungen zwischen den Verkehrszentren von ganz Europa stehen also technische Schwierigkeiten kaum noch im Wege, zumal die Ausrüstung und Verlegung von Fernsprech-Seekabeln mit Pupin-Rollen ohne weiteres angängig erscheint, wenn nur geringere Meerestiefen, wie in der Nord- und Ostsee sowie im Mittelmeer, in Frage kommen.

Größere, aber nicht unüberwindbare Schwierigkeiten würde freilich die Auslegung eines Pupin-



2. Doppelisolatoren der Fernsprechleitung Berlin-Magdeburg

Kabels für die Ozean-Telephonie durch den Atlantischen Ozean verursachen, denn hier kommen oft Tiefen von 2000 bis 5000 Metern und noch mehr vor. Ob es zur Auslegung eines solchen Kabels noch einmal kommen wird, dürfte in erster Linie davon abhängen, daß für einen direkten Sprechverkehr zwischen Europa und Amerika ein erhebliches Bedürfnis vorliegt. Heute dürfte die Bedürfnisfrage noch zu verneinen sein; ob sie bei dem Unterschiede der Tageszeiten für Deutschland je zu bejahen sein wird, liegt noch in der Zeiten Schoße. Otto Jentsch

Notabene

Seh' ich volle Römer blinken, —
Hoch der Wein! dann muss ich trinken,
Notabene: wenn er gut!
Falls ich grad an Geldnot leide,
Malt der Wirt mir's auf die Kreide —
Notabene: wenn er's thut!

Doch ich hab' auch gern beim Weine
Eine nette holde Kleine —
Notabene: wenn sie will!
Herrlich ist's, bei vollen Flaschen
Ab und zu ein Küsschen naschen —
Notabene: hält sie still!

Dann zum Teufel mit den Sorgen!
Sie verbittern Heut und Morgen —
Notabene: dem, der sorgt!
Fehlt mir's oft auch an Dukaten,
Wird ein guter Freund schon raten —
Notabene: wenn er borgt!

Ob zum Kollekteur ich laufe,
Mir ein Lotterielos kaufe? —
Notabene: wenn ich kann!
Sah nach allerlei Beschwerden
Schon so manchen glücklich werden —
Notabene: der gewann.

Heda, Wirt! soll ich dich loben,
Lass mich alle Weine proben —
Notabene: ohne Geld!
Doch du hast für Ideale
Keinen Sinn! Drum glaub, ich zahle!
Notabene — notabene:
Wenn das grosse Los mir fällt!

Richard Zoozmann

Wenn die Brüder nicht wären!

Skizze

von

Jan Gerdes

Sie war nie hübsch gewesen, nicht einmal mit achtzehn und zwanzig Jahren. Ihren Teint „wie Milch und Blut“ hatten die Sommersprossen verdorben; ihre Augen, die zu klein waren und zu matt in der Farbe, hatte auch das fröhlichste Aufleuchten nicht schön zu machen vermocht. Und ihre frischroten Lippen — „die sind noch das Beste,“ hatten die guten Bekannten der Familie immer bedauernd gefunden, „das heißt, wenn sie nicht lacht und nicht spricht. Aber sowie sie den Mund aufmacht, daß man diese häßlichen, schief stehenden Zähne sieht — o weh.“

„Garstig biste, aber gehörig; so, nun weißt es!“ hatte einmal eine Schulkameradin ihr zornsprühend entgegengeschleudert, in einer jener schweren Schlachten, die die kleinen Mädchen noch mit den kleinen weichen Fäusten auskämpfen, die größeren aber schon mit den kleinen scharfen Zungen. Und dieser Hieb hatte gesessen. Wie eine Ohrfeige waren ihr die wüsten Worte am Gesicht niedergesaust; dann war es heiß in ihr aufgestiegen, und sie war drauf und dran gewesen, ihrer Angreiferin und der ganzen kleinen Bande an die Gurgel zu springen. Da hatte sich fest und dabei sanft ein Arm um ihre Schulter gelegt, und „Stillgeschwiegen, augenblicklich!“ hatte ihre Mitschülerin und Freundin Grete Braun der andern zugerufen, mit dem Ausdruck einer so flammenden Empörung, in einem so festen Befehlston, daß alle wie niedergedonnert waren und sich scheu davonschlichen. Und zärtlich und mitleidig hatte die ihr das rotblonde Haar gestreichelt und sie auf die Wange geküßt. Seit diesem Tage wußte Olga Claussen, daß sie häßlich war.

Und dies Bewußtsein verließ sie nicht mehr. Es blickte ihr aus dem Spiegel entgegen, jedesmal, wenn sie hineinsah. Sonst hatte sie ihn nur gefragt: „Bin ich in Ordnung?“ „Ist mein Haar nicht zerzaust?“ „Sitzt mein Hut nicht schief?“ O, das war ihr jetzt Nebensache, ganz und gar Nebensache.

Was sie jetzt in dem klaren hellen Glase suchte, das waren Dinge, die sie früher gar nicht bemerkt hatte, die sie nun aber an all ihren Freundinnen zu sehen glaubte. Das waren die weichen runden Wangen, so hell und so licht rosig überflogen wie Pfirsiche. Das waren lange seidene Wimpern, die sich aufschlagen und senken über strahlenden Augen, über Augen, die wie schwarze Diamanten blitzen oder die tief sind wie ein Brunnen und wie ein See. Das waren die berückenden tanzenden Härchen an Scheitel und Schläfen, die dichtgezogenen Augenbrauen. Ein feines Näschen war das mit leicht bebenden Flügeln; ein Mund — ach, zum Weinen, wenn sie daran dachte, was für süße Mäulchen es giebt! Und von allem, was sie suchte, immer wieder suchte, als ob sie's die vorigen Male übersehen haben müßte, fand sie nichts.

Das waren die Kümmernisse ihrer Jugend, ihrer ersten Jugend, der noch ganz unvernünftigen und unwissenden. Diese Kümmernisse waren schwer, gewiß, aber sie waren auch die einzigen; die häßliche kleine Claussen saß so weichgebettet und sorglich behütet in dem warmen Nestchen, das Elternliebe bereitet, wie nur irgend ein andres, sicherlich schöneres, aber schwerlich geliebteres Kind.

Thatsächlich war auch der Kummer der Eltern über die ausgesprochene Häßlichkeit ihrer einzigen Tochter kein allzu großer; wem drei blühende hübsche Söhne heranwachsen, der kann schon ein „häßliches graues Entelein“ mit in den Kauf nehmen.

Das natürlich ließ sich nicht bestreiten: auf Heiratsaussichten für ihre Aelteste mußten sie verzichten. Aber ging das vielleicht ihnen allein so? Bewahre! Da wußten sie ja gleich von einer ganzen Menge von Fällen, wo bildhübsche Mädchen ebenfalls sitzen geblieben waren. Im großen und ganzen fragt man ja bekanntlich nicht: „Ist dies reiche oder arme Mädchen hübsch oder häßlich?“ sondern die Frage lautet gerade umgekehrt: „Ist dies hübsche oder häßliche Mädchen reich oder arm?“

Also daß sie nicht reich war, das verdarb ihre Heiratsaussichten; daß sie nicht hübsch war — o nein, das verdarb sie nicht. Sie hätten doch mal sehen wollen: wenn sie ihrer Tochter eine nette halbe Million oder wenigstens hübsche runde Hunderttausend mitgeben könnten, wie da die Freier von allen Seiten herbeigeschwirrt wären. Da hätten sie mal sehen wollen, wen ihre Häßlichkeit wohl nur im geringsten geniert hätte. Ganz gewiß keinen! „Schön? nein, das läßt sich nicht behaupten,“ hätte man gesagt, „aber so einen gewissen Charme hat sie doch, das ist nicht zu leugnen.“

Und wäre sie hübsch und anmutig und dabei arm „wie 'ne Kirchenmaus,“ da hätten sie sehen mögen, wen solche Armut nicht geniert hätte. Aber ganz gewiß, jeden! „Gott, ein reizendes Kind, aber wissen Sie, Verehrtester, auch nicht ein blasser Schimmer von Vermögen!“

Also was das Heiraten anbetraf, da war ihre Häßlichkeit thatsächlich kein Unglück für sie. Darüber konnten ihre Eltern ganz beruhigt sein und waren es auch. Aber denken denn Eltern vielleicht nur ans Heiraten ihrer Töchter? Holen sie sie denn direkt aus der Kinderstube, um sie zum Altar zu begleiten?

Wenn sie nun erwachsen sein würde? Wie wird's ihr im Ballsaal gehen, in den Gesellschaften, wo man nicht dem edlen Charakter flattiert, sondern dem hübschen pikanten Gesichtchen; wo man nicht denen schönthut, die ein gutes edles Herz haben, sondern denen, die blendende Schultern und Arme haben. „Nun,“ sagte sich die Mutter, „da kommt eben sehr viel auf die Toilette an.“

Und der Vater sagte sich: „Da kommt eben alles

auf die Stellung des Vaters an." Jetzt war er Hauptmann, zu jener Zeit würde er Oberst oder wohl gar schon General sein. Oberstens- und Generalstöchter amüsieren sich immer, man amüsiert sie. Man wetteifert, man beeilt sich, man überstürzt sich, ja, man schmeichelt und beehrt sich sogar, sie zu amüsieren, mögen sie Bilder von Schönheit sein oder — nicht.

Wie die Eltern vorausgesehen hatten, so kam es auch. Der Vater war Oberst zu der Zeit, da sein häßliches Töchterchen „in die Welt trat". Und selbstverständlich war „unser Fräulein Kommandeuse" bereits zu allen Tänzen engagiert, ehe sie nur den Saal ganz hinuntergegangen war. ‚Man kann häßlich sein wie die Nacht,' dachten geärgert ein paar hübsche junge Damen, die noch eine Anzahl von Tänzen unbesetzt hatten, ‚wenn man Fräulein Kommandeuse ist, hat's nichts zu sagen.'

Und auch die Mutter hatte recht gehabt: es war ganz auffallend, wieviel thatsächlich eine hübsche Toilette thut; Olgas leichte Figur sah recht gut aus in dem duftigen Tüllkleide. „Wenn man vom Gesicht ganz absieht, geht's ja zur Not," sagten mitleidig giftig ein paar Mütter noch nicht völlig engagierter Töchter.

Für Olga Claussen war es sehr gut, daß sie so viele Jahre Zeit gehabt hatte, sich an den Gedanken „häßlich bin ich nun mal" zu gewöhnen. Er war ihr nun ganz alltäglich geworden, dieser Gedanke, so alltäglich, wie einem schönen Mädchen der Gedanke, schön zu sein, mit der Zeit alltäglich wird. Was man jahrelang in allen Blicken gelesen und aus allen Worten gehört hat, liest und hört man schließlich überhaupt nicht mehr; und sie machen nicht mehr hochmütig, diese Blicke und Worte, wenn sie schmeicheln, und sie machen nicht mehr bitter, wenn sie beleidigen. Und so war es gekommen, daß Olga Claussen sich ihre natürliche Liebenswürdigkeit bewahrt hatte, und daß man nicht sagte „sie ist zwar liebenswürdig, aber mordshäßlich, die Aermste," sondern daß man sagte „häßlich ist sie ja, das läßt sich nicht bestreiten, aber sehr liebenswürdig. Alles, was wahr ist!"

Und die Pflicht, sie zu amüsieren, diese Pflicht, die durch ihre Häßlichkeit so sehr erschwert wurde, machte ihre Liebenswürdigkeit fast leicht. So genoß sie ihre Jugend so gut, wie ihre Freundinnen, auch die schönen und schönsten, sie genossen, nicht um ein Atom weniger.

Aber die Jugend — lieber Himmel! Alles scheint sie zu sein, wenn man ihr entgegensieht; ein kleines Bündelchen Jahre ist sie gewesen, wenn sie sich aufmacht, Abschied zu nehmen. Und die Jahre, die danach kommen — o, die sind zahlreich, die sind kaum auszuzählen und kaum abzusehen, so weit, weit ziehen sie sich dahin. Ohne Unterbrechung! Das ist es, was diese Jahre so lang macht, so endlos lang, diese Jahre der Einsamen! Ohne Unterbrechung! Ohne ein ganz Neues, noch nie Gekanntes, nie Empfundenes — ohne die Liebe! Ohne die Liebe des Mannes, die feurig und stark ist, ohne die Liebe von Kindern, die süß ist und kosend!

Zwei Brüder im Kadettencorps, der dritte auf der Universität, da hieß es sparen, sparen und selber keine Ansprüche machen, nicht die geringsten. Die Jugend hatte man nun hinter sich; schön war sie gewesen, dafür konnte man nur dankbar sein. Damit aber auch genug, nun einen Strich! „Und den Kopf immer oben, Mädchen!" sagte der Vater. „Nur tapfer voran!" Soldatenkinder haben tapfer zu sein, das versteht sich von selbst.

Tapfer war sie, weiß Gott! Tapfer im Hinunterwürgen, im Verzichten. Ob das schwer war! Immer nur dieses Stillhalten, wo sie mit ihren frischen gesunden Kräften hätte schaffen mögen, um selber Geld zu verdienen, um dem Vater doch eine Sorge wenigstens abnehmen zu können bei seiner schweren Mühe, die Söhne durchzubringen!

„Geld verdienen!" Ihr schien es, als wenn sie zusammenzuckten, Vater und Mutter, als sie zuerst dies Wort ausgesprochen hatte. Geld verdienen! — die Tochter eines Offiziers!

„Du bist wohl von Sinnen!" sagte der Oberst mehr traurig als ärgerlich. „Und wie denn? Wie denkst du dir dies Geldverdienen? Was kannst du, daß du es den Leuten, den fremden Leuten verkaufen könntest — für Geld?" Wie von Scham wurde er rot bei dieser Frage.

„Was ich kann, Vater? Jetzt noch nichts," mußte sie gestehen.

Um was zu können, muß man was gelernt haben. Und sie hatte nichts gelernt, was fremde Leute bezahlen, weil sie es brauchen; weil sie es brauchen wie das tägliche Brot oder wie den täglichen Luxus. Sie konnte nicht faulen Untertertianern Nachhilfestunden geben, damit sie bei der Versetzung nicht sitzen blieben, und sie konnte nicht „talentvollen" Töchtern Gesang-, Klavier- oder Deklamationsstunden geben, damit sie in Gesellschaft zu glänzen vermöchten. Sie konnte ihnen auch nicht zeigen, wie man diese entsetzlichen kleinen Blumensträuße pinselt, diese unmöglichen Landschaften und undenkbaren Architekturstücke auf Kästchen, Kistchen, Tellerchen und Schälchen, mit denen man wehrlose Verwandte und Bekannte zu Weihnachten glücklich macht. Von all dem konnte sie nichts.

„Nun also!" sagte der Vater.

„Aber wenn ihr mir zwei, drei Jahre geben wolltet, mich vorzubereiten. Zum Beispiel ein Kursus im Seminar in der Hauptstadt, wenn ich den durchmachte, mein Examen bestände und später Lehrerin werden könnte."

„Zwei, drei Jahre — gut, mein Kind!" entgegnete der Oberst. „Und wovon bezahlen? Von meinem Gehalt? Unmöglich! Ich bin froh, wenn ich da eben glatt herauskriege, was die Jungens mich kosten. Ja, wenn die nicht wären! Aber was nun mal durchaus sein muß, das geht doch selbstverständlich vor, nicht wahr?"

„Selbstverständlich!" stimmte die Tochter bei.

„Also von dem kleinen Kapital nehmen," fuhr der Oberst fort, „das wir für dich aufgespart haben, damit du einen Notgroschen hast, wenn wir mal nicht mehr sind? Das wäre sträflicher Leichtsinn, das ist schon mehr als knapp. Ja, wenn man eine Sicherheit hätte! Sieh mal, was du dazu thun kannst, da ist mir nicht bange. Das Lernen hat dir ja nie Schwierigkeiten gemacht . . ."

„Im Gegenteil, großes Vergnügen!" warf die Tochter ein. „Und jede Minute setz' ich mich wieder auf die Schulbank, wenn's sein muß."

„Ganz schön! Glaub' ich dir gern. Also du machst die drei Jahre durch — bon! Dann das Examen — geht auch glatt, bezweifle ich nicht.

Aber dann? Dann kommt's! Die Anstellung! Glaubst du, die fällt vom Himmel 'runter? Bei dieser erdrückenden Konkurrenz in diesem einen einzigen Berufe, den Töchter unsrer Kreise heute im neunzehnten Jahrhundert ergreifen können?"

Sie mußte zugeben, von einer nur irgendwie sicheren Aussicht war keine Rede. Sie mußte dem Vater zustimmen, für solche zweifelhaften Chancen auch nur das Geringste zu riskieren, wäre sträflicher Leichtsinn.

„Wir wollen uns das ganz aus dem Kopf schlagen," sagte der Oberst zuletzt.

„Und überhaupt," hatte die Mutter eingewandt, „ich wüßte wahrhaftig nicht, Olga, wie das werden sollte, wenn du jetzt auf einmal im Haushalt fehltest! Die große Wohnung, der viele Verkehr — ich könnte nur gleich noch ein zweites Dienstmädchen mieten, allein käm' ich mit der Lore nicht durch."

„Nun also," sagte der Vater gut gelaunt, „an allerhöchster Stelle wird dein Entlassungsgesuch glatt abgelehnt. Kannst ganz stolz drauf sein! Uebrigens Scherz beiseite," fuhr er fort, „das ist auch durchaus nicht zu unterschätzen: Geld sparen, heißt Geld verdienen. Nehmen wir nun mal an, Mutter meinte das in vollem Ernst, daß du ihr ein zweites Dienstmädchen sparst . . ."

„Aber natürlich mein' ich das in vollem Ernst! Die Lore kann sich doch schließlich nicht zerreißen!"

„Also gut, ein komplettes zweites Dienstmädchen. Was kriegt die Lore Lohn, Mutter?"

„60 Thaler im Jahr."

„Schön, also erstens 60 Thaler. Und was kostet ihr Unterhalt?"

„Eine Mark pro Tag rechnet man im allgemeinen für Unterhalt eines Dienstmädchens in unsern Verhältnissen. Bei reichen Kommerzienräten und dergleichen natürlich mehr . . ."

„Sind wir aber nicht, reiche Kommerzienräte und dergleichen. Also in unsern soliden, aber nicht üppigen Verhältnissen eine Mark pro Tag, macht also im Jahr 365 Mark. Nun Weihnachten. 30 Mark, was?"

„Behüte, seit Jahren schon 40, unter dem geht's nicht mehr."

„Gut, also 40. Nun mal zusammenrechnen. Also erstens 60 Thaler Lohn: das heißt in heutigem deutsch 180 Mark. Dann zweitens 365 Mark Unterhalt — macht 545 Mark. Drittens Weihnachten 40 Mark — macht 585 Mark. Sonst noch was?"

„Sonst nichts, nein. Doch, natürlich, fällt mir eben ein: noch Mietsthaler und das Geld für die Vermieterin."

„Aber doch nicht jedes Jahr?"

„Doch, so ziemlich jedes Jahr; daß die Mädchen heute nicht jedes Jahr wechseln, ist eine Seltenheit."

„Also kommt noch dazu: Mietsthaler 3 Mark."

„Mietsthaler ist schon lange nicht mehr 3 Mark. Heute zahlt man 5 Mark, und 5 Mark kriegt auch die Vermieterin. Hier in der Industriegegend ist alles teuer."

„Also viertens Mietsthaler und Vermieterin zusammen 10 Mark — macht 595 Mark. Tausendnochmal, Mädchen! Sieh mal an, bare 600 Mark weniger 5 verdienst du thatsächlich im Jahr! Rechne mal nach!" Er schob ihr Papier und Bleifeder hin.

Sie rechnete nach. „Ja," gab sie ihm recht, „595 Mark kommt heraus."

„Seht ihr," meinte der Oberst, „wenn man nur immer ordentlich nachrechnen wollte! Man unterschätzt das immer, was man mit Sparen verdient; das macht aber mit den Jahren ganz ordentlich was aus . . ."

„Wenn man's recht überlegt, schade ist es ja mit Olga," sagte die Frau Oberst abends zu ihrem Mann.

„Was denn schade?"

„Ich meine, daß es nicht geht mit dem Lehrerinnenexamen oder dergleichen. Es wäre eine große Beruhigung für uns gewesen, wegen ihrer Zukunft."

„Zukunft? Wieso?"

„Nun, was sie aus ihrem kleinen Kapital mal später an Zinsen kriegt — lieber Gott, davon leben zu können, daran ist doch natürlich kein Gedanke."

„Braucht sie ja auch gar nich. Wegen Olga bin ich ganz ruhig, aber absolut."

„Das könnte ich nicht grade behaupten."

„Begreife ich nicht. Thatsächlich nicht. Nein. Sieh mal," fuhr der Oberst fort „einstweilen leb' ich noch, nicht wahr?"

„Ja, gottlob!"

„Und da kann ich doch noch mit der Zeit manchen harten Thaler zu dem Kapitälchen zulegen, wenn's Glück gut ist und wir alle gesund bleiben."

„Ja, hoffentlich!" gab ihm seine Frau recht.

„Und dann, wenn ich mal nicht mehr bin, dann hat sie ja dich noch. Und du hast dann eine Pension, siehst du. Die ist ja nun freilich nicht glänzend, aber allein aufbrauchen wirst du sie trotzdem nicht. Oder ich müßte dich nicht kennen! So'n Spartalent, — ach was, Spargenie, kann man schon direkt sagen."

„Aber wenn's mit mir ebenfalls mal vorbei ist?"

„Na, nu nimm mir's aber nicht übel! Hat sie denn da nicht ihre drei Brüder?! Und was für Brüder! Sapperlot, wenn die mir nicht für ihre eine einzige Schwester sorgen wollten! Das wäre denn doch . . ."

„Aber wer sagt denn, daß sie das nicht wollen, Mann? Denkt ja meine Seele nich dran! Vom Können ist die Rede. Ob sie's können werden, das ist hier die Frage, auf die es ankommt."

„Frage? Gar keine Frage ist das!" Fast empört war der Oberst. „Nun hör mal zu!" fuhr er fort. Wir haben doch durchaus nicht die Absicht, uns schon so bald aus dieser Welt zu verabschieden, nicht wahr?"

„Nein, die haben wir gerade nicht."

„Also erst nach einer Reihe, einer ziemlichen Reihe von Jahren, wollen wir mal annehmen . . ."

„Wollen wir mal annehmen."

„Na, nach einer ziemlichen Reihe von Jahren da werden die drei denn doch so weit auf ihren diversen Leitern hinaufgeklommen sein, daß sie gemeinschaftlich ihre eine einzige Schwester mit durchfuttern können!"

„Ja, das wollen wir hoffen, natürlich. Ich sage ja auch nur — verstehst du —, ganz bestimmt, ganz sicher ist das nicht."

„Das ist sicher, positiv sicher, da geb' ich dir mein Wort drauf!"

Die drei Söhne waren fertig für ihren Beruf: zwei waren Leutnants, der dritte war Privatdozent für neuere Litteratur an einer mitteldeutschen Universität. Er hatte die gediegenen Kenntnisse des

tüchtigen jungen Gelehrten, auch glücklicherweise das Talent, diese Kenntnisse in fesselnder Art mitzuteilen. Da aber der Professor für neuere Litteratur der Prüfungskommission angehörte, so hatten selbstverständlich die meisten Studenten dieses Fachs bei jenem Kolleg belegt, und das Auditorium des jungen Privatdozenten war infolgedessen nicht gerade überfüllt. Es ging ihm, wie es vielen der zukünftigen Zierden der Wissenschaft geht, die ihrem Vaterlande lange Jahre so gut wie gratis zu dienen haben: er brauchte eine beträchtliche Zulage vom Vater.

„Ein wahrer Staat, Ihre Drei!“ sagten dem Obersten die alten Regimentskameraden. Und ihm schwoll das Herz vor Stolz, daß er seinem Könige die beiden „prächtigen Kerle“ auferzogen, und daß auch der „andre“, der dritte, so gut eingeschlagen.

„Alle drei sollen sie mal ihres Königs Rock tragen, wenn's Gottes Wille ist,“ hatte er freilich gesagt, als die Söhne noch Kinder waren. Bei den beiden war's ihm ja nun auch geglückt; der dritte hatte aber seinen eignen Kopf, und den setzte er auch durch mit der ruhigen Zähigkeit, die er vom Vater geerbt hatte. „Na,“ tröstete der sich, „wenn's partout nicht geht, dann ist nichts zu wollen.“ Am Ende ließ sich ja doch nicht bestreiten, daß der Staat auch noch andre Männer braucht als Militärs, „vom Kommandierenden angefangen bis hinunter zum Leutnant.“

Wie die Natur das mitunter so prächtig ökonomisch einzurichten weiß! Solange die jungen Sprossen den alten morschen Stamm noch brauchen, trotzt der noch Wind und Wetter; wenn's dann doch endlich mit ihm zu Ende geht, sind jene so erstarkt, daß sie ihn entbehren können. Mit dem Obersten war's ebenso gewesen: die Söhne waren herangewachsen, waren stark und männlich geworden; ihren Vater beugte jetzt jedes Jahr ein klein wenig mehr als das vorangegangene. Das eine Jahr brachte den Rheumatismus, das andre eine beginnende Schwerhörigkeit. Dann nahm er den Abschied, der ihm mit der Pension des Obersten und dem Titel eines Generals in Gnaden bewilligt wurde. Dann eines Tages sagte man: „Jetzt ist er ein Greis. Das ist doch recht rasch gekommen.“ Und dann noch eine kurze Weile — dann sagten seine Kameraden und Bekannten: „Nun ist es mit dem auch vorbei!“

„Die Söhne sind ja wohl alle drei schon in Amt und Brot?“

„Jawohl, ja. Das heißt, Zuschuß brauchen sie alle noch. Der Aelteste, der Zivilist, der hat vor längerer Zeit seinen Doktor gemacht und ist jetzt Privatdozent; er hat also nur das, was aus den Kollegiengeldern seiner Zuhörer herauskommt. Und erfahrungsgemäß ist das ja bei den meisten Privatdozenten nicht viel, denn das Fettabschöpfen besorgen natürlich die Herren Professoren der betreffenden Fächer selber. Von den beiden Offizieren ist der eine jetzt Sekondeleutnant und Adjutant, der andre Premier. Aber der Alte hat ja immer sehr sparsam gewirtschaftet, mit dem Zuschuß wird's also nicht hapern. Er hat ja ziemlich hinzuverdient, seit er pensioniert war; an verschiedenen Fachzeitschriften war er Mitarbeiter, noch ziemlich bis in die letzte Zeit. Das Militärwochenblatt zum Beispiel brachte häufig Artikel von ihm.“

„Und dann noch eine Tochter da, was? Unverheiratet noch?“

„Ja, eine Tochter. Und unverheiratet. Wird's auch wohl bleiben; die ist jetzt wohl schon so fünf-, sechsunddreißig, ja, so alt ungefähr muß sie sein. Aber auch wenn sie noch jünger wäre, an Heiraten wäre wohl kaum zu denken. Sie ist nämlich ungewöhnlich häßlich. Und arm und obendrein häßlich — das ist zu viel des Schlimmen.“

„Für die wird er ja auch wohl gesorgt haben, daß sie für ihre alten Tage zu leben hat. Einstweilen hat ja nun die Mutter die Witwenpension, und wenn das ja auch etwas knapp ist . . .“

„Ja, knapp is das ja nur, das is richtig. Gut, daß es nur die eine Tochter ist! Mit Töchtern is das immer so 'ne Sache. Verdienen können die nichts, wenigstens in unsern Kreisen nicht. Und wenn es mit dem Heiraten dann auch nichts wird, dann is das wirklich gar nich so einfach. Und standesgemäß leben müssen sie doch.“

„Natürlich! Schon der Brüder wegen müssen sie das. Na, müssen sich eben einrichten.“

„Freilich. Da is denn weiter nichts zu wollen.“

Damit hatten die alten Herren ihr Thema zufriedenstellend erschöpft.

Das war nun fast schon ein Kunststück, das Leben der beiden Damen. Was das heißt: eine Summe X zum Verzehren haben und dabei den Anschein erwecken müssen, als ob sie X + Y wäre, das weiß nur der, der Gelegenheit gehabt hat, das ganz in der Nähe zu sehen und zu studieren. Da fangen sie ganz dilettantisch an mit dem Sicheinrichten, diese stillen unscheinbaren Heldinnen; und wenn das so jahrelang fortgegangen ist, dann haben sie fast schon eine Routine in diesem standesgemäßen Auftreten bei „bescheidenen Mitteln“. Ein ordentliches Studium hat's aber auch gekostet, von selbst kann das keiner; der eine lernt's leichter, hat von Natur mehr Begabung dafür, dem andern wird's bitter schwer. Es ist ja kaum zu glauben, was man sparen kann, wenn man's ordentlich versteht; wenn man die ganze Zeit, die mancher andre zum Erwerben braucht, nur darauf verwendet, zu überlegen und zu studieren, wie man sparen kann! Nur haarscharf muß man unterscheiden, wo dies Sparen unbemerkt geschehen kann und wo nicht.

Einmal war ihnen der Gedanke gekommen, ein Pensionat einzurichten. Es kamen stets so viele Ausländer, die hohe Preise zahlten, in die Stadt, und in den letzten Jahren hatten sich mehr und mehr alleinstehende Damen der guten Gesellschaft, die ihre Einkünfte erhöhen mußten, diesem Erwerbe zugewandt; er war ganz standesgemäß geworden. ‚Wenn einem das gelänge, wie ruhig könnte man dann in die Zukunft sehen; welches Glück wäre das für Olga!‘ dachte die Generalin.

„Brillante Einnahmen könntet ihr davon haben,“ versicherten ihre Bekannten sie.

„Aber auch brillante Ausgaben,“ gestanden sich die beiden Damen, als sie miteinander die Sache näher überlegten. Brillante Küche, brillante Möbel, brillante Bedienung, jawohl, das alles wurde verlangt von denen, die einigermaßen gut zahlten. Also alles müßten sie ändern, alles müßte einen andern Zuschnitt bekommen. Vor allem müßten sie die kleinere und billigere Wohnung, die sie seit dem Tode des Vaters innehatten, wieder mit einer größeren vertauschen, müßten ihre Einrichtung, von der sie damals einen Teil verkauft, solcher größeren Wohnung entsprechend wieder vervollständigen.

Und was das alles kostete, das war sehr leicht zu berechnen, aber sehr schwer zu bezahlen.

„Die einzige Möglichkeit wäre die, daß wir's von meinem Kapital nähmen," sagte die Tochter.

„Um des Himmels willen, Kind!" wehrte die Mutter ab. „Der Vater hätte ja keine Ruhe im Grabe, wenn wir das thäten. Allein das Risiko, wenn man das bedenkt! Nun nimm mal an, wir machen alle möglichen Anschaffungen, und dann geht die Sache nicht so, wie man denkt. Das ist schon vielen passiert. Nein, von deinem bißchen Kapital dürfen wir nichts, gar nichts nehmen, das rühren wir nicht mit dem kleinen Finger an. Deine Zukunft darf auf keinen Fall in Frage gestellt werden. Wir müssen mit Sparen verdienen, wie der Vater sagte, weißt du noch? Da ist wenigstens nichts riskiert." Und sie riskierten nichts und gewannen nichts, sondern sie sparten weiter wie bisher; so viel als nur möglich war, schränkten sie sich ein.

Der Zuschuß der Brüder, um den wenigstens brauchten sie sich keine Sorge zu machen, für den hatte der Vater gesorgt, über seinen Tod hinaus: für mehrere Jahre lag dieser Zuschuß bereit. Das heißt, wenn Mutter und Schwester keinen Pfennig von dieser Summe für sich gebrauchen würden. Und nicht um die Welt hätten sie das gethan, der „Zuschuß" war ihnen heilig.

„Eher trocken Brot essen!" sagte die Mutter.

„Lieber hungern!" pflichtete die Tochter bei.

Uebrigens lebten die Brüder so solide, wie es sich mit ihrem Berufe nur eben vertrug; von Schuldenmachen war keine Rede. Und doch kam eines Tages ein Brief vom Jüngsten, der die Damen in Angst und Schrecken versetzte. Sein Pferd war gestürzt, so schlimm, daß es hatte getötet werden müssen; nun hieß es, ein neues kaufen. Aber woher die 1200 Mark nehmen, die es kostete?

„Wir nehmen's von meinem Gelde," sagte die Tochter. „Selbstverständlich!"

„Ja, mein gutes Kind," erwiderte die Mutter, „ich wüßte auch thatsächlich nicht, was uns anders übrig bliebe. Denn sieh mal, wenn er's ja auch vielleicht erst aus einer militärischen Kasse bekommen könnte, da wird es ihm doch sofort nach und nach am Gehalt wieder abgezogen. Und das wäre doch wahrhaftig nicht leicht für ihn. Das einfachste wäre da allerdings, wenn du es ihm geben wolltest."

„Aber natürlich, das versteht sich von selbst!"

„An und für sich ist ja auch gar keine Gefahr dabei," fuhr die Mutter fort. „Die Zinsen wird Georg dir ja immer pünktlich zahlen können. Daß er dir das Kapital dann vielleicht erst spät und nach und nach zurückzahlen kann, das schadet ja nichts."

„Nein, das schadet ganz und gar nichts."

„Der arme Junge kann ja doch nichts dafür, daß er das Malheur gehabt hat."

„Behüte! Man muß Gott danken, daß ihm selber bei dem Sturze nichts passiert ist. Ich will nun gleich zum Banquier gehen und das Geld holen und es dann gleich selbst zur Post bringen, damit der Aermste sich nicht ängstigt."

Am andern Tage hatte der Bruder das Geld. Das hatte er auch mit Bestimmtheit erwartet. Er wußte ja, daß für die Schwester ein kleines Kapital angesammelt war. Was war also natürlicher, als daß die ihm die Summe einstweilen gab; wenn er erst mal Stabsoffizier war, konnte er sie ja zurückerstatten. ‚Ob sie nun die Zinsen vom Banquier bekommt oder von mir, das bleibt sich doch gleich,' dachte er.

„Nun sieh," sagte die Mutter, „was für'n Glück, daß wir dein kleines Kapital noch unangetastet hatten! Was hätte nun sonst der arme Georg machen sollen!"

*

„Wissen Sie schon, die Generalin Claussen ist gestorben!" hieß es eines Tages. In den scharfen windigen Oktobertagen hatte sie sich eine Lungenentzündung zugezogen, von der sie nicht wieder gesunden sollte.

„Die Aermste!" sagten die Damen der Bekanntschaft des Fräulein Claussen, „nun steht sie hier ganz allein! Gottlob hat sie die Brüder, die sie zuweilen sehen kann!"

Und die Herren sagten: „Das ist jetzt schlimm für sie. Nun fällt die Pension der Mutter fort, von der sie doch mit profitiert hat. Es fragt sich nun, ob die Ersparnisse, die der Alte früher machen konnte, groß genug sind, daß sie davon leben kann, wenn auch nur sehr bescheiden. Aber das ist kaum anzunehmen."

„Ein wahres Glück, daß sie die Brüder hat! An denen hat sie doch nun einen Halt."

„Und wenn die jetzt auch nichts für sie thun können, heiraten sie doch vielleicht einmal reich und können dann ordentlich für sie sorgen."

Es war sehr wohlthuend für Olga, in den schweren Tagen so viel herzliche Teilnahme zu finden, aber es war geradezu beruhigend für sie, mit den Brüdern ihre Lage besprechen zu können. Die bare Hinterlassenschaft der Eltern verteilte sich sehr einfach. Da war erstens der vom Vater bestimmte Zuschuß der Brüder. Und da war ferner das kleine Kapital der Schwester. Und da war außerdem — nichts.

„Wir verzichten doch sämtlich zu Olgas Gunsten auf jeden Nachlaß der Eltern an Mobiliar und sonstigem Hausrat, nicht wahr?" fragte der Privatdozent, als er mit den Brüdern die Lage der Schwester besprach.

„Aber versteht sich!" stimmten sie zu. „Natürlich, gern!"

„Ich denke, sie kann auch alles am besten verwerten," fuhr der Aelteste fort. „Uns, die wir bis jetzt keinen eignen Hausstand haben, wären die Sachen doch nur zu Last."

„Ja, ich wüßte auch thatsächlich momentan nicht, wohin damit. Ich bin so gut aufgehoben in meinem jetzigen Logis, daß ich wegen 'nem paar eigner Möbel nicht gern wechseln möchte."

„Und wenn wir mal später heiraten, dann passen die Sachen auch nicht recht in eine neue Einrichtung hinein," sagte der Leutnant. „Was sollte man dann also damit machen? Dann müßte man sie ja doch verkaufen."

„Und dabei kommt nur wenig heraus, das weiß man ja, wenn auch alles sehr gut erhalten ist, weil die Mutter und Olga so musterhaft zu schonen verstanden. Aber schließlich hat jedes Ding ja doch seine Zeit und geht mal zu Ende. Viel Wert steckt thatsächlich nicht mehr drin."

„Also gut, wir sind alle drei einverstanden," resümierte Doktor Claussen, „wir verzichten zu Olgas Gunsten auf jeden Nachlaß an Hausrat. Aber nun die Hauptsache: was meint ihr, wird sie von den Zinsen ihres kleinen Kapitals leben können?"

„Na, wenn ich so nachrechne — nein, an und für sich wär' das nicht gut möglich," entgegnete der Premier. „Schließlich kann sie doch nicht existieren wie 'ne Tagelöhnerin!"

„Unsre Schwester! Nein, das kann sie weiß Gott nicht!" bestätigte der Leutnant. „Aber seht mal," fuhr er fort, „ich denke mir, wenn sie nun diese komplette Einrichtung ganz allein bekommt — damit läßt sich was anfangen, tausendnochmal!"

„Das ist leicht gesagt," meinten die beiden Aelteren, „was anfangen! Aber was denn? Sie kann doch nicht Zimmervermieterin werden! Und außerdem — ohne daß man eine Summe, wenn auch nur eine geringfügige riskiert, ist fast nichts zu machen. Und den Frauen fehlt es meistens an Unternehmungsgeist: etwas riskieren ist ihnen gewissermaßen gegen die Natur."

„Am nächsten läge es ja, einer von uns nähme sie zu sich. Man wäre ja auch brillant bei ihr aufgehoben. Und das, was man jetzt fremden Leuten zu verdienen giebt, das käme dann der eignen Schwester zu gute. Aber . . ."

„Aber?" fragten wie aus einem Munde die beiden andern.

„Aber was wird aus ihr," wollte ich sagen, „wenn der, mit dem sie jetzt zusammenziehen würde, heiratet?"

„Ja eben, das ist die Schwierigkeit," fanden alle. Nein, mußten sie gestehen, es wäre gewissenlos, sie jetzt zu einer Loslösung aus den gewohnten Verhältnissen zu veranlassen, wo man ihr nicht zugleich garantieren konnte, daß die neue Heimat, die man ihr böte, eine für die Dauer sein würde. Nein, diesen Plan mußte man entschieden fallen lassen. Ueberhaupt, das wollte reiflich überlegt werden, übers Knie ließ sich das nicht brechen.

„Zum Glück brennt ja die Angelegenheit nicht; jetzt, in der ersten Zeit, bekommt sie ja noch das Gnadenquartal von unsrer seligen Mutter Pension. Das ist für den Augenblick erst mal eine große Beruhigung, und inzwischen läßt sich ja weiter überlegen. Unsre nächste Aufgabe ist nun, ihr Mut zu machen. Dafür sind wir doch nun mal die Brüder."

„Sieh mal, wegen des Zuschusses da brauchst du dir keine Sorgen zu machen," sagten ihr die beiden Offiziere. Jeder für sich teilte ihr vertraulich mit, daß er so gut wie verlobt sei. Und da war ja kein Grund vorhanden, mit der Heirat noch lange zu warten. Eine „Geldheirat" würde das nicht sein, bewahre, keine Rede davon. Aber daß das angenehm war, daß sie voraussichtlich hübsch zu Vermögen kommen würden, das war ja nicht zu leugnen. Und bis zu ihrer Verheiratung würde der vom Vater deponierte Zuschuß ausreichen. Vielleicht würde Karl, der Premier, auch über Nacht Hauptmann — zwei Vordermänner hatte er nur noch — dann war für den ja überhaupt keine Zulage mehr nötig. Und mit dem Zuschuß für Robert — das konnte doch auch nur noch kurze Zeit dauern, dann hatte der seine Professur und brauchte gleichfalls nichts mehr.

„Und wegen der 1200 Mark von damals, weißt du, da sei ganz ruhig," sagte Bruder Georg. „Auf die Zinsen kannst du immer mit Bestimmtheit rechnen, die schick' ich dir auf den Tag. Und das Kapital selber — na, ich denke, das kann ich dir bald gleich auf einem Brett zurückzahlen."

„Und überhaupt," ermutigte sie der zukünftige Professor, „vergiß nicht, für alle Fälle hast du ja uns, deine Brüder, die dir mit Rat und That zur Seite stehen."

•

‚Ich will doch mal sehen,' dachte ein alter Freund ihres verstorbenen Vaters, ‚ob sich da nichts machen läßt. Man müßte mal versuchen, ob sie nicht aus einer dieser Kassen eine jährliche Unterstützung bekommen kann. Da könnten vielleicht die beiden Brüder, die Leutnants, mal auf den Busch klopfen. Muß mal mit denen sprechen. Möglicherweise kostet das denen nichts als ein paar gute Worte an der richtigen Stelle.'

„Ja natürlich," stimmte der Premier bei, „das wäre äußerst günstig für sie, wenn sich da was erreichen ließe."

Und der jüngste Bruder war derselben Ansicht. „Vortrefflich wäre das, thatsächlich vortrefflich!"

„Vielleicht könnten Sie da mal ein wenig sondieren," meinte der alte Herr, „da Sie ja am Orte sind."

„Das wäre am Ende ganz praktisch," gab der eine zu. Und der andre erwiderte: „Mit der gehörigen Vorsicht ließe sich das vielleicht ganz gut machen."

Und dann war der alte Herr wieder fortgegangen mit dem angenehmen Bewußtsein, die Vorarbeiten für die Sache in die besten Hände gelegt zu haben.

Darauf war der eine der Brüder mit großen Schritten, die Arme auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer auf und ab gewandert, und der andre hatte aus dem Fenster geschaut. Und dann war jener stehen geblieben, und dieser hatte sich zu ihm umgedreht.

„Das wird verflucht schwierig sein," hatte der eine gesagt. Und der andre hatte geantwortet: „Läßt sich überhaupt nicht machen."

Und beide waren übereingekommen: das ging einfach nicht, irgend jemand merken zu lassen, daß sie eine unterstützungsbedürftige Schwester hatten.

„Das würde sicher keinen guten Eindruck bei den Vorgesetzten machen."

„Da riskierte man thatsächlich allerlei."

„Das könnte direkt schädlich für unsre Carriere sein."

„Schließlich, wozu braucht man da auch erst zu sondieren? Ob es da nicht das richtigste ist, sie macht selber direkt eine Eingabe? Und dann vielleicht eine Befürwortung des Gesuchs durch den Alten selber? Das wäre doch sicherlich das beste. Der Freund ihres verstorbenen Vaters, ein General, das wiegt doch entschieden ganz anders, wenn der ein Wort sagt, als wenn wir das thun. Wollen mal sehen, wie Robert darüber denkt."

Es fand sich, daß Robert genau so dachte wie sie. „I behüte, ihr könnt das nicht. Für die eigne Schwester um Unterstützung nachsuchen, das würde sich sehr wenig schön machen. Das kann ein unbeteiligter dritter viel besser."

„Na also, ganz unsre Ansicht. Es ist besser, wir lassen die Finger davon."

„Ganz ohne Zweifel!"

„Aber ich will ihr sehr gern ein Gesuch aufsetzen, wenn sie das wünschen sollte," erbot sich der Leutnant.

„Ich auch, mit Vergnügen. Sie wird mit der Form nicht genau Bescheid wissen. Das ist ja auch nicht zu verlangen."

„Natürlich, da müßte man ihr selbstverständlich behülflich sein," sagte der Gelehrte.

Und sie berichteten der Schwester von dem Besuch des alten Freundes der Familie und von seinem guten Rate, daß sie sich um eine jährliche Unterstützung bewerben möge. Und sie sagten: „Wenn du Schritte in dieser Richtung thun willst, so sag's nur. Wir setzen dir das Gesuch auf, du brauchst es nur abzuschreiben. Wir stellen uns ganz zur Verfügung."

*

„Und nun nehmen Sie mal an, wie man oft so wider Erwarten Glück haben kann," begann die freundliche alte Excellenz. „Unsre gute Claussen ..."

„Ja, die soll ja einen Klosterplatz bekommen haben," unterbrachen sie ihre beiden Nachbarinnen rechts und links. „Ist das wirklich wahr?"

„Freilich ist das wahr. Grad wollt' ich erzählen, wie das so plötzlich gekommen ist. Sie wissen, daß ihr einer Bruder, der jetzt Hauptmann ist, sich vor längerer Zeit verheiratet hat. Zwei Jahre oder so kann's her sein."

Ja, das war so ungefähr zwei Jahre her, sie erinnerten sich genau.

„Nun, und seine Frau, die ist doch, wissen Sie, die Nichte von dem Geheimrat Kersten. Und der intimste Freund von diesem wieder ist eine sehr maßgebende Persönlichkeit im Ministerium des Innern. Und diesem Ministerium dem untersteht doch eben die Klosterkammer."

„Aber wie ist denn die Sache überhaupt zuerst in Fluß gekommen?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt. Ich weiß es von Olga selber. Eines Tages spricht ihr Bruder mit seiner jungen Frau über seine Schwester. Und wie das doch ganz natürlich war, sprechen sie auch haarklein ihre ganze pekuniäre Lage durch bei Heller und Pfennig. ‚Und davon soll sie existieren?' fragt die Schwägerin ganz erstaunt. ‚Aber das kann sie ja einfach nicht, das ist doch nicht menschenmöglich!' hat sie gesagt. Die ist als einzige Tochter reicher Eltern natürlich sehr verwöhnt und wird wohl so viel für Handschuhe und Krawatten gebraucht haben, wie Olga Claussen für ihren ganzen Unterhalt brauchen darf.

„‚Und ist da nirgends eine Chance, daß sie einmal mehr bekommen könnte?' hat sie dann gefragt.

„‚Eine Chance? Nein, wenigstens nicht, soviel mir bekannt ist. Das heißt: doch, *eine* Chance hat sie, nämlich die Anwartschaft auf einen Klosterplatz, und zwar bereits seit vielen Jahren. Wenn sie Geduld hat, kann sie diesen Klosterplatz vielleicht noch einmal in ihrem Leben thatsächlich bekommen.' Und dabei hat er spöttisch gelacht.

„Da fällt es auf einmal der Frau ein: ‚Aber, mein Himmel, der alte Geheimrat von Werdow ist ja Dezernent für diese Geschichte mit den Klosterplätzen. Da geh' ich doch wahrhaftig morgen sofort zum Onkel Kersten, der muß mir mal mit dem ein Wörtchen reden. Ob es nicht vielleicht möglich ist, da etwas Dampf hinterzusetzen ...'

„Und was glauben Sie, diese verwöhnte kleine Frau hat mit ihrer Energie die Sache thatsächlich fertiggebracht: sie hat gebohrt und gebohrt, die ganzen zwei Jahre hindurch, und seit acht Tagen hat ihre Schwägerin nun wahrhaftig den Klosterplatz!"

*

Auch in dem engeren Bekanntenkreise des Fräulein Claussen war man allgemein überrascht und, da Fräulein Claussen sehr beliebt war, auch allgemein erfreut.

„So lange hat das gedauert, und nun auf einmal fällt ihr dies Glück so vom Himmel herunter!"

Und man verarbeitete dies Thema, man zerbröckelte, man zerkrümelte es geradezu.

„Hübsch ist sie nie gewesen, Geld war ebenfalls nicht da. Also von Heiraten war keine Rede."

„Und was gelernt, womit sie sich ihr Brot hätte verdienen können, hatte sie auch nicht, soviel ich weiß."

„I behüte, nein!"

„Und was die Eltern für sie haben ersparen können, das kann doch auch nicht viel sein."

„Bewahre! Aus irgend einer Kasse soll sie eine jährliche Unterstützung haben, sonst wär' es überhaupt nicht gegangen."

„Nun also, wovon hätte sie denn da auf ihre alten Tage leben sollen?"

„Ja, die kann froh sein!" sagten die Bekannten. „Versorgung auf Lebenszeit, das läßt man sich gefallen. Ja, wer solchen Klosterplatz ergattert, der ist gut dran!"

„Aber dafür muß man eben auch seine Fürsprecher haben. Wenn sie alleinstände, da hätte sie lange warten können! Aber zwei Brüder in der Armee, die natürlich alle möglichen Konnexionen haben — das soll wohl helfen!"

„Ja, wenn die Brüder nicht wären," sagte eine gute alte Freundin der verstorbenen Generalin, „da sollte es wohl manchem armen Mädchen schwer werden, standesgemäß durchzukommen!"

Die neuesten Methoden der Müllabfuhr und -Verwendung in den Großstädten

Die Hygiene oder Gesundheitslehre ist eine Wissenschaft, die unter ihren Schwestern eine eigenartige Stellung einnimmt. Einerseits kann man ihre Geschichte bis in die frühesten Stadien der Kultur zurückverfolgen, denn bereits in den Großstädten des Altertums, wie Babylon, Ninive und den Städten am Nil, waren Vorrichtungen für die Zuführung frischen Wassers und Systeme für die Kanalisation vorhanden, nebst mannigfaltigen Einrichtungen, um das Wohlbehagen, wenigstens der Könige und der Großen, zu erhöhen; andrerseits pflegt man die Hygiene mit Recht als einen modernen Wissenszweig zu betrachten. Sie erscheint uns jetzt als ein Teil der Naturwissenschaft, deren Methoden sie mit Bewußtsein verfolgt. Der wichtigste Zweig der Hygiene ist den städtischen Angelegenheiten gewidmet. Das Zusammenströmen vieler Menschen ist leicht geeignet, Krankheiten und Epidemien zu veranlassen, und es muß daher die erste Hauptaufgabe eines modernen Staates sein, dafür Sorge zu tragen, dies zu verhindern. Sind doch die furchtbarsten Geißeln, die Pest, die Cholera und andre Volkskrankheiten, die früher in kurzer Zeit ganze Länder verödeten, durch eine weise Verwendung hygienischer Maßnahmen auf ein Minimum zurückgeführt worden.



Geschlossener Müllkasten

Eine wesentliche Aufgabe vorsorglicher Stadtväter im Sinne der Hygiene besteht in der Fortschaffung der städtischen Abfallstoffe. Man kann sie am einfachsten in flüssige und in feste scheiden. Ueber die Art und Weise, wie die ersteren zu beseitigen sind, herrscht wohl im allgemeinen kein Streit mehr; ihr Transport durch ein unterirdisches Kanalsystem ergab sich eben aus dem physikalischen Charakter der Flüssigkeiten gewissermaßen von selbst. Viel größere Schwierigkeiten bot und bietet auch jetzt noch die Fortschaffung und endlich auch die Vernichtung oder Verwendung der festen Abfallstoffe, des Hausmülls.

Das einfachste Verfahren, um sich von den unliebsamen Ueberbleibseln des täglichen Lebens und der häuslichen Gepflogenheiten zu befreien, besteht in ihrer Hinausschaffung aus den Grenzen des Stadtgebietes auf zu andern Zwecken ungeeignete Ländereien oder auf Landflächen, die zu solchen Zwecken besonders erworben wurden. Bis auf den heutigen Tag verfahren in diesem Sinne noch viele Großstädte ersten Ranges; also in der gleichen Weise, wie es unsre Vorväter vor Jahrhunderten und Jahrtausenden für ersprießlich erachteten. Auch heute noch, wie vielleicht einst ein Bürger Babylons, wird der moderne Großstädter durch mit Müll gefüllte offene Wagen an heißen und windigen Sommertagen sich belästigt fühlen und kopfschüttelnd den niedrigen Stand der heutigen Abfuhrtechnik verdammen und bestaunen. Aber auch die Anhäufung großer Müllmengen in der Nähe der Stadtgrenzen hat ihr Bedenkliches. Die Geschichte



Geöffneter Müllkasten

der Epidemien führte den traurigen Nachweis, daß durch die Ansammlung von Abfallstoffen gefährliche Seuchen verstärkt und verbreitet worden sind. Endlich lehrt auch eine Rechenaufgabe elementarster Art, daß die Flächen der zur Abfuhr bestimmten Ländereien an Grenzen geknüpft sind. Es ergeben sich somit zwei dringende Aufgaben als Forderungen einer vernünftigen und notwendigen Hygiene. Die erste besteht in der staubfreien Entfernung des Stadtmülls aus den Grenzen der Stadt, die zweite in der Vernichtung des Mülls oder in seiner Ausnützung zu industriellen und landwirtschaftlichen Zwecken nach vorhergehender Sterilisierung.

Noch vor etwa einem Jahrzehnt überwog bei fast allen Stadtverwaltungen die Meinung, daß es am sichersten sei, die städtischen Abfälle durch Verbrennen zu vernichten und aus der Welt zu schaffen. Besonders in England hat man in diesem Sinne gewirkt, und es sind Oefen nach den verschiedensten Prinzipien gebaut worden, die die Aufgabe der Müllverbrennung auch ganz vorzüglich gelöst haben. Es war daher natürlich, daß auch auf dem Kontinent,

z. B. in Deutschland, die Magistrate beschlossen, nach englischem Muster zu verfahren. Später hat sich herausgestellt, daß die Art der Müllbehandlung sehr wesentlich von der Art des Hausmülls abhängen muß und daß dieses nicht nur in verschiedenen Ländern beziehungsweise Städten, sondern sogar zu verschiedenen Jahreszeiten und in den verschiedenen Stadtteilen eine verschiedenartige Zusammensetzung hat.

Ganz roh betrachtet, muß das Hausmüll in das Fein- und Grobmüll eingeteilt werden. Das Feinmüll besteht fast einzig und allein aus Asche, Sand und Stubenkehricht und stellt somit ein unverbrennliches Pulver dar; das Grobmüll dagegen setzt sich aus der großen Menge der Abfallstoffe zusammen, die das tägliche Leben vereinigt, aus Glas, Holz, Fleisch, Brot, Papier u. dgl. mehr. Am einfachsten wäre es, dafür Sorge zu tragen, daß auf den Höfen der Häuser zwei Gefäße, und zwar das eine für das feine, das andre für das Grobmüll aufgestellt würden; dann wäre es verhältnismäßig leicht, die beiden geschiedenen Müllarten ohne weiteres je nach einer entsprechenden Methode zu behandeln. Die Praktiker haben aber erklärt, daß es unmöglich sei, das Hauspersonal zu einer solchen Trennung zu schulen und zu veranlassen.

Das Hausmüll wird stets in gemischtem Zustande seiner späteren Verwendung zugeführt werden. Es hängt nun die Möglichkeit einer rationellen Verbrennung wesentlich von der Art des Feinmülls ab. In England erfolgt die Heizung der Zimmer zumeist durch Kohlen. Es bleiben hierbei erfahrungsgemäß so viel unverbrannte Kohlenreste zurück, daß sie ausreichend sind, um das Gesamtmüll brennfähig zu machen und es während der ganzen Behandlungszeit brennend zu halten. In vielen Städten Deutschlands dagegen, z. B. in Berlin, wird mit Vorliebe die Zimmerheizung durch Braunkohlenbriketts, sogenannte Darrsteine, veranlaßt. Die Braunkohlenbriketts, die den Steinkohlen gegenüber einen nur minderwertigen Heizwert besitzen, verglimmen bei der Heizung vollkommen und hinterlassen eine staubartige Asche ohne jeglichen Brennwert. Das ist der Grund, daß besonders in den Wintermonaten das Berliner Hausmüll ohne künstliche Zusätze nicht brennt. Auf Grund dieser Thatsache ist man in Berlin und auch in andern Städten, in denen die Braunkohlenheizung vorwiegt, von der Müllverbrennung zurückgekommen. In Hamburg dagegen, wo ähnliche Heizverhältnisse obwalten wie in England und in vielen Städten Frankreichs, ist man der Müllverbrennung treu geblieben.

Wenn es auch für den Stadthygieniker als erste Aufgabe gilt, die Müllmassen zu vernichten, so muß doch in Erwägung gezogen werden, daß selbst durch die Verbrennung sich das niemals vollkommen erzielen läßt. In den großen Verbrennungsöfen, die in so mannigfaltiger Form Verwendung finden, bleibt außer den Aschebestandteilen eine feste Schlacke zurück, die den Scharfsinn der Techniker vielfach beschäftigt hat. Man versuchte aus ihr brauchbare Produkte zu erzielen. So sind aus ihr besonders Steine mit und ohne fremde Beimischungen erzeugt worden. Im allgemeinen ist aber das Urteil über die Güte und Verwendbarkeit dieser Produkte kein besonders günstiges. Aus diesen Gründen hat sich die Zahl der Freunde der Müllverbrennung sehr vermindert. Man begnügt sich jetzt zumeist damit, nach erfolgter Desinfektion und Sterilisierung die Müllmengen durch Auslese von den noch brauchbaren Bestandteilen zu befreien und diese der Industrie zuzuführen und den Rest im Interesse der Landwirtschaft zur Kultivierung von Oedländereien, zur Herstellung von Wegen und Straßen u. dgl. zu verwenden.

Der bedeutendste Fortschritt der Müllbehandlung ist jetzt darin zu sehen, daß bei den sämtlichen neueren Systemen die Müllbeseitigung aus den Städten und die Müllvernichtung oder Verwendung außerhalb der Städte nach bestimmten einheitlichen Grundsätzen erfolgt. Einer der glücklichsten Vorkämpfer auf diesem Gebiete war von Esery, der in Budapest eine mustergültige Anlage durchgeführt hat, an die sich die meisten neueren Systeme bewußt oder unbewußt anlehnen.

Noch häufig wird die Fortschaffung des Hausmülls in der Weise vollführt, daß die Metallkästen, die in den Häusern zur Müllaufnahme aufgestellt sind, nach ihrer Füllung gegen leere ausgewechselt werden und auf Rollwagen nach den Stadtgrenzen gelangen. Diese Art der Müllabfuhr hat einen großen Fehler; die Kästen sind gewöhnlich durchaus nicht dicht und entwickeln bei bewegter Luft Staub. Zudem dürften die Gefäße, die undesinfiziert wiederum nach der Entleerung in beliebige Häuser gelangen, leicht im stande sein, Krankheitserreger zu übertragen und Abfallstoffe von einem



Geöffneter Müllkasten, daneben der Einsatz

Hause zum andern zu verschleppen. Dieses mit Recht viel bekämpfte System ist neuerdings durch die Gesellschaft „Puritas“ in eigenartiger Weise umgeformt worden. In dieser neuen Durchbildung dürfte es sich ganz vortrefflich für die Abfuhr in Städten eignen und die meisten Konkurrenten schlagen. An der Hand von Bildern ist es leicht, die Hauptphasen des Systems vorzuführen. Das eine Bild zeigt den festen, eisernen, am Hause verankerten Kasten, der durchaus schließt und in bestimmten Intervallen durch angestellte Beamte eine gründliche Reinigung erfährt. Zwei weitere Bilder veranschaulichen geöffnete Kästen. In dem einen erblickt man im Metallkasten einen viereckigen Sack aus dickem imprägnierten, besonders für diesen Zweck hergestellten Leinenstoff, der unten in einen metallenen Boden endigt. Innerhalb des Sackes auf dem Metallboden steht während der ganzen Gebrauchszeit ein oben und unten offenes viereckiges Metallgefäß von der Form einer abgestumpften Pyramide. Es ragt auf dem zweiten Bilde oben aus dem Sacke heraus und ist auf dem dritten — vor der Fortschaffung des Sackes vom Hofe — aus ihm entfernt. Die Einführung der Metallpyramide hat den Zweck, den Sack bis zur Abholung gegen die Einwirkung des Müll zu schützen. Ehe er aus dem äußeren Metallkasten herausgezogen wird, erhält er durch einen festen Metalldeckel einen hermetischen Verschluß. Die staubsicheren Säcke gelangen darauf in feste, gut verschlossene Wagen und sollen z. B. in Berlin der nächsten Station der Ringbahn zugeführt werden, von wo aus sie endlich per Bahn zu den Aufbereitungsstellen, also den Stationen, gelangen, wo man die Säcke entleert. Hier dürfte sich auch leicht Gelegenheit finden, die entleerten Säcke vor ihrer Rückkehr in die Stadt zu neuer Verwendung durch heiße Luft oder heiße Dämpfe einer Desinfektion zu unterziehen. Das System „Puritas“ hat wesentliche wirtschaftliche und hygienische Vorteile. Die Säcke nehmen in den Wagen nicht mehr Raum ein, als in ihnen wirklich



Abfuhrwagen

Müll vorhanden ist. Es vermindern sich daher die Abfuhrkosten gegenüber dem noch viel gebrauchten Kastensystem. Endlich wird dadurch, daß die Säcke erst in der Aufbereitungsanstalt außerhalb der Stadt entleert werden, thatsächlich jede Verunreinigung der Luft durch Müllstaub verhindert.

Ein nicht minder der älteren Abfuhr gegenüber vorteilhaftes System wurde von der Gesellschaft „Staubschutz“ geschaffen. Die Abfuhr erfolgt nach dem sogenannten Sammelwagensystem, wonach die auf den Grundstücken aufgestellten Müllkästen verschlossen an den Sammelwagen getragen, an seiner Längsseite eingehängt und durch dessen Einschüttungsöffnung in den Wagenkasten entleert werden. Dies geschieht durch Ueberkippen des Müllkastens, wobei sich dessen Deckel und der Verschluß der Einschüttöffnung gleichzeitig und selbstthätig derart öffnen, daß beide Kästen einen einzigen, nach allen Seiten geschlossenen Raum bilden. Ein Entweichen von Staub bei diesem Vorgange ist also unmöglich. Die beiden letzten Bilder zeigen zwei verschiedene Systeme dieser Abfuhrwagen. Nach der Entleerung gelangt der Müllkasten wieder an seinen ursprünglichen Standort zurück. Ein Umtausch der gefüllten Müllkästen gegen leere, wie bei den älteren Systemen, findet also nicht statt, und ein Uebertragen infizierter Kästen von einem Hause ins andre kann nicht erfolgen. Die fest geschlossenen Sammelwagen gelangen endlich nach Vollendung ihrer Tour nach bestimmten Stationen (Umschlagstellen), wo man ihren Inhalt durch Oeffnung unterer Klappen in Eisenbahnwagen oder Kähne staubfrei umladet.



Abfuhrwagen

Die neueren, zumeist in der Praxis bereits erprobten Müllabfuhrsysteme verfolgen im weiteren nicht das Prinzip der Müllverbrennung, sondern der Müllauslese und der Müllverwertung nach erfolgter Reinigung durch heiße Luft oder heiße Wassergase. Genaue Rentabilitätsberechnungen ergaben, daß in der Weise durch Verwertung des städtischen Unrats sogar noch ein beträchtlicher Gewinn erreicht werden kann.

Franz Bendt

Die venezolanische Flotte

(Siehe die Abbildung Seite 88 und 89)

Die venezolanische Flotte, von der ein Teil durch die vereinigten deutschen und englischen Streitkräfte auf der Reede von La Guaira zum Sinken gebracht wurde, wird vorzugsweise zum Zolldienst auf dem Orinoko und an dessen Mündungen benutzt. Die beiden größten Schiffe, das Torpedokanonenboot „Restaurador", das von dem deutschen Kriegsschiff „Vineta" genommen und unter deutscher Flagge in Dienst gestellt wurde, und der Torpedokreuzer „Bolivar" sind die schnellsten Schiffe dieser kleinen Flotte. Das Torpedofahrzeug „Miranda" ist unbedeutend. „Restaurador" ist mit schnellfeuernden Geschützen bewaffnet, einer 7,6 Centimeter- und vier 5,7 Centimeter-Kanonen. „Bolivar" trägt zwei gewöhnliche 12 Centimeter- und vier 5,7 Centimeter-Geschütze. Von den Zollschonern sind die meisten ganz leicht armierte, ältere Schiffe; nur „General Crespo", der inzwischen versenkt wurde, und „Marschall Ayacucho" stammen aus den neunziger Jahren. „Zamora" mißt 351 Tonnen und führt gleich den älteren Fahrzeugen eine 3,7 Centimeter-Maschinenkanone und ein Maschinengewehr. Als der Präsident Castro dem ihm gestellten Ultimatum nicht entsprach, fuhren am 9. Dezember das deutsche und das englische Geschwader in den Hafen von La Guaira ein, um von den dort ankernden venezolanischen Kriegsschiffen Besitz zu ergreifen. Zehn deutsche und vier englische Kutter kamen längsseit der venezolanischen Schiffe und forderten sie, ohne zu schießen, auf, sich zu ergeben. Die Verbündeten nahmen alsdann die venezolanische Flotte im Namen des Deutschen Kaisers und des Königs von England in Besitz. Das deutsche Kanonenboot „Panther" hatte während dieser Vorgänge klar zum Gefecht gemacht. Hierauf wurden die venezolanischen Schiffe außerhalb des Hafens geschleppt und um zwei Uhr morgens die Schiffe „General Crespo", „Tutunco" und „Margerita" versenkt. Das Schiff „Assun" entging diesem Geschick, weil der französische Geschäftsträger es als Eigentum eines Franzosen bezeichnete. Außerdem wurden von den Engländern im Golf von Paria das venezolanische Truppenschiff „Zamora" und das Küstenpanzerschiff „23. Mai" beschlagnahmt; gleiches widerfuhr dem „Bolivar" durch das englische Kriegsschiff „Charybdis", während auch das venezolanische Schiff „Castillo Libertador" vor Puerto Cabello von den Engländern genommen wurde.

Litteratur

Was **Jules Claretie**, der geistvolle Direktor der Comédie Française, in den langen Jahren seiner Theaterpraxis an Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, hat er in seinem Roman „**Brichanteau, der Mime**" zusammengefaßt und zu einem wahrhaft klassischen Typus des wandernden Komödiantentums der Provinz geformt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Mit wachsendem Vergnügen wird der Leser den lustigen Gasconnaden und Fanfaronaden des stimmgewaltigen Menschendarstellers folgen, dem nur die Eifersucht seiner Kollegen auf sein phänomenales Organ den Weg zur ersten Bühne Frankreichs versperrt hat, der sich aber trotzdem rühmen darf, Mitglied aller übrigen Theater Frankreichs gewesen zu sein. In den Schilderungen seiner Erlebnisse, seiner Triumphe und seiner Niederlagen wie in der Charakteristik seiner Kollegen und Kolleginnen entrollt Brichanteau ungemein fesselnde Bilder, die einen Anspruch auf kulturgeschichtlichen Wert haben, da die Schauspielergeneration, in der er gelebt hat, dem Aussterben nahe ist. Diese alten Komödianten sind ihren Idealen treu geblieben, während das undankbare Publikum immer neuen nachjagt. Nicht ohne Rührung wird man lesen, wie einer nach dem andern von der alten Garde von dem Schauplatz seiner Thaten abtritt und ins Dunkel der Vergessenheit sinkt, nur nicht Brichanteau, der bis zuletzt — dank seiner Stimme! — als Ausrufer auf einem Rennplatz der Ungunst des Schicksals trotzt.

— Rasch nach dem in kurzer Zeit zu internationaler Berühmtheit gelangten Maxim Gorjki ist im Schrifttum Rußlands wieder ein Erzähler von hervorragender Begabung aufgetaucht, **Leonid Andrejew**, der fast noch schneller als jener auch im Auslande die Aufmerksamkeit der litterarischen Kritik erregt hat. Auch er ist, wie seine „**Erzählungen**" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) bekunden, ein Meister der knapp gefaßten Novelle. In seinen meist auf das Düstere und Geheimnisvolle gestimmten Schilderungen aus dem russischen Kleinleben offenbart er eine Kraft psychologischer Analyse, die auch die tiefsten seelischen Konflikte, wie sie z. B. dem Zusammenstoß westeuropäischer Kultur mit den nationalen Instinkten entspringen, meisterhaft zu zergliedern weiß. Der vorliegende Band enthält die sechs besten Erzählungen, die Andrejew bisher geschrieben hat; mit Interesse wird der deutsche Leser sich in diese eigenartigen, mit der Kraft und Sicherheit eines echten, ursprünglichen Talentes geschriebenen Geschichten vertiefen und der erstaunlichen Beobachtungs- und Darstellungsgabe des Dichters seine Bewunderung nicht versagen.

— Einem sehr löblichen Zweck dient die von Dr. Timon Schroeter geleitete Herausgabe des Werkes „**Für unser Heim**". Der Titel ist doppelsinnig, denn einmal wird hier ein Buch geboten, dem, von kleinen Ausstellungen abgesehen, eine weite Verbreitung im deutschen Hause zu wünschen ist, andrerseits aber soll der Ertrag dem im Aufbau begriffenen **Deutschen Schriftstellerheim in Jena** zufließen, das bekanntlich die Aufgabe verfolgt, eine Stätte zu schaffen, wo alte verdienstvolle Männer der Feder nicht nur vorübergehende Erholung, sondern auch eine Ruhestätte für ihren Lebensabend finden können. Den Schriftstellern ergeht es wohl etwas besser als den Mimen, denen die Nachwelt keine Kränze flicht, denn die bedeutenderen unter ihnen kommen in die Litteraturgeschichte und das Konversationslexikon, und die ganz großen erhalten sogar ihr schönes Denkmal. Aber wie wenige von ihnen, auch wenn sie Bleibendes geschaffen haben, ernten einen Lohn, der sie der Not des Alters enthebt! Da ist denn die Begründung des Heims in Jena ein schöner Anfang der Schriftsteller-Altersversorgung, ein Anfang, dem die Entwicklung zum weiteren Ausbau von Herzen zu wünschen ist. Das vorliegende Werk nun, ein stattlicher Folioband von 400 Seiten, enthält bisher nicht veröffentlichte Beiträge von mehr als 200 Autoren unter Beigabe des Porträts und meist selbst geschriebener Lebensskizze. Eine erschöpfende Uebersicht über das heutige deutsche Schrifttum giebt nun das Buch keineswegs. So viele berühmte und angesehene Namen es enthält, es fehlt eine große Anzahl gleichwertiger Dichter und Denker, aber nicht jeder Autor ist in der Lage oder Laune, zu solchem Unternehmen beizusteuern, und manchen hat man wohl auch aufzufordern versäumt. Ingleichen findet man in dem Werke etliche in den weitesten Kreisen unbekannte Poetlein, von denen man nicht recht begreift, wie sie sich hier einschmuggeln konnten, aber das Los aller Großen ist ja, daß sich die Kleinen an ihre Rockschöße hängen. Falls aber, wie wir hoffen und wünschen, das Werk neue Auflagen erlebte, da wäre es doch empfehlenswert, daß diese dii minorum gentium abgeschüttelt



Torpedokreuzer „Bolivar“ Torpedokanonenboot „Restaurador“ Torpedofahrzeug „Miranda“

Die venezolanische Flotte. Nach einer Zei



Zollschoner „Zamora" Zollschoner „Marschall Ayacucho" Zollschoner „General Crespo" Einschraubendampfer „Vencedor" Dampfschoner „Augusta"

ᴉnung von Willy Stöwer. (Text S. 87)

würden. Und um bei dem großen Publikum einem weiteren Irrtum vorzubeugen, sei erwähnt, daß nicht alle der Dichter und Denker heute so aussehen, wie sie dargestellt sind. Nicht wenige, die heute schon mehr als das halbe Jahrhundert hinter sich haben, erscheinen noch in der holden Jugend Maienblüte. Aber freilich, damals schuf mancher von ihnen sein Bestes, und gegen den Gesamteindruck des verdienstlichen Unternehmens wollen diese Ausstellungen nichts besagen. Es ist ein löbliches Werk, das vielseitige Anregung bringt, nicht zum wenigsten durch die Selbstbiographien, von denen einige, wie diejenige Johannes Trojans, Kabinettstücke feinhumoristischer Darstellung sind. Der Druck (von J. J. Weber in Leipzig) und der künstlerische Schmuck (nach mehr als hundert Originalzeichnungen) verdienen unumwundene Anerkennung. Im Buchhandel ist das Werk vorläufig nicht zu haben; darum möge man direkte Bestellungen an das Deutsche Schriftstellerheim in Jena richten.

— Es ist ein dankenswertes Unternehmen der Verlagshandlung J. J. Weber in Leipzig, in dem soeben von A. *Oskar Klaußmann* herausgegebenen Werke „*Kaiserreden*“ die wichtigsten und für seine Person und Politik bezeichnendsten Reden des Deutschen Kaisers zu bieten, die, übersichtlich gruppiert und durch einen erklärenden Begleittext untereinander verbunden, ohne jede persönliche und politische Nebenabsicht helle Streiflichter auf den Charakter und die Person Kaiser Wilhelms II. werfen. Das Buch faßt die Reden in drei großen Kapiteln zusammen, deren Ueberschriften lauten: „Der Friedens- und Versöhnungskaiser“, „Der Kaiser als Erhalter und Förderer des Reiches“, „Der Kaiser im engeren Kreise“. Jedes dieser Hauptkapitel zerfällt in eine Anzahl von Unterabschnitten, die Reden, Erlasse, Telegramme und stellenweise auch Briefe des Kaisers enthalten, die sich auf einen und denselben Gegenstand beziehen. Besonders inhaltreiche Abschnitte dieser Art sind: „Der Kaiser und Frankreich“, „Der Kaiser und die katholische Kirche“, „Der Kaiser und die Arbeiter“, „Der Kaiser und England“, „Der Kaiser und die Vereinigten Staaten von Amerika“, „Der Kaiser als Förderer von Handel und Schiffahrt“. Von besonderer Wirkung sind die Reden, die sich auf die Reichsidee, das deutsche Heer und die deutsche Marine beziehen. Kühnen Schwung zeigen die Stapellaufreden, die in einem Kapitel vereinigt sind. Der „Kaiser im engeren Kreise“ tritt uns näher in den Reden, die Wilhelms II. Vorbild, den Großen Kurfürsten, betreffen, in den Reden und Aeußerungen des Kaisers über seine Familienangehörigen sowie in den Ansprachen, die der Kaiser als Student, als Alter Herr und an seine Märker als Markgraf von Brandenburg gehalten hat.

— Von der *Allgemeinen Länderkunde*, die Professor Dr. *Wilhelm Sievers* im Verein mit andern hervorragenden Forschern im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig herausgiebt, ist jetzt der *Australien, Ozeanien und Polarländer* umfassende Band in zweiter Auflage erschienen. Dieser Band stellt sich als eine im wesentlichen neue Arbeit dar. Zum erstenmal sind die Polarländer, die bisher in den Bänden „Europa“, „Asien“, „Amerika“ und „Australien“ zerstreut behandelt worden waren, als ein Ganzes zusammengefaßt und von einem gründlichen Kenner dieser Länder, Professor Dr. W. *Kükenthal*, in geschlossener Darstellung dem Leser vorgeführt worden. Um einen Band zu füllen, sind sie Australien und Ozeanien angegliedert worden, die von Professor Sievers völlig umgearbeitet worden sind, weil der Stoff in der neuen Auflage dieser monumentalen Länderkunde nach großen geographischen Landschaften eingeteilt worden ist. Eine vollständige Neubearbeitung war auch durch die fortschreitende wissenschaftliche Untersuchung und wirtschaftliche Entwicklung des Festlandes und Neuseelands und durch die umfassenden Veränderungen im Kolonialbesitz in Milanesien, Polynesien und Mikronesien zur Notwendigkeit geworden. Der ohnehin schon sehr reiche Illustrationsapparat ist durch Hinzufügung vieler neuer, musterhaft ausgeführter Abbildungen auf 24 Tafeln, 198 Abbildungen im Text und 14 Karten gebracht worden, so daß sich Bild und Text in voller Harmonie zusammenschließen.

— Unter den fremden Volksteilen innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches entfällt die weitaus größte Anzahl auf die Slaven und von diesen wiederum auf die Polen. Da nun gerade in jüngster Zeit die „Polenfrage“ zu so lebhaften Erörterungen Anlaß geboten hat, so heißen wir ein Werk besonders willkommen, das völlig unbefangen und vorurteilslos nicht bloß die Polen, sondern alle in Deutschland wohnenden slavischen Völker und Stämme, die es bis zur Entwicklung einer eignen Litteratur gebracht haben, einzeln und eingehend schildert. Dr. *Franz Tetzners* Werk „*Die Slaven in Deutschland*“ (Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn) darf geradezu als ein grundlegendes bezeichnet werden und verdient um so mehr eine Empfehlung an dieser Stelle, als es nicht bloß dem Ethnographen, Kulturhistoriker und Philologen ungemein viel neues und wertvolles Material bietet, sondern auch für jeden, der sich für Volkskunde interessiert, eine anregende und fesselnde Lektüre bildet. Der Autor hat die bereits vorhandene Litteratur gewissenhaft durchforscht, außerdem aber selbst zahlreiche Reisen in die hier in Frage stehenden Gebiete unternommen, um von jedem Stamm der baltischen wie der westpreußischen Gruppe, in die sich die Slaven auf deutschem Boden gliedern, eine auf eigner Kenntnisnahme beruhende Charakteristik liefern und von seinen Kultur- und Daseinsverhältnissen ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild geben zu können. Zahlreiche hübsche Illustrationen bilden einen besonderen Schmuck des Buches, dem auch Karten, ferner sehr viele Sprachproben im Original und in Uebersetzung, Melodien und statistische Tabellen beigegeben sind.

— Die „*Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient*“, die Dr. *Paul Wilhelm von Keppler*, Bischof von Rottenburg, vor zehn Jahren unternommen und anziehend beschrieben hat, erfreuen sich der vierten Auflage (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung). Von Triest führte den Verfasser die Reise nach Aegypten, und in Kairo nahm er längeren Aufenthalt. Alsdann ging es durch das Land Gosen ans Rote Meer, durch den Suezkanal nach Port Said und hierauf nach Palästina, dessen heilige Stätten eingehend besichtigt wurden. Natürlich nimmt in den Schilderungen Jerusalem einen breiten Raum ein. Weiter erstreckte sich die Reise nach Damaskus, Baalbek und Beirut, und die Rückfahrt brachte noch Abstecher nach Griechenland und nach Konstantinopel. Der Verfasser erzählt außerordentlich lebendig, hier mit fröhlichem Humor, dort mit stimmungsvollem Ernst. Selbstverständlich betont er, soweit kirchliche Dinge in Frage kommen, seinen katholischen Standpunkt, aber auch Andersgläubige werden gern seiner fesselnden Darstellung folgen, deren Reiz durch 145 Abbildungen erhöht wird.

— In zweiter, vermehrter Auflage erscheint die *Deutsche Litteraturgeschichte* von Dr. *Karl Storck* (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung). Das Buch, das sich schon bei seinem ersten Erscheinen als wegkundiger Führer bewährte, hat jetzt in manchen Kapiteln, besonders in denen, die die letzten fünfzig Jahre behandeln, eine vollständige Neubearbeitung gefunden. Das Werk behandelt die Entwicklung unsrer nationalen Poesie von der altgermanischen Zeit bis zur jüngsten Gegenwart. Den einzelnen Litteraturperioden schickt der Verfasser trefflich gelungene allgemeine Charakteristiken voraus, an die er dann die Besprechung der einzelnen Dichter und ihrer Werke anreiht. Ueber die litterarischen Strömungen der letzten Jahrzehnte, den neuen „Sturm und Drang“, erhalten wir eine übersichtliche Gruppierung. Der Anhang bietet eine kurze Geschichte der deutschen Sprache, Litteraturnachweise und ein sehr sorgfältiges und reichhaltiges Register. Deshalb läßt sich die Storcksche Litteraturgeschichte, die mit wissenschaftlicher Grundlage den Vorzug lebensvoller Darstellung vereinigt, jedem deutschen Haus empfehlen.

— Der erste Band einer umfassenden Biographie von *Hermann von Helmholtz* von *Leo Königsberger* ist nach jahrelanger Arbeit im Verlage von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienen (mit drei Bildnissen in Heliogravüre). Vieljährige persönliche und wissenschaftliche Beziehungen zu Hermann von Helmholtz und der dringend wiederholte Wunsch seiner jetzt verstorbenen Witwe Frau Anna von Helmholtz haben den Verfasser bewogen, sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen, auf Grund des gesamten wissenschaftlichen Nachlasses und der ihm zur freien Verfügung gestellten Briefe von Helmholtz an seinen Vater und der Antworten darauf sowie der umfangreichen Korrespondenz mit persönlichen und wissenschaftlichen Freunden u. s. w. unter thatkräftiger Unterstützung der Familie eine umfangreiche Darstellung des Lebens und der Werke des großen Forschers zu geben, der in seiner ganzen wissenschaftlichen Bedeutung erfaßt und als Mensch in dem harmonischen Zusammenhange seines ganzen Thuns und Denkens vorgeführt wird. Das Werk ist so gehalten, daß es nicht bloß für die wissenschaftliche Welt, sondern auch für weite Kreise des gebildeten Publikums von größtem Interesse ist. Der das Werk abschließende zweite Band wird Anfang nächsten Jahres folgen.

— Jenen Führern des Burenvolkes, die ihre Feldzugserinnerungen niedergeschrieben, hat sich neuerdings auch General *Christian Dewet* zugesellt, der den Widerstand gegen die britische Uebermacht am längsten unterhielt und darum wohl der populärste Held des Burenkrieges geworden ist. „*Der Kampf zwischen Bur und Brite*“ betitelt sich sein bei Karl Siwinna in Kattowitz und Leipzig erschienenes Werk — nicht ganz zutreffend, denn es giebt nicht eine erschöpfende Uebersicht über den ganzen Krieg, der durch drei Jahre die Burenstaaten verwüstete, sondern berichtet in erster Linie von Ereignissen, bei denen Dewet mitgewirkt hat. Dies geschah jedoch bei den meisten Hauptaktionen, und so ist sein Buch von unschätzbarem Werte für die Kenntnis des gewaltigen Kampfes. Er hätte nicht nötig gehabt, sich im Vorwort zu entschuldigen, „er sei kein Schriftsteller“, denn gerade die

schlichte, bescheidene Art, in der er von sich und seinen Kampfgenossen spricht, wirkt überzeugend. Er verschweigt nicht die Fehler der Burenkämpfer, rügt den Mangel an Disciplin, legt die Unfähigkeit mancher Führer dar und hat heftige Worte der Entrüstung für die Verräter, die dem Feinde Dienste leisteten. Auch die grausame Kriegführung der Engländer, die planmäßige Verwüstung des Landes, die haarsträubende Behandlung der Frauen und Kinder kennzeichnet er nach Gebühr. Wie sehr man in allem seiner Wahrheitsliebe vertrauen kann, erhellt daraus, daß er jene Legenden, die ihn als einen wahrhaft legendären Helden darstellen, auf die nüchterne Wirklichkeit zurückführt. Aus den Schilderungen gewinnt man den bezwingenden Eindruck: hier spricht ein ganzer Mann, ein echter Patriot, der seinem Lande vielleicht den Sieg errungen hätte, wenn er zur rechten Zeit zu der rechten Stelle berufen worden wäre. Einige Porträts, viele Abbildungen und Kartenskizzen, an deren Hand man genau die Streifzüge Dewets verfolgen kann, sind dem stattlichen Bande beigegeben. — Ein zweites Werk des Verlages bringt unter dem gleichen Titel die Aufzeichnungen Dewets in einer Bearbeitung für die Jugend. Geschickt hat es A. Oskar Klaußmann verstanden, in die Wiedergabe der geschichtlichen Schilderungen die Erlebnisse und Abenteuer einiger jugendlicher Burenkämpfer zu verflechten. Der Bildschmuck ist im wesentlichen der gleiche wie im Originalwerk.

— Die Frauengestalten Richard Wagners als Typen des „Ewig-Weiblichen“ zu erläutern, hat sich Frieda Schwabe zur Aufgabe gestellt (München, F. Bruckmann). Senta, Elsa, Elisabeth, Brünnhilde, Isolde, Kundry sind Schöpfungen von so herrlichem dichterischen Gehalt und zugleich von so starker Lebenswahrheit erfüllt, daß es sich wohl verlohnt, sie für sich zu betrachten. Welcher Dichter hätte wohl tiefere Blicke in die Frauenseele gethan, wer den feinsten Regungen des weiblichen Herzens schöneren Ausdruck verliehen? Die Verfasserin analysiert nun mit feinem Verständnis die verschiedenen Frauencharaktere Wagners und liefert, indem sie überall das Typisch-Weibliche in ihnen darlegt, wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Frauenseele und überhaupt zur Wagner-Litteratur.

— Herausgegeben von Karl Obser, liegen die „Erinnerungen aus dem Hofleben“ vor, die Karoline von Freystedt, weiland Hofdame der Markgräfin Amalie von Baden, niedergeschrieben hat (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung). Die Aufzeichnungen, die sich auf die Jahre 1801 bis 1832 erstrecken, aber zum Teil noch bis ins 18. Jahrhundert zurückgreifen, bringen nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis der damaligen Zustände, namentlich soweit sie sich auf das badische Hofleben beziehen. Im Mittelpunkte der Schilderungen steht die genannte Markgräfin, Mutter des späteren Großherzogs Karl, der als Erbprinz Stephanie Beauharnais heiratete und schon im Alter von 33 Jahren starb. Sie war eine charaktervolle Frau, die in den Tagen der Fremdherrschaft mit ihrer deutschen Gesinnung nicht zurückhielt und selbst dem Allgebieter Napoleon Respekt abnötigte. Ihre Töchter sah sie in holder Schönheit erblühen und eine glänzende Zukunft sich ihnen eröffnen, aber wie ihren Kindern, so blieb auch ihr bitteres Leid nicht erspart, und der Tod kam schließlich der müden Greisin als Erlöser. Neben dieser edeln Frau, die mit Recht als eine Zierde der deutschen Fürstenhöfe bezeichnet worden ist, lernen wir eine große Anzahl merkwürdiger Personen kennen, und wenn die Verfasserin auch zur hohen Politik keine bedeutenden Beiträge spendet, so verzeichnet sie doch viele interessante Charakterzüge, die die Zeit und ihre Anschauungen in helles Licht rücken.

— Mit der wachsenden Freude unsers Volkes an der See mit ihrem vielgestaltigen Leben hat auch die früher sehr lebhafte Teilnahme an Schilderungen aus diesem Leben zugenommen. Das erfährt vor allem die Meisterin der Seenovelle, Helene Pichler, die diese Litteraturgattung schon mit gründlichster Sachkenntnis gepflegt hatte, als das Wort von unsrer auf dem Wasser liegenden Zukunft noch nicht gefallen war. Jetzt ist eine ihrer besten Novellensammlungen „Der Nordstern und anderes“, acht Seenovellen, in zweiter Auflage erschienen (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), und sie dürfen eines noch größeren Erfolges sicher sein als bei ihrem ersten Erscheinen vor zwölf Jahren. Es ist wohl eine einzigartige Erscheinung in unsrer Litteratur, daß eine Frau das Leben der Seeleute auf den Inseln der nordischen Meere bis zu den Lofoten und den Faröern hinauf so gründlich kennen gelernt hat, daß sie uns Bilder von höchster Anschaulichkeit und vollkommenster Lebenswahrheit zu entwerfen weiß. Dazu gesellt sich eine starke dichterische Kraft, die jede dieser Novellen zu einer anziehenden Lektüre macht.

— Eine leichtfaßliche Anleitung zur Landschaftsmalerei in Oel nach der Natur von dem Engländer Alfred Clint ist in deutscher Uebersetzung von O. Straßner bei Paul Neff in Stuttgart erschienen. Wer für seine ersten Versuche in der Landschaftsmalerei einen sicheren Führer bedarf, ohne daß er in der Lage ist, eine mündliche Unterweisung genießen zu können, dem ist das Büchlein, dessen Original bereits 27 Auflagen erlebt hat, bestens zu empfehlen.

— Die unterfränkische Mundart gehört nicht zu denen, die sich durch vollgewichtige Leistungen hervorragender Erzähler wie Fritz Reuter oder gemütvoller Dichter wie Anzengruber die unbestrittene Geltung litterarischer Instrumente erworben haben. Aber sie ist reich an drolligen Effekten, und nach dieser Seite hin hat Alois Joseph Ruckert mit seinem Büchlein „Kurzweil. Schnurrige Gedichte und Geschichten“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) ihre Stärke mit Geschick und Erfolg ausgebeutet; er tischt dem Leser einen Extrakt urwüchsigen Humors auf, dem man sich mit Behagen hingeben wird, auch wenn die Mundart nicht sofort mit vollem Verständnis gewürdigt werden sollte.

— Die norwegische Erzählerin Magdalena Thoresen, die vor einem Menschenalter durch Björnstjerne Björnson in die Litteratur eingeführt wurde, hat sich seitdem einen Ehrenplatz neben ihrem Protektor errungen und sich auch in Deutschland viele Freunde erworben, sowohl durch die Tiefe und Echtheit ihres religiösen Gefühls wie durch die poetische Kraft und Anschaulichkeit ihrer Naturschilderungen. Eine ihrer ersten und zugleich besten Erzählungen, „Die Sonne des Siljethals“, ist jetzt in einer neuen Uebersetzung im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienen, bei dem auch vor einigen Jahren ihr Erstlingswerk „Signes Geschichte“ (mit zwei andern Erzählungen) herausgekommen ist. Trotz der überzeugenden Naturwahrheit, in der alle Gestalten der Dichterin vor den Leser treten, wird dieser niemals durch abstoßende und unerquickliche Schilderungen verletzt, wie sie das Gepräge der neuesten norwegischen Erzählungslitteratur bilden. Im Gegensatz zu dieser gehört Magdalena Thoresen freilich zur alten Schule. Aber jeder Leser von Geschmack wird diese herzerfrischende Lektüre den krassen Sittenbildern der modernen norwegischen Naturalisten vorziehen, die ihre französischen Vorbilder mit allen Mitteln zu übertrumpfen suchen. — Der Kampf zwischen diesen beiden Richtungen kennzeichnet auch die moderne dänische Litteratur. Daß die Erzeugnisse ihrer naturalistischen Richtung im Auslande besser gekannt sind und häufiger gelesen werden als die der andern Richtung, ist nicht etwa aus der Ueberlegenheit jener über diese zu erklären, sondern nur das Ergebnis einer skrupellosen Reklame und einer Spekulation auf schlechte Instinkte. Es ist das Verdienst des Grunowschen Verlags, den deutschen Lesern auch die Werke jener Gruppe dänischer Erzähler zugänglich zu machen, die bei der Schilderung ihres Volkslebens nicht ihren Ruhm darin suchen, die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft, ihre Leidenschaften, ihre Laster und Perversitäten mit photographischer Treue wiederzugeben. So haben wir in Sophus Bauditz und K. G. Bröndsted zwei liebenswürdige Erzähler kennen und schätzen gelernt, die uns fesselnde Einblicke in das Landleben in Dänemark, besonders auf den Herrenhöfen und großen Gütern, gewährt haben. Von Bröndsted, dem Verfasser des „Borreturm“, ist jetzt eine neue Erzählung „Niels Glambäk“ erschienen, die zum größten Teil auf dem Schlosse eines ehemaligen Ministers in Jütland, zum kleineren Teil in Kopenhagen spielt. Der Held der Erzählung, der während seiner Jugend bei Verwandten das Gnadenbrot gegessen, wird plötzlich in ein ungewohntes Wohlleben versetzt, und die Neigung des Ministers zu ihm, dem Sohne einer verlorenen Geliebten seiner Jugend, eröffnet ihm eine glänzende Zukunft, als der plötzliche Tod seines Beschützers den jungen Mann wieder zum Kampf ums Dasein zwingt. Dieser Sturz von einer lichten Höhe hat ihn aber nicht entmutigt, sondern zum Manne gereift, der befähigt ist, den Kampf auch glücklich durchzufechten. Nicht die hier skizzierte Handlung, sondern die Charakteristik der einzelnen Personen und die Schilderung ihrer Umgebung bilden den Hauptreiz des Buches, das uns Menschen, Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen kennen lehrt, die mit den unsrigen nahe verwandt, aber von ihnen doch wieder durch den Hang zum Phantastischen und zum Grüblerischen grundverschieden sind, der der Mehrzahl dieser Menschen eigentümlich ist.

— Meyers Großes Konversationslexikon beginnt in neuer, gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage zu erscheinen (Leipzig, Bibliographisches Institut). In seiner Vollendung wird das Werk 20 Bände mit rund 148000 Artikeln und Verweisungen umfassen, und neben mehr als 18000 Seiten Text über 11000 Abbildungen, Karten und Pläne, ferner 1400 Illustrationstafeln, wovon viele farbig, und 300 selbständige Kartenbeilagen bringen. Diese Angaben sind ja rein äußerlicher Natur, aber der imponierende Eindruck des Ganzen verstärkt sich nur, wenn man sich in den Inhalt des Werkes vertieft, von dem bisher der erste Band vorliegt. Um ein besonders glänzendes Beispiel anzuführen, heben wir den Artikel zur Geschichte der Architektur heraus, dem zwölf, die Entwicklung der verschiedenen Stile darstellende Tafeln beigefügt sind. Zur Kennzeichnung der Farbentafeln verweisen wir ferner auf diejenigen, die den Artikeln über

die Algen und die altägyptischen Denkmäler beigegeben sind, — wahre Meisterwerke der modernen Reproduktionskunst, die einen hoch erfreulichen, von keinem Erzeugnis des Auslandes übertroffenen Beweis von der Leistungsfähigkeit des deutschen Buchgewerbes bringen. Nach dem ersten Bande zu schließen, steht die neue Auflage des Großen Meyer in Wort und Bild auf der Höhe lexikographischer Vollkommenheit.

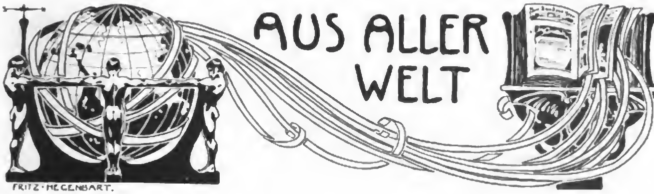
— Von seinen illustrierten Ausgaben hervorragender Erzeugnisse der Erzählungskunst bietet der Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart wieder einige neue Bände dar. „Die schönen Amerikanerinnen“ von Friedrich Spielhagen, die einst den Ruf des berühmten Dichters begründen halfen, haben im Lauf der Jahre nichts von ihrem Reiz verloren, denn noch heute ist die Satire gegen die Ausländerei, den Namen- und Geldkultus wohl berechtigt. Ein wenig von diesem Kultus spielt auch in die Novelle „Prinzeß Hummelchen“ von Hanns von Zobeltitz hinein, nur daß hier der fröhliche Humor die Oberhand gewinnt, der siegbaft die beengende Hofluft einer duodezfürstlichen Residenz durchdringt. Tragisch scheint sich zu Beginn „Die Todbringerin“ anzulassen, eine Novelle desselben Autors, aber eine freundliche Wendung vereinigt die Liebenden. Das Leben und Treiben des Weltkurortes Wiesbaden, in dem die Handlung sich abspielt, ist reizvoll und lebenswahr geschildert. Alle drei Bände haben in den Künstlern die rechten Interpreten gefunden.

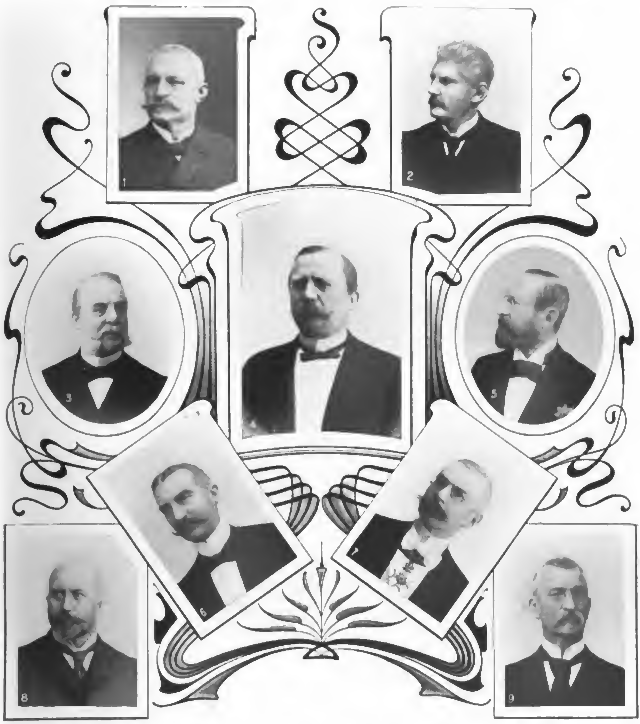
Kunst

Nachdem die aus der Philosophie hervorgegangene Aesthetik bis weit über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus nicht nur die Kunstbetrachtung und den Kunstgenuß völlig beherrscht, sondern auch dem künstlerischen Schaffen die Gesetze vorgeschrieben hatte, indem sie die Begriffe „schön“ und „häßlich“ ein für allemal festgestellt zu haben glaubte, ist eine historisch-kritische Betrachtung der Kunstwerke und ihrer Urheber aufgetreten, die sich mit der Zeit so durchzusetzen und zu alleiniger Geltung zu bringen wußte, daß die Aesthetik schließlich als eine gewissermaßen in der Luft schwebende, jedenfalls völlig überflüssige und nutzlose Wissenschaft abgethan wurde und endlich ganz in Vergessenheit geriet. Erst in jüngster Zeit hat sich eine Gegenbewegung bemerkbar gemacht, die an Stelle der Zusammenhäufung einzelner Thatsachen wieder nach einem Eindringen in das Wesen der Kunst verlangt und eine neue Bestimmung dieses Begriffes auf Grund der durch Jahrzehnte neu erworbenen Kenntnisse und Anschauungen fordert. Diese Bewegung hat vor kurzem einen umfassenden Ausdruck in einem zweibändigen Werke „Das Wesen der Kunst, Grundzüge einer realistischen Kunstlehre“, gefunden, in dem der Professor der Kunstgeschichte an der Universität Tübingen, Dr. Konrad Lange, die Ergebnisse jahrzehntelanger Arbeit niedergelegt hat (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Daß das Werk gerade von einem Kunsthistoriker ausgegangen ist, also aus dem Kreise jener Gelehrten stammt, denen die historisch-kritische Forschung die Grundbedingung alles Wissens von der Kunst ist, dieser Umstand sichert den Leser davor, daß er in ein Getriebe von unfruchtbaren Spekulationen hineingezogen wird. Lange stellt sich überall auf den Boden der Thatsachen und erweist sich als ein durchaus moderner Denker, dem es gar nicht einfällt, „der Kunst bestimmte Formen oder einen bestimmten Inhalt als ein für allemal ‚schön‘ vorzuschreiben.“ Er sieht vielmehr die Aufgabe der wissenschaftlichen Aesthetik darin, „das Dauernde der Kunst von dem Vergänglichen und Wechselnden zu scheiden, das nachzuweisen, was sich in der Geschichte der Kunst durch die verschiedenen Formen und den verschiedenen Inhalt hindurch als ewig, als allgemein gültig durchgesetzt hat.“ Diese Auffassung wird jedenfalls ebenso allgemeine Billigung finden wie zwei andre Hauptsätze der Langeschen Aesthetik, und zwar gerade die, die den Kern seiner Kunstlehre bilden, ihre neuen Gedanken formulieren, auf Widerspruch stoßen oder doch wenigstens Befremden erregen werden. In dem einen bestimmt er den Begriff der Kunst in folgender These: „Kunst ist die teils angeborene, teils durch Uebung erworbene Fähigkeit des Menschen, sich und andern durch Werke seiner Hand oder seines Geistes oder durch Produktionen seines Körpers einen Genuß zu bereiten, bei dem im Bewußtsein des Künstlers und des Genießenden kein weiterer Zweck vorhanden ist.“ Wird durch diese Begriffsbestimmung die Stellung des Künstlers gegen die landläufige Auffassung erheblich herabgesetzt, so wird der Kunstgenuß geradezu als ein höchst fragwürdiges, in seinem Werte schwankendes Gut hingestellt, wenn Lange aus seinen mit einem großen Aufwand von Scharfsinn zusammengetragenen Argumenten den Schluß zieht, „daß die ästhetische Lust, die uns das Kunstwerk als Kunstwerk verschafft, weder von der Qualität des Inhalts noch von der Beschaffenheit der Form abhängig ist, sondern daß sie lediglich auf der Stärke und Lebhaftigkeit der Illusion beruht, in die uns der Künstler durch sein Kunstwerk versetzt.“ Mit dieser „Illusionstheorie“, der „Theorie der bewußten Selbsttäuschung,“ die Lange mit dem ganzen Rüstzeug seines umfassenden Wissens und seiner alle Einwände bekämpfenden Beredsamkeit verteidigt, steht und fällt sein System. Was er dabei zu sagen hat, ist zum großen Teil so neu und so überraschend, daß mit einer bloßen Negation oder einer höflichen Ablehnung nichts erreicht ist. Jedem Kunstfreunde, der für Kunstfragen — und es handelt sich hier um die höchsten und letzten! — ein ernstes Interesse hat, kann nur die aufmerksame Lektüre des Buches dringend empfohlen werden. Niemand wird sie bereuen; denn Lange hat es wirklich verstanden, ein angenehm lesbares Buch zu schreiben, das von keinen Voraussetzungen ausgeht, sondern gerade dem Verständnis solcher Leser angemessen ist, die, wie Lange es sogar wünscht, noch kein Buch über Aesthetik in der Hand gehabt haben.

— Von dem „Hausschatz älterer Kunst“ (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien) sind die Hefte 8 und 9 erschienen. Sie enthalten eine abwechslungsreiche Reihe von vortrefflichen Reproduktionen nach Gemälden alter Meister. Von Rubens berühmtem Decius Mus-Cyklus, der als einer der größten Schätze der fürstlich Liechtensteinschen Galerie in Wien bekannt ist, wird das Gemälde die „Opferschau“ durch William Ungers Meisterhand in Radierung wiedergegeben. Auch die übrigen Bilder dieser Folge werden, von demselben Künstler reproduziert, in den nächsten Heften vollständig erscheinen. Außerdem verdienen noch Jan van der Meers „Briefleserin“, radiert von Hugo Bürkner, und David Teniers' „Raucher“, radiert von Peter Halm, besonders hervorgehoben zu werden. Die übrigen Tafeln enthalten vorzügliche Gemälde von J. Beerstraeten, Bernardo Belotto, genannt Canaletto, J. G. Cuyp, A. van Everdingen, Jan van der Meer, E. van der Poel und Martin Schongauer. In 20 Heften mit je 5 Radierungen wird das treffliche Werk vollständig sein.

— Ueber Hans Memlings berühmtes jüngstes Gericht, das in der Marienkirche in Danzig hängt, hat A. Warburg in einem „Flandrische Kunst und florentinische Frührenaissance“ betitelten Aufsatz, den der 23. Band des Jahrbuchs der königlich preußischen Kunstsammlungen veröffentlicht (Heft 3 und 4, Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung), ein neues, überraschendes Licht verbreitet. Aus den auf dem Bilde angebrachten, zu den Bildnissen des Stifterpaares gehörigen Wappen hat er den Nachweis geliefert, daß das Altarwerk von dem kaufmännischen Vertreter des Hauses Medici in Brügge, Angelo Tani, bestellt worden und für eine florentinische Kirche bestimmt war. Damit ist ein neuer Beweis für die hohe Wertschätzung erbracht, der sich die farbenglänzende flandrische Malerei in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien erfreute. Es ist bekannt, daß das Bild niemals an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, da das Schiff, auf dem es zunächst von Brügge nach London gebracht werden sollte, von dem hansischen Kapitän Paul Beneke gekapert und an seine Reeder in Danzig ausgeliefert wurde. In demselben Doppelheft veröffentlicht Ernst Steinmann eine scharfsinnige Abhandlung über die ursprüngliche Anordnung der Teppiche Raffaels in der Sixtinischen Kapelle. Gustav Ludwig giebt die Erklärung eines rätselhaften Bildes von Giovanni Bellini, der „Madonna am See“ in den Uffizien zu Florenz, und Richard Förster weist die antiken Vorbilder nach, die Andrea Mantegna für die Gestaltung von Meergöttern auf seinen Kupferstichen benutzt hat. Wilhelm Bode setzt seine interessante Veröffentlichung von Florentiner Bronzestatuetten in den Berliner Museen fort, die zum Teil von ersten Meistern der Frührenaissanee herrühren, und Max J. Friedländer veröffentlicht einige neue Arbeiten Lucas Cranachs, die noch früher entstanden sind als die kürzlich für das Berliner Museum angekaufte „Ruhe auf der Flucht“. Alle diese Aufsätze sind von trefflichen Lichtdrucktafeln, Heliographien und Textabbildungen begleitet.





1. R. v. Ziller, Vorsitzender des Staatsministeriums (Sachsen-Meiningen) — 2. Dr. jur. O. Hentig, dirigierender Staatsminister (Sachsen-Koburg und Gotha) — 3. F. W. v. Starck, Chef des Staatsministeriums (Schwarzburg-Rudolstadt) — 4. F. v. Dewitz, Vorsitzender des Staatsministeriums (Mecklenburg-Strelitz) — 5. Dr. K. v. Koseritz, Vorsitzender des Staatsministeriums (Anhalt) — 6. v. Hinüber, Vorsitzender des Staatsministeriums (Reuß j. L.) — 7. Freiherr v. Feilitzsch, Vorsitzender des Staatsministeriums (Schaumburg-Lippe) — 8. A. v. Meding, Präsident der Landesregierung (Reuß ä. L.) — 9. Gevekot, Staatsminister (Lippe)

Die Ministerpräsidenten der deutschen Staaten II



Phot. Loescher & Petsch, Berlin

Prof. Theodor Mommsen,
durch Verleihung des Nobel-Preises ausgezeichnet

Kultur und Wissenschaft

Bei der Verteilung der Nobel-Preise für 1902 erhielt den Preis für Litteratur der Nestor der deutschen Altertumsforscher und Geschichtschreiber Theodor Mommsen in Charlottenburg (geb. 30. November 1817 zu Garding (Schleswig). Wenn Mommsen in seiner Gesamtthätigkeit auch eher den Gelehrten als den Schriftstellern zuzurechnen ist, so hat er doch in seiner „Römischen Geschichte", dem Hauptwerke seines Lebens, zugleich ein litterarisches Werk von monumentaler Größe und Bedeutung geschaffen. Die Stockholmer Akademie hat durch die Verleihung des Litteraturpreises an den greisen Gelehrten eine große Auffassung ihrer Aufgabe bekundet. — Den Preis für Chemie erhielt Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Emil Fischer in Berlin, einer der hervorragendsten Chemiker der Gegenwart. Geboren am 9. Oktober 1852 zu Euskirchen, studierte er in Straßburg, habilitierte sich 1878 in München und wurde im folgenden Jahre dort außerordentlicher Professor. 1882 kam er als Ordinarius nach Erlangen, 1885 nach Würzburg, und 1892 wurde er als Nachfolger A. W. von Hofmanns an die Berliner Hochschule berufen, zu deren Zierden er seitdem gehört. Seine Arbeiten erstrecken sich hauptsächlich auf das Gebiet der organischen Chemie; von großer Bedeutung waren namentlich seine Untersuchungen über die Konstitution der Zuckerarten. Er veröffentlichte die bereits in 5. Auflage erschienene „Anleitung zur Darstellung organischer Präparate".



Prof. Emil Fischer,
durch Verleihung des Nobel-Preises ausgezeichnet

Vereine und Feste

Veranstaltet vom Deutschen Verein für Volkshygiene, fand am 7. Dezember im Künstlerhause zu Berlin ein Reformkleiderfest statt, das den Zweck verfolgte, die neue Tracht, wie sie von den Malern Schultze-Naumburg und van der Velde befürwortet wird, möglichst anziehend vor Augen zu rücken. Den Glanzpunkt der Veranstaltungen bildete eine Polonaise, an der sich etwa 100 Damen in Reformtracht beteiligten, aber auch unter den Zuschauern befanden sich viele Damen in der neuen Tracht. Unter den Kostümen gewahrte man manches Hübsche und Eigenartige, aber freilich auch manches Mißlungene.

Zeitgeschichte

Seinen achtzigsten Geburtstag feierte am 9. Januar Geheimrat Johann Friedrich August von Esmarch, der



Phot. Franke & Co., Berlin

Himmelsbeobachtungen auf der Treptower Sternwarte bei Berlin



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Vom Reformkleiderfest, im Künstlerhause zu Berlin



Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Geheimer Rat von Esmarch

berühmte Chirurg. Zu Tönning in Schleswig geboren, studierte er in Kiel und Göttingen und wurde 1854 Professor an der Universität Kiel. Schon während des schleswig-holsteinischen Feldzuges erwarb er sich hohe Verdienste um die Pflege der Verwundeten und übernahm 1866 die Oberleitung der chirurgischen Thätigkeit in den Berliner Lazaretten. Während des Krieges von 1870—71 organisierte er in Kiel und Hamburg die freiwillige Hilfe und wirkte später als konsultierender Chirurg bei dem großen Barackenlazarett auf dem Tempelhofer Felde. Die Vervollkommnung des Lazarettwesens und der Kriegschirurgie waren wesentlich auf seine Anregung zurückzuführen. Er erfand das seitdem weltbekannt gewordene Verfahren, Gliedmaßen künstlich blutleer zu machen und somit ohne Blutverlust zu operieren. Auch die Einführung des Samariterwesens war sein Werk. Seit 1872 ist Geheimrat von Esmarch mit der Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein, einer Tante der Deutschen Kaiserin, vermählt.

— Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar, der sich mit der Prinzessin Karoline von Reuß ä. L. verlobte, ist am 10. Juni 1876 als einziger Sohn des Erbgroßherzogs Karl August und seiner Gemahlin Pauline geboren. Den Vater, der nicht auf den Thron gelangte, verlor er am 20. November 1894, und am 5. Januar 1901 folgte er seinem Großvater, dem Großherzog Karl Alexander, in der Regierung. Die Braut, Prinzessin Karoline Elisabet Ida, geboren am 13. Juli 1884 zu Greiz, ist die dritte Tochter des 1902 verstorbenen Fürsten Heinrich XXII. Reuß und eine Schwester des jetzigen Fürsten Heinrich XXIV., für den Fürst Heinrich XIV. j. L. die Regentschaft führt.

— Der neuerwählte schweizerische Bundespräsident Adolf Deucher ist einer der bekanntesten Staatsmänner seiner Heimat. Im Februar 1831 zu Steckborn (Kanton Thurgau) geboren, studierte er in Heidelberg Philosophie und Geschichte, in Zürich, Prag und Wien Medizin, um dann von 1853 bis 1879 als Arzt in Steckborn und Frauenfeld zu praktizieren. 1854 kam Deucher in den Großen Rat des Thurgaus, wurde 1869 in den Nationalrat gewählt und trat 1879 als Vertreter der radikal-demokratischen Richtung in die kantonale Regierung ein. Er wurde 1883 Mitglied des Bundesrats, als dessen Vizepräsident er 1885 thätig war; 1886 übernahm er das politische Departement und war Bundespräsident für 1886 und für 1897, so daß er jetzt also zum drittenmal die höchste Stellung einnimmt, die die Eidgenossenschaft zu verleihen hat.

— Der neuernannte bayrische Justizminister Reichsgerichtsrat Ferdinand Miltner ist in verhältnismäßig jungen Jahren auf diesen hohen Posten berufen worden. 1856 in Fürth geboren, besuchte er in Bamberg, wo sein Vater alsdann als Appellationsgerichtsrat seinen Wohnsitz hatte, das Gymnasium, gab sich später am Polytechnikum zu München einige Semester hindurch dem Studium der Ingenieurwissenschaft hin, um sich zuletzt demjenigen des Rechts zu widmen. Bereits im Jahre 1882 fand Miltner seine erste staatliche Anstellung als Hilfsarbeiter im Justizministerium, war dann von 1885 bis 1890 als Amtsrichter in München und ganz kurze Zeit als zweiter Staatsanwalt in der gleichen Stadt thätig, um sodann wiederum in das Ministerium zurückzukehren. Nachdem er hierauf als Landgerichtsrat und erster Staatsanwalt gewirkt hatte, wurde er, inzwischen zum Oberregierungsrat befördert, am 1. Mai 1899 als Rat ins Reichsgericht zu Leipzig berufen.

Museen

Das städtische Museum in Elberfeld, das vor kurzem feierlich eröffnet wurde, ist durch Umbau des alten Rathauses entstanden. Wer den Bau in seinem früheren Zustande gekannt hat, muß staunen über die durchgreifenden Aenderungen. Es ist ein bequemer, lichter Treppenaufgang geschaffen, und die Räume, in denen einst jahrzehntelang Akten schlummerten und Federn knisternd über das Papier huschten, haben sich in helle, mit feinem Geschmack ausgestattete Oberlichträume umgewandelt. Eine besondere Sehenswürdigkeit des neuen Museums ist ein Saal, dessen Gemälde und Skulpturen eine Schenkung des Freiherrn von der Heydt sind. Darunter ragt als Glanzstück der von dem italienischen Bildhauer Chiattone geformte Marmorkamin hervor, den der Spender für 50000 Franken erworben hatte.

Länder- und Völkerkunde

Leutnant Peary, der schon mehrere Polarexpeditionen mitgemacht hat, giebt interessante Schilderungen über das Aussterben der Eskimos. Diejenigen, die an den äußersten Grenzen der von Menschen bewohnbaren Gegenden hausen, gegen die Smithsche Meerenge zu, zählten noch bis vor zwölf Jahren 300 Köpfe. 1897 fand Peary genau 234 vor. Heute sind es noch 200. Dasselbe Phänomen zeigt sich in den andern



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Das städtische Museum in Elberfeld



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Marmorkamin von G. Chiattone im städtischen Museum zu Elberfeld

arktischen Gegenden. In Alaska, wo die ersten Entdecker eine Bevölkerung von etwa 3000 Eskimos vorfanden, leben jetzt noch 500. Die ganze Rasse, die vor 20 Jahren auf 30000 Individuen geschätzt wurde, ist jetzt auf die Hälfte reduziert. In einem Vierteljahrhundert wird sie völlig verschwunden sein. Leutnant Peary schreibt dieses Aussterben zwei Umständen zu: der Vermischung der Eskimos mit den Abenteurern, die sich in ihren Gebieten niedergelassen haben, besonders in Alaska, und den Existenzschwierigkeiten, die die Walfischfahrer ihnen bereiten, indem sie jene Tierarten dort ausrotten, die die einzigen Hilfsquellen der Eskimos bilden.

Technik

In Manchester beabsichtigt man eine neue Methode zur Druckerei von Kattunen und Tüchern einzuführen, die gegenüber der seitherigen Fabrikationsweise wesentliche Vorteile aufweisen soll. Bislang geschah der Druck mit schmalen Kupferwalzen; dabei war der Verlust durch Abschleifen der alten Walzen und Eingravieren neuer Muster sehr bedeutend. Nach der neuen Erfindung können Tücher in beliebiger Weite und zwar sowohl das Muster selbst als auch die Umrandung gleichzeitig, und zwar direkt von der Metallplatte, bedruckt werden. Ein Syndikat in Lancashire hat die Erfindung erworben und arbeitet bereits danach in kleinem Umfange. Den Handelskammern der verschiedenen englischen Textilzentren soll die Erfindung demnächst erklärt werden. Man glaubt, daß die Einrichtung von Werken nur ein Viertel so teuer ist als die der bisherigen Kattundruckereien, die Fabrikationskosten selbst stellen sich wesentlich niedriger als bisher.



Phot. Heinrich Fritz, Greiz

Prinzessin Karoline von Reuss ä. L.



Phot. Louis Held, Weimar

Grossherzog Ernst von Sachsen-Weimar

Heer und Flotte

Mit dem auf der Schichauer Werft erbauten neuen Linienschiff „Wettin" und den übrigen Vertretern der Wittelsbachklasse ist zugleich ein neuer Typ in der deutschen Kriegsmarine zur Indienststellung gelangt. Diese Schiffe, zu denen außer „Wettin" noch „Wittelsbach", „Zähringen", „Schwaben" und „Mecklenburg" gehören, sind als verbesserte Linienschiffe der Kaiserklasse entstanden, unterscheiden sich aber nicht unwesentlich von diesen, und zwar ganz besonders in der Anordnung des Panzerschutzes und der Artillerie. Für die Probefahrten des Linienschiffes „Wettin" unter Kommando des Kapitäns zur See v. Müller und der übrigen vollendeten Fahrzeuge der Wittelsbachklasse wurde, eben weil es sich um die Erprobung eines neuen Typs handelt, eine ungewöhnlich lange Zeit vorgesehen. An einer dieser Probefahrten nahm unlängst auch Prinz Georg von Sachsen teil, den unsre Abbildung im Kreise der Offiziere darstellt. Bei der „Wettin" ist, wie bei der ganzen Wittelsbachklasse, der früher nur vier Fünftel der Schiffslänge bedeckende Panzergürtel zum erstenmal ganz um das Schiff herumgeführt. Auch eine vollständig gepanzerte Citadelle ist hier erstmals zu



Schlittenrennen in Montreal

Anwendung gekommen. Die Panzerung des Gürtels ist wegen Verwendung eines widerstandsfähigeren Materials etwas dünner (von 300 Millimeter auf 225 Millimeter) geworden, wodurch eine Verminderung des Gewichts herbeigeführt wurde. Kasematte und Citadelle haben eine Panzerung von 140 Millimetern erhalten. Die Torpedoarmierung weist 6 Rohre auf. Der Schiffskörper ist bei der Wittelsbachklasse großer als bei der Kaiserklasse. Er weist auf 126 Meter Länge, 20,8 Meter Breite, 7,6 Meter Tiefgang, gegen 115 Meter Länge, 20,4 Meter Breite und 7,8 Meter Tiefgang der Kaiserklasse. Demgemäß erreicht die Wasserverdrängung bei „Wettin" 11800 Tonnen gegen nur 11150 bei der Kaiserklasse. Sie arbeitet mit 18000 Pferdekräften gegen 13000 der Kaiserklasse. Hierdurch war es möglich, die Höchstgeschwindigkeit von 17,5 Seemeilen auf 18 zu steigern. Die Dampferzeugung geschieht in zwölf Kesseln. Die Kosten des Linienschiffs „Wettin" belaufen sich auf 22½ Millionen Mark.

— Der auf Tecklenborgs Werft in Geestemünde ganz aus deutschem Stahl erbaute neue Fünfmaster „Preußen" ist augenblicklich das größte Segelschiff der Welt. Es hat eine Länge von 133,5 Metern, breit ist es 16,4 Meter, tief 10,25 Meter. Die Ladefähigkeit beträgt 8000 Tonnen. Sämtliche fünf Masten sind mit doppelten Mars- und Bramrahen versehen, die 5560 Quadratmeter Segelfläche in 43 Segeln tragen. Die Masten haben unten einen Durchmesser von 900 Millimetern, die Großrahen in der Mitte einen solchen von 640 Millimetern bei 31,2 Metern Länge, das Bugspriet hat 920 Millimeter Durchmesser. Die Takelung besteht aus 10800 Metern Stahldraht.

— Die als Seebad vielbesuchte Insel Borkum soll demnächst im Süden und Westen mit Strandbatterien ausgestattet werden, durch die die Emsmündung und der Emdener Hafen sowie Borkum selbst als Ausgangspunkt der deutschen Seekabel geschützt werden sollen. Vom letzten Landungsmanöver ist in Borkum eine Abteilung Marine-Infanterie zurückgeblieben, ferner verbleibt daselbst einstweilen ein Detachement Fußartillerie mit acht Geschützen.



Phot. Gebr. Lützel, München

Ferdinand Miltner, der neuernannte bayerische Justizminister



Adolf Deucher, der neue schweizerische Bundespräsident

Alpines

Die Renovation des Schiller-Steines im Urnersee ist beendet und darf als gelungen bezeichnet werden.

Totenschau

In Bremerhaven verschied am 15. Dezember im Alter von 65 Jahren Peter Rickmers, Hauptinhaber und Leiter der weltbekannten Firma Rickmers Reismühlen-, Reederei- und Schiffahrts-aktiengesellschaft. Im Jahre 1838 zu Bremerhaven geboren, unternahm er in seiner Jugend große Reisen, machte sich mit den kaufmännischen und maritimen Verhältnissen des Auslandes bekannt und trat 1889 an die Spitze der genannten Firma, die in den dreißiger Jahren von seinem Vater R. C. Rickmers begründet, aber inzwischen bedeutend erweitert worden war. Unter Peter Rickmers wurde der Geschäftsumfang abermals wesentlich vergrößert, eine stolze Flotte von Seglern und Dampfern nannte die Firma ihr eigen, und Tausende von Arbeitern standen in ihrem Dienste. Zu ihren Gunsten errichtete der Verewigte große Stiftungen, und auch für kirchliche und kommunale Zwecke spendete er bedeutende Summen. Während der Legislaturperiode 1876—79 gehörte er für den Wahlkreis Geestemünde-Lehe dem preußischen Abgeordnetenhause an, trat aber sonst im politischen Leben nicht hervor.



Phot. Georg Brokesch, Leipzig

Peter Rickmers †



Wintervergnügen in Montreal: Trabrennen auf dem Eise

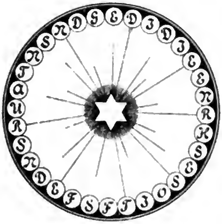


Phot. Arthur Renard, Kiel.

Prinz Georg von Sachsen an Bord des auf der Probefahrt befindlichen Panzers „Wettin“

Für müssige Stunden

Sternrätsel



Umstellrätsel

Wenn nicht in Waffen mehr die Welt
Gerüstet starrte, wenn kein Feld
Getränkt mehr würde mit dem Blute
Der Krieger, Streit und Hader ruhte,
Wenn Friede dauerndes Geläut
Für alle Glocken jederzeit —
Dann würde sich der Wissenschaft
Des Rätsels nicht so vieler Kraft
Mit Fleiß und Eifer fürder leihn,
Ihr Bestes anderm Zwecke weihn.

Entfern das Herz und ordne neu
Verständnisvoll der Glieder Reih'!
Daß nun dem Wort du mit Verlangen
Entgegen sehn kannst oder Bangen,
Denn hier bringt's Abschied, Trennungsschmerzen,
Dort jubelst du aus vollem Herzen
Der Ferne zu, der Phantasie
Verlockend ihren Zauber lieh.

M. Sch.

Homonym

Es wird der Schlag und Hieb,
Was wertvoll ist und lieb,
Der Baum und Strauch,
Der Wein, das Bier,
Der Schüler auch
Und Offizier.

K. K.

Buchstabenrätsel

1, 2 und 3 aus Gaben der Natur
Mit regem Fleiß und Sorgsamkeit erzielt;
Für uns wohl eine wicht'ge Rolle nur,
Der Mühe würdig, in der Kindheit spielt.
Von 3 bis 6 ist allgemeine Gunst
In einem seltnen Maß ihm zugewandt,
Und unermüdlicher wird keine Kunst
Vielleicht geübt im deutschen Vaterland.
5, 6 und 7 war im Götterkreise,
Ob vieles dort mit Nachsicht auch entschuldigt,
Bekannt nicht grad auf vorteilhafte Weise,
Noch heut dagegen dem Gedächtnis huldigt
Von 6 bis 9 voll Sympathie die Welt;
Hat doch gesorgt ein Dichtergenius,
Daß nicht vergessen wird der Freiheitsheld.
Mit ganz bescheidnem Dienst begnügen muß
Sich 6 bis 11, doch wer möcht' es entbehren?
Such 7 bis zur 11 am Bachesrand,
Und 7, 8, 9, 10 kann dich belehren,
Wie undankbar die Neuzeit, die's verbannt
Nach langer, pflichtgetreuer Wirksamkeit,
Bei der es Lohn und Urlaub nie empfing.
10, 11 verbät sich's aber jederzeit
Säh' als Person es sich geschätzt gering.

Und 1 bis 11? Wer Bacchus hält in Ehren,
Läßt Würd'gung solchem Tropfen angedeihn,
Doch gratis wird kein Gott ihn mehr bescheren,
Für schnöden Mammon nur tauscht er sich ein.

M. Sch.

Magische Ecke

A	A	B	B	C	C	D	E	E
E	E	E	E	E	E	E	E	E
E	E	H	H	H	H	H	I	I
I	I	I	I	I	I	K	K	K
K	L	L	L	L	M	M	N	N
N	N	N	N	N				
N	O	O	Q	Q				
R	R	R	S	S				
S	T	T	U	U				

(K = QU)

Die Buchstaben nebenstehender Eckfigur sind so zu ordnen, daß die langen wagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:

1. einen Ort in Württemberg;
2. weiße Sklavinnen im Harem;
3. einen Schmetterling, dessen Raupe den Stachelbeersträuchern schädlich ist;
4. einen Hafenort in Schleswig;
5. einen Ort am Rhein, bekannt durch seinen Weinbau.

F. P.

Worträtsel

Du kannst das Wort verschieden deuten,
Und in dem ersten Sinn entspringt
Ihm gute Wirkung wohl zuzeiten,
Weit öfter Zögern Schaden bringt.

Im andern Sinn dient's nie zum Heile,
Mag Liebe auch die Quelle sein,
Und nur zu häufig beide Teile
Es büßen werden und bereun.

Drehst du im Innern zwei Vokale
Des Rätselwortes nun geschickt,
Dir mühelos mit einem Male
Willkommner Wandlung Zauber glückt.

Als sanfter Strahl aus lichtern Sphären
Die neue Deutung dar sich stellt,
Und im Empfangen, im Gewähren
Ist milder Segen ihr gesellt.

M. Sch.

Silbenrätsel

Wem rauh und steil die erste dünkt
In seinem Erdenleben,
Vielleicht ein schöner Ziel ihm winkt,
Wie wenn sie glatt und eben.

Als ehrlich sieht das nächste Paar
Sich öffentlich gepriesen,
Selbst wo durchaus es noch nicht klar
Bereits sich so erwiesen.

Prairie und Urwald zu durchziehn
Ist's bei des Ganzen Lesen —
Als sein Begleiter frei und kühn —
Nicht lockend dir gewesen?

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5

Des Buchstabenrätsels: Bei den Buchstaben G 1 wird begonnen, und indem man erst die Rubriken, wo sich nur zwei Buchstaben darin befinden, gelesen und dann diejenigen, wo drei, vier und fünf Buchstaben darin enthalten sind, ebenfalls gelesen und dem ersten Ergebnis hinzugefügt hat, so erhält man folgendes Resultat:

Gieb niemand ungebeten Rat,
Er könnte, wenn befolgt, mißglücken,
Und dir legt man die Schuld der That
Als schwere Last dann auf den Rücken.

Des Silbenrätsels: Eilsendung.

Des Trennungsrätsels: Einfall — Ein Fall.

Des Rätsels: einfach — ein Fach.

Der viersilbigen Charade: Beresina.

Des Einstellrätsels: Sehne, Suehne — Ost, Obst — Marie, Marine — Meter, Meteor — Ehe, Ehre — Regen, Reigen — Fort, Forst — Rogen, Roggen — Isel, Insel — Saum, Samum — Chor, Chlor — Helle, Hoelle — Eger, Eiger — Sommerfrische.

Des Worträtsels: Isabelle — Salbei.

Des Leistenrätsels:

	A		M		G		B		
G	n	e	i	s	e	n	a	u	
	d		c		m		g		
N	a	c	h	t	i	g	a	l	
	l		o		n		t		
J	u	k	a	h	i	r	e	n	
	s		c		d		t		
C	i	t	a	d	e	l	l	e	
	a		n		n		e		

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

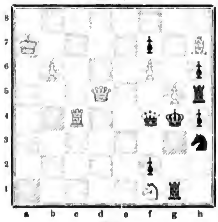
Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Aufgabe XVI

Von J. Colpa in Leiden

(Kürzlich in einem niederländischen Problemturnier preisgekrönt.)

Schwarz



Weiß

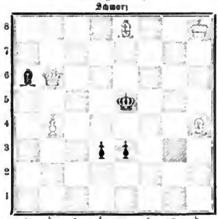
Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe XVII

Von Adolf Keller in Elberfeld

(Im Turnier des westdeutschen Schachbundes preisgekrönt.)

Schwarz



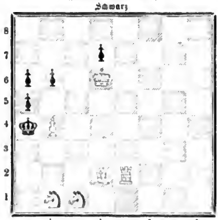
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XVIII

Von H. Mikkelsen in Odense („Nationaltidende")

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIII:

W. 1. Sh5—g3
S. 1. f4×g3
W. 2. f2—f4
S. 2. Kd5—e4, e6 od. bel. anders
W. 3. De3—e5, c4 matt.

A.

S. 1. Kd5—e6
W. 2. De3—f6†
S. 2. Ke6—d5
W. 3. Df6—d6 matt.

B.

S. 1. Sh2-f3(Lb1-e4)
W. 2. De3—e4†
S. 2. Kd5—e5
W. 3. De4(×)e4 matt.

C.

S. 1. Sh6 beliebig
W. 2. Se8—c7†
S. 2. Kd5—d6
W. 3. Sg3(×)f5 matt.

D.

S. 1. beliebig and.
W. 2. De3—d3†
S. 2. Kd5—e6, e6
W. 3. Dd3—b5, d5 matt.

Auflösung der Aufgabe XIV:

W. 1. Sa5—b7
S. 1. Kd5—e6
W. 2. Dd3×b5†
S. 2. Sd4×b5
W. 3. Le2—f3 matt.

A.

S. 1. Kd5—e5
W. 2. Dd3—e3†
S. 2. Ke5×f5, —d5
W. 3. Le2—f3, Sf5—e7 matt.

B.

S. 1. e6—e5, Sd7-c5, d2—d1 D
W. 2. Sf5—e7†
S. 2. Kd5—e6, e5
W. 3. Sb7-d8, d6-d7, Dd3—e3 matt.

C.

S. 1. e6×f5, Ta2-a3, Tc2-c3, d2-d1S
W. 2. Le2—f3†
S. 2. Kd5—e6, e5
W. 3. Tf7—e7, Dd3—e3 matt.

Auflösung der Aufgabe XV:

W. 1. Db7—b8
S. 1. Kb5×b4
W. 2. Db8×e5
S. 2. Kb4—b3, a3
W. 3. De5—b2 matt.

A.

S. 1. Kb5×c6
W. 2. Sb6—c4
S. 2. Kc6—d7
W. 3. Sc4×e5 matt.

B.

S. 1. Kb5—a6
W. 2. Sb6—d5!
S. 2. e6×d5.
W. 3. Db8—b7 matt.

Partie Nr. VII

Turnierpartie, gespielt zu Hannover am 21. Juli 1902.

Italienische Partie.

Weiß: J. Mason-London.
Schwarz: W. E. Atkins-Leicester, dritter Preisträger.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	22. g2—g3	g5—g4
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	23. h3—h4	f5—f4
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	24. Sc3—e4	Lg6×e4
4. d2—d3	d7—d6	25. Te1×e4	Dd8—f6 [7])
5. Lc1—e3 [1])	Lc5—b6 [2])	26. c2—c4	Df6—g6
6. Sb1—c3	Sg8—f6	27. Te4—e1 [8])	e5—e4
7. h2—h3 [3])	Lc8—e6	28. Dd2—e2 [9])	Tf7—e7 [10])
8. Lc4—b5	0—0	29. Ta1—a3 [11])	Sd7—e5
9. Lb5×c6	b7×c6	30. Kg1—h1	Se5—d3 [12])
10. 0—0	Sf6—d7	31. Te1—b1 [13])	Sd3×f2†!!
11. Le3×b6	a7×b6	32. De2×f2	e4—e3
12. d3—d4	f7—f6	33. Df2—e1	Dg6—e4†!
13. d4—d5	c6×d5	34. Kh1—g1	f4—f3
14. e4×d5 [4])	Le6—f7	35. Ta3×e3 [14])	De4×e3†
15. Sf3—h4	g7—g6	36. De1×e3	Te7×e3
16. Dd1—d2	g6—g5	37. Sh2—f1	Te3—e2
17. Sh4—f3 [5])	Lf7—g6	38. Tb1—a1	Ta8—e8
18. Tf1—e1	Tf8—f7	39. a4—a5	b6×a5
19. a2—a4	h7—h6	40. b4×a5	Te2—e1
20. b2—b4	f6—f5	41. Ta1—a2	Te8—e2
21. Sf3—h2	h6—h5 [6])	42. Ta2—a3	Te2—g2† [15])
		43. Kg1—h1	Te1×f1 matt.

[1]) Masons beliebte Fortsetzung.

[2]) In Betracht kommt auch der Abtausch auf e3 nebst Sg8—h6.

[3]) Ein schwächlicher Zug. Wir würden 7. d3—d4 vorziehen.

[4]) Hiernach erlangt Schwarz auf dem Königsflügel das Uebergewicht, das er in kräftigster Weise ausnutzt. Weiß thäte besser, mit dem Springer und, falls dieser abgetauscht wird, mit der Dame zu schlagen.

[5]) Weiß sollte hier den Punkt f5 besetzen und besetzt halten (17. Sh4—f5 Lf7—g6 18. g2—g4).

[6]) Schwarz rückt nun langsam, aber unwiderstehlich vor.

[7]) Sehr geschickt gespielt. Bei Sd7—f6 wäre nachher die Dame und der Damenturm an der Entwicklung behindert, während nach dem Textzuge alle Truppen ohne Schwierigkeit herangeholt werden.

[8]) Eine bessere Verteidigung gewährte 27. Dd2—e2.

[9]) Auf 28. g3×f4 folgt zunächst Ta8—f8 nebst Tf7×f4 und dann eventuell weiter Sd7—e5 ꝛc.

[10]) Wieder sehr wohldedacht gespielt. Weshalb hier nicht Ta8—e8 geschieht, was an sich näher zu liegen scheint, ergiebt sich zwei Züge später.

[11]) Auch jetzt würde 29. g3×f4 mit Ta8—f8 und ähnlicher Fortsetzung beantwortet werden. Der Springer erhält dann freie Bahn, und Bh4 wird unter allen Umständen schwach.

[12]) Hätte Schwarz vorher den Damenturm nach e8 gezogen, so verbot sich der gegenwärtige Springerzug, der eine weitberechnete Kombination einleitet, wegen der einfachen Entgegnung 31. Ta3×d3.

[13]) Auf andre Turmzüge folgt natürlich einfach Sd3×b4. Der Textzug ermöglicht ein glänzendes, durchaus korrektes Opfer.

[14]) Weiß hat nichts Besseres. Er hätte aber ruhigen Gewissens jetzt die Partie aufgeben können.

[15]) Auch jetzt gab Mason nicht auf, sondern spielte unentwegt weiter.

Partie Nr. VIII

Kürzlich zu Prag gespielt, seitens des Anziehenden gleichzeitig mit 10 anderen Partien ohne Ansicht des Brettes.

Wiener Partie

Weiß: H. N. Pillsbury-New York
Der Name des Gegners ist nicht genannt

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	13. 0—0	Kf7—e8
2. Sb1—c3	Sb8—c6	14. Lc4—d3	Dd8—d7
3. f2—f4	e5×f4	15. c2—c4 [3])	Ld5—f7
4. Sg1—f3	g7—g5	16. d4—d5	Sc6—e7
5. h2—h4	g5—g4	17. Lf4—e5	Th8—g8
6. Sf3—g5	h7—h6	18. Ld3—h7	Tg8—g7
7. Sg5×f7 [1])	Ke8×f7	19. Le5×g7	Lf8×g7
8. d2—d4	d7—d5 [2])	20. Dd1—e2	Lg7—d4† [4])
9. Lc1×f4	Sg8—f6	21. Kg1—h1	g4—g3
10. Sc3×d5	Sf6×d5	22. De2—f3	Ld4—f2
11. Lf1—c4	Lc8—e6	23. Ta1—e1!	Ke8—f8 [5])
12. e4×d5	Le6×d5	24. Df3—f6!	Aufgegeben. [6])

[1]) Die bisherigen Züge bilden das sogenannte Pierce-Gambit, über dessen Wert für die eine oder andere Seite die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist.

[2]) Die „Bohemia" (Prag), der wir in den weiteren Anmerkungen folgen, erklärt Sg8—f6 nebst Kf7—g7 für besser.

[3]) Der jetzt folgende wuchtige Angriff des Gedächtnisspielers ist hochinteressant.

[4]) Durch das hiermit eingeleitete Manöver glaubt Schwarz der Gefahr entrinnen zu können; aber Pillsburys Genie findet eine Lücke in dem fein gesponnenen Netze.

[5]) Führt zu sofortigem Verlust. Aber auch andere, z. B. Turm- oder Damenzüge können gegen die Drohung Te1—e4—f4 nicht helfen.

[6]) Denn gegen Te1×e7 nebst Df6—h8† ist kein Kraut gewachsen; auf 24. . . . . Se7—g8 folgt 25. Lh7×g8 nebst 26. Te1—e7.

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

A. F. in W. Empfindungsfähig. Leidenschaftlich. Fleißig, thätig. Geneigt, die Dinge ernst zu nehmen. Empfindlich. Tritt schwer aus dem Kreis seiner persönlichen Interessen heraus. Zeigt der Welt oft ein heiteres Gesicht, ohne innerlich heiter zu sein.

Linda I. Voll liebenswürdigen Humors und sorgloser Heiterkeit. Intelligent und klar, doch nicht eben tief veranlagt. Sie sind ein Egoist, aber auch darin liebenswürdig. Sie sind pünktlich und exakt in Kleinigkeiten, aber in Gefahr, sich in solche zu verlieren.

Linda II. (Kartenschrift.) Eine sensible Natur mit angeborenem Takt- und Zartgefühl. Diskussionslustig und rechthaberisch. Nicht selten in Gefahr, das Nebensächliche zu überschätzen. Gerade und ehrenhaft.

Vera. Sie möchten wissen, ob Sie ein klares Urteil haben, oder ob Sie sich darin durch Ihre Nervosität beeinflussen lassen? Neben Ihrer Nervosität schaden der Objektivität Ihres Urteils: 1. Ihr stark ausgesprochenes subjektives Empfinden, 2. Ihr lebhaftes Temperament, 3. Ihre Neigung, verschiedenartige Dinge miteinander zu vermischen. Ob selbstsüchtig? Ja! Egoistisch sind Sie, wenn auch weniger für sich persönlich als für die Ihnen Nahestehenden. Ob warm in der Empfindung? Sie empfinden sehr lebhaft, auch tief und nehmen die Dinge schwer, sind aber nicht frei von Laune und Gefühlsschwankungen. Sinn für Ideales neben starkem Hang zum Praktischen? Sie sind gebildet — stehen über dem Durchschnitt —, besitzen geistige Gewandtheit und Selbständigkeit, sind geistig lebhaft und rege, haben daneben aber doch auch ausgesprochenen Sinn fürs Praktische. Sie haben recht, wenn Sie finden, daß Sie nicht im richtigen Momente zugreifen, denn Sie haben wenig Initiative und die ausgesprochene Neigung, sich mehr durch die Verhältnisse leiten zu lassen.

H. G., Hamburg. Karten eignen sich schlecht zur Beurteilung. Soweit sich ersehen läßt, sind Sie eine empfindungsfähige Natur, treu und ausdauernd in den Gefühlen.

Josef. Starke individuelle Eigenart ist in dieser Schrift nicht ausgedrückt. Aber der Schreiber ist ein liebenswürdiger, angenehmer Mann, der Takt und Zartgefühl besitzt, heiter und umgänglich ist und seiner Umgebung das Leben nicht schwer macht. Mit sich selbst ist er wohl zufrieden, und er zweifelt nicht, daß es andre auch mit ihm sind.

Georg. Auch von diesem Charakter läßt sich ähnliches sagen, nur ist er weniger ruhig, weniger ausgeglichen und weniger gleichmäßig.

Konrad. Sehr bestimmt, sehr ausgesprochen, pflichtgetreu und zuversichtlich, aber auch manchmal sehr schwierig und scharf. Sie sind intelligent und sehen klar. Sie sind zielbewußt, energisch und gestatten sich keine Launen.

E. A. in H. Sie sind innerlich erregbar und unruhig, auch lebhaft, und streben nach Zurückhaltung. Wohlmeinend und gutherzig. Gern vermeiden Sie Schroffheiten und weichen Unannehmlichkeiten aus. Sie können heftig werden, aber es bleibt ohne schlimme Folgen, denn Sie suchen es schnell wieder gut zu machen.

V. S. Pfingstweid. Wohl nicht mehr jung und nicht ohne ernste Erfahrungen älter geworden. Wenigstens finden sich Zeichen, die darauf hindeuten, daß Sie Schweres erlebt und noch nicht ganz überwunden haben. Manchmal etwas entmutigt, aber nicht auf die Dauer. Sie haben ein gutes Herz und warmes Empfinden. Menschen und Verhältnissen können Sie sich geschickt anpassen. Sie sind sparsam und einteilsam und vermeiden gern unnötige Ausgaben.

Ernestine S. in Buenos-Aires. Einfach nach Bildung und Veranlagung, geben sich so wie Sie sind und erheben keinerlei Prätentionen. Recht bestimmt im Wollen. Sie erwärmen sich langsam, aber wo Sie sich angeschlossen haben, sind Sie treu. Etwas empfindlich.

Emanuel T. in Buenos-Aires. Sie haben Phantasie und auch Formensinn, aber es fehlt Ihnen an Ausbildung des ästhetischen Gefühles. Sie sind etwas selbstgefällig. Erregbar, mehr hartnäckig und beharrlich, wenn durch Widerstand gereizt, als eigentlich energisch. Sie können nicht richtig Maß halten. Der Wille ist lebhaft. Rasch begeistern Sie sich für eine Sache oder Person.

Gerhard T. in Buenos-Aires. Erregbar, innerlich unruhig, etwas wechselnd in der Stimmung. Warm im Empfinden und tief in den Gefühlen, aber oft schroff abweisend und zurückhaltend. Sie haben Sinn für Humor und können heiter sein. Schwer zu durchschauen und zu verstehen.

Marietta B. in Buenos-Aires. Ruhig, klar, bestimmt. Gleichmäßig in den Gefühlen, erwärmt sich aber langsam. Nüchtern-verständig. Ordentlich. Pflichtgetreu und gewissenhaft. Vorwiegend praktisch veranlagt. Giebt sich sehr einfach und natürlich. Reell und zuverlässig.

Alexander T. in Italien. Ein sehr lebhaftes, bewegliches Naturell und viel Temperament zeigen sich in Ihrer Schrift. Sie haben aber noch nicht gelernt, Selbstbeherrschung zu üben, und so geraten Sie denn hie und da ins Maßlose. Sie sind begeisterungsfähig, empfinden lebhaft und können Ihren Willen momentan energisch zur Geltung bringen. Ihre Stimmung ist eine heitere, zuversichtliche. In neuer Umgebung finden Sie sich rasch zurecht und können sich den Verhältnissen geschickt anpassen. Sie haben Erwerbssinn und sind etwas selbstgefällig. Empfindlich können Sie sich abwenden und zurückziehen, wo Sie sich verletzt fühlen.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Briefmappe

M. v. R. in L. Die Figur des Octavio Piccolomini ist von Schiller mit poetischer Freiheit behandelt worden. Allerdings gehörte Octavio zu den Gegnern Wallensteins, aber an dessen Ermordung hatte er keinen Anteil. Auch wurde Piccolomini, dessen Ernennung zum Fürsten bei Schiller als Belohnung der Bluthat von Eger erscheint, erst 14 Jahre später, 1648, in den Reichsfürstenstand erhoben. Die Figur des ritterlichen Max Piccolomini ist reine Erfindung. Der Fürst vermählte sich erst in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre (1651) mit der Prinzessin Maria Benigna von Sachsen-Lauenburg, deren Vater, Herzog Julius Heinrich, in Böhmen reich begütert war. Die Ehe blieb kinderlos. Fürst Octavio starb schon 1656, und der Fürstentitel nebst dem Fideikommiß Nachod ging auf seine Großneffen Aeneas Silvio und Lorenzo Piccolomini über. Die Witwe, beim Tode des Gatten kaum 20 Jahre alt, vermählte sich nicht wieder und starb erst Ende 1701 in Wien. Sie hat also ihren Gemahl 45 Jahre überlebt. Wir sehen, daß es für einen Max Piccolomini an jedem geschichtlichen Anhalt fehlt. Wallenstein hinterließ allerdings eine Tochter, aber sie hieß nicht Thekla, sondern Maria Elisabeth; sie heiratete mehrere Jahre nach dem Tode des Vaters einen Grafen Kaunitz.

G. L. in Düsseldorf. Die Charakteristik der Deutschen als des Volkes, das sich immer neu entwickelt, enthält eine tiefe Wahrheit. Uebrigens war Hegel der erste, der den Evolutionsgedanken als das Fundament des Denkens erkannte. Der Ausspruch: „Das Rätsel der Welt wird der Mensch in Ewigkeit vergeblich streben zu erforschen,“ rührt von Fr. Th. Vischer („Neue kritische Gänge“) her.

Jung-Heinrich in L. Sie verlangen zu viel auf einmal und mögen das Wort des wackeren Pastors beherzigen, der in Fritz Reuters „Hanne Nüte“ dem in die Welt ziehenden Jüngling die Mahnung mit auf den Weg giebt:

> Eins muß der Mensch von Grund aus lernen,
> In einem Stücke muß er reifen
> Und in der Nähe, in den Fernen
> In seiner Kunst das Beste greifen.
>
> Dann kann er dreist mit Fug und Recht,
> Sei's Handwerksmann, sei's Ackerknecht,
> Sich stellen in der Bürger Reih'n:
> Er wird ein Mann und Meister sein!

W. K. in M. Gegen das Gefrieren und Beschlagen der Fenster soll sich folgendes Mittel bewährt haben: 56 Gramm Glycerin werden in einem Liter 60prozentigen Spiritus aufgelöst, dem man, um einen angenehmen Geruch zu erzielen, etwas Bernsteinöl zufügen kann. Sobald die Mischung wasserklar erscheint, wird die innere Fläche des Fensters mit einem Leder- oder Leinwandlappen abgerieben.

Johanna R. in St. Das Schriftchen „Großherzogin Luise in ihren Beziehungen zum badischen Volke“ (Baden-Baden, Pet. Weber) soll keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes sein; es bietet vielmehr das in warmen Tönen gehaltene Bild der hohen Frau als Landesmutter und Menschenfreundin. Die Darstellung beruht auf gründlichem Studium, und der Hauch persönlicher Verehrung durchweht das Ganze.

L. P. in M. Lassen Sie sich den Katalog der Musikinstrumenten- und Saitenfabrik Arthur Schnörr zu Scheibenberg i. S. kommen, die ihre Instrumente und Saiten unter Garantie direkt versendet. Der Katalog wird gratis und frei zugestellt. Die Firma führt auch Reparaturen an Musikinstrumenten aus.

O. F. in Ulm. Das Königreich Bayern hat den größten Feuerwehrstand der Welt zu verzeichnen. Nach den neuesten Erhebungen weist es nicht weniger als 7200 freiwillige Feuerwehren mit 370000 Mann auf, also eine Stärke, die fünfmal höher ist als der Friedensetat des bayrischen Heeres.

Frau J. T. in Thorn. Die Devise eines Berliner Haarkünstlers „Es ist erreicht“, die bei uns schon zu einem „geflügelten Wort“ geworden ist, hat die deutschen Grenzen bereits überschritten. Namentlich in Pariser und in belgischen Zeitungen findet man häufig Etiketten von Haarölfläschchen als Reklame abgebildet mit dem aus dem Berlinischen frei ins Französische übertragenen Motto: „Ça y est!“

E. R. in O. Allerdings giebt es auch in Preußen eine staatlich unterstützte Holzschnitzerschule, und zwar in Warmbrunn, wo eine solche kürzlich nach dem Muster der Berchtesgadener Schule errichtet worden ist.

Treue Abonnentin in Budapest. Auch wir können leider die Lösung nicht geben.

K. F. N. in Wien, R. N. in Br., Otto T. in Budapest, M. Sch. in Pr., Escamillo in München, B. B. in W. Mit Dank abgelehnt.

D. G. R. in Turin. Freundlichen Dank für Ihre Mitteilung; es ist natürlich „bella“ zu lesen. Die hübsche, von Ihnen angegebene Fassung werden wir bei Gelegenheit bringen.

G. St. in H. Anmeldungen für die Weltausstellung in St. Louis und Anfragen darüber haben vorläufig keinen Zweck. Warten Sie damit, bis der Reichskommissar, Geh. Oberregierungsrat Lewald, von seiner Reise nach St. Louis zurückgekehrt und in Berlin das deutsche Ausstellungsbureau errichtet ist. Das wird Anfangs dieses Jahres geschehen.

Th. A. in F. Auf der Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe wurden für 271750 Mark Gemälde und Skulpturen angekauft. Auf Werke badischer Künstler entfielen hiervon 145451 Mark.

Sparsame Hausfrau in H. Sie finden das Gewünschte in Singers Haushaltungsbuch, das schon im 4. Jahrgange erscheint (Straßburg i. E., Josef Singer). Es enthält ausgiebigen Raum zum Eintragen der Einnahmen und Ausgaben wie für die Monatsabschlüsse, so daß sich eine genaue Kontrolle üben läßt, dazu eine Fülle von Ratschlägen und Weisungen für Küche und Hauswirtschaft.

Ed. B. in L. Bei Multatuli liegt der Ton auf der vorletzten Silbe. In Erinnerung an seine herben Erfahrungen wählte Douwes Dekker als Schriftstellernamen die lateinischen Worte Multa tuli, d. h. viel hab' ich erduldet.

B. E. in Dresden. Wohl voll Empfindung, doch in der Form nicht ausreichend. „Nächte“ und „legte“, „Sarkophag“ und „brach“ sind so bösartige Reime, daß sie strafrechtliche Verfolgung wegen Verbrechens gegen die Verskunst nach sich ziehen sollten.

W. A. in D. Die Duchoborzen oder „Geisteskämpfer“, die jetzt so viel von sich reden machen, sind eine russische Sekte, die zu Peters des Großen Zeit in und bei Moskau entstand. Die Leute leugnen die Dreifaltigkeit und behaupten, nicht schwören und Kriegsdienste thun zu dürfen, da in ihnen die Seele Christi wohne. Sie sind strenge Vegetarier und vermeiden sogar Milch und Eier als vom Tiere stammend. Ebenso verschmähen sie Lederstiefel und Wollanzüge wegen der animalischen Herkunft und tragen dafür Gummischuhe und Baumwollkleider. Zu gewissen Zeiten wurden sie hart verfolgt, bis Zar Alexander I. ihnen 1804 in Taurien feste Wohnsitze anweisen ließ. 1841 mußten sie sich in Transkaukasien ansiedeln, und nach einer 1887 eingetretenen Spaltung wanderte im Jahre 1900 ein Teil nach Ostsibirien, ein andrer nach Kanada aus.

Fr. K. in München. Die bereits eine so wichtige Rolle spielende elektrische Kraftübertragung wird großenteils durch die Ausnutzung von Wasserkräften ermöglicht. Nach O. v. Miller gelangen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegenwärtig Wasserkräfte von etwa 180000 Pferdestärken zur Verwendung; in der Schweiz nach Professor Wyssling 160000 Pferdestärken, in Schweden nach Professor Arrhenius 200000 und in Nordamerika sogar 400000 Pferdestärken. Die Gesamtleistung der zurzeit mit Wasserkräften betriebenen Elektrizitätswerke der Welt wird auf zwei Millionen Pferdestärken geschätzt.

H. v. W. P., Schloß A. Der ungemein reichhaltige Katalog XCVI von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München, Hildegardstr. 16, umfaßt ausschließlich Genealogie und Heraldik. Der soeben ausgegebene Teil II (Preis 1 Mark) geht von Janus v. Eberstedt bis Rom.

B. G. in H. Aus Ihren „Dichtungen“ sollen wir auf Ihr Alter, Ihre Veranlagung und Ihre gesellschaftliche Stellung schließen! Das ist ein etwas starkes Verlangen, aber in gewissem Sinne glauben wir doch urteilen zu können. Erstens haben Sie überhaupt noch kein „Alter“, denn Sie sind blutjung, zweitens besitzen Sie keine Veranlagung zum Dichten, ausgenommen vielleicht zur Verherrlichung von Familienfesten, die Sie weiter poetisch verklären mögen, und drittens haben Sie noch keine gesellschaftliche Stellung, denn eine solche wird doch einem Backfischchen, selbst wenn es noch so niedlich und keck ist, nicht eingeräumt. Nicht wahr, Sie sind erkannt?!

H. L. in W. Die Stenographie für Blinde ist von dem blinden Sprachlehrer Hauptvogel in Leipzig erfunden. Durch Neben- und Uebereinanderstellen von Punkten, die in festes Papier gestochen werden, bildet diese Kurzschrift Gruppen, die Buchstaben und Wörter darstellen. Die Kürze erreicht diese Kurzschrift dadurch, daß der Erfinder jedem Zeichen mehrfache Bedeutung giebt, die durch die Nachbarzeichen oder durch Hinzufügen von Hilfszeichen bestimmt wird.

E. v. G. in R. Die Düsseldorfer Ausstellung hat einen Ueberschuß von rund einer Million Mark ergeben, obwohl sie nicht sonderlich vom Wetter begünstigt war. An diesem Ueberschuß ist die Kunstausstellung mit 280000 Mark beteiligt. Es wurden Bilder für mehr als 630000 Mark gekauft. Aber auch die Industrie hat große Vorteile erlangt, indem viele Aussteller ansehnliche Aufträge erhielten. Wie die Ueberschüsse verwendet werden sollen, ist noch nicht festgestellt.

O. J. in Hamburg. Läßt sich aus Gründen der Praxis nicht gut durchführen, da noch während der Herstellung der einzelnen Nummer zu Gunsten der Tagesereignisse häufig Aenderungen stattfinden müssen.

Frau B. M. in Innsbruck. In England und Amerika ist noch immer die Thermometereinteilung nach Fahrenheit in Gebrauch, in Frankreich bedient man sich ausschließlich der mit der dezimalen Rechnung in Einklang stehenden hundertteiligen von Celsius, die hoffentlich bald auch bei uns die allein geltende werden wird. Daneben kommt einstweilen immer noch die von Réaumur vor, der den Abstand zwischen dem Schmelzpunkt des Eises und dem Siedepunkt des Wassers in 80 gleiche Teile geteilt hat. 9 Wärmegrade nach Celsius entsprechen +7,2 Grad nach Réaumur und +48,2 Grad nach Fahrenheit.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten



Auf dem Maskenball

Nach dem Gemälde von L. Schmutzler

Für die Krone

Roman von

Richard Voss

(Fortsetzung)

XV

Jedermann hier denkt nur an das große Ereignis, dem wir entgegengehen: in vier oder fünf Tagen kommt der König, der kranke König! Mir ist, als machten die Leute eigentümliche Gesichter. Ihre Gedanken stehen ihnen auf dem Gesicht geschrieben. Wenn sie unter sich sind, mögen sie die Köpfe nicht wenig zusammenstecken. Wie sie untereinander tuscheln werden! Denn sie wissen ja, alles wissen sie von uns, diese gemeinen Seelen!

Ob sie auch wissen, warum es für das Land ein Unglück wäre, wenn mein Bruder abdanken würde, und wenn ich . . .

Ich will die Spatzen fragen. Vielleicht pfeifen sie auch das auf den Dächern. Allerdings müßte ich, um die Vogelsprache zu verstehen, ein Sonntagskind sein. Und ich bin nichts weniger als das; sonst könnte es für den Staat kein Unglück sein, wenn ich . . .

Ich mag es nicht denken, viel weniger es schreiben: so unerbittlich schwarz auf weiß! Aber in meinem Herzen, in meinem Hirn steht es mit glühenden Schriftzügen eingebrannt:

Ein Unglück, wenn ich König würde!

*

Es ist herrlich, daß die beiden fort sind und daß wir noch vier volle Tage allein bleiben. Vielleicht sogar fünf! Es ist wie eine letzte Rückkehr der alten Zeit. Ich fühlte mich so glücklich, so jung. Beides ist nun für immer vorbei. In diesen vier Tagen — denn es werden wohl nur vier sein — muß ich hier von vielem Abschied nehmen. Unter anderm auch von meiner Jugend. Gleich am Vormittage siedelten wir ins Kavalierhaus über. Wir bewohnen es allein. Könnte ich nur Kammerdiener und Lakaien los werden. Wozu brauchen wir sie? Als wären Tonei und Stigei nicht ausreichend? Wenigstens haben sie keine Bedientenseelen.

Das Kavalierhaus ist älter als das Königshaus und war ehemals eine königliche Jagdhütte. Die Täfelungen der Zimmer haben infolge ihres Alters einen dunkeln Glanz, was sie düster macht. Ich wohne im oberen Stockwerk, und meine Fenster gehen nicht nach dem See, also nicht nach dem Königshause hinaus. Das ist mir lieb. Ich kann von meinen Fenstern aus nichts sehen, was an Menschen erinnert, erblicke nur die grüne, mit den Trümmern der Bergstürze besäte Halde. Dahinter graue, senkrechte Wände, schimmernde Schneefelder, unzugängliche Gipfel. Auf den Felsblöcken wachsen Riesentannen. Sie umklammern mit ihren Wurzeln den mächtigen Stein, als wollten sie ihn zermalmen. Einige sind vollständig abgestorben. Mit ihrem dürren, totenfarbenen Stamm und Geäst gleichen sie Gespensterbäumen. Andre hat der Sturm zersplittert, ein Blitzstrahl getroffen.

Ach Judika!

Was ist mit mir geschehen, daß ich der kleinen holden Judika nicht mehr gedenke? Ist es so lange her, daß wir miteinander Himbeeren pflückten, Forellen fingen, Weizen schnitten und Hand in Hand über die weiße Flur durch die Gewitternacht eilten, der einsamen Riesentanne zu, um darunter Hand in Hand von einem Blitzstrahl getroffen zu werden und gemeinsam zu sterben . . . Sterben wollte ich mit dem blassen Kinde, das ich auf den Mund küßte? Und warum sterben? Weil das Wasser gar zu tief ist? Nur darum? Was für ein Mensch war ich damals, daß ich deswegen gleich aus der Welt wollte? Ich muß verhext gewesen sein! Oder man gab mir jetzt einen Trunk ein: den des Vergessens. Wie ein fahler Schatten steht das Kind vor mir. Und ich selbst — ich selbst lebe! Ich muß schon darum leben bleiben, um darüber nachzudenken: warum mein Bruder nicht abdanken „darf", warum seine Abdankung für das Land ein Unglück sein würde?

Geradezu ein Unglück!

Und wie der Mensch mich dabei ansah.

*

Loisl hat meinen Auftrag auf dem Alphof ausgerichtet. Ich will ihn aber nicht sehen. Ich kann ihn nicht sehen! Der ganze Mensch ist für mich eine einzige qualvolle Erinnerung. Dabei seine Kraft, sein Stolz, sein Haß gegen uns. Denn er haßt uns alle. Er kennt uns nicht, aber er haßt uns aus Instinkt.

Und dieser Mensch ist die Kraft und Gesundheit selbst. Und auf ihn, der unsers Stammes ist, fällt kein Schatten von dem Fluche, der über uns andern schwarze Nacht verbreitet. Warum ist er von allen der einzige, der im leuchtenden Lichte wandelt?

Ich konnte mich nicht entschließen, den Grafen zu fragen, wen Loisl im Alphofe gesprochen, was man ihm dort für mich aufgetragen, wie er alles gefunden habe? Der Graf mußte ihn reich beschenken und mit einem Brief zum Forstmeister

schicken. Er wird wohl schon fort sein; aber ich frage nicht. Wenn der Forstmeister ihn in ein andres Revier schickt, so wird er von seiner Liebsten getrennt. Der wilde Mensch wird außer sich geraten. Aber andre, die sich lieben, müssen sich auch trennen. Vielleicht wütet er gegen mich. Immerhin besser, als daß er bleibt und hier dem Könige begegnet. Es wird zwar zu hundert Malen vorkommen, indessen ... Wir leben doch in einer tollen Welt! Ich sollte sagen: in einer tollmachenden Welt.

Schrieb ich eigentlich auf, daß auf der Weiß-Kaiser-Alm die Mutter des Loisl Sennerin war? Und jetzt ist sein Schatz droben ... Seltsam, daß wir noch immer nicht hinaufkamen. Solange der Loisl da war, ging es nicht. Er hatte solche Art, und ich glaube, er traute uns nicht. Es muß droben schön sein.

Endlich entschloß ich mich doch, den Grafen nach dem Burschen zu fragen, und da erfuhr ich's denn. Er nahm das Geld nicht! Es war so viel, daß er mit dem Gelde seine Liebste hätte heiraten können. Trotzdem nahm er es nicht! „Er hätte nur seine Pflicht gethan, und dafür ließe er sich nicht bezahlen.“ Nun stehe ich in seiner Schuld. Ich bin recht ärgerlich.

Auch mit dem Grafen bin ich unzufrieden, denn er fing die Sache gewiß falsch an. Was thun, da ich ja doch nicht in seiner Schuld bleiben kann? So ärgerlich ich bin, freut's mich wiederum, daß der Bursch so stolz ist. Ein wahrer Königsmensch! Der ist nicht „entartet“.

*

Ich habe Tage und Nächte, daß mir ist, als müßte ich von den Qualen all der Stunden die Spuren auf meinem Gesichte tragen und dieses müßte ganz entstellt sein. Ich betrachte mich im Spiegel und fasse nicht, wie ich im Glase so ziemlich das gewohnte Bild erblicken kann; nur um etwas bleicher und in den Augen einen fremden Ausdruck.

Vielleicht ertrüge ich die Marter dieser Tage und Nächte nicht, müßte ich sie an einem andern Orte durchleben. Die Natur ist mir jede Stunde von neuem Trösterin und Helferin. Wie ein krankes Kind an den Busen der Mutter sich schmiegt, so presse ich meine todwunde Seele an ihre ewige Herrlichkeit und fühle ihren Herzschlag.

Wird die Pein meiner schlaflosen Nächte zu groß, so stehe ich auf, werfe mich in die Kleider, schleiche aus dem Hause. Die Luft ist kühl, der Himmel klar. Mit seiner Sternendecke scheint er auf den Alpengipfeln zu ruhen. Die Schneefelder schimmern gleich in den Aether gehobenen, von einem bleichen Monde beschienenen wundersamen Matten, über die zu schreiten unirdische Wonne sein müßte. Der Wasserfall donnert; es rauschen Bäche und Bächlein. Trotzdem ist's wie tiefes, tiefes Schweigen. Eine Feierlichkeit ist's, daß der Mensch den Atem anhält, um die Ruhe der Nacht nicht mit einem Hauche zu stören.

Jeden Morgen von neuem erfüllt sich das Wort des Herrn: „Es werde Licht!“ Und jeden Morgen erscheint es mir nach den Leiden meiner schlaflosen dunkeln Nächte als der Wunder allergrößtes und allerschönstes. Staunend erlebe ich das Lichtwerden.

Die Luft wird kälter, und eine fahle Helle überflutet den Himmel. Die Sterne scheinen zu versinken, zu erlöschen. Die Schatten schwinden, die Dinge erhalten Umrisse, und Farben gestalten sich — werden.

Mehr und mehr verbreitet sich eine graue Dämmerung. Nebel quellen auf, lagern sich über See und Gestade, steigen empor, umziehen die Grate, verhüllen die Gipfel, den Himmel.

Statt einer Welt voll Farbe und Licht ein regungsloses, totenfarbenes Dunstmeer. Die Vorstellung eines strahlenden Himmels, einer leuchtenden Erde gleicht dem Gedanken an eine Menschheit ohne Jammer und Qual: sie ist nicht zu denken!

Fühle ich mich zu Tode erschöpft, so nehme ich in aller Frühe im See ein Bad. Aus der grauen Nebelflut stürze ich mich in die schwarze Wasserwoge. Es ist, als tauchte ich in den Styx. Auf dem Rücken schwimmend, sehe ich nichts als Dunst und Gewölk. So treibe ich hin wie durch eine neblige Unendlichkeit, ohne den Himmel über mir, ohne Strand. Dann aber beginnt das wundersame Schauspiel: der Kampf der Dämpfe mit der Sonne. Ueber mir wogt und wallt es, zerreißt es und schließt es sich wieder, bleibt eine Weile regungslos, wogt und wallt von neuem. Jetzt ein Windhauch! Das Gewölk flattert auseinander, zerstiebt, zerrinnt ... Ueber mir strahlende Bläue und die Alpenwelt im Glanze des siegreichen Himmelslichts. Ich schwimme ans Gestade und fühle mich zugleich mit dem jungen Tage wie neugeschaffen.

Das Personal traf ein: Köche, Lakaien, Jäger, Schiffer, Träger. Es sollten der Menschen nach Möglichkeit wenige sein, und nun sind es ihrer doch eine ganze Herde geworden. Zum Glück sind alle im Dienerschaftshause untergebracht; zum Glück liegt dieses hinter einem Riesenfelsblocke und — zum drittenmal glücklicherweise! — sehe ich von meinen Zimmern aus überhaupt nichts als Himmel und Fels. Sonst könnte mir der liebe Aufenthalt schon jetzt verleidet werden.

Der Forstmeister kam. Ich mochte ihn nicht sehen und ließ mich durch den Grafen vertreten.

Auch die kranke Majestät soll feierlichst empfangen werden. Der königliche Nachen wird bekränzt, bekränzt wird das ganze Haus; die Jäger schießen ihre Büchsen ab, die Burschen jauchzen, und abends werden auf allen Gipfeln hohe Holzstöße angezündet. Ein großes Freudenfest soll abgehalten werden — auf Anordnung eines Titl. Oberhofmarschallamts. Das Freudenfest kommt in alle Zeitungen und mag immerhin zu etwas dienen, wenn auch nur als ein Dokument der „Liebe des treuen Volkes“ für seinen Monarchen.

Die Liebe des treuen Volkes ...

In der Einsamkeit, die mich hier umfängt, begebe ich mich in die tiefste Einsamkeit. Und hier lausche ich auf die innere Stimme, die leise, leise mir sagt — heimlich, heimlich mir zuraunt:

„Das treue Volk haßt seinen Herrscher. Warum es ihn haßt, weiß ich nicht; aber es haßt ihn. Den Mann, der diesem Herrscher folgen soll, haßt es nicht; es liebt ihn jedoch nicht. Das treue Volk liebt dich! Zu tausend Malen konntest du seine Liebe mit eignen Augen sehen, mit eignem Herzen empfinden. Wenn du unter dem Volke warst, wenn sein Auge dich erblickte, wenn sein Mund dir am liebsten zugejauchzt hätte: dann fühltest du seine Liebe wie deinen eignen Herzschlag. Aber sein Mund mußte verschlossen bleiben, und nur sein Auge durfte dir deines treuen Volkes Liebe verraten."

Meines Volkes Liebe —

Wie konnte das Wort mir entschlüpfen? Ich will nicht von „meinem" Volke geliebt werden, wo ich dem Herrn des Himmels und der Erde auf meinen Knieen für seine Gnade danke, daß er des Unglücks, Herrscher eines „treuen" Volkes zu sein, mich für immer enthob ... Des Unglücks? Gewiß! Es soll ja doch für das Volk ein Unglück sein, wenn ich —

Und darüber soll man seine gesunde Vernunft behalten!

*

Der König ist angelangt.

Bereits seit vorgestern ist der ganze See von Polizisten umstellt. Der König darf sie nicht sehen, daher sind sie als Schiffer, Jäger, Holzknechte verkleidet. In solcher Gestalt bilden sie zu dem Alpengemälde nur die Staffage.

Die ganze Reise wurde zu Wagen gemacht, und alle Straßen waren streng bewacht. Die Dörfer, die passiert werden mußten, trugen Guirlanden- und Fahnenschmuck. Ehrenpforten waren errichtet. Da jedoch keine Ansprachen gehalten werden durften, so fehlten die weißgekleideten Jungfrauen, die saubergewaschene Schuljugend, die feierlichen Bürgermeister und andre Standespersonen. Aber das „treue Volk" stand dichtgeschart auf den Gassen, jubelte und freute sich. Kinder liefen der königlichen Equipage nach und wollten Blumen hinein werfen. Aber der Wagen war verschlossen, vor den Fenstern die Vorhänge zugezogen: der König wollte sein „treues Volk" nicht sehen. Dennoch jubelte es auf Befehl Seiner Allmacht, eines Titl. Oberhofmarschallamts.

Der letzte Teil der Fahrt wurde bei Nacht zurückgelegt. Die Dörfer mußten illuminieren und die männlichen Einwohner mit Pechfackeln Spalier bilden — für den Fall, daß Seine Majestät geruhen sollten, den Vorhang vor dem Wagenfenster aufzuziehen.

Was hier steht, ist niederträchtiges Lakaiengeschwätz. Mein ehrlicher Tonei erzählte es mir treuherzig wieder. Er glaubt an die Liebe des treuen Volkes, das seines Herrschers sich freut; seine unschuldige Seele weiß nichts von einem Titl. Oberhofmarschallamt, das mein mißtrauisches Gemüt hinter allem wittert. Was würde ich thun, wenn ich das Unglück hätte, Herrscher zu sein, und wüßte — denn ich wüßte es —, daß meine lieben Unterthanen auf höchsten Befehl bekränzten, illuminierten und jubelten? . . .

Gegen Morgen traf der König am See ein. Er bestieg sogleich das bekränzte Boot — er allein. Der Adjutant und der Geheimrat mußten in einem zweiten Nachen folgen. Dieses zweite Boot durfte nicht unmittelbar hinter dem ersten dreinfahren. Acht Jünglinge ruderten den einsamen König beim Morgengrauen über den See. Als er auf der Seealp anlangte, ging gerade die Sonne auf. Ich durfte mich nicht blicken lassen, hörte die Schüsse, das Jauchzen, den Lärm der Volksfreude. Plötzlich wurde es still. Wahrscheinlich gebot der Monarch Schweigen.

*

Ich warte darauf, zum König gerufen zu werden. Seit vielen Stunden warte ich — bereite ich mich darauf vor ... Wie wird mein Vater aussehen? Ob er sehr verändert ist? Werde ich seine Krankheit in seinen Augen lesen? Es muß eine trostlose Schrift sein. Wie wird er mich empfangen, was wird er zu mir sagen? Welchen Ton wird seine Stimme haben?

Ich fürchte mich vor dem Tone seiner Stimme, fürchte mich vor seinem Blicke.

Inzwischen warte ich.

*

Ich warte noch immer.

Der König ist bereits zwei Tage hier und ließ mich noch immer nicht rufen. Ich verlasse nicht das Haus, da er jeden Augenblick nach mir schicken kann. Auch der Geheimrat läßt sich bei mir nicht sehen; und ich kann mich nicht entschließen, nach ihm zu schicken, so verhaßt ist mir der Mensch mit seiner prophetischen Allwissenheit und seinen unheimlichen Augen. Also warte ich.

*

Ich soll zum König kommen.

*

Nein — ich glaube nicht daran! An die Krankheit meines Vaters glaube ich nicht: nicht an diese Krankheit. Der König ist, wie er immer war. Vielleicht etwas müder; um einen Schatten nur. Seine Stimme klingt nicht anders, und sein Blick — auch sein Blick hat nichts Fremdes für mich.

Natürlich waren wir nicht allein. Der Geheimrat war anwesend. Gerade er! Und natürlich wurde mit keiner Silbe erwähnt, daß der König „unpäßlich" sein könnte. Wir sprachen von den gleichgültigsten Dingen in der gleichmütigsten Weise. Kein Wort von der Königin, von dem Kronprinzen. Als ich von ihnen reden wollte, unterbrach mich der König sofort und sprach gleichmütig von Gleichgültigkeiten.

Nur eines fiel mir auf. In meines Vaters Gesicht die kleine, ganz kleine, scharfe Falte zwischen den Brauen. Sie ist, seitdem ich ihn

nicht sah, tiefer, viel tiefer geworden. Wie sie jetzt ist, giebt sie den Zügen solchen besonderen Ausdruck. Es ist ein Ausdruck, als ob — ich finde dafür nicht das rechte Worte. Wo sah ich doch schon die nämliche kleine, ganz kleine, sehr scharfe und tiefe Falte, den nämlichen sonderbaren Ausdruck? . . . Ich besinne mich nicht . . . Es wird mir wohl einfallen.

*

Vorhin fand ich mich vor dem Spiegel stehend und eifrig forschend, ob auch ich bereits zwischen den Augenbrauen jene kleine, ganz kleine, scharfe Falte habe?

Ich habe sie nicht — noch nicht! Der Kronprinz aber hat sie. Trotzdem darf er nicht abdanken; und trotzdem würde es für das Königreich ein Unglück sein, wenn ich . . . Ob wohl die Königsfalte zwischen den Brauen später auch bei mir sich einstellt? Und wenn, was wird dann mit mir sein?

XVI

Auf der Seealp. Herbst

Einem Titl. Oberhofmarschallamt mache ich mein tiefes Kompliment. Es ist bewundernswert, wie der große komplizierte Apparat funktioniert und der Hofhalt in einer Weise geführt wird, als läge die Seealp inmitten der Residenz. Diese Bemerkung würde ich gar nicht machen, hätte ich nicht zufällig Gelegenheit, zu beachten, wie das Räderwerk läuft.

Alles vollzieht sich nämlich nachts. Die ganze Nacht über ist ein beständiges Kommen und Gehen von Trägern, Boten, Kurieren. Dabei geschieht alles lautlos, ganz lautlos. Die Menschen schleichen wie auf Filzsocken und scheinen Stumme zu sein. Ich glaube, die Schiffer haben sogar ihre Ruder umwickelt, damit der kranke König sie nicht hören soll.

Weil ich noch immer schlecht schlafe, treibe ich mich einen großen Teil der Nacht draußen umher. Da merkte ich dann den Gang der Maschinerie. Einen eigentümlichen Eindruck macht das Königshaus, das die ganze Nacht über hell erleuchtet ist. In sämtlichen Zimmern brennen Wachskerzen. Die Fenstervorhänge sind herabgelassen, und ich sehe bisweilen dahinter Schatten sich bewegen, als ob auch der König schlechte Nächte hätte. Wer mag bei ihm sein? Sein alter Kammerdiener, sein treuer Leibjäger oder sein weiser Arzt? Letzte Nacht glaubte ich, im Königshause eine Stimme zu hören. Ein Laut wie ein erstickter Aufschrei erfolgte. Ich wollte hineilen, ins Haus dringen und demjenigen, der den Schrei ausgestoßen hatte, in seiner Not beistehen. Im nächsten Augenblick war jedoch alles wieder still. Zugleich erinnerte ich mich der Bestimmung, daß an der Seite, wo die Zimmer des Königs liegen, dem Hause niemand sich nähern dürfe, und daß diese Verfügung, dieser Befehl auch für mich gelte. Also hielt ich mich fern. Seitdem mein Vater auf der Alp ist, bade ich jede Nacht im See, auf dessen Flut neben dem Schimmer der Sterne die Lichter des Königshauses einen breiten Streifen Glanzes werfen. Dieses Nachtleben übt auf mich einen geheimnisvollen Reiz aus, der wie ein Zauber wirkt. Wer die Welt haßt, die Menschen verachtet und flieht, wer auf Erden mühselig und beladen, unglücklich und hoffnungslos ist, sollte die Nacht zum Tage machen, und er wird des Daseins Felsenlast besser ertragen können.

Mein Graf ist außer sich über mein Nachtleben, sucht auf alle Weise mich davon zurückzuhalten, macht mir Vorstellungen, Vorwürfe. Ich bitte ihn, mich eine Weile gewähren zu lassen, nur eine kleine Weile! Alles in mir ist Zerrissenheit, Aufruhr, Jammer und Schmerz. Ich muß ein neues Leben beginnen, muß mich mühsam zurecht tasten. Das Tageslicht ist so erbarmungslos hell. Es scheint in dunkle Tiefen, zeigt mir Abgründe, in die mein Geist zu versinken droht. Ich bedarf des barmherzigen Dunkels.

*

Wüßte ich nur, aus welchem Grunde ich hier bin? Auf meines Vaters „Wunsch". Also auf königlichen Befehl. Bis heute verriet mir nicht das leiseste Zeichen, daß der König mein Hiersein gewünscht, also befohlen habe. Wäre das nicht der Fall, so hätte man mich allerdings längst ohne weiteres fortgeschickt.

Meine Mutter schrieb mir. Nicht einmal zwischen den Zeilen stand für mich etwas zu lesen: für mich, ihren Sohn. Es war ein königliches Handschreiben. So ist es bei uns in allem. Mein Herz erstarrt dabei.

Einige Male speisten wir beim König, und mit jedem Male wächst mein Staunen, daß mein Vater ein schwerkranker, ein aufgegebener Mann sein soll. Er ist gesprächig, geistreich, fast liebenswürdig. Das war er gegen mich noch nie. Den Geheimrat redet er selten an. Thut er es einmal, so ist sogar ihm, dem königlichen Meister in Formsachen, der Zwang anzumerken. Die Möglichkeit dieses Sichanmerkenlassens giebt mir viel zu denken. Leute unsrer Art können mit einem Todfeinde reden, als liebten sie den Mann. Das liegt unsereinem im Blute.

Heute erzählte der König von seinen früheren Aufenthalten auf der Seealp. Er haßte damals die Treibjagden, stieg oft mutterseelenallein dem Wilde nach. Auch ein kühner Adlerjäger war er, der am Seile zum Horst sich hinabließ, oft unter Lebensgefahr. Er sagte, auf der Seealp habe er seine glücklichsten Zeiten gehabt. Er sagte es lachend. Ein gellendes, gräßliches Lachen war's.

*

Wir haben Mondschein. Da die Nacht so schön war, schlug ich Gebhardt vor, gemeinsam einen weiten Spaziergang zu machen. Wir gingen längs des Sees den halsbrecherischen Pfad, der am Seeende zum Alphof führt. Ich wäre am liebsten gelaufen. Um Mitternacht hätte ich dort sein können, wo Judika war. Plötzlich blieb ich stehen, kehrte ich um. Ich kann des Königs

Lachen nicht vergessen, als er von jenen „glücklichsten Zeiten" sprach.

Morgen kommt der Staatsminister. Der König soll das Dokument unterzeichnen, das den Kronprinzen zum Regenten einsetzt. Bei der geistigen Klarheit meines Vaters vermag ich die Notwendigkeit nicht einzusehen. Allerdings gestern ... Mich überläuft's, wenn ich an dieses Lachen denke. Ich soll dabei sein, wenn der König morgen unterzeichnet, was der Staatsminister ihm vorlegen wird.

Eben komme ich von einem Spaziergange zurück, den ich mit dem König gemacht hatte. Es geschah zum ersten Male, daß wir zusammen ausgingen. Zum ersten Male in meinem Leben war ich mit meinem Vater allein; denn weder der Adjutant noch der Geheimrat begleiteten ihn.

Ich hatte Herzklopfen. Vielleicht würde mein Vater die Gelegenheit benutzen und ein vertrauliches, ein väterliches Wort mit mir sprechen. Ich fürchtete mich davor, und zugleich sehnte ich mich danach.

Was sollte ich antworten, wenn er von dem morgigen Besuche des Staatsministers, von der Regentschaft des Kronprinzen, von seiner Krankheit zu reden anfing? Der Geheimrat hatte mir keinerlei Verhaltungsmaßregeln gegeben, und ich hatte mich nicht entschließen können, ihn zu fragen.

Wir gingen über die Berghalde, stiegen die Felsenlehne in die Höhe auf dem Pfade hin, der zur Weiß-Kaiser-Alm führt. Er ist so steil und an einigen Stellen dermaßen abschüssig, daß ich nicht verstehe, wie man hier eine Herde hinauf und hinab treiben kann.

Der König stieg voran. Bis jetzt hatte er noch kein einziges Wort gesprochen. An einer Stelle blieb er stehen, hielt Umschau und sagte: „Hier geht es hinauf zur Weiß-Kaiser-Alm. Das ist ein prachtvoller Platz. Warst du droben?"

„Noch nicht."

„Ich war anders, als ich jung war. Es ist jetzt ein neues Geschlecht, ein schwaches und abgelebtes. Und dann sollen wir Alten die Müden und Morschen sein. Ihr Jungen seid es!"

Mit jedem Worte, das er sprach, schien die kleine, scharfe Falte zwischen des Königs Brauen sich zu vertiefen. Ich erwiderte nichts.

Wir stiegen weiter. Wieder ruhte der König, und wieder begann er:

„Als Kronprinz wurde ich in dieser Gegend einmal vom Schneesturm überrascht. Dort oben war es. Ich mußte mich an die Felsen klammern, um nicht in die Tiefe gerissen zu werden, hing wie schwebend zwischen Himmel und Erde über einem schrecklichen Abgrund. Mein Jäger konnte mir nicht zu Hilfe kommen. Der Mann hatte den Weg verloren und irrte, mich suchend, umher. Die Zeit verstrich, der Sturm ließ nicht nach, die Nacht brach ein. Ich fühlte, wie meine Arme erlahmten, wie ein Krampf mich befiel, fühlte, daß ich loslassen müßte. Ich würde hinabstürzen, würde zerschmettern. Aber ich wollte nicht sterben; denn ich wollte König werden. Ich wollte! ... Stunde um Stunde verstrich; aber ich hielt fest. Ich sage dir, kein Orkan kann dich in einen Abgrund reißen, wenn über deinem Haupte eine Krone schwebt."

Er schwieg, schaute mich mit einem Königsblicke an, schloß dann:

„Erst am Morgen legte sich der Sturm. Er hatte Felsen zersplittert und Riesenfichten entwurzelt. Meine Leute hielten mich für tot. Doch ich lebte! Zehn Stunden hatte ich an dem Felsen gehangen. Während dieser zehn Stunden hatte ich erkannt, was eines Menschen Wille — was eines Königs Wille vermag: er ist stärker als selbst der Tod. Aber über deinem Haupte muß die Krone schweben."

Ich mußte an den Besuch des Staatsministers denken und daran, warum er kam ... Wir stiegen weiter. Bei der nächsten Rast erzählte mir mein Vater:

„Auf diesem Wege begegnete mir eines Tages ein schönes junges Mädchen. Sie war eines Försters Tochter und hauste als Sennerin auf der Alpe droben. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schön sie war. Eine Alpenlilie! Und blutjung! Sie kannte mich nicht, und wir schwatzten zusammen. Ich möchte wohl wissen, was aus ihr geworden ist!"

Das hätte ich Seiner Majestät sagen können.

Wir waren keine zehn Minuten weiter gegangen, als jemand uns entgegenkam. Ich erkannte ihn schon von weitem und erschrak so heftig, daß ich stehen bleiben und nach Atem ringen mußte. Der Loisl war's. Er kam von der Alm, wo sein Schatz war. Weit fort glaubte ich ihn, und jetzt war er hier, gerade jetzt! Und gerade auf diesem Wege mußte er dem Könige begegnen.

Der Pfad war so eng, daß entweder er oder wir uns gegen die Felsen drängen mußten, um aneinander vorüber zu kommen. Der König ging wieder voraus. Man konnte es dem Burschen schon zutrauen: er würde nicht Raum geben! Aber vielleicht kannte er den König! Jedenfalls kannte er mich. Was würde er thun? Gleich würde ich es wissen; denn gleich trafen wir zusammen.

Mich sah er gar nicht — nur den König. Er fixierte ihn. Starr seinen Blick auf des Königs Gesicht gerichtet, kam er näher und näher.

Nein — er würde nicht ausweichen!

Ich wollte ihn anrufen, brachte jedoch keinen Laut über die Lippen.

Der König blieb stehen, und stehen blieb der andre, keinen Blick von meinem Vater wendend. Sicher wich er nicht aus! Es mußte ihm befohlen werden. Vielleicht that es der König, denn mir war die Kehle wie zugeschnürt. Plötzlich trat der Bursche beiseite. Keinen Blick von dem Gesicht des Königs wendend, ließ er ihn an sich vorüber. Mich beachtete er gar nicht.

Wir waren eine kleine Strecke weiter gestiegen, als ich bereute, nicht stehen geblieben zu sein und

ihn angeredet zu haben. Ich hätte ihn fragen sollen, ob der Forstmeister ihn nicht in ein andres Revier geschickt. Er würde dann freilich sogleich gewußt haben, daß ich dahinter steckte. Unwillkürlich drehte ich mich noch einmal um. Er stand noch immer an derselben Stelle und schaute uns nach.

Ob er den König erkannt hatte?

Ich grübelte darüber nach, als ich meinen Vater stehen bleiben und auf mich warten sah. Als ich ihn erreichte, erschrak ich über seine Blässe. Mit rauher Stimme rief er mir zu:

„Bemerktest du's auch?"

„Was?"

„Der Mensch hat ja Mörderaugen!"

„Welche Einbildung!"

„Wer ist der Bursch?"

„Ein Jagdgehilfe."

„Du kennst ihn?"

„Er war bei mir auf der Seealp."

„Dieser Mensch!"

„Jetzt ist er fortgeschickt."

„Was hat er dann hier noch zu suchen?"

„Die Sennerin auf der Weiß-Kaiser-Alm ist sein Schatz."

Der König wiederholte halblaut:

„Er hat Mörderaugen . . ."

In diesem Augenblick erschien einige Schritte über uns auf einem vorspringenden Felsblock eine Frauengestalt. Ein junges Mädchen war's, in die Volkstracht gekleidet, ein prachtvolles Geschöpf, hoch und schlank, das blonde Haar in einer starken Flechte wie ein schwerer Goldreif um die Stirn gelegt. Ohne sich um uns zu kümmern, stieß sie einen Jauchzer aus: für den scheidenden Geliebten ein letzter Gruß. Sie hatte dabei den Kopf tief in den Nacken geworfen und mit beiden Händen gefaßt, was ihr die Pose einer Statue gab. Dreimal that sie ihren gellenden Jubelruf, und dreimal tönte es wieder herauf, wild wie der Schrei eines Raubtiers.

Mit einem gleichgültigen Blicke uns streifend, trat sie zurück, gleich darauf in den Klippen verschwindend.

Ich hatte nicht auf den König geachtet. Jetzt mich zu ihm wendend, entsetzte ich mich. Sein Gesicht war entstellt, sein Atem keuchend. Ich trat zu ihm und fragte, ob ihm nicht wohl sei. Er gab keine Antwort. Ich bat ihn, sich zu setzen und auszuruhen. Aber er antwortete nicht. Ich rief ihn angstvoll an. Er schien mich gar nicht zu hören. Sein erster Laut, den er von sich gab, war ein leises, heiseres Gekicher. So gräßlich hatte er gelacht, als er vorgestern von den „glücklichsten" Zeiten seines Lebens erzählte.

Jetzt weiß ich, daß das Land eines Regenten bedarf.

*

Die Notwendigkeit einer Regentschaft sollte ich heute noch eindringlicher erfahren. Als wir gestern von unserm Ausfluge zurückkehrten — mein Vater ohne jede Erinnerung an seinen Anfall —, wurde die Ankunft des Staatsministers gemeldet. Mit innerlichem Beben erwartete ich einen neuen Ausbruch des Leidens. Doch nichts dergleichen erfolgte. Mich verabschiedend, sagte der König:

„Ich sehe dich zum Diner. Unser Spaziergang war sehr schön. Wir müssen ihn bald wiederholen. Ich fühle mich davon außerordentlich erfrischt."

In mein Zimmer zurückgekehrt, schickte ich sogleich nach dem Grafen, dem ich sehr erregt entgegenrief:

„Sie müssen sich sogleich mit dem Forstmeister in Verbindung setzen: Loisl ist wieder hier."

„Ist das möglich?"

„Wir sind ihm begegnet."

„Wo?"

„Auf dem Weg zur Weiß-Kaiser-Alm. Es ist wirklich ein unheimlicher Mensch."

„Ich werde mit Tonei sprechen; vielleicht, daß er etwas weiß."

Tonei wußte natürlich etwas. Loisl hatte sich richtig fortbegeben, war auf seinem neuen Posten volle drei Tage geblieben und dann verschwunden. Durch einen Jagdgehilfen ließ er dem Forstmeister sagen: er träte aus dem Dienst, zu dem man ihn nur durch die Gendarmen zurückbringen könnte. Aber der erste, der Hand an ihn legen wollte, wäre ein toter Mann. Auch der zweite und dritte ... Auf Gebhardts Frage, warum wohl der Bursche so sinnlos gehandelt, gab Tonei zur Antwort: „Doch wohl aus Eifersucht."

„Auf wen könnte der Loisl eifersüchtig sein?"

„Doch wohl auf jeden, der auf die Weiß-Kaiser-Alm kommt."

„Es kommt ja niemand hinauf."

„Es könnte aber wer hinaufkommen, und an seinen Schatz läßt der Loisl nicht rühren. Von gar keinem! Und wenn's unser Herr König selbst wäre."

Auf Gebhardts strengen Verweis zu solchen Reden zuckte der Tonei gleichmütig die Achseln und meinte: „Er traut eben keinem Herrenmenschen; hat's ja an seiner eignen Mutter erfahren müssen, daß er ein Recht dazu hat. Warum hat man ihn auch fortgeschickt, gerade als der Herr König kam? Das hat ihn völlig rabbiat gemacht; etwas war er's von jeher."

Kaum hatte der Graf mit Tonei diese Unterredung gehabt — ich forderte von ihm eine getreue Wiederholung —, als ein Bote vom Alphof eintraf. Er brachte für mich ein Körbchen Himbeeren, mit Blumen bedeckt und einen Zettel, darauf wie von Kinderhand geschrieben stand: „Die letzten Himbeeren". An Gebhardt war ein Brief von Fräulein Fritz, darin sie ihm die Mitteilung machte: der Loisl wäre gestern bei seiner Mutter gesehen worden. Zum Schluß einige herzliche Worte und der Satz: „Judika befindet sich wohl." Der Bote ließ fragen, ob Antwort sei. Ich bat den Grafen, für den Mann zu

sorgen und ihn über Nacht im Hause bleiben zu lassen; denn ich wolle ihm eine Antwort mitgeben und habe jetzt keine Zeit.

*

Immer wieder muß ich den König bewundern. Seine Haltung heute beim Diner dem Staatsminister gegenüber war prachtvoll. Ich merkte, wie die Excellenz aus einem Staunen ins andre verfiel, mehr und mehr nervös wurde und unruhige Blicke auf den Geheimrat warf. Dieser saß da mit einem Gesicht, darin jede Miene ein unergründliches Geheimnis barg. Der König schien dieselbe Beobachtung zu machen und darüber sich zu belustigen. Er zeigte sich von Minute zu Minute angeregter, huldreicher; wurde immer gesprächiger, immer heiterer, entwickelte immer mehr Anmut. Dabei in welchem Grade königlich! Gewaltsam mußte ich mich des andern, ach, so ganz andern Antlitzes erinnern, in das ich vor wenigen Stunden erst mit Entsetzen geblickt hatte und das in keinem Zuge diesem glich.

Später blieb ich allein in meinem Zimmer, das der Duft der Himbeeren erfüllte. Auf meinem Schreibtische lagen Judikas Blumen, darunter sich schon einige herbstliche Astern und Dahlien befanden, lag der Zettel mit den drei Worten: die letzten Himbeeren.

Die „letzten“! Mir klang es, als wäre jeder Sommer vorbei, als würde nie wieder Frühling, als könnten nie wieder Vögel singen, Blumen blühen, Früchte reifen, junge Menschen sich lieben, sich küssen und miteinander glücklich sein.

Ich wollte ihr schreiben, ihr danken; wollte ihr sagen, daß für uns das Letzte erst kam: ein letztes Wiedersehen, also für uns ein allerletztes noch nicht da sei, wir noch hoffen könnten. Worauf hoffen? Daß das Wasser doch nicht „zu tief“ sei?

Liebkosend fuhr ich über ihre Schrift, über ihre Blumen und nannte dabei leise ihren Namen: „Judika! Liebe kleine Judika!“ Dann aß ich von ihren Himbeeren . . .

Nun setzte ich mich nieder und schrieb, zerriß das Papier, begann von neuem, brachte auch dieses Mal nichts zu Ende. Ich stand auf, trat ans Fenster und sah hinaus in die Nacht.

Dort oben war's gewesen, wo mein Vater im Schneesturm an der Klippe über dem Abgrunde hing, gefeit gegen den Tod, da er am Leben bleiben wollte. Und leben bleiben wollte er, um dereinst die Krone zu tragen.

War die Felsenlast, die mit der Krone auf seinen Scheitel sank, wert gewesen des Kampfes jener furchtbaren Stunden? Wäre es für ihn nicht besser gewesen, er hätte den Talisman des über seinem Haupte schwebenden heiligen Goldes nicht besessen; seine Kraft wäre erlahmt, sein Wille zum Leben ermattet, so daß er seine umklammernden Arme geöffnet und der Abgrund ihn aufgenommen hätte? Ist es für uns ein Glück, stärker zu sein als der Tod? Würde ich wünschen, so machtvoll zu sein, um den blassen Jüngling mit der gesenkten Fackel in den Händen gewaltsam von mir scheuchen zu können? Und warum es müssen? Um einstmals gekrönt ins Grab zu steigen?

Da es für das Land kein Glück wäre, einen Herrscher meines Namens zu haben, so würde ich, hinge ich in einer Sturmnacht über dem Abgrund, freiwillig meine Arme öffnen, um von dem Abgrunde mich aufnehmen zu lassen. Ja, ich würde schwächer sein als der Tod und dafür einen königlichen Lohn empfangen: ein Grab unter Gottes freiem strahlenden Himmel.

Ich stand noch am Fenster, starrte hinaus und fabulierte, als ich zum König befohlen ward. Mitternacht war vorüber.

*

Mitten in der Nacht wollte mein Vater die Urkunde unterzeichnen. „Regentschaft des Kronprinzen“ wurde die Sache genannt und — Abdankung des Königs war sie. Wir alle wußten das, auch der König wußte es.

Ich fand ihn in seinem Kabinette; bei ihm den Staatsminister und den Geheimrat. Beide Herren waren bleich, aber vollkommen ruhig; unnatürlich ruhig erschien mir mein Vater. Um so stärker war meine Bewegung, die zu unterdrücken ich mir solche Mühe gab, daß ich einen physischen Schmerz fühlte.

Der König redete mich an: „Es handelt sich um eine kleine Formsache, bei der du Zeuge sein sollst. Ich werde in deiner Gegenwart ein Dokument unterzeichnen, das mir zu unterbreiten mein Herr Staatsminister die Gnade hat.“

Und er deutete mit einer unbeschreiblichen Geste auf Seine Excellenz, die nichts Besseres zu thun wußte, als eine tiefe Verneigung zu machen. Die Urkunde hielt der alte Herr in der Hand. Sie zitterte. „Der Prinz ist hier. Geben Sie also!“

Mein Vater schritt auf den Schreibtisch zu — Zoll für Zoll ein König.

Der Staatsminister ersuchte Seine Majestät, die Urkunde verlesen zu dürfen. Seine Stimme bebte wie seine Hand.

„Muß das sein?“

„Wenn Majestät die Gnade hätten . . .“

Mein Vater setzte sich und winkte mir, auf einem Stuhl in seiner Nähe Platz zu nehmen. Der Staatsminister verlas die Urkunde. Sie war ziemlich umfangreich und wurde so undeutlich vorgetragen, daß ich manches kaum verstand. Regungslos hörte der König zu.

Als die Vorlesung beendet war, blieb es eine kleine Weile so still, daß ich meinte, man müsse das laute Pochen meines Herzens vernehmen. Was würde jetzt geschehen? Denn geschehen würde etwas: etwas Furchtbares!

„Legen Sie das Dokument dorthin!“

Zugleich stand der König auf und schritt langsam zum Schreibtisch, auf den der Staatsminister die Urkunde legte. Der König setzte sich, ergriff die Feder, tauchte ein, zauderte — unterzeichnete. Er hatte abgedankt!



Drahtlose!

Nach dem Gemälde



elegraphie
von Th. Kleehaas

Wie dann das Schreckliche so schnell geschehen konnte, dessen vermag ich mich nicht zu erinnern. Ich sah den König aufstehen und schon im nächsten Augenblicke mit beiden Händen den Hals des Geheimrats umklammern, bemüht, ihn zu erwürgen. Der Ueberfall erfolgte so rasch und mit solcher Gewalt, daß der Angegriffene keinen Laut ausstoßen konnte. Lakaien mußten den König von seinem Opfer losreißen, ihn gewaltsam entfernen. Jetzt wird er bewacht. Der Geheimrat lebt.

Alle Personen, die Zeugen waren, wurden vom Staatsminister in Eid genommen; alle mußten schwören, nichts zu verraten.

*

Ich besuchte den Geheimrat. Er lag zu Bette und fieberte stark. Ich setzte mich neben ihn und rang nach Worten. Da ich keine Worte fand, so konnte ich ihm nur meine Hand reichen. Ich glaube, ich weinte. Wenigstens beruhigte und tröstete er mich. Er mich! Zuletzt brachte ich die Frage vor, wann er abreisen würde.

„Abreisen?"

„Wer wird bei dem kranken König Ihre Stelle einnehmen?"

„Niemand."

„Wie?"

„Ich werde bei dem König bleiben."

„Sie?"

„Kein andrer."

„Nach allem, was vorfiel?"

„Nach allem."

„Das dürfen Sie nicht!"

„Kein andrer kennt den König, wie ich ihn kenne."

„Verzeihung, Sie kannten ihn aber doch nicht so genau, daß Sie das gestrige Ereignis voraussahen. Sonst hätten Sie es gewiß zu verhindern gewußt."

„Ich sah es lange voraus, aber verhindern konnte ich es nicht."

„Sie waren schon lange vorbereitet?"

„Der König haßt mich. Das gehört zu seiner Krankheit."

Mir war's, als sähe er mich bei diesen Worten wiederum mit jenem Blicke an, der — der auch mich ihn hassen machte. Mechanisch wiederholte ich: „Das gehört zu seiner Krankheit . . ."

„Alle Leidende dieser Art hassen den Arzt, von dem sie wissen, daß er ihr Leiden kennt."

Ich stieß hervor: „Aber Ihre Gegenwart vergrößert des Königs Qual!"

„Mein Platz ist an der Seite meines kranken Herrn. Wenn ich meinen Platz einem andern räume, wäre ich wie die Schildwache, die ihren Posten verläßt. Ueberdies würde der andre dem Könige genau ebenso verhaßt sein, wie ich es bin, ohne ihm schließlich so gut helfen zu können, wie ich es vermag."

„Sie vermögen zu helfen?"

„Die Urkunde, die der König diese Nacht unterschrieb, hätte er ohne mich schon vor Jahren unterzeichnen müssen."

„Durch welche Mittel konnten Sie den Ausbruch seines Leidens so lange zurückhalten?"

„Er blieb König."

„Sie meinen, das Bewußtsein seines Königtums war stärker als selbst der — Wahnsinn?!"

„So meine ich's."

„Die Krone auf seinem Haupte konnte selbst das Grauenvollste davon fernhalten?"

„Eine gewisse Zeitlang that sie es."

„Eigentlich hätte mein Vater längst abdanken müssen?"

„Eigentlich."

„Was muß der König gelitten haben!"

„Was hat die Königin gelitten!"

„Meine Mutter . . ."

Als ich wieder zu reden vermochte, fragte ich weiter: „Und jetzt ging es nicht länger, sein Königsgefühl ihm zu erhalten?"

„Unmöglich. Königliche Hoheit werden sich selbst überzeugt haben, daß es nicht länger ging."

„Ja, ja! Aber auch so geht es unmöglich länger."

„Daß man dem König das Gefühl seiner Freiheit läßt?"

„Schrecklich! Schrecklich!"

„Einstweilen, denke ich, kann man Seiner Majestät dieses Gefühl noch lassen. Es wird für ihn wenigstens Lebensgefühl sein."

Ich stand auf, wollte gehen, zauderte, blieb und sagte: „Sie sind des Königs Wohlthäter und werden von ihm gehaßt; Sie wollen bei dem König bleiben und werden von jetzt an Ihres Lebens keinen Augenblick sicher sein. Mein Vater kann Ihnen nicht danken; und ich . . . Was bedeutet mein Dank? Sie brauchten vorhin das Beispiel von der Schildwache. Dem Soldaten, der auf seinem verantwortlichen Posten bleibt, der auf ihm fällt — ihm widmet das dankbare Vaterland Kränze."

Ich hatte mit starker Ueberwindung gesprochen, beständig in der qualvollen Empfindung, vor dem Manne, zu dem ich so sprach, mit einem Antlitz zu stehen, darauf auch meine Abneigung zu lesen stand. Und las er sie mir nicht vom Gesicht ab, so würde er sie — denn seinem forschenden durchbohrenden Blicke entging nichts —, so würde er meinen Haß in meiner Seele lesen.

Ich erhielt auf meine Phrase von dem dankbaren Vaterlande keine Erwiderung, ging, wandte mich jedoch noch einmal um, einige Schritte zurückkehrend, wie beherrscht von einer Gewalt. Ich hatte noch eine Frage zu thun.

„Ihrer Meinung nach litt der König nicht entsetzlich, unmenschlich?"

„Darüber dürfen Königliche Hoheit ruhig sein: Seine Majestät litten durchaus nicht."

„Wie ist das möglich?"

„Derartige Kranke bilden sich gewöhnlich ein, gesund zu sein."

„Vollkommen gesund?"

„Vollkommen."

„Und was sie sich einbilden, das fühlen sie auch?"

„Sicher."

„Seltsam ... Sie glauben, daß mein Vater auch jetzt nicht schwer leidet?"

„Jetzt wird der König außer sich sein."

„Sehen Sie wohl!"

„Weil es ihm mißlang, mich zu erwürgen."

„Mein Gott!"

„Der König wird sich indessen sehr bald vollkommen beruhigen; denn er wird hoffen, daß es ihm ein andres Mal gelingen wird."

„Trotzdem bleibt es dabei, daß Sie meinen Vater nicht verlassen?"

„Wer eine Pflicht zu erfüllen hat, muß dabei zu Grunde gehen können ..."

„Herr Geheimrat!"

„Ohne dafür bedankt sein zu wollen."

Endlich entfernte ich mich. Der Adjutant des Königs wartete auf mich, um mir mitzuteilen, daß mein Vater vollständig ruhig geworden sei.

*

Der König bleibt vollständig ruhig. Er hat den Geheimrat gesehen und soll gegen ihn besonders huldreich gewesen sein.

Heute dinieren wir beim König.

Der Staatsminister ist abgereist, und der Kronprinz trat die Regentschaft an.

Es darf keine Zeitung herübergelangen. Ich vermeide es, Tonei und Stigei zu sehen. Sie haben Menschengesichter, die etwas aussagen, etwas verraten könnten.

Es hat doch sein Gutes, daß Lakaien und alles, was zu solcher Gesellschaft gehört, nur Grimassen haben. Immerhin sollte man die Fratzen hinter Masken stecken lassen. Wäre ich König, so würde ich —

Daß der König nicht leidet, welcher Segen! Er leidet nicht, weil er sich für gesund hält. Welch grausiger, welch wonniger Wahn! Es ist begreiflich, daß er jeden, der an seine Gesundheit, an seine Vernunft nicht glaubt, für seinen Todfeind hält.

*

Ich schrieb an Judika.

XVII

Der kranke König will Gemsen jagen. Ueber hundert Treiber werden ihm das Wild zuhetzen. Er allein wird schießen. Nicht einmal sein Adjutant darf an der Jagd teilnehmen. Was mich betrifft, so komme ich als Weidmann so wenig in Betracht wie als königlicher Prinz — glücklicherweise!

Mit dem Grafen besichtigte ich heute die Plätze, wo der königliche Stand ist. Mein Vater bei seiner genauen Kenntnis der Gegend bestimmte jeden Ort selbst. Ich finde die Wahl fast sämtlicher Stellen schrecklich: am Ausgang eines Schrundes oder einer tiefen Felsenrinne, wo ein Auskommen des zugetriebenen Wildes unmöglich, ganz unmöglich ist. Der Büchsenspanner kann gewiß nicht so schnell laden, wie der Jäger schießen wird. Kein Jagen wird's, sondern ein Morden. Die Stände liegen der Seealp so nahe, daß ich mit einem guten Glase von meinem Fenster aus dem Treiben zusehen kann wie einem Schauspiel aus der Hofloge.

Tonei, der uns führte, sprach kein Wort, machte aber ein Gesicht, das vor den Staatsanwalt gezogen werden könnte. Daß auch ein kranker König von Kreaturen umgeben sein kann, mußte ich erfahren. Tonei brachte die Sache zu Tage. Er kam damit nicht zuerst zum Grafen, sondern gleich zu mir.

Ich gelobte mir, auf diesen Blättern nichts zu beschönigen und zu verschweigen — Wahrheit gelobte ich mir. Also muß es gesagt werden.

Der Kammerdiener des Königs sollte den Vermittler machen droben auf der Weiß-Kaiser-Alm. Das Mädchen soll nach dem Jagdschlosse Falkenstein gebracht werden, wo Seine Majestät im November Aufenthalt nehmen wollen.

Der Mensch brachte seinen nichtswürdigen Auftrag auch wirklich vor, wurde jedoch mit einem brennenden Holzscheit, das die Dirne vom Herde riß, aus der Hütte getrieben. Sie rief ihm nach, er möge das letzte Sakrament nehmen, denn sie würde den ihr zugefügten Schimpf ihrem Schatz klagen, und der —

In seiner Todesangst verriet der Bube seinen Herrn und sich selbst dem Tonei, der ihm den kräftigen Bescheid erteilte, es geschähe ihm recht, wenn der Loisl ihm eine Kugel durchs schuftige Herz jagte. Dann kam er aber doch zu mir, um mir zu sagen, daß der Mann keinen Tag seines Lebens sicher sei. Die Afra sei keine, die „so was" ihrem Liebsten verschweige, und der: „Den muß einer kennen!"

Ich beriet mit Gebhardt, und dieser hat heute dem Adjutanten Mitteilung gemacht. Der Lakai wurde sogleich fortgeschickt, nicht etwa seines Dienstes enthoben, sondern nur zurück in die Residenz gesendet. Der König soll heftig erzürnt sein, weil man ihm seinen „treuesten Diener" nahm. Weiter wurde beschlossen: Tonei soll hinauf und bei der Sennerin durchsetzen: erstens, von dem Vorfalle zu schweigen, und zweitens, die Alm sogleich zu verlassen. Das geschieht auf meinen Vorschlag.

*

Soeben kam Tonei zurück. Er hat droben nichts ausgerichtet. Loisl weiß es bereits, und das Mädchen bleibt auf der Alm, bis abgetrieben wird, was am Michaelstage geschieht.

Sie soll übrigens der Meinung sein: der elende Wicht, jener Kuppler, hätte nur „so dahergeschwatzt". Mein prächtiger Tonei bestärkte sie in der Ansicht. Aber ob auch der Loisl dieses Glaubens ist? Jedenfalls wird er von jetzt an Tag und Nacht auf der Lauer liegen.

Wachen müssen auch wir.

*

Ein Tag so glanzvoll wie der andre! Wenn die Morgennebel zerflossen, ist's eine wahre Glorie. Die vielen Lärchenbäume an den Berglehnen leuchten wie eitel Gold, daß davon ein heller

Wiederschein auf dem See liegt, gleich einer goldigen Decke, mit großen purpurroten Blüten eingewirkt. Das glühend Rote kommt von Buchen und Ahornbäumen, die vereinzelt zwischen den Lärchen wachsen und mit all ihrer Herbstpracht sich umkleidet haben.

Der König jagt jeden Tag.

Schon in der Nacht müssen die Treiber von Hause aufbrechen. Sie müssen den ganzen gewaltigen Bergstock umgehen, diesen auf der andern Seite fast bis zur Gipfelhöhe erklimmen und dann wieder hinab, Wände hinunter, die mir unersteiglich scheinen, mit Geschrei und blinden Schüssen, mit Klappern und bunten Lappen die Gemsen erschreckend und zu Rudeln vor sich herscheuchend, dem einzigen Weidmann zu, der das Wild schießen darf.

Eine Stunde nach dem Dejeuner bricht der König auf, nur von seinem Büchsenspanner begleitet. Der Stand ist bald erreicht. Nun wartet er. Er soll sehr ungnädig sein, wenn er lange warten muß, ehe der Trieb bis zu ihm hinunter gelangt; und doch sollen die Treiber fast Unmögliches leisten, wie noch niemals zuvor.

Von meinem Fenster aus sehe ich zu. Ich finde das Zuschauen ein brutales Vergnügen, das mich an die römischen Cirkusspiele erinnert. Ich will die Metzelei nicht sehen — und finde mich doch immer wieder an meinem Fenster ein.

Ich kann es nicht verhindern, fieberhaft erregt zu werden, wenn die ersten Gemsen sich zeigen: am Rande einer tiefen Schlucht, die sie geradeswegs dem Tode zuführt. Wollen sie auf der einen Seite die senkrechten Wände hinauf entweichen — eine Treiberschar jagt sie zurück: auf der andern Seite — eine Treiberschar jagt sie zurück. Hinunter müssen sie! Jetzt nähern sich die ersten dem königlichen Stand; jetzt schießt der König. Und jetzt wieder und wieder und wieder. Mir scheint's, als hätte er fehlgeschossen, und ich freue mich. Die Tiere rasen weiter. Nicht doch! Sie brechen zusammen, überschlagen sich, rollen die steile Sandlehne hinunter, bleiben regungslos liegen.

Es durchschauert mich jedesmal: noch eben diesen Augenblick ein Bild von Leben und Kraft, Felswände hinaufsprengend, über Abgründe fliegend und in der nächsten Sekunde zu Tode getroffen. So geht es Stunde um Stunde. Der König ist gar nicht zu sättigen und wird böse, weil es im Herbst so früh dunkelt.

Sämtliche erlegte Tiere werden vor das Königshaus geschafft. Die stärksten Böcke bekommen Kronen aus Tannengrün und Flittergold. Bei Fackelschein wird die Strecke besichtigt. Der König zählt die Stücke und freut sich, kann er recht hoch zählen. Wie sein Schuß das Wild traf, kümmert ihn nicht.

Die Treiber kommen erst bei voller Dunkelheit zurück, dürfen sich kaum ausruhen, müssen gleich wieder fort: bei Nacht hinunter und zurück über den See, um nach einigen Stunden Schlafes von neuem aufzubrechen . . .

Gestern sah ich etwas, das ich nicht aus meinen Gedanken bringe. Als der König jagte, wurde ihm ein prachtvoller alter Bock zugetrieben. Ich konnte das Tier deutlich sehen, denn es lief über eine breite, vollständig kahle Geröllhalde. Der König schoß, der Bock lief noch einige Schritte, fiel nicht, blieb jedoch plötzlich stehen, stand wie angewurzelt inmitten der bleichen Schutthalde.

Die Jagd tobte weiter, und das Tier regte sich nicht. Eine Viertelstunde, eine halbe, eine ganze Stunde verging, und unbeweglich blieb der Bock stehen. Die Nacht brach an, und solange ich auf dem fahlen Felde den dunkeln Flecken erkennen konnte, stand das Wild immer noch unbeweglich auf ein und demselben Fleck. Es ward mir unheimlich zu Mute.

Erst am nächsten Morgen kam ich dazu, mich nach der Sache zu erkundigen, und erfuhr, man hätte das Tier noch in der Nacht getötet. Die Kugel des Königs hätte das Rückgrat des Wildes gestreift, wodurch es bis zu solcher Bewegungslosigkeit gelähmt worden sei, daß es nicht einmal umfallen konnte. Ich hatte durch das Fernrohr deutlich die Augen des Getroffenen gesehen und bildete mir ein, sie hätten einen todtraurigen fragenden Blick gehabt: „Was ist das nur mit mir? Ich lebe ja doch! Warum kann ich nicht davonlaufen, zu den grünen Alpenweiden, Felsenlehnen empor, über Abgründe hinweg?"

Als ich erfuhr, welche Bewandtnis es mit uns allen hat, erhielt meine junge Seele solch einen Streifschuß. Ich sterbe nicht daran, aber leben kann ich auch nicht.

*

Der König ersann sich eine Art von Jagdvergnügen, das ein grauenvoller Beweis seines Zustandes ist. Es befindet sich hier eine Felswand von mehr als dreihundert Meter Höhe. Steil stürzt sie ab. Dieser Felswand sollen die Gemsen zugetrieben werden und zwar so, daß kein Tier entrinnen kann. Drunten will der König stehen und zuschauen, wie das Wild hinabstürzt und zerschmettert. Er wünscht es in ganzen Rudeln zermalmt und zerfetzt zu seinen Füßen zu haben.

Natürlich darf es nicht geschehen!

*

Es geschah doch!

Der König befahl es dem Forstmeister, und diese Kreatur gehorchte! Der König stand unterhalb der Felswand, schaute zu, lachte. Von den Treibern sollen etliche geweint haben.

*

Heute sollte dies abscheuliche Schauspiel wiederholt werden. Die Treiber weigerten sich, Dienste zu thun. Der König rast und muß bewacht werden. Also giebt es doch noch Menschen: Holzknechte und Bauern.

*

Jetzt weiß ich, wo ich die kleine scharfe Falte zwischen den Brauen bereits sah; an einer antiken Büste! An der Porträtbüste eines römischen Kaisers.

Ich glaube, es war Domitian.

Wieder stand ich heute lange Zeit vor dem Spiegel und starrte mein Gesicht im Glase an: ob der Anfang jener Cäsarenfalte auf meiner Stirne wirklich noch nicht geschrieben steht?

Nein, nein, nein! An mir wird der Fluch vielleicht doch vorübergehen. Ich werde ja auch nicht König.

*

Die Jagden sind eingestellt, der König ist leidend und bleibt unsichtbar. Kuriere kommen und gehen. Neue Lakaien langten an. Es sind jedoch keine Lakaien, sondern in Livree gesteckte Krankenwärter. Der König bleibt keinen Augenblick unbewacht. Selbst in die Thüren des Schlafzimmers sollen Löcher gebohrt worden sein.

Das Wetter wird trübe und rauh. Die Nebel weichen nicht mehr. Wir leben wie im Gewölk. Es schneit und stürmt.

Nächste Woche siedelt der König nach Falkenstein über. Das Schloß ist ein mittelalterlicher Bau, rings von hohen Mauern umgeben. Es gleicht einer Festung, einem Gefängnis, wird jedoch die Zelle eines armen Wahnsinnigen sein.

Ein vollständig neuer Hofstaat wird gebildet. Kein Titl. Oberhofmarschallamt und Königliches Geheimkabinett werden fortan die höchsten Behörden sein, sondern ein Konsilium von Psychiatern und Irrenärzten.

*

Endlich weiß ich, warum der König auf der Seealp meine Gegenwart wollte; endlich erhielt ich über etwas, was ich nicht zu begreifen vermochte, die Erklärung.

Mit Erlaubnis des Geheimrats war ich heute bei meinem Vater, der mich zu sehen wünschte. Man ließ uns sogar ohne Zeugen — scheinbar wenigstens.

Der König saß an einem Tische. Sein Gesicht war wachsbleich, sein Blick flackernd, seine Sprechweise die eines Fiebernden. Bisweilen suchte er angstvoll nach einem Worte. Dann verzerrte sich sein Gesicht. Aber immer wieder und wieder gelang es ihm, eine feste Haltung anzunehmen und im Zusammenhange zu reden — über Dinge, die der furchtbaren Situation gänzlich fern lagen.

Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, stand er auf, trat ans Fenster, rief mich zu sich, sagte irgend etwas mit lauter Stimme, die er plötzlich zum Flüstern dämpfte:

„Sieh nicht um dich, mache keine Bewegung; denn wir werden bewacht. Selbst die Mauern strecken hier Arme nach mir aus, um mich zu fassen und in die Zwangsjacke zu pressen.

. . . „Mich in die Zwangsjacke!

„Du mußt nämlich wissen, daß sie mich für wahnsinnig ausgeben. Sie wollen deinen Bruder, diesen Narren, zum König machen.

„Da ich ihnen nun den Gefallen, wahnsinnig zu sein — oder zu werden — nicht thue, so wollen sie mich morden. Seit Monaten rühre ich keinen Bissen an, weil sie die Speisen vergiftet haben. Ich hätte längst verhungert sein müssen. Aber ein König verhungert nicht! Jede Nacht kommt die heilige Agnes zu mir und bringt mir Speise und Trank. Schon als sie mich hierher schleppten, wußte ich, daß sie das Grab für mich bereits gegraben hatten.

„Darum ließ ich dich zu mir kommen. Denn du bist nicht wie dein Bruder, der König sein will, solange der König noch lebt. Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Du gleichst mir! Du allein bist von meiner Königsart, bist Seele von meiner Seele.

„Deine Mutter und deinen Bruder, den Narren, verwünsche ich. Du aber sollst von mir gesegnet sein. Mein Segen wird deinem Bruder die Krone vom Haupte reißen und sie dir aufsetzen — wenn ich einmal tot sein werde. Doch ich bin unsterblich.

„Nun höre!

„Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, wollen sie mich durch zwanzigmal zwanzigtausend Dolchstiche töten. Deine Mutter will den ersten, dein Bruder, der Narr, den zweiten Stoß thun. Mein ganzes Volk den dritten. Denn du weißt doch, daß sie sagen: ich sei eine Bestie geworden und wolle mein ganzes Volk in Stücke reißen!

„Kürzlich ließ ich Millionen und aber Millionen von der Felsenwand springen. Sie plumpsten hinunter wie Mehlsäcke. Du wirst dies Königsspiel auch einmal spielen. Es ist lustig.

„Schon als sie mich herbrachten, hatte ich meinen Plan gemacht. Wir, ich und du, die beiden Königsmenschen, müssen zusammen fliehen. Wir dürfen nicht über den See, der rot ist von dem Blut der Millionen und aber Millionen. Ueber die Alpen müssen wir! Für die gemeine Menschheit sind sie von dieser Seite aus unersteiglich. Aber ich und du, wir kommen hinüber, als schritten wir über Frühlingsfluren.

„Drüben stehen die Heerscharen und harren meiner. Die Erde wird beben von ihrem Jauchzen, wenn sie mich sehen. Ich stelle mich an ihre Spitze und winke dich an meine Seite. Wir ziehen in meine Hauptstadt, erwürgen die Königin, lassen deinen Bruder, den Narren, kreuzigen, den Geheimrat, den Schurken, lebendigen Leibes schinden und alle, die mir nach dem Leben trachteten, köpfen und hängen. Mein Königreich wird öde sein wie eine Wüste. Aber auf dem ungeheuren Leichenfelde throne ich in ewiger Majestät und lasse dich sitzen zu meiner Rechten."

Diese wahnsinnigen Worte flüsterte der König mir zu, als spräche er die verständigsten Dinge. Ich vermochte vor Entsetzen keine Bewegung, keinen Laut zu thun. Regungslos und stumm hörte ich zu, auf eine Antwort mich besinnend und mich wie erlöst fühlend, als ich merkte, daß der König gar keine Antwort erwartete. Seine letzten Worte waren: „Heute um Mitternacht, auf dem Pfade zur Weiß-Kaiser-Alm; dort, wo die tote Fichte steht."

Dann durfte ich gehen.

Ich begab mich sogleich zum Geheimrat, dem ich sagte: „Der König scheint mir sehr krank. Lassen Sie ihn gut bewachen."

„Der König will fliehen, und Königliche Hoheit sollen ihn begleiten?"

„Ja."

„Wann?"

„Diese Mitternacht auf dem Pfade zur Weiß-Kaiser-Alm; dort, wo die tote Fichte steht."

„Ich danke."

Noch einmal sagte ich: „Wachen Sie gut."

Er verneigte sich nur.

*

Kurz vor Mitternacht.

Ich komme soeben vom Königshause, weil ich selbst hören wollte, wie es meinem Vater geht. Der Geheimrat sagte mir, der König sei auf und angekleidet, gehe im Schlafzimmer beständig ruhelos auf und ab. Das ist nichts Ungewohntes. Die Thür ist geschlossen. Im Nebenzimmer wachen zwei Lakaien: zwei verkleidete Wärter, und beobachten ihn unausgesetzt. Ich sage, daß mein Vater darum wisse, was der Geheimrat jedoch nicht glauben will. Bis der König sich niederlegt, werden er und der Adjutant auch bleiben. Zum Ueberfluß wurde in den Champagner, den der König sich jede Nacht um elf bringen läßt, ein starkes Schlafmittel geschüttet.

*

Mitternacht vorbei. Draußen beginnt es heftig zu stürmen. Kein Stern scheint.

Der Geheimrat läßt mir melden, der König habe sich, von Müdigkeit überwältigt, in seinen Kleidern auf das Bett gelegt und sei sogleich fest eingeschlafen.

Jetzt befindet sich der Kammerdiener beim König und wird die ganze Nacht bei ihm wachen. Im Nebenzimmer schlafen die Wärter. Das Haus ist fest verschlossen, und das königliche Schlafzimmer liegt im oberen Stockwerke.

Wir können also wirklich ruhig sein.

Uebrigens glaube ich, wie auch der Geheimrat, daß der König das ganze mit mir geführte Gespräch bereits wieder vergaß.

Ich werde bei dem Sturm nicht schlafen können.

*

Der König ist fort!

Auf irgend welche rätselhafte Weise muß er den Champagner mit dem Schlafmittel fortgeschüttet haben. Als der Geheimrat gegen drei Uhr nachsah, fand er den Kammerdiener eingeschlafen, den König nicht im Zimmer und das Fenster offen.

Jetzt suchen wir ihn.

Der Sturm wird zum Orkan.

*

Wir fanden den König nicht.

Wir suchen von neuem.

*

Der König ist tot.

Sie fanden seinen Leichnam.

Er stürzte an der Stelle ab, wo er als Kronprinz gegen den Schneesturm rang und nicht in den Abgrund gerissen werden konnte, weil über seinem Haupte die Krone schwebte.

*

Der Geheimrat begiebt sich in die Residenz zu meiner Mutter und dem neuen König.

Der alte Mann weint um den Gestorbenen, der ihn haßte und ihm nach dem Leben trachtete, als wäre er sein liebevoller Sohn gewesen. Ich kann nicht weinen; denn ich finde, daß der Himmel in dieser Sturmnacht barmherziger gegen den König war, als er es in jener andern gewesen.

Ich bleibe hier, um den Toten in seine Residenz zu führen.

Der Sturm dauert mit unverminderter Heftigkeit an. Der See schäumt und brüllt.

*

Weinen kann ich nicht. Aber schreien will ich, aufschreien zum Himmel, der die furchtbare That geschehen ließ, und der alle Schuld schon auf Erden rächt.

Durch den heulenden Sturm ging ich mit Gebhardt den Leuten entgegen, die den Leichnam aus dem Abgrund heraufschaffen. Sie thun es unter Lebensgefahr. Von unten aus können sie zu dem Toten nicht hingelangen; an Seilen müssen sie von den Klippen sich hinablassen. Von groben Knechteshänden wird die unberührbare Majestät zerschmettert aus der Tiefe gehoben.

Wir befanden uns auf dem Pfade, der hinauf zur Weiß-Kaiser-Alm führt, als hart neben uns aus den Latschen plötzlich Loisl auftauchte. Diesem Burschen gerade jetzt zu begegnen, versetzte mir den Atem, daß ich nicht weiter gehen konnte.

Er stand dicht vor mir und sah mir mit seinen „Mörderaugen" steif ins Gesicht. Das seine bedeckte eine fahle Blässe. Er sagte:

„Von den andern hätt' ich mich nicht anrühren lassen, von gar keinem andern! Von meinem königlichen Herrn Bruder lass' ich mich gutwillig aufs Gericht bringen. Oder besser, gleich aufs Schafott!

Gebhardt rief mir zu:

„Gehen Sie fort! Lassen Sie mich mit dem Unsinnigen reden! Um Gottes willen, gehen Sie fort!"

Und er wollte zwischen uns beide treten. Doch ich gebot ihm:

„Ich muß mit ihm reden! Hier an dieser Stelle und ohne Zeugen. Von dem, was er soeben sagte, hörten Sie kein Wort. Das sind Sie nicht mir, das sind Sie Ihrem toten König schuldig. Gehen Sie also zu den Leuten und warten Sie nicht auf mich. Ich werde wohl etwas allein bleiben müssen."

Schweigend gehorchte der Mann, der mein einziger Freund ist . . .

Solange er nicht weit genug entfernt war, sprach ich kein Wort. Auch der andre blieb stumm. Als Gebhardt hinter einem Felsvorsprung verschwand, machte jener eine Bewegung, als wollte er aus dem Gestrüpp heraus und zu mir auf den Pfad treten. Ich rief:

„Bleibe, wo du bist! . . . Du hast den König getötet?"

„Ich."

„Warum hast du ihn umgebracht?"

„Er wollte hinauf zur Alm. Ich stieß auf ihn in der Nacht."

„Und warfst ihn in den Abgrund?"

„Ich fragte ihn: wohin er wollte? Er sagte: Hinauf. Ich sagte ihm: Hinauf käme er nicht ... Ich sollte ihm aus dem Weg gehen ... Hinauf käme er nicht ... Aus dem Weg sollte ich gehen. Ich aber blieb stehen. Da packte er mich bei der Brust, da packte ich ihn, da rangen wir miteinander. Ich war der Stärkere."

„Du wußtest nicht, daß es der König war?"

„Er rief es mir zu, als ich ihn umfaßte: ‚Ich bin der König.'"

„Und du thatest es doch!"

„Und ich bin dein Sohn," antwortete ich ihm. Ich schrie auf: „Und du thatest es doch!"

„Gestern sagte mir einer der fremden Holzknechte, der für den König die Gemsen über die Felswand treiben sollte, wer meine Mutter ins Elend gebracht. Ich hätte es am liebsten schon gestern gethan."

„Königsmörder! Vatermörder!"

Er lachte auf.

„Ehe ich aufs Schafott steige, heirate ich die Afra; dann kann mein Weib ja meinen ehrlichen Vatersnamen tragen."

Was ich ihm sagte, weiß ich nicht mehr. Ich sprach lange zu ihm, während um uns die Nebel jagten, der Sturm tobte. Zuletzt ward der wilde Mensch weich. Aber noch immer bestand er darauf, den Gerichten ausgeliefert zu werden und die Todesstrafe erleiden zu wollen, als Königsmörder, als Vatermörder. Wenn ich ihn nicht festnehmen lassen und Anzeige erstatten wolle, so schreie er seine That in alle Welt hinaus; denn er wolle sie nicht im geheimen gethan haben. Ihn von seinem Vorhaben abzubringen, kostete einen harten Kampf. Aber es gelang mir. Es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß der König in der Sturmnacht, in die sein kranker Wahn ihn hinaustrieb, verunglückt sein, daß das Gräßliche verschwiegen bleiben müsse.

*

Der Mensch, dessen Namen ich jetzt noch nicht wieder nennen kann, ist in Sicherheit, und des Königs tote Majestät ruht aufgebahrt drüben in dem kleinen Hause, das immer noch jagendes Gewölk umflattert und Sturm umheult.

Ich ließ die Wände des Zimmers mit herbstlichen scharlachroten Ahornzweigen verkleiden, daß sie leuchten wie mit Purpur ausgeschlagen; und den Boden ließ ich dicht mit gelbem, welkem Buchenlaube, diesem Symbol des Vergänglichen, bestreuen. Sechs junge Förster halten die Totenwache. Den Forstmeister, der die Gemsen über die Wand treiben ließ, wies ich von der Schwelle des Hauses zurück.

Ueber den zerschmetterten Leib habe ich selbst ein schlichtes weißes Laken gebreitet. Gleichsam durch ein Wunder ist das Gesicht wenig verletzt; als könnte das Haupt, welches eine Krone trug, nicht an einem Felsen zerschellen. Der Ausdruck der starren Züge ist in dem Scheine der vielen brennenden Wachskerzen königlich und würde fast friedlich sein, wenn die kleine scharfe, tiefe Falte zwischen den Brauen nicht wäre.

*

Der Pater superior des nächsten Kapuzinerklosters traf mit seinen Mönchen ein. Jetzt beten sie bei dem toten König.

*

Durch den Sturm über den wilden See kam viel Volk im Sonntagsstaat. Es umsteht dichtgedrängt lautlos das Haus, darin der tote König liegt. Ich möchte sie am liebsten in den wütenden See treiben lassen; denn ich weiß, sie haben den Toten gehaßt und freuen sich im geheimen.

*

Der Hausminister ist angelangt. Immer wieder erscheinen neue Gestalten.

Es wird zu Protokoll genommen, daß der tote König wirklich ein toter Mann ist. Die Ueberführung der Königsleiche wird vorbereitet.

Der See ist immer noch wild.

*

Von meinem Fenster aus sah ich Fräulein Fritz und Judika. Sie standen unter dem Volk. Das blasse Kind hatte einen Strauß Edelweiß in den Händen. Ich schickte Gebhardt zu den beiden Frauen. Jetzt sind sie drunten im Hause. Aber ich will sie nicht sprechen. Gebhardt brachte mir den Strauß Edelweiß.

Ich will Judikas Blumen dem König in die gefalteten Hände legen. Mir ist, als müßten Judikas weiße Blüten wirksamer sein als das geweihte Wasser, womit die betenden Priester den Leichnam besprengten.

Wenn mein Vater mit dem Strauß Edelweiß in der Hand vor seinen Herrn und Richter tritt, wird ihm viel vergeben werden.

*

Der Sarg wurde in meiner Anwesenheit geschlossen. Trotz des Sturmes wird der tote König heute Nacht überführt.

Ich begleite ihn.

XVIII

Im königlichen Schloß. Winter

Die Fackeln verlöschten fast, als sie den toten König aus dem Hause trugen. Die schwarze Sammetdecke über dem Sarge flatterte hoch auf. Die Träger konnten kaum vorwärts gelangen.

Mit Anstrengung wurde die kurze Strecke bis zum Seeufer zurückgelegt. Die lauten Gebete der Geistlichen verhallten im Brausen der Windsbraut. Am Strande lag ein mächtiges schwarzes Fahrzeug, das zum Ueberfahren der Holzknechte dient. Diese waren auch die Schiffer. Als der Trauerzug beim Gestade anlangte, standen sie in ihrer Festtracht entblößten Hauptes regungslos am Ruder. Die Barke war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, das über dem Rande in die Wellen niederhing. In der Mitte stand der Katafalk, um den auf Kandelabern Pechpfannen brannten.

Im Bug war ein Altar mit hohem Kruzifix errichtet.

Die jungen Forstleute, die den Sarg trugen, hoben ihn auf den Katafalk und blieben daneben stehen. Die geistlichen Herren stiegen ein, begaben sich sogleich an den Altar, beteten. Ich trat zur Rechten des Sarges, und der Hausminister, der seinen toten Herrn keinen Augenblick verlassen durfte, zur Linken.

Das Königsschiff stieß vom Strande, wo die Volksmenge, die dem Sarge lautlos nachgezogen war, zurückblieb. In zwei andern Barken folgten der Adjutant mit Gebhardt und der Kammerdiener des Königs mit dem Leibjäger.

Wie Flammensäulen loderten bei dem Sturme die Pechfeuer auf, in ihrem roten Glanze erstrahlten die schwarzen Wogen. In langen Ketten rollten sie schäumend heran, sprühten hoch auf, besprengten den Königssarg, daran ich mich halten mußte, um nicht niederzustürzen.

Die Priester lagen auf ihren Knieen, den Hausminister sah ich schwanken und einen Kandelaber ergreifen. Aber gleich ehernen Bildsäulen standen die zwölf Jünglinge, die bei dem toten Monarchen Wache hielten.

Ich mußte denken, daß es einer Tragödie letzter Akt sein würde, wenn das Königsschiff in der Sturmnacht unterginge: mit mir, zu dem der Gestorbene gesagt hatte, ich wäre sein lieber Sohn, der wahre Erbe, ein echter Königsmensch, den er segnete.

Als das Schiff am andern Ufer anlangte, harrte hier wiederum eine lautlose Menge. Es harrte ein großer Cortège, der sich alsbald in Bewegung setzte. Wiederum standen in den Dörfern die Bewohner auf den Gassen. Die Männer bildeten, Fackeln haltend, Spalier. Aber dieses Mal ließen sie den König unter tiefem Schweigen an sich vorüberziehen. Dafür läuteten die Glocken. Das ganze Königreich schien Glockenton zu durchhallen. Alle die ehernen Himmelsstimmen des Landes riefen den Himmel für den königlichen Toten von Gottes Gnaden um Gnade an. In allen Kirchen stiegen Gebete auf. Ob auch aus dem Herzen des Volkes?

Die ganze Nacht, den ganzen Tag durchzog meines Vaters tote Majestät sein Reich; und keine andre Stimme erschallte um ihn als der Glockenton. Am Abend erreichte der Zug das Weichbild der Hauptstadt.

Hier harrten feierliche Deputationen, als wäre der König noch am Leben und empfinge Huldigungen und Blumen; hier harrten Tausende und aber Tausende von Schweigenden; hier wuchs der Glockenton zu einem Brausen, daß es war, als wären die Lüfte Schall geworden, der gen Himmel steigt. Aber ich wußte: kein einziges stammelndes Gebet aus Volkesherzen . . .

Und noch eines muß ich von dieser Nacht und diesem Tage aufzeichnen. Ich muß es thun, weil ich es mit meinen Augen sah, in meinem Herzen fühlte; und weil jede meiner Empfindungen auf diesen Blättern ausgesprochen sein soll, als legte ich Beichte ab.

Ich sah mit meinen Augen, daß des Volkes Blick mich grüßte, daß sein Blick mir zurief, mir zujauchzte. Ich fühle in meinem Herzen, daß des Volkes Herz mir laut entgegenschlägt, daß das Volk mich liebt, an mich glaubt; daß das Volk, das ganze Volk, glücklich sein würde, wenn ich meines Vaters ältester Sohn und jetzt sein König wäre. Für mich würde aus Volkesherzen ein Gebet aufsteigen, brausend wie das Glockengeläute für den Gestorbenen. Diesen zur Gruft geleitend, mußte ich beständig denken: ‚Dich liebt das Volk, dich krönt des Volkes Liebe zum König.‘

*

Der König ist tot. Es lebe der König!

Ich fand meine Mutter voll hoheitsvoller Trauer; ich fand meinen Bruder fassungslos, außer sich, verzweifelnd. Warum verzweifelnd? Weil er König ist! Meine Mutter ist beständig bei ihm; und viel bei ihm ist unser spiritus familiaris.

Beständig muß ich daran denken, was jener große und unheimliche Geist mir von meinem Bruder sagte: von seiner Furcht, seiner Angst, seinem Grausen vor dem Königstum; und daß der Fluch unsers Hauses nicht auf ihn fallen würde, wenn er stark genug wäre, seine Furcht und seine Angst, sein Grauen zu überwinden.

Mitunter frage ich mich: graust meinem Bruder vor dem Erbe seiner Väter oder vor der Verantwortung des Herrschers eines großen Reichs? Denn diese ist so ungeheuer, daß ihr auf Erden nichts gleichkommt; es sei denn der Jammer des Lebens.

Wir leben im Schlosse, als befänden wir uns eingeschlossen in dem Gewölbe, das den sterblichen Teil meines Vaters aufnahm. Ich erhielt einen vergrößerten Hofstaat und übe mich in der Repräsentation. Jeder neue Tag ist eine neue Lektion. Ich lerne ziemlich leicht, so daß ich hoffen kann, ein Examen gut zu bestehen. Sogar in der Anrede fremder Persönlichkeiten und im Abhalten des „cercle“ darf ich nunmehr auf eine gute Nummer hoffen.

Allen großen Staatsaktionen bleibe ich nach Möglichkeit fern.

Die größte Staatsaktion: die Krönung des neuen Königs, soll im Frühling stattfinden, zugleich mit der Vermählung.

Den historischen Moment der Eidesleistung meines Bruders mußte ich versäumen. Ich lag fiebernd zu Bette. Man erzählte mir, es sei für alle, die dabei waren, ein überaus peinlicher Augenblick gewesen. Der junge König habe das Antlitz eines Todkranken gehabt und sei nach der Zeremonie fast zusammengebrochen.

*

Wäre Gebhardt nicht bei mir, so könnte ich die Illusion haben, auf einer einsamen Insel zu sein, einer Klippe im Ozean. Um mich die Unendlichkeit des Wassers, über mir die der Luft. Und ich auf dem Felsenriffe der einzige Mensch!



Faun mit Gänsen

Bronzegruppe von Stefan Schwartz

Man muß unter Kronen wandeln, um zu wissen, wie einsam der Mensch sein kann. Ich kenne nur einen, der noch einsamer ist als ich. Dieser eine ist der König.

*

Hätten sie mich wenigstens eine Universität besuchen lassen! Dann wäre doch auch ich einmal jung gewesen. Nur mit andern, die jung sind, können wir selbst es sein. Mich hat man um meine Jugend gebracht. Man hat sie mir geraubt, hat mich um das einzig wahre Glück des Menschen betrogen. Sie haben an mir ein Verbrechen begangen, an meiner Seele einen Totschlag verübt.

Mit zwanzig Jahren bin ich greisenhaft alt.

Warum schickte man mich auf keine Universität? Warum ließ man mich frühzeitig altern? Warum hielt man mich gleich einem Schwerkranken in fürchterlicher Einsamkeit? War ich ihnen gefährlich? Besorgten sie allen Ernstes, ich könnte zu beliebt, zu populär werden? Fürchteten sie, es möchte durch mich eine Gefahr für das Königreich kommen?

Welche Gefahr?

Daß das Volk, das ganze Volk aufschrie: „Wir wollen diesen zum König! Denn diesen lieben wir, an diesen glauben wir, dieser würde ein guter Regent sein!"

Unglücklich machen soll ich das Land?

Ich will dem Volke, dem ganzen Volke zurufen: „Ich darf dein König nicht sein!"

*

Bisweilen rede ich mit Gebhardt von den beiden Tagen meines Lebens, an denen auch ich jung war. Den einen Tag pflückte ich Himbeeren, den andern fing ich Forellen und schnitt Weizen. Das Glück dieser Tage war so gewaltig, daß ich es nicht ertragen konnte und mich unter die hohe Fichte stellte, um mich von himmlischen Flammen verzehren zu lassen.

*

Ich zeige mich dem Volke nach Möglichkeit wenig. Vielmehr: ich weiche jeder Gelegenheit, mich sehen zu lassen, fast angstvoll aus. Ich fürchte des Volkes Blick, der seine Liebe und seinen Glauben mir verrät. Das Volk soll den König lieben; an seinen Herrscher soll es glauben. Was hat des Volkes Lieben und Glauben mit mir zu schaffen?

*

Heute führte ich wieder einmal ein Geistergespräch. Ich bekam Gelegenheit, mit dem Geheimrat einige Augenblicke allein zusammen zu sein, was in den Gemächern meiner Mutter geschah. Ich fragte ihn:

„Wann glauben Sie sagen zu können, daß der König sein Leiden überwunden haben wird?"

„Sobald Seine Majestät einsehen, daß Allerhöchstdieselben stärker sind als . . .

„Selbst der Tod?"

„Als eben sein Leiden."

„Sie hoffen auf diese Einsicht?"

„Ich hoffe darauf."

„Mit Zuversicht?"

„Mit vollkommener Zuversicht."

„Dann steht also nicht zu befürchten, daß das Land durch mich unglücklich gemacht werde?"

„Königliche Hoheit . . ."

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen."

Und ich ging an ihm vorüber zu meiner Mutter, die mich erwartete.

Mit vollkommener Zuversicht glaubt also der große Mann an die Heilung des Königs; und dann — dann kann für das Königreich das goldene Zeitalter kommen, kann das Volk aus dem Grunde seines Herzens Jubelhymnen anstimmen und Dankgebete sprechen.

*

Ueber meines Vaters tragischen Untergang wird vermutlich alles Mögliche und Unmögliche fabuliert. Ich erfahre es nicht. Auf das Fürchterlichste, auf die Wahrheit, scheint man jedoch nicht verfallen zu sein. Gebhardt hätte sonst mit mir sprechen und beraten müssen — jenes jungen Menschen willen. Ohne die dunkle Nacht und den Schneesturm hätte die Wahrheit gewiß nicht verborgen bleiben können. Wie alles sich zutrug, klingt die Todesursache nur allzu wahrscheinlich. Da ich mein Geheimnis in der Beichte verschwieg, brauche ich es auch der Königin-Witwe und dem König nicht zu verraten, das einzig Gute, das ich diesen beiden armen Menschen zu erweisen vermag.

Ich weiß nicht, ob ich schon aufschrieb, daß meine Mutter von meines Vaters Krankheit zu mir, ihrem Sohne, nicht ein Wort sprach. Mein Bruder will es bisweilen, kann sich jedoch nicht überwinden, es zu thun, so sehr erfüllen ihn noch immer die Furcht, die Angst und das Grausen, darüber er Herr werden muß, oder . . .

Aber Herr darüber wird er ja werden, also giebt es kein Oder.

Durch einen Zufall, in Gestalt eines Lakaiengesprächs, bei dem ich zuerst unfreiwillig, dann mit voller Absicht den Lauscher machte, erfuhr ich etwas, das mich erregt: der König besucht wieder jene herrschaftlich möblierte Villa in Westend. Natürlich ganz heimlich, doch was könnte ein König heimlich thun?

Es erregt mich. Nicht, daß ich Seiner Majestät sein heimliches Glück nicht gönnte — im Gegenteil! Aber es erregt mich.

Auch wundert es mich bei seinem Pflichtgefühl. Noch als König eine Liebelei! Ueberdies mit einer Schauspielerin. Ueberdies als ein aus höchsten Staatsinteressen Verlobter, ein Vierteljahr vor der Vermählung. Es ist merkwürdig und — es erregt mich. Also wirklich eine große Leidenschaft, wie es scheint? Auch noch als König eine große Leidenschaft! Ist das möglich?

*

Ich bin in dieser Welt ein andrer Mensch als in jener. Fräulein Fritz würde mich nicht einen „guten" Menschen genannt haben, wäre sie

mir am Hofe begegnet, was zum Glück für sie zu den unmöglichen Dingen gehört. Ich staune selbst über die Wandlung von damals und darüber, daß ich zu einem „guten Menschen" wurde, weil ich ein unglücklicher Mensch war.

Hier bin ich ungut, werde es mehr und mehr, je schärfer ich diese Welt ins Auge fasse und darin die Hohlheit, die Lüge, den Schein erkenne, erkennen muß. Wie konnte ich bei mir selbst geloben, ein guter Mensch zu bleiben? Als ob das von uns abhinge! Angenommen, ich wäre der beste Mensch unter der Sonne, so könnte es geschehen, daß ich zum schlechtesten Menschen gemacht würde, gemacht durch die Menschen, die ich liebte, an die ich glaubte, für die ich mich hätte steinigen lassen mögen.

Es ist natürlich nur eine Phantasie. Aber daß ich solche Phantasie überhaupt haben kann: mit zwanzig Jahren, ein Königssohn . . .

Vielleicht gerade darum?

*

Jeder Tag bringt trotz der Trauer Repräsentationen, Zeremonien, Staatsaktionen. Jeder Tag verläuft in angestrengter Beschäftigung, in der aufreibenden, den ganzen Menschen zermalmenden Thätigkeit des Hoflebens. Es ist eine Sisyphusarbeit, ein Danaidenwerk. Man rollt und rollt den Fels. Er entgleitet, und man rollt und rollt wieder. Man schöpft und schöpft das Wasser in Sieben.

Von dieser Art Leben verzeichne ich nur das Notwendigste; denn es ist kein Leben, so sehr es als solches erscheinen mag. Leben war, als ich über den Alpengipfeln die Sonne aufsteigen sah, als ich meine sehnsüchtige Seele im Mondesglanz badete und durch den strahlenden Tag über den leuchtenden Höhen der Geliebten zueilte. Seitdem ist's freilich Winter geworden.

Wie es jetzt auf der Seealp sein mag? Alles weiß, starr, tot. Der See gefroren, gefroren selbst der Wasserfall. Das muß ein Schweigen sein! In dem eingeschneiten Hause mutterseelenallein der Tonei. Welche Einsamkeit! Er kann krank werden, kann daliegen, daß er sich nicht zu regen vermag, kann sterben bei dem ungeheuern Schweigen, in der fürchterlichen Einsamkeit.

Eingeschneit liegt auch der Alphof. Aber dort ist Leben. Alles regt die Hände. Die Knechte bringen auf der eisigen Bahn das gefällte Holz zum Hause, und drinnen in den warmen Stuben, die der weiße Winter durchleuchtet, sitzen die Mägde und spinnen. Die Räder schnurren, und die Spinnerinnen schwatzen. Wie lustig das ist!

Der „Bäuerin" wichtigster Platz ist jetzt am Webstuhl. Dort sitzt sie wie auf einem Throne, wirft das Schifflein hinüber und herüber, webt das schimmernde Linnen. Um das Christusbild sind die roten Nelken längst verblüht, und wenn das bleiche Kind unter dem Gekreuzigten steht, so leuchten jetzt außer Christi Todeswunden nur ihre Lippen so rot. Die Lippen sind's, die ich küßte.

*

Der König ist sehr gnädig zu mir. So oft er mich sieht, erweist er mir Rücksichten und Teilnahme. Es geschieht jedoch nicht mehr, daß er brüderlich zu mir kommt; und daß er noch einmal vor mir weinen würde, ist ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist auch eine Klage — und wäre es ein leiser Seufzer über die Felsenlast der Krone auf seinem jungen Haupte. Trotz aller Furcht und Angst und Grausen — es ist doch die Krone! Nun er sie einmal trägt, würde er das Haupt sich eher zerschmettern lassen, als es von der Königswürde zu entlasten. Er spricht es nicht aus, zeigt es auch nicht; aber ich weiß, es ist so: eine Zeit wird kommen, und das bald, wo der König nicht mehr begreifen kann, daß er Furcht, Angst und Grausen zu empfinden vermochte vor etwas, das so köstlich ist. Es gehört wahrlich keine große Menschenkenntnis dazu, um die baldige Ankunft dieser Zeit vorauszusehen, und der Geheimrat erscheint mir, indem er jene vollständige Heilung Seiner Majestät „prophezeite", durchaus nicht als Wunder von Weisheit.

*

Weihnachten!

Ich fuhr mit Gebhardt aus und machte Einkäufe: für die Leute vom Alphof, denen ich das zugedachte Bergfest schuldig bleiben mußte. Ich wählte alles selbst aus. Für die Mägde seidene Brusttücher, seidene Schürzen und Silberketten; für die Burschen seidene Halstücher, Messer, silberne Anhängsel und Tabak. Ich kaufte gewaltig viel Tabak von allen Sorten. Backwerk schickte ich nicht. Das wird auf dem Alphof gebacken, und herrlich wird's schmecken.

Auch der Tonei und Stigei bekommen Weihnachtskisten.

Fräulein Fritz erhält mein Bild, und zwar in ganz einfachem Rahmen. Aber die Worte, die ich darauf schrieb, sind die eines treuen und dankbaren Freundes, der niemals vergessen wird.

Und was schickte ich Judika?

Ein feines, bescheidenes, ganz bescheidenes Goldkettlein, daran ein goldenes Kreuz hängt. Auf diesem ward ein Datum verzeichnet: das Datum des Tages, an dem wir miteinander sterben wollten. Auf der andern Seite standen die vier Worte geschrieben: „Noch ein allerletztes Mal!"

Jetzt ist mir's, als hätte ich mein Herz an das Kreuz geschlagen. Jedenfalls mein Lebensglück.

XIX

Im königlichen Schloß. Tiefer Winter

Hoftrauer, Hofzeremoniell, Hofintrigen, Hofpomp, Hofluft! Dazu Lebensöde, Leere, tiefste Einsamkeit.

Der König besucht seine Braut und stellt gewisse Vergleiche an zwischen Wegen, die offiziell gethan werden müssen und solchen, die man heimlich thut. Es mag ein großer Unterschied sein.

Ich wurde dieses Mal nicht mitgenommen. Eine Hofkreatur bekam es fertig, mich wissen zu lassen, warum ich hübsch artig zu Hause bleiben mußte: weil ich damals die Herzen des Hofes sowohl wie des ganzen Volkes „erobert“ haben soll. Ich drehte dem niedrigen Geschöpf den Rücken und werde es mir für künftige Zeiten merken: mit einem gewissen Zeichen über seinem Namen. Das Nichtswürdigste an der Sache ist, daß ich an sie denken muß, daß sie mich beschäftigt, mich sogar etwas erregt. Also auch eines fremden Volkes Herz schlägt mir entgegen, der ich meinem eignen Volke zum Fluche gereichen würde? Denn als Herrscher Unglück bringen über ein Volk, heißt der Fluch des Volkes werden. Das Wort jenes Menschen, den mein Vater haßte, wühlt und wühlt in mir.

Es kommt eine neue Dame zur Königin, und alle Welt, d. h. der ganze Hof, ist gespannt auf das große Ereignis. Wird das Fräulein schnell hoch in Gnaden steigen, wird man gegen sie allerlei Mittel und Mittelchen anwenden müssen, oder wird sie stärker sein als selbst die Hofkabale?

Sie wurde meiner Mutter im Herbst vorgestellt und von dieser ausgezeichnet aufgenommen. Sie ist von sehr alter Familie, muß, dem Bilde nach, außerordentlich schön und überaus elegant sein. Alles das ist schließlich weiter nicht merkwürdig — merkwürdig für mich ist, daß die neue Hofdame eine Schwester meines lieben Gebhardt ist.

Wir diskutieren viel darüber. Ich kann nicht begreifen, warum der Graf das junge Mädchen — die Eltern sind tot und die Geschwister wurden bei kinderlosen Verwandten auf einem einsamen Schlosse erzogen — warum mein Freund seine einzige Schwester in diese Welt bringt? Aus rein praktischen Gründen. Die Gräfin — als Hofdame erhält sie Frauenrang — fühlt sich bei den alten wunderlichen Leuten in der Eingeschlossenheit um ihre Jugend gebracht (wie ich am Hofe); eignes Vermögen besitzt sie so gut wie keines; sie hat ein starkes Temperament, ist voll leidenschaftlicher Lebenslust; kurzum —

Auch war bei der Königin keine junge Hofdame länger als einige wenige Jahre im Dienst, dann heiratete sie. Gewöhnlich machte das Fräulein, von den Majestäten königlich ausgestattet, eine brillante Partie; kurzum —

Das kann mir sehr recht sein. Vielmehr, es ist mir höchst gleichgültig. Mir thut es nur leid, daß es dieses Mal Gebhardts Schwester ist, die am Hofe gut versorgt werden soll. Seitdem ihr Kommen eine beschlossene Sache ist, interessiere ich mich nicht mehr für sie.

Auf der Seealp hatte ihr Bruder ihre Photographie, die ich oft betrachtete; die Haltung der jungen Dame hat etwas geradezu Souveränes. Ihr Gesicht drückt Unnahbarkeit aus. Das gefiel mir. Mit diesem Reiz ist es jetzt für mich vollständig vorbei, da das Fräulein Hofdame wird. Uebrigens ist ihr Bruder selbst gegen mich sehr schweigsam über seine Schwester, die er leidenschaftlich zu lieben scheint. Und dann erlaubt er ihr herzukommen: an den Hof! Es ist die erste große Enttäuschung, die ich durch ihn erfuhr, und ich zürne ihm, daß er sie mich erfahren ließ. Er fühlt meine Verstimmung, faßt sie richtig auf, ist bemüht, sie zu verwischen, wofür ich ihm von Herzen dankbar bin. Ueber seine Schwester sprechen wir nicht mehr.

Aber ich muß mitunter an sie denken und zwar in höchst sonderbarer Weise. Hätte sie nicht dem Hofe zugestrebt, wäre ich ihr an einem andern Orte zufällig begegnet, wäre Judika nicht so leise und hold in mein Leben getreten — ich glaube, ich würde mich in sie verliebt haben. Immerhin ist es ein Glück, daß sie mich enttäuscht, bevor ich sie überhaupt kennen lerne. Eine zweite hoffnungslose Leidenschaft wäre eine Sache, die ich nicht ertragen würde, nicht ertragen wollte, was auf dasselbe herauskommt.

Eine zweite hoffnungslose Leidenschaft ... Es würde eine erste Leidenschaft gewesen sein, wie das bleiche Kind meine erste Liebe ist oder vielmehr war. Denn trotz jenes „noch ein allerletztes Mal“ ist bereits jetzt alles vorbei, so daß es für mich fortan nur noch Leidenschaften giebt, nur! Die Leidenschaften mit den diskret gelegenen elegant möblierten Landhäusern, von Göttinnen der Oper, des Schauspiels und Balletts bewohnt.

Es könnte auch eine Leidenschaft für eine Frau von Welt sein. Wohlverstanden für eine Frau! Aber ob eine erwiderte Leidenschaft? ... An die Erwiderung werde ich nie glauben. Das brauche ich auch nicht. Dafür bin ich königlicher Prinz. Als solcher soll ich nämlich unwiderstehlich sein, selbst für eine Frau von Welt unwiderstehlich. Und da soll man nicht von Ekel gepackt werden!

So sehr ich dagegen mich wehre, immer von neuem dagegen mich empöre, so gewinnt doch der Widerwille mehr und mehr Gewalt über mich, in mir das ertötend, was „gut“ sein soll, was anfangs vielleicht auch gut war.

*

Ich hatte eine große Freude! Vom Alphof kamen Briefe, und jeder der Beschenkten, Dirnen und Burschen, bedankte sich bei der „königlichen Hoheit“ und duzte Höchstdieselbe. Dankesbriefe kamen auch von Tonei und Stigei. Alle berichten von kleinen Ereignissen, die für sie große sind: wie hoch der Schnee liegt; welchen Schaden bei dem hohen Schnee das Wild erleidet; daß nicht einmal der Weg zur Klosterkirche gangbar ist. Alle fragen, wann die Königliche Hoheit wiederkomme, und alle lassen „deine Frau Mutter“ schön grüßen.

Fräulein Fritz schickte eine Schachtel Weihnachtsgebäck, das auf vergoldetem Tannengrün lag, und berichtete, es ginge „allen“ gut. Also geht es auch Judika gut ... Gott sei Dank!

Judika schrieb nicht, ließ nur grüßen und danken. Was hätte sie auch schreiben sollen? Daß sie mich liebt, lebenslang lieben wird, weiß

ich ja. Und ich weiß, daß sie wartet: auf das allerletzte Mal.

Ich muß aufhören, so viel daran zu denken: an meine erste hoffnungslose Liebe. Ich muß damit endlich fertig werden.

*

Der König macht die größten Anstrengungen, die Liebe und den Glauben des Volkes zu erringen. Er strebt nach Popularität. Es kostet ihn blutigen Seelenschweiß. Ich weiß es, ich fühle es. Er erleidet ein Martyrium. Sonst jubelt ein Volk einem neuen Herrscher zu, sonst ist ein neuer König die neue Hoffnung eines Landes. Warum ist das nicht bei meinem gütigen Bruder der Fall? Noch dazu kommt er nach einem verhaßten Herrscher! Liegt der Grund darin: weil der König den Glauben an sich selbst nicht hat und weil das Volk das fühlt? Kann ein Herrscher ohne den Glauben an sich selbst überhaupt Herrscher sein? Ist der Glaube an sich selbst nicht die göttliche Kraft, die alles Gute und Große schafft?

Und warum glaubt der König nicht an sich selbst, warum mißtraut er sich selbst? Weil er seines Vaters Sohn ist. Ich bin auch meines Vaters Sohn, und mich liebt das Volk, an mich glaubt es. Bei mir fühlt es meinen eignen Unglauben merkwürdigerweise nicht. Warum nicht? Weil sich zu meinem Unglauben Verachtung gesellt? Auch der, der verachtet, ist eine Kraft. Denn der Verachtende fürchtet nichts, und es ist die Furcht, die schwächt.

Gestern war ich zum ersten Male wieder im Theater, natürlich im Schauspiel, wo man „Hamlet" gab. Ich saß in der kleinen Prosceniumsloge und wurde von keinem bemerkt. Bei der bekannten, von mir so oft citierten Stelle hielt ich unwillkürlich den Atem an. Mir war's, als müßte sich etwas ereignen, irgend etwas. Sicher würde eine Stimme oben von der Galerie herabrufen: „Tout comme chez nous!"

Sehr gespannt war ich auf das Erscheinen der Ophelia, deren Emilia Galotti ich noch gut in Erinnerung hatte. Sie trat auf und sah sehr lieblich aus, wie die Jungfräulichkeit selbst. Ich fand sogar eine Aehnlichkeit mit dem bleichen Kinde heraus. So schwach diese war, erregte sie mich doch. Ich war zornig, daß die Dame im stande war, mit Hilfe einer Perücke, weißer Schminke und ummalter Augen solche Aehnlichkeit herzustellen. Sogar der süße Ton gelang ihr bisweilen. Einmal nahm ich wahrhaftig das Glas, um nachzusehen, ob sie um ihren Hals nicht ein goldenes Kettlein mit einem Kreuze trug. Uebrigens war diese Ophelia ganz sehnsuchtsvolle Erwartung, Hingabe, Sinnlichkeit — unbewußte Sinnlichkeit, wohlverstanden. Gerade das Unbewußte brachte die Person vortrefflich heraus. Man denke! Die Scene mit dem Prinzen während des Schauspiels gab sie, als wäre der arme Prinz von Dänemark mein Bruder, Seine Majestät der König. Nach dieser sublimen Probe ihrer Kunst zog ich vor, Ophelias holdseligen Wahnsinn nicht abzuwarten. Sie hätte vielleicht gerade in diesem Augenblicke zu sehr einer andern gleichen können! Als das Kind, den Tod erwartend, unter dem alten Fichtenbaum stand, hatte es einen Ausdruck, wie ich mir die blumenstreuende Ophelia denke. Hamlet sollte übrigens „auf allerhöchsten Befehl" bei uns verboten werden.

Gebhardts Schwester führt den stolzen Namen Thyra. Sie wird in den nächsten Tagen erwartet. Da die junge Dame die Schwester meines Freundes ist, werde ich nach Möglichkeit höflich gegen sie sein. Ich fürchte jedoch, obgleich ich auf Höflichkeit, Huld und Gnade gut abgerichtet bin, wird es mir schwer fallen, meine gute Dressur zu beweisen. Ich fühle mehr und mehr etwas Feindseliges gegen die junge Dame, die Gebhardts Schwester ist, sehr stolz sein soll und Hofdame wird, um aus engen Verhältnissen herauszukommen und — das ist ja doch des Pudels Kern! — bei Hofe möglichst brillant an den Mann gebracht zu werden. Wäre sie in Wahrheit eine stolze Natur, so müßte ihr das einsame Waldschloß wie ein Elysium erscheinen im Vergleich zu der glänzenden Knechtschaft, in die sie sich freiwillig begiebt. Ich bin schon jetzt sicher, daß auch sie mich nicht wird ausstehen können, wodurch ich mich sehr entlastet fühlen würde. Wenn darüber nur nicht die Freundschaft mit ihrem Bruder in die Brüche geht.

Heute fragte ich meine Mutter nach dem Eindruck, den die Comtesse bei der Präsentation gemacht hätte. Ich erhielt zur Antwort:

„Die junge Dame ist schön, weiß, daß Schönheit Macht ist, und will sie ausüben."

„Will sie ausüben . . ."

So habe ich denn glücklich wieder etwas zum Grübeln.

*

Sie, die neue Hofdame, ist eingetroffen. Ich freue mich darauf, die verschiedenen Wirkungen zu beobachten, die das emporsteigende Gestirn auf unserm Kosmos hervorbringen wird. Mir ist, als würde es gelassen seine Bahnen ziehen, was genügen dürfte, um das ganze Universum gegen sich zu haben. Denn so etwas verzeihen wir nicht. Gebhardt scheint über die Anwesenheit seiner Schwester im Schlosse sehr glücklich zu sein. Ich gratulierte ihm dazu, that es jedoch in solchem trockenen, ich fürchte, unfreundlichen Tone, daß er mich ganz erstaunt ansah: erstaunt, nicht gekränkt. Denn er ist gewohnt, bei mir den wärmsten Anteil zu finden. Weshalb war er auch so verschlossen gegen mich? Niemals zu mir von seiner Schwester zu reden — von solcher Schwester! Ueberhaupt entdecke ich mehr und mehr, daß man uns Fürsten stets nur die Oberfläche zeigt, und auch diese drapiert und hergerichtet. Das, was darunter liegt, was der Mensch ist, bleibt uns ängstlich verborgen. Und dann sollen wir die Menschen kennen lernen, sie lieben und achten können?

Ergeht es schon mir so, wie mag es dann einem Könige ergehen?

Ich merke verschiedenen Persönlichkeiten an, daß sie vor Erwartung vergehen, ich möchte ihnen gegenüber der neuen Hofdame erwähnen. Doch thue ich den Leuten diesen Gefallen nicht. Morgen speisen der König und ich bei meiner Mutter. Dann werde ich ja mit eignen Augen diese Schönheit schauen, die eine Macht sein will und vielleicht auch ist. Jedenfalls wird die Dame mich unempfänglich finden.

In unsrer Politik begeben sich seltsame Dinge. Der neue König hält große Wäsche. Im Staate Dänemark wird gesäubert und gescheuert, gekehrt und abgestaubt, Gerümpel herausgeschafft und ein gewaltiger Kehrichthaufen angelegt. Der Kampf der Parteien entbrennt heißer und heißer. Die Mißvergnügten lamentieren, die Zufriedenen jubilieren. Die Parole lautet: „Neue Zeit". Ich sehe dem allem zu, spreche leere Worte, gehöre zu keiner Partei, freue mich für meinen Bruder, der in der That stärker zu sein scheint als seine Furcht, seine Angst und sein Grauen; freue mich für das Land, das einen besseren Herrscher hat, als ich sein würde; grüble nach Möglichkeit weniger, lebe in dem Hofpomp, der Hoflust so dahin.

*

Ich sah gestern die Gräfin nicht, mußte wegen eines plötzlichen grausamen Kopfwehs um Entschuldigung bitten lassen. Dieses Kopfweh ist bei mir eine völlig neue Erscheinung. Es überfällt mich ganz hinterrücks und ist wirklich mörderisch, so daß ich anfange, es für meinen Todfeind zu halten. Verrückterweise sitzt bei mir der Schmerz an einer ganz andern Stelle wie bei andern Menschen, denen der Kopf vorne weh thut, dort, wo er weh zu thun hat. Mich schmerzt er ganz hinten; und zwar schmerzt er mich wahnsinnig, was mich fast betäubt. Es geht aber immer sehr schnell vorüber. Dieses Mal brachte mich mein Kopfweh um die Bekanntschaft des neuen Hofgestirnes. Zum Glück läßt sich meine Ungeduld ertragen.

Ich muß es noch einmal sagen: nämlich, daß der König sehr gnädig zu mir ist. Meines gestrigen Kopfwehs wegen besuchte er mich heute. Er sagte zwar nicht mehr, daß er wünschte, ich wäre meines Vaters ältester Sohn gewesen; er weinte zwar nicht wieder vor mir; er fragte mich aber, ob ich besondere Wünsche hätte, die er mir erfüllen könnte. Also wirklich sehr gnädig! Ich hatte jedoch keine besonderen Wünsche, wenigstens fiel mir gerade nichts ein. Der König wollte sich schon wieder entfernen, als mir ein hübscher Gedanke kam. Ich sagte: „Einen Wunsch könntest du mir allerdings erfüllen."

„Das freut mich. Was ist es?"

„Bitte, überlasse mir zum Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winteraufenthalt die Seealp."

„Wo du so Furchtbares erlebtest?"

„Ich bitte dich um die Seealp."

„Selbstverständlich magst du sie beziehen, so oft du willst; aber —"

„Du hast ein Aber?"

„Ein sehr ernstes."

„Welches?"

„Du darfst nicht zu lange die Einsamkeit aufsuchen!"

„Du meinst mit Goethe, daß ich in der Einsamkeit sehr bald allein sein könnte?"

„Jedenfalls taugt sie nicht für dich."

„Es kommt darauf an, wie man sie erträgt. Ich werde mich dabei vortrefflich befinden, dermaßen ausgezeichnet, daß du mich in deiner königlichen Einsamkeit bisweilen um die meine beneiden sollst."

Es war gar nicht gut von mir, so zu sprechen; doch sprach ich so. Meines Bruders souveräne Haltung mir gegenüber reizte mich, und ich hätte sie gern etwas erschüttert, aber ohne eine Miene zu verändern, sagte der König freundlich: „Darin kannst du recht haben." Und zum Gehen sich wendend: „Fühle dich also auf deiner lieben Seealp zu Hause."

Auf „meiner" Seealp!

Mein Gott! Ich hatte ja bis jetzt nie ein Heimatsgefühl. Wie hätte ich es wohl haben können? Etwa hier in dieser goldenen Burg meiner Ahnen? Aber jetzt — jetzt! „Meine" Seealp! Ein winziger Grasfleck zwischen Alpenwänden eingezwängt, und ich fühle mich von Heimatsliebe wie von einer heißen Welle Glückes durchflutet.

Nun ja: furchtbar war, was ich dort erlebte. Dennoch bin ich glücklich über „meine" Seealp. Ich will gar nicht versuchen, das Schreckliche zu vergessen. Die Erinnerung daran soll haften bleiben an der Scholle, darauf es geschah. Wenn ich dort die Freuden der Einsamkeit genieße, die die Freuden meines Lebens sein werden, soll jene Erinnerung an des Lebens Jammer wie eine Mahnung vor mich treten: wie eine Mahnung vom Leben, nichts andres zu wünschen und zu begehren als dieses bescheidene Glück. Wäre ich meines Vaters ältester Sohn und Erbe seines Reiches, so ließe ich an jenen Felswänden in gewaltigen Lettern aus blutroten Rubinen die Inschrift setzen: „König, gedenke des Endes!" Und jedes Jahr ginge ich hin, um das flammende Menetekel zu lesen.

Meine Seealp . . . Daß ich von meinem Eigentum gleich Besitz ergreifen könnte, gleich jetzt, mitten im Winter! Von der Welt durch Schneemassen geschieden, das sollte dann das rechte Glück der Einsamkeit sein.

Vielleicht erlaubt mir der König, auf meinem Besitz zu bauen. Ich trage in mir ein Bild, das ich gerne gestalten möchte. Es ist etwas höchst Phantastisches — Verständige könnten „etwas ganz Verrücktes" sagen. Etwas sehr Merkwürdiges, noch nie Dagewesenes ist es jedenfalls. In einer gewaltigen Felsenöde eine Art von Gralsburg. Was sollte der heilige Gral sein? Ein köstliches, mystisches Gefäß, das das Völkerglück umschließt. Wer sollte das Allerheiligste hüten? Der König des Landes selbst.

Also müßte ich, um die Gralsburg bauen zu können, erst König sein.

Schlimm für das Volk, dessen Glück in der Oede geborgen und von einem Wächter behütet werden muß. Völkerglück muß frei einherschreiten über Fluren im Tagesglanz, und nur der Himmel darf sein Hüter sein. Aber das alles sind ja Phantasien. Ein Glück, daß meine Seealp schöne Wirklichkeit ist.

*

Ich lernte die Gräfin kennen. Trauer kleidet die junge Dame.

*

Heute ist meines Vaters Geburtstag. In der Gruft fand Gottesdienst statt, und wir legten auf dem Sarkophag Kränze nieder, welche natürliche Handlung von den Zeitungen ausposaunt wurde — wie alles Natürliche, das unsereins thut. Nach uns wurde das Volk zugelassen. Es drängte in Scharen zur Gruft, genau so, als ob der tote Herrscher, den sie im Leben haßten, der Vater des Vaterlandes gewesen wäre, wie ich einstmals geglaubt hatte. Es ist eben doch rechtes Gesindel, dieses heilig sein sollende Volk. Allen fiel auf, wie totenhaft blaß der König aussah und mit welcher leidenschaftlichen Inbrunst er am Sarkophage betete.

Bei meiner Mutter fand Familientafel statt. Von meinem Vater wurde indessen kein Wort gesprochen; auch dann nicht, als wir drei allein waren. Allerdings geschah dies nur für Augenblicke. Wir haben keine Zeit, miteinander allein zu sein. Schlimm genug, sind wir es einmal mit uns selbst.

Nun meines Vaters Geburtstag vorüber ist, beginnen Hof und Land mit den Vorbereitungen für Vermählung und Krönung des Königs. Die Festlichkeiten sollen eine volle Woche dauern. Der wichtigste Faktor im Staate ist jetzt wiederum ein Titl. Oberhofmarschallamt. Allein die Ausarbeitung des Vortritts und der Tischordnung bedarf Wochen angestrengter Studien. Die Verantwortung ist fürchterlich; denn ein einziger Fehler könnte die Weltordnung ins Schwanken bringen. Für die Toiletten sind den Damen auf Wunsch meiner Mutter außer Silber und Gold nur drei Farben, Weiß, Grau und Violett, zu tragen gestattet. Eine derartige halbe Aufhebung der Trauer für eine solche Gelegenheit soll noch nicht dagewesen sein, und jene, die in Grün und Blau, in Gelb und Rot sich hüllen wollten, befinden sich der Verzweiflung nahe. Jeder Tag, jede Stunde bringt irgend ein großes, ein ganz großes Ereignis, irgend eine ungeheure Formensache betreffend. Daß die beiden Hauptpersonen des welthistorischen Schauspiels im Grunde ihres Herzens zwei unglückliche Menschen sind, kümmert keine Seele. Das ist ja auch tausendmal gleichgültiger, als — um ein Beispiel zu nennen — wer zur Rechten und wer zur Linken des Königspaares zu sitzen kommt, oder wie tief bei der halben Trauer die Dekolletage sein darf. Und doch ist die ganze Komödie nun einmal notwendig. Ach, wir Armen!

*

Sie mißfällt mir gründlich; aber sie imponiert mir. Ein verblüffendes Bewußtsein weniger ihrer Schönheit als vielmehr ihres Weibseins. Dabei ist sie von einer Haltung — königlicher als eine Königin. Und dann doch Hofdame? Ja, aber wie Hofdame! Ohne einen Schatten von Devotion. Zugleich tadellos in ihrer Führung.

Sie macht die Verbeugungen genau so tief, wie sie diese zu machen in ihrer Stellung verpflichtet ist. Aber sie verneigt sich in einer Art, die mich jedesmal erstaunt. Kein Wort höfisch, und doch kein Wort, das sie bei Hofe nicht sagen dürfte. Mich behandelt sie — wie behandelt sie mich? Gar nicht! Sie ist die Dame, und ich bin der Herr. Vielmehr: sie ist die Frau, die reife, schöne, machtvolle und ihrer Macht sich bewußte Frau, und ich bin der junge, herzlich unbedeutende Mann.

Alles das sollte mich, wie ich geartet bin, geradezu entzücken. Trotzdem mißfällt sie mir.

Natürlich ist die ganze Hofgesellschaft verblüfft. Das freut mich ungeheuer. Und natürlich prophezeit man der Debutantin, die wie eine Meisterin ihrer Kunst auftritt, ein Fiasko, dem ein baldiges Ende mit Schrecken, völlige Ungnade und Entlassung folgen wird. Um sie zu ärgern, stelle ich mich begeistert von der jungen Dame. Ich bin gegen das Fräulein, das mich für einen unbedeutenden jungen Menschen hält, höflich bis zur Galanterie, was mich in ihrer Meinung vermutlich noch tiefer sinken läßt. Hoffentlich kommt sie nicht auf den Gedanken, ich wäre im stande, für sie eine Leidenschaft zu fassen. Sie würde mich sicher verachten, was mir doch etwas unangenehm sein würde.

Wie unähnlich diese blendend schöne und königliche Gräfin Thyra einer andern ist, zu ihrem Nachteile unähnlich! Wenn sie wüßte, daß sie sicher, aber ganz sicher sein darf, niemals als die Ophelia dieses modernen Hamlets in Betracht zu kommen. Um ihr übrigens mit keinem Gedanken unrecht zu thun, so muß ich doch sagen, daß sie über jedem Verdachte steht, bei Hofe eine Opheliarolle spielen zu wollen.

Dabei fällt mir ein, wir haben demnächst wiederum eine Art von Abschiedsvorstellung im Schauspiel: unsre reizende Sentimentale tritt einen längeren Urlaub an. Die königliche Generalintendanz muß für die Festvorstellungen gelegentlich der Vermählungs- und Krönungsfeierlichkeiten gastieren lassen; die königlichen Cadeaux erhalten also fremde Celebritäten, ein Umstand, der die Spatzen auf den Dächern in so heftige Erregung versetzt, daß man sie selbst im Schlafe pfeifen hören kann.

Wie ich gleich anfangs befürchtete, hat sich seit der Ankunft der neuen Hofdame in meinem Verhältnis zu Gebhardt manches geändert. Bis jetzt ist der Wechsel noch so leiser Art, daß es schwer ist, der Sache überhaupt diesen Namen

zu geben. Zwischen unserm Verkehr von heute und damals besteht kaum ein Unterschied, und doch besteht er. Was auf unsre junge Freundschaft fällt, ist kein Schatten; aber es kann daraus ein Schatten werden. Das ängstigt, das quält mich. Was auf der Welt könnte von Bestand sein, wenn nicht solche gute, reine Empfindung, wie sie unsre Seelen verbindet? Dann wäre das trostlose Wort über die Freundschaft der Fürsten ja wirklich eine trostlose Wahrheit! An wem liegt die Schuld? An dem Fürsten oder an dem andern? Ist jener außer stande, ein guter Freund zu sein, oder ist es dieser? Und warum wäre der andre außer stande? Weil es sich eines Fürsten Freund eben nicht sein läßt? Dann träfe diesen die Schuld.

Gewiß liegt die Schuld an mir, wenn ich sie auch noch nicht erkenne. Ich muß danach trachten, sie kennen zu lernen. Selbsterkenntnis ist schließlich unser einziger Talisman.

*

Ich poche an meine Brust, ich dringe in meine tiefste Seele, ich prüfe mich, ich erkenne mich: ich wollte, ich wäre meines Vaters ältester Sohn und der Erbe seiner Krone und des Reiches; ich wollte, mein Bruder, der König, hätte sich zu schwach gefühlt, hätte von seiner Furcht, seiner Angst, seinem Grausen sich überwinden lassen und dem Königtum zu meinen Gunsten entsagt. Ich wollte, das Volk, das mich liebt, das an mich glaubt, dessen Blick und Herzschlag mir zujubeln, könnte mir als seinem Herrscher huldigen.

Gott, du Herr des Himmels und der Erde, sei mir gnädig, denn — ich beneide meinen Bruder um die Krone.

XX

Vor Ostern

Seitdem ich den Mut fand, mich selbst zu erkennen und meine schwere Schuld mir einzugestehen, fühle ich mich wie von einer Last befreit. Zugleich mit dem Bewußtsein meiner Todsünde beseelt mich die Empfindung einer höheren Kraft. Einer Todsünde aber mache ich mich schuldig, indem ich meinen Bruder um sein Königtum beneide.

Vielleicht ward in mir der Neid schon geboren, als ich noch ein Knabe war. Er wuchs mit mir, reifte, wurde groß, als ich noch meine Hände aufhob, sprechend: „Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie mein Bruder, daß ich nicht bin meines Vaters ältester Sohn!" Wir können in unsrer Seele unergründliche Abgründe tragen und uns einbilden, unser Inneres gleiche einer Blumenflur. Fort mit der trügerischen Decke und offenen Augs hineingeschaut in die gähnende Tiefe!

Seltsam ist auch das: ich bereue meine Sünde nicht einmal. Der König ist unendlich gütig gegen mich, und ich denke dabei: ‚Wäre ich an deiner Statt König!' Und mit solchen Gedanken kann ich ihm ruhig in die Augen sehen, kann ich gelassen mit ihm reden, ihm die Hand reichen, ohne das leiseste Zucken einer Reue im Herzen. Wie ist etwas so Unmenschliches möglich? Ich wünsche ja nicht für mich selbst, König dieses Reiches zu sein, wünsche es des Volkes willen, das an mich glaubt, mir vertraut und mich liebt; und für das meine Regierung trotzdem ein Unglück sein soll.

Das ist es, das! Wären diese ungerechten, diese unseligen Worte niemals zu mir gesprochen worden, würde ich diese ungeheuerlichen, diese meinen gütigen Bruder mordenden Gedanken niemals gedacht haben. Das ist es, das! Jene Gedanken krochen in mein Herz, in mein Hirn, wühlten und wühlten, nagten und nagten. Sie wühlten mein geheimstes, dunkelstes Innere auf, nagten an mir, zernagten mein ganzes Denken, mein ganzes Fühlen, bis in meiner Seele nichts andres übrig blieb als der heiße, der wilde wütende Wunsch: dermaleinst König zu sein, um jene wahnsinnig machenden Worte Lügen zu strafen.

*

Immer noch Vorbereitungen zur Königskrönung!

Einem uralten Familienbrauche zufolge — bei uns ist alles uralt — begiebt sich der neue König acht Tage vor seiner Krönung in ein Kartäuserkloster, das durch endlose Galerien mit dem Schlosse in Verbindung steht. Die Formalität des Eintritts wird mit großen Zeremonien vollzogen. Vor vollzählig versammeltem Hofstaat und so vielem „Volk", als die Schloßkirche zu fassen vermag, bekleidet der Großmeister des Ordens den König mit der weißen Kutte der Kartäusermönche, umgürtet ihn mit dem Stricke und reicht der Hand, die auserwählt ward, das Zepter zu führen, ein Kruzifix. Die heilige Handlung vollzieht sich vor dem Altare, der mit Flor umhüllt ist und um den Totenkerzen brennen. Ein Chor von Unsichtbaren singt das De profundis. Dann ordnet sich der Zug. Hinter dem Altar führt eine Treppe unmittelbar in die Tiefe. Kartäusermönche, brennende Kerzen haltend, umringen den König, der Großordensmeister tritt voraus, und unter den schaurigen Klängen des Chorgesangs steigen sie hinab, scheinen sie mit dem Könige in ein offenstehendes Grab zu versinken.

Eine volle Woche bleibt der König eingesargt in einer Zelle. Niemand gelangt zu ihm. Er betet, büßt, bereitet sich vor, das Zeichen seines Martyriums: die Krone, zu empfangen. Die Speise — es ist strenge Fastenkost — wird ihm durch eine Oeffnung in der Mauer gereicht. Er darf die Klausur nur verlassen, um an dem gemeinsamen Gottesdienste der Mönche in der Klosterkirche teilzunehmen. Nicht einmal der Ordensgroßmeister darf ihn auf diesem Wege anreden. Er selbst darf nur mit Gott sprechen, darf keinen anblicken, muß beständig dem Gekreuzigten in die brechenden Augen sehen.

*

Etwas aus der Grabesruhe dringt aus dem Kloster in das Schloß hinüber. In dieser ganzen Woche finden weder Empfänge noch Einladungen



Winterſonntag im groſs

Nach einer Zeichnung von



en Garten zu Dresden

C. Meyer-Wegner

statt. Der Pulsschlag des offiziellen Lebens — er ist der Pulsschlag unsers Lebens überhaupt — geht langsam, langsam — müde, müde. Ich muß viel des Königs gedenken, sehe ihn beständig vor mir in der weißen Zelle, in seiner weißen Kutte, wie er betet, büßt und den Leib kasteiet, den er in Purpur hüllen soll. So bereitet sich der Diener Gottes vor, bevor er sein priesterliches Gelübde leistet.

Und denken muß ich: ‚Wie, wenn der König in der Einsamkeit der Zelle von jenem Grausen, vor dem unser Familiengeist zittert und das mein Bruder bereits überwunden haben soll — wie, wenn der König davon nochmals gepackt würde, so gewaltig, so unwiderstehlich gepackt, daß er ...‘ Bei dem Gedanken packt das Grausen mich. Es ist jedoch nicht ein Grausen vor dem, was dann kommen könnte, sondern vor mir selbst und den Abgründen in meiner Seele, von denen ich bis vor kurzem nichts wußte.

*

Ich speise jetzt jeden Abend bei meiner Mutter, sehe jetzt jeden Abend die Gräfin, der die Trauer so vortrefflich steht. Mein bleiches Kind sah in dem schwarzen Kleidlein rührend aus; bei dieser souveränen Dame wirken die düsteren, schleppenden Gewänder fascinierend. Es ist überhaupt ein seltsames Geschöpf, von dem ich immer weniger begreife, was es eigentlich bei uns will. Niemals werde ich glauben, daß dieses junge Rasseweib den Hof als Heiratsbureau betrachtet. Aber warum kam sie? Einen Grund muß sie doch gehabt haben, einen tiefen Grund; denn tief ist alles an ihr, was bei der strahlenden Oberflächlichkeit unsers Lebens jedermann bemerken müßte, was indessen keiner zu bemerken scheint, wohl weil auf dieser irdischen Höhe niemand eine menschliche Tiefe sich vorstellen kann. Bei unsrer Art von Tafelunterhaltung kann von einem Gespräch nicht die Rede sein. Wir machen Konversation, bei der wir über die Dinge hinweggleiten, und das um so flüchtiger, je gehaltvoller und ernsthafter sie sind. Selten ist von einem Kunstwerk die Rede, noch seltener von einem französischen, englischen oder italienischen Buche, und am seltensten von einem Gedanken. Niemals von einer Empfindung. Unter keinen Umständen von einer solchen! Wir leben das Leben, jedoch wir empfinden es nicht; und wir empfinden es nicht, weil wir repräsentieren müssen, fort und fort repräsentieren.

Gräfin Thyra sagt also möglichst wenig. Mir ist immer, als ob wir, sie und ich, uns viel zu sagen hätten, wenn wir einmal allein sein sollten, — ein ziemlich unwahrscheinlicher Fall. Mir ist, als könnte sie aussprechen, was ich selbst bisweilen denke. Sie thäte es jedoch schwerlich, und wir würden uns bei einem etwaigen Tete-a-tete absolut nicht vertragen. Denn im Grunde genommen bin ich der jungen Dame nach wie vor feindlich gesinnt; bin es, weil sie aus ihrer Freiheit zu uns kam. Dennoch kann ich — wenn ich ehrlich sein will — nicht verhindern, viel an sie zu denken. Auch gestehe ich, es würde mich reizen, in ihre „Tiefen“ zu dringen. Vielleicht, um zu entdecken, daß sie nur „Flächen“ besitzt.

Ob ihr Bruder ihr wohl von meinem kleinen Romane erzählte? Ich will ihn darum nicht fragen; es würde gleich einem Mißtrauensvotum sein. Gesetzt, wenn der Graf plauderte, was würde die stolze Dame von diesem „Hirtenidyll eines Königssohns“ denken? Wahrscheinlich würdigt sie die Sache gar keines Nachdenkens. Mich ärgert, daß ich dies thue. Ich meine, daß ich einen Augenblick über ihre Ansicht nachzudenken vermag.

*

Schauer überlaufen mich, Grausen faßt mich. Was ich im geheimsten dachte, hoffte, wünschte — denn ja, ich hoffte und wünschte es! — das erfüllt sich möglicherweise: der König soll sich im Kartäuserkloster mit Abdankungsgedanken tragen! Er berief den Großordensmeister zu sich. Außer einem Arzt ist dieser der einzige Mensch, der jetzt zu ihm gelangen kann. Der Hochwürdigste kam alsdann ins Schloß und blieb lange bei meiner Mutter. Geheime Sitzungen finden statt. Es geht ein Zittern durch alle Gemüter, ein Erschauern, wie vor dem Eintreten großer Ereignisse. Das Gerücht muß ins Volk gedrungen sein; denn eine schweigsame Menge umlagert das Schloß. Einmal trat ich ans Fenster. Sie sahen, erkannten mich und — aber ich trat sogleich wieder zurück. Sonst hätte es geschehen können, daß sie mich ... daß das Volk in dieser Stunde mich ...

Gegenwärtig ist der Geheimrat beim König.

*

Ich schloß mich in mein Schreibzimmer ein; ich will niemand sehen. Ich ringe mit mir, ringe mit meinem besseren Menschen — wenn ich „guter Mensch“ von einem solchen etwas in mir trage. Ich muß diese Gedanken töten, diese Hoffnungen und Wünsche ersticken. Ich fühle, daß ich ein verlorener Mensch bin, wenn ich mich von diesen Empfindungen nicht zu befreien und zu reinigen vermag. Für Zeit meines Lebens wäre ich verloren. Also muß ich!

*

Ich stelle mir den seelischen Vorgang bei meinem Bruder folgendermaßen vor: er litt, kämpfte und überwand. Es kamen die letzten Tage vor seiner Vermählung, vor der sein Herz zurückbebt; die letzten Tage vor der Krönung, die lediglich eine Zeremonie ist, aber deren überwältigende Feierlichkeit gleichsam etwas Zermalmendes hat. Er wird vor dem Altar unter Grabgesang als Mönch eingekleidet und davongeführt, als wäre er ein lebendig Begrabener.

Eingeschlossen in der Zelle, verbringt er alle Stunden des Tages in Einsamkeit und Gebet, Fasten und Bußübungen. Da kommt es nochmals über ihn: das Grausen vor der Verantwortung des Königtums! Es ist stärker als der

König, der ein Mensch ist und bleibt. Er schreit auf: „Ich kann nicht, ich will nicht!“ Er schickt zum Großordensmeister und — so konnte es geschehen.

Was geschieht weiter?

Man verheimlicht es vor mir! Vor mir, der ich, sollte der König in seiner Schwäche beharren, ihm nachfolgen würde. Und mir bleibt alles verborgen! Sogar meine Mutter verbirgt mir alles. Die Minister treten zusammen, der Staatsrat wird berufen, und ich, der Erbe meines Bruders, bleibe davon ausgeschlossen.

Ich will Erklärungen fordern! Sie sollen sich verantworten! Wissen sie denn nicht, daß das Volk, das ganze Volk zu mir steht; daß das ganze Volk mich liebt, an mich glaubt, mir zujauchzt: „Es lebe der König!“

Besinne dich! Noch ist der König ja nicht tot.

*

Der Geheimrat und der Großordensmeister sollen beständig um den König sein. Sie werden beständig auf ihn einsprechen, in ihn dringen, und der König wird seine Pflicht erfüllen, wird sich vermählen, sich krönen lassen, um dem Staate Dänemark ein letzter Helfer zu sein.

Ich weiß jetzt auch wodurch: durch den Sohn, der ihm von der jungen Königin geboren werden soll —, geboren von dem Weibe, das einer Dynastie entstammt, mit der die unsre nicht verwandt ist.

*

Heute begab ich mich zu meiner Mutter. Ich wollte sie bitten, mir zu erklären, aus welchem Grunde man mich fernhält, wenn über das Schicksal des Landes und mein eignes eine Entscheidung gefällt wird. Ich habe zu meiner Bitte, zu meiner Forderung ein Recht.

Im letzten Vorzimmer befand sich die neue Hofdame. Sie saß und las. Als die Lakaien die Thür für mich aufrissen und ich eintrat, erhob sie sich und machte ihre tadellose Verbeugung, die mich jedesmal ärgert, geradezu aufregt, weil sie so tadellos ist. Dazu macht die Dame dann eine Miene —

Ich sagte mit ausgesuchter Höflichkeit: „Bitte, Gräfin, melden Sie mich bei Ihrer Majestät.“

„Ihre Majestät können Königliche Hoheit nicht empfangen.“

„Warum nicht?“

„Ich darf niemand melden.“

„Auch mich nicht?“

„Auch nicht Königliche Hoheit.“

„Also ist meine Mutter krank?“

„Bei Ihrer Majestät ist Ministerrat.“

„Um so besser.“

Und ich wollte ohne weiteres an der Gräfin vorüber, um mich unangemeldet zu meiner Mutter zu begeben. Da rief Gebhardts Schwester: „Ich erhielt von Ihrer Majestät strengen Befehl, niemand vorzulassen. Auch nicht Königliche Hoheit. Würden Königliche Hoheit trotzdem vorziehen, weiter zu gehen, so würde ich mich selbst strafbar, also meines Dienstes bei Ihrer Majestät für immer enthoben fühlen.“

Gleich bei ihrem ersten Worte war ich stehen geblieben und hatte zugehört, mit meiner alten Freude über eine freie stolze Menschensprache gegen einen von Meinesgleichen — Gott sei Dank mit meiner alten Freude! Langsam kam ich jetzt zurück, blieb vor der jungen Dame stehen und sagte sehr artig: „Ich möchte die Königin und den Hof Ihrer Gegenwart nicht berauben. Die Verantwortung wäre zu groß.“

Sehr artig grüßte ich. Sie verneigte sich vorschriftmäßig.

„Mit Ihrer Erlaubnis werde ich hier warten, bis der Ministerrat vorüber und meine Mutter im stande ist, ihren Sohn zu empfangen.“

„Es dürfte lange dauern.“

„So bitte ich um den Vorzug, in Ihrer Gegenwart so lange verweilen zu dürfen.“

Ich hätte sagen können: „Sie so lange mit mir belästigen zu dürfen“. Doch das wäre unhöflich gewesen; denn ich hätte die Gräfin durch meine Bemerkung zu einer Phrase veranlassen können, was ein Herr einer Dame gegenüber auch dann sich nicht gestatten darf, wenn er ein königlicher Prinz ist. Dann erst recht nicht!

Die Gräfin nahm auf meine Einladung hin ihren Platz wieder ein, und ich setzte mich in ihre Nähe, in erregtester, übelster Stimmung, wie ich mir wohl bewußt war. Zugleich fiel mir ein, daß ich — sämtliche Thüren waren geschlossen — mich mit der jungen Dame zum ersten Male allein befand, wahr und wahrhaftig allein! Seltsamerweise steigerte diese Vorstellung meine Erregung, aber — auch das war höchst merkwürdig — ich bemühte mich durchaus nicht, meinen überreizten Zustand vor ihr zu verbergen. Wie kam ich dazu, gerade vor dieser Dame mich gehen zu lassen? Nicht anders, als ob zwischen ihr und mir ein geheimer Zusammenhang bestand! Dieser konnte nur in dem Bewußtsein einer gegenseitigen starken Antipathie liegen. In diesem Sinne besaßen wir allerdings etwas Gemeinsames.

Da ich in diesem Augenblicke keine banale Hofkonversation machen wollte — ganz gleich, wie die Dame es auffaßte —, so sagte ich:

„Wovon wollen wir sprechen? Wir könnten mit dem Wetter beginnen. Aber bei Hofe kommt das Wetter gar nicht in Betracht. Denn ob die himmlische Sonne scheint oder nicht, ist bei Hofe durchaus gleichgültig — wenn nur die Sonne königlicher Gnaden über Gerechte und Ungerechte leuchtet. Möge Ihr stolzes Haupt davon stets umstrahlt sein. Sie werden dann stets das Leben des Lebens wert finden.“

Ich sagte diese bösartigen Worte auf die harmloseste Weise, mich freuend, die junge Dame mit aller Höflichkeit meine Meinung über derartige „Gerechte und Ungerechte“ wissen zu lassen, und hoffend, sie werde diese richtig verstehen. Es war dies gewiß sehr wenig chevaleresk empfunden, aber es hätte mich gefreut, sie zu verletzen und sie womöglich etwas aus ihrer tadellosen Haltung zu bringen.

Das sollte mir jedoch nicht gelingen. Ohne eine Miene zu verziehen, meine beleidigende Absicht einfach ignorierend, antwortete die Gräfin:

„Ich finde das Leben auch ohne Sonnenschein lebenswert. Es ist für mich im Gegenteil schöner, wenn es voller Gewölk und Dunkelheit ist, als bei Tagesglanz. Am schönsten aber erscheint es mir bei Sturm, der meinetwegen Orkan sein kann. Dann muß der Mensch Widerstand leisten, muß er kämpfen. Kampf aber ist zugleich Kraft. Und Kraft zeigen müssen, bedeutet das Leben haben: das volle wahre Leben. Im Frieden und Freuden von der Sonne sich bescheinen zu lassen, macht die Seele weich und schlaff. Es ermattet."

„Ich hätte mir denken können, daß Gräfin eine Kämpfernatur sind; sonst wären Sie nicht an den Hof gegangen. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Natur. Sie werden hier reiche Gelegenheit haben, sie zu erproben! Und noch dazu um so großer Dinge willen: um den Glanz und die Herrlichkeit dieser Welt an einem Königshof! Es soll ja wohl auf Erden nichts Glanzvolleres und Herrlicheres geben?"

Dieses Mal sprach ich voll scharfen Spottes, bitteren Hohns, wozu die erhabene Ruhe des Fräuleins mich reizte. Sie schaute auf und sah mir mit einem großen Blick voll in die Augen. Der Himmel mag wissen, warum ich bei ihrem Blick denken mußte:

‚Sie weiß, wie es in dir aussieht. Sie weiß, daß du, der du mit solchem Hasse, solcher Verachtung von der glanzvollsten und herrlichsten aller denkbaren Welten redest, in deines Herzens tiefstem Grunde für dein Haupt die Königskrone ersehnst. Während dein Bruder, der König, in seiner Mönchszelle von Furcht und Angst, von Grauen gepackt wird, während bei der Königin-Mutter die Minister über die „Gefährlichkeit der Situation" beraten, blickt diese Fremde in deine Seele und weiß, was sie wünscht und hofft. Allerdings nicht deinetwillen, sondern um des Volkes willen wünscht und hofft.‘

Dann geschah etwas Seltsames. Wie in dem Banne ihres Blickes, von diesem gleichsam emporgezogen, erhob ich mich und ging zu ihr, die, anstatt voller Devotion gleichfalls aufzustehen, ruhig sitzen blieb. Ich stand vor ihr und sagte mit vor Erregung erstickter Stimme:

„Sind auch Sie der Ansicht, daß es ein Unglück für das Land wäre, wenn die da drinnen," ich machte eine Bewegung nach den Gemächern meiner Mutter hin, „in ihrer Weisheit über die Abdankung des Königs Rat halten sollten?"

„Königliche Hoheit meinen, wenn der krankhafte Wille Seiner Majestät zur That werden sollte?"

„Das meine ich."

„Und Königliche Hoheit wünschen meine Ansicht zu hören?"

„Ob auch Sie mich für unwürdig oder für unfähig halten — was eines und dasselbe ist —, König zu sein. Darüber wünsche ich allerdings Ihre Ansicht zu hören."

Nach einer Weile — wir sahen einander fest in die Augen — bekam ich denn ihre Ansicht zu hören: „Es käme auf die Kraft an."

„Auf die Kraft, die Krone zu tragen?"

„Auf die Kraft, stärker zu sein als unsre Natur."

„Sie halten meine Natur für schwach?"

„Königliche Hoheit müßten über Ihre Natur hinausgehen."

„Um nicht auch ein degenerierter Herrscher zu werden? . . . Wie Sie sehen, bin ich so indiskret, von Ihrer Natur die Kraft zur Wahrheit zu fordern. Verzeihen Sie, wenn ich zu Großes verlangte."

Sie schwieg. Das heißt, ihr Mund blieb stumm. Aber ihre Augen sprachen. Sie sah mich an, und ich las die Antwort in ihrem Blicke.

Ich hatte nicht zu viel gefordert. Dieses Mädchen, das ich bis dahin im stillen verachtet hatte, besaß wahr und wahrhaftig den Mut, dem Manne, der immerhin König werden konnte, mit ihrem Blicke zu sagen, daß sie glaubte, auch er gehöre dem Stamme der Entarteten an.

Daß ich den prophetischen Blick der kühnen jungen Dame Lügen strafen könnte! Wiederum der Wunsch, der mich unserm spiritus familiaris gegenüber bereits ergriff. Jedenfalls unterschätze ich diese Frauenseele, und — das freut mich. Es ist in ihr etwas Freies und Starkes, also Großes.

*

Dann ging der Ministerrat auseinander; dann wurde ich von der Hofdame Ihrer Majestät gemeldet, durfte ich bei meiner Mutter eintreten.

Aber ich fand nicht sie, die ich suchte. Ihr Sohn, der König war, wollte der Krone entsagen; ihr Sohn, der König werden sollte, wollte in ihre Arme sich werfen. Denn das wollte ich. Dazu trieb mich das Entsetzen über das Schicksal meines Hauses, trieb mich die Angst vor mir selbst: vor meinen geheimen Wünschen und Hoffnungen. An ihrem Mutterherzen wollte ich Zuflucht, Beruhigung, Rettung vor mir selbst finden. Aber ich mußte vor der hohen regungslosen Gestalt in schleppendem Trauergewande meine bereits ausgestreckten Arme wieder sinken lassen.

Stehen mir denn meine geheimen Wünsche und Hoffnungen auf der Stirn geschrieben, daß aller Augen sie von meinem Gesichte ablesen können?! Ward ich gezeichnet, wie Gott Kain zeichnete, als dieser aus Neid seinen Bruder Abel erschlug?

Meine Mutter stand mitten im Zimmer, sah mir entgegen, ließ mich auf sich zueilen, regte sich nicht, rief in einem fast feindseligen Tone mir zu: „Der König wird König bleiben! Was also willst du?"

Was wollte ich Unseliger eigentlich? War ich wirklich nur deshalb gekommen, um zu hören, daß der König nicht König blieb, daß ich an seiner Statt König werden sollte? Hatte mich auch meine Mutter ergründet? Und sie, für deren liebsten Sohn ich mich hielt, zeigte mir nun dieses regungslose Antlitz, wie im Triumphe mir

mitteilend, daß meine geheimen Wünsche und Hoffnungen sich nicht erfüllten.

Ihre starre Miene und den fast feindseligen Ton in ihrer Stimme wie etwas Körperliches, wie einen Stoß gegen mein Herz empfindend, stieß ich, nach Atem ringend, hervor:

„Wenigstens will ich wissen, weshalb es für das Land ein Unglück wäre, wenn mein Bruder in seiner Schwäche beharren sollte! Er thut es nicht, wie du mir mitteilst. Gut! Möge seine Regierung für unser Haus und das Land eine glückliche und ruhmvolle sein. Nur sage mir, aus welchem Grunde die meine eine unglückliche und schmachvolle sein würde? Du mußt es mir sagen!"

Das letztere rief ich überlaut, in einer Aufregung, die mich wie Fieberschauer schüttelte. Ich gewahrte, wie die Züge meiner Mutter milder, ihr Blick weicher wurde. Aber sie schwieg.

Jetzt trat ich auf sie zu und bat sie mit erhobenen Händen: „Mutter, sage es mir. Ich ertrage es nicht länger. Es nagt und wühlt in mir; ich brüte und grüble darüber, höre nicht auf, darüber zu brüten und zu grübeln. Begreife doch! Es ist ja doch etwas, was von Sinnen bringen kann — von Sinnen bringen muß. Sage es mir also, ehe es mich von Sinnen gebracht hat. Bin ich denn ein schlechter Mensch? Sieh, ich kann ein schlechter Mensch werden, wenn niemand mir sagt, welche Bewandtnis es mit mir hat und weshalb mein Bruder nicht abdanken darf. Ihr müßt es mir aber bald sagen, gleich! . . . Ich leide, Mutter! Mir ist, als müßte mein Gesicht ganz verzerrt sein, so fühle ich durch dieses Leiden meine Seele entstellt . . . Hilf mir, Mutter, liebe Mutter! Ich habe dich noch niemals um etwas gebeten. Bedenke: noch niemals, und jetzt gilt es mein Seelenheil, denn es gilt dem guten Menschen in mir."

So flehte ich meine Mutter mit erhobenen Händen an; und da — da sagte sie es mir.

Als sie es mir sagte, umschlang sie mich mit beiden Armen, drückte mein Haupt an ihre Brust, weinte über meinem Haupt, daß mein Gesicht gebadet ward von ihren strömenden Thränen. Weinend flüsterte sie es mir zu und — jetzt — jetzt weiß ich's! Ich bin freilich meines Vaters wahrer Sohn; denn schon jetzt soll meines Vaters Krankheit sich bei mir zeigen.

Schon jetzt! (Fortsetzung folgt)

Winterblumen- und Fruchttreiberei in der Reichshauptstadt

Von

Max Hesdörffer

Trotz der allgemeinen Klage über die schlechten Zeiten möchte man fast behaupten, daß der Luxus im Steigen begriffen ist. Abgesehen vom Toilettenaufwand, dem unsre Damen mit lachenden Gesichtern so große Opfer bringen, hat wohl der Blumenluxus die größte Popularität erlangt. Ihm wird nicht nur von den Reichen, sondern auch vom Mittelstande, ja in gewisser Hinsicht sogar von der Arbeiterbevölkerung gehuldigt. Der Arbeiter erfreut sich an den Kindern Floras im Sommer, wenn die Natur die Blumen zu Millionen spendet, der Reiche im Winter, wenn's draußen friert und schneit. Dann kommen die Blumen zum Teil aus dem sonnigen Süden, zum Teil werden sie aber auch in modern eingerichteten Glashäusern getrieben, ein außerordentlich kostspieliges und mühevolles Verfahren, das die hohen Preise für so gezeitigte Winterblumen rechtfertigt. Während die deutschen Gärtner im Anfang dem Massenimport abgeschnittener Blumen thatenlos zusahen, rafften sie sich bald auf und waren schnell im stande, den kurzstieligen, duftlosen und angewelkten Importblumen frische, langstielige und duftende Treibhausblumen entgegenzustellen. So kam es, daß in den Großstädten, namentlich in Berlin, die flatterige Importblüte bald dem Straßenhandel verfiel. Von Jahr zu Jahr hob sich nun die heimische Blumentreiberei, und heute beschränkt sie sich ausschließlich auf solche Pflanzenarten, die uns der Süden gar nicht oder nur in schlechter Qualität liefert.

Einen ganz besonderen Umfang haben der Blumenhandel und die Winterblumentreiberei Berlins angenommen, und neben der Reichshauptstadt ist in erster Linie Hamburg seiner umfangreichen und mustergültigen Treibereien halber berühmt. In Berlin herrschen bezüglich des Blumenhandels ganz einzig dastehende Verhältnisse. Das erstaunliche Anwachsen der Stadt hat die Handelsgärtnereien zuerst in die naheliegenden Vororte und dann in die entfernteren Ortschaften verdrängt. Hierbei machten die Gärtnereibesitzer brillante Geschäfte, da sie ihre ursprünglich als Ackerland gekauften Grundstücke als teures Bauterrain wieder veräußern konnten. Jetzt liegen die wichtigsten Blumentreibereien so weit von der Hauptstadt entfernt, daß man, um sie zu erreichen, in den meisten Fällen eine etwa einstündige Eisenbahnfahrt im Vorortverkehr unternehmen muß. Diese großen Entfernungen machen es dem Blumentreiber zur Unmöglichkeit, seine Produkte gleich an den Blumenhändler abzusetzen; er ist in den meisten Fällen auf den Zwischenhandel, die Unterhändler angewiesen, von



Rosentreibhäuser nach amerikanischer Art

denen jeder mit einer oder mehreren Gärtnereien in Verbindung steht, deren Ertrag an Schnittblumen er regelmäßig abnimmt, um sie dann in der Berliner Engros-Markthalle wieder abzusetzen. Besonders große Züchter beschicken auch diese Engros-Markthalle täglich mit eignem Personal.

Die Engros-Blumenhalle befindet sich in der an der Linden- und Friedrichstraße belegenen städtischen Markthalle II. Tag für Tag findet hier morgens in aller Frühe der Blumenmarkt statt, und die Inhaber der hauptstädtischen Blumengeschäfte decken hier ihren Bedarf. Eine unsrer Abbildungen zeigt eine früh um sechs Uhr verfertigte photographische Aufnahme, die ein deutliches Bild von dem lebhaften Treiben innerhalb dieser Engros-Markthalle giebt. In einer gewaltigen Glashalle findet hier auch der Verkauf von blühenden Topfpflanzen statt.



Im Fliederhause

Die wichtigste Treibblume Berlins ist die Rose. Die ersten hier getriebenen Rosen gelangen gewöhnlich im Laufe des Januar auf den Markt. Es werden dann tadellose, langstielig geschnittene Blumen der beliebten Sorten im Detailhandel mit zwei bis drei Mark und höher das Stück bezahlt, während zur gleichen Zeit das ganze Dutzend italienischer Rosen einen Preis von höchstens zweieinhalb Mark erzielen kann. Diese Preise mögen als Maßstab für den Unterschied zwischen fremden und deutschen Rosen dienen.

Die ersten Winterrosen werden in verschiedenartig konstruierten Glashäusern getrieben. Eine unsrer Abbildungen veranschaulicht eine im Januar gefertigte Aufnahme, die Innenansicht eines im vollen Flor stehenden Rosenhauses; eine andre bietet die Außenansicht einiger zusammenhängender, nach amerikanischem Verfahren erbauter Rosentreibhäuser. In diesen Häusern werden nicht in Töpfen gepflegte Rosen, sondern auf flache Tische ausgepflanzte getrieben. Durch das letztere Verfahren wird erheblich an Arbeitskräften gespart. Es giebt in Berlin Rosentreibereien, die mitten im Winter täglich tausend und mehr Rosen, zu Beginn des Frühlings täglich dreitausend und darüber schneiden können, von welch letzteren immer noch im Großhandel das Hundert mit achtzig bis hundert Mark bezahlt wird. Die späte oder Frühlingstreiberei der Rosen gelangt in ausgedehnten Blockhäusern zur Ausführung. Es sind dies primitive Treibhäuser, die über ein mehr oder weniger großes, mit Rosen bepflanztes Feld gestellt werden. Manche dieser Häuser bedecken eine Grundfläche von tausend Quadratmetern und darüber.



Japanische Hortensien

Nächst der Rose ist die Maiblume die wichtigste Winterblume. Sie wird in der kalten Jahreszeit nach zwei verschiedenen Verfahren zum Blühen gebracht. Nach dem einen werden die Maiblumentreibkeime im Spätherbst aus dem Lande genommen und die blühbaren von ihnen zu ein- bis dreitausend Stück in Kisten verpackt. In dieser Verpackung kommen sie in ein Gefrierhaus, wo sie zu einem festen Klumpen zusammenfrieren. Hier bleiben sie bis zum Hochsommer, zum Herbst und selbst bis zum Winter des nächsten Jahres, durch die eisige, in den Kühlräumen herrschende Kälte in der Vegetation künstlich zurückgehalten. Diese sogenannten Eismaiblumen gehen von Deutschland aus zu Hunderttausenden in die Welt, bis nach Amerika. Nachdem sie im Herbst oder Winter aus dem Gefrierraume genommen, langsam aufgetaut, eingepflanzt und in ein nur wenig warmes Treibhaus gebracht sind, erwacht bei ihnen bald das künstlich zurückgehaltene Leben, sie treiben und

blühen, mit herrlichem Blattschmuck versehen. Infolge dieses Verfahrens ist die Maiblume, die, wie ihr Name sagt, ausschließlich dem vorgeschrittenen Frühling angehört, eine ganz gewöhnliche, außer der Zeit aber nicht billige Alltagsblume geworden. Das zweite Verfahren der Maiblumentreiberei besteht darin, daß die frisch aus den Kulturfeldern genommenen Maiblumen vom Dezember ab ohne jede Vorbehandlung getrieben werden. Sie haben dann aber nicht genügend Kraft, um neben den Blüten auch Blätter zu entwickeln. Sie blühen blattlos, wie sie unsre im Dezember gefertigte Aufnahme aus einem Maiblumentreibhause veranschaulicht. Aus diesem Grunde ist es notwendig, im Dezember neben gewöhnlichen auch Eismaiblumen zu treiben, um mit den Blüten auch Blätter verwenden zu können. Vom Januar ab entwickelt auch die frisch getriebene Maiblume neben den Blüten ihre Blätter. Neben Maiblumen werden andre staudenartige Gewächse in Berlin nur ausnahmsweise und in beschränktem Umfange getrieben. Am häufigsten ist noch das Treiben der sehr niedlichen Herzblume, auch „gebrochenes Herz“ genannt. Sie ist eine sehr leicht treibbare Staude; unsre Abbildung zeigt eine Winteraufnahme, eine ganze Gruppe dieser Herzblumen im vollen Flor darstellend.



Ranke der Treibhausrebe Black Hamburgh

Unter den Sträuchern giebt es neben den Rosen noch sehr viele, die in Berlin in großem Umfange getrieben werden. So die Azaleen, unsern herrlichen Schneeball, die gefüllten Mandelbäumchen, die als eine unsrer schönsten Schlingpflanzen bekannte Glycine, die Alpenrose, die wunderhübsche japanische Hortensie und in allererster Linie den Flieder. Auch er wird nach zwei verschiedenen Verfahren getrieben. Das erste Verfahren ist neueren Datums, eine Erfindung des Professors Johannsen in Kopenhagen. Es findet nur bei der allerfrühesten Treiberei im Oktober und November Anwendung. Der Flieder, der noch gar keine Ruhezeit durchgemacht hat, erst gerade sein grünes Laub verlor, wird in einem durchaus feuersicheren Raum eine Zeitlang Aetherdämpfen ausgesetzt, die ihn gewissermaßen betäuben. Aus diesem mit Aetherdämpfen gefüllten Raume wird er dann direkt in ein warmes Treibhaus gebracht, wo er schon zu einer Jahreszeit vollkommene Blüten bringt, zu der es früher unmöglich war, blühenden Flieder zu zeitigen. Den für spätere Treiberei bestimmten Flieder setzt man erst einer guten Portion Kälte aus und bringt ihn dann vom Dezember ab in die Treibräume. Er bringt tadellose Blüten in reicher Fülle, wenn sie auch zu Beginn des Winters von gar keinen oder nur wenigen Blättern begleitet sind. In der Abbildung auf S. 134 bieten wir eine zu Weihnachten gefertigte Innenansicht eines Fliedertreibhauses.



Maiblumentreiberei im Dezember

Während die Blumentreiberei im Winter von Jahr zu Jahr an Umfang und Bedeutung gewachsen ist und immer erfolgreicher ausgeübt wird, ist die Fruchttreiberei ständig zurückgegangen. Am umfangreichsten wurde in Berlin die Weintreiberei gepflegt, aber die Massenimporte billiger Tafeltrauben aus Ungarn, Italien und Belgien haben es verschuldet, daß diese vornehme Treiberei immer unrentabler geworden ist. Der enorm billige Preis hat den ausländischen Trauben das Feld erobert. Die frisch aus dem Berliner Treibhaus geschnittene Frucht wird je nach ihrer Qualität mit fünf bis zehn Mark pro Kilo bezahlt und zwar zu einer Zeit, zu der ungarische und italienische Trauben höchstenfalls fünfzig



Blühende Herzblumen

Pfennige pro Kilo, belgische Treibhaustrauben höchstens drei Mark pro Kilo kosten. In den Rebentreibhäusern werden ausschließlich ganz besondere Trauben gezogen, die sehr großbeerig sind und in unserm Klima im Freien nicht fortkommen. Unsre Abbildung zeigt eine einzelne Ranke einer Treibhausrebe der Sorte Black Hamburgh. In Berlin haben die Handelsgärtnereien die Fruchttreiberei aufgegeben; dort wird sie nur noch durch eine von Großgrundbesitzern begründete Aktiengesellschaft in großem Umfange, aber ohne finanziellen Erfolg betrieben. Daneben gestatten sich höchstens reiche Gartenliebhaber den Luxus eigner Weintreibereien. Für den Handel wird in Berlin am häufigsten das Treiben von Erdbeeren in Blumentöpfen gepflegt. Diese reich mit verlockenden Früchten behangenen Topferdbeeren werden gern von Pflanzenliebhabern gekauft; in weit bescheidenerem Umfange wird ausschließlich vom Privatgartenbau das Treiben von Pfirsichen und anderm Steinobst sowie von Feigen ausgeübt. Die größten Fruchttreibereien in der Nähe Berlins befinden sich in der Hofgärtnerei zu Sanssouci. Es fällt ihnen ausschließlich die Aufgabe zu, die königliche Tafel mit kostbarem zeitlosen Obst zu versorgen.

Unsre vorstehenden Schilderungen haben den Lesern die wunderbare Erscheinung erklärt, daß, während die ganze Natur im starren Banne des Winters liegt, in unsern Großstädten an den Schaufenstern der Kunstgärtner und Blumenhändler die herrlichste Pracht der Kinder Floras sich entfaltet.

„Eisblumen, starr, krystallen an den Scheiben,
Wie ein Gehege gen der Sturmnacht Tosen,
Sie flüstern mir, indes die Flimmer stauben:
Wir sind die Geister schöner Frühlingsrosen."

sang Anastasius Grün vor einem halben Jahrhundert, und was damals bloß sein Dichtersinn wahrzunehmen vermochte, das sieht der Großstädter von heute bei jedem Gange durch die winterlichen Straßen als Wirklichkeit vor sich. Hier funkeln die Eisgebilde auf den gefrorenen Fensterscheiben, und unmittelbar daneben fällt der Blick auf eine Auslage der herrlichen Rosen und andrer Kinder Floras. Dem blasiert gewordenen modernen Menschen fällt dergleichen schon gar nicht mehr auf, während man ein solches Schauspiel in früheren Zeiten unbedingt auf zauberische Künste zurückgeführt haben würde. Wir haben aber in diesen Leistungen der heutigen Winterblumen- und Fruchttreiberei ebensogut einen Triumph menschlichen Scharfsinns vor uns, wie etwa in den vielbewunderten Schöpfungen der neueren Technik. Auch hier hat der Geist die Materie



Rosentreiberei im Januar

bezwungen und umgeformt nach seinem Willen, und die Natur dahin gebracht, nach seinem Plane zu arbeiten und zu bilden.

„Seht an," rief vor Jahren ein fachkundiger Autor anläßlich einer Gartenbau-Ausstellung aus, „den wilden Rosenstrauch an dem Gartenzaune, an dem Wald- und Wiesenrande! Die Frühlingssonne bricht seine Knospen auf, fünf weiße oder blaßrote Blumenblätter entfalten sich, und mit dem ersten Windstoße, der sie trifft, flattern sie hinfällig auseinander, wie Schneeflocken übers Feld getrieben; und verblüht ist der Rosenfrühling. Und nun tretet hin zu dem Rosenstrauch im Blumengarten und zählt die Blätter alle, die die schwellende Knospe entlassen und die euch süß duftend in allen leuchtenden und zarten Farbentönen entgegenlachen. Die Jahreszeit hat keine Gewalt über den Strauch, Blume folgt auf Blume, und erst die winterlichen Herbststürme endigen den Rosenfrühling." Jetzt aber blühen, wie wir gezeigt haben, die Rosen, Veilchen und Maiglöckchen „im Winter auch, wenn's friert und schneit", und die trübste und ungemütlichste Zeit des Jahres wird durch die Kunst und den Scharfsinn unsrer Gärtner zu „Tagen der Rosen", von denen der Dichter singt. Zugleich ist auf diesem Gebiete eine sehr bemerkenswerte Industrie herangewachsen, deren Anlagen und jährlichen Umsätze der Kunstgärtnerei, der Blumenzucht und dem Blumenhandel auch eine volkswirtschaftliche Bedeutung verleihen. Wie auf dem Gebiete der Toiletten spricht auch hier die Mode ein gewichtiges Wort mit, und es ist interessant zu beobachten, wie geschickt die Blumenzüchter und -Händler ihren Wünschen zu entsprechen verstehen.



Blühende Azaleen



Halle für den Engros-Blumenmarkt

Meister Reineke

Jagdplauderei

von

Fritz Skowronnek

Der Mensch hat einer ganzen Reihe von Tieren, mit denen er öfter in Berührung kommt, einen Stempel aufgedrückt, nach dem er sie in Bausch und Bogen abzuurteilen pflegt. Er nennt den Hund treu, die Katze falsch, den Esel dumm, und in dem roten Halunken, der Tag und Nacht über die Felder streift, sieht er den Ausbund aller Schlauheit. Besonders die Jäger wissen nicht genug von den Listen und Schlichen des Fuchses zu erzählen. Wenn ich boshaft sein wollte, könnte ich sagen, sie wollen dadurch nur ihre eigne Geschicklichkeit in das rechte Licht setzen. Die meisten Weidmänner wissen es aber wohl gar nicht, daß sie bei der Verherrlichung des Fuchses nur einem ausgetretenen Pfade folgen, der sich vom 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung bis heute durch die Litteratur hinzieht. Sie folgen einem uralten „Waydgeschrey", das in der deutschen Tiersage seinen Ursprung hat.

Es ist ohne Zweifel ein Stoff, den die Volksseele geboren hat. Der fränkische Chronist Fredegar hat ihn zuerst aufgezeichnet, ihm folgte eine ganze Schar von Dichtern, die den Stoff erweiterten und bearbeiteten, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts daraus das plattdeutsche Tierepos „Reynke de Vos" entstand, das schließlich von Goethe zu einem unvergänglichen Schatz der Weltlitteratur erhoben wurde. Die Hauptfigur ist der Fuchs, dem die Dichter ursprünglich den Namen „Reinhart" verliehen hatten. Die plattdeutsche Bearbeitung machte daraus die Form „Reynke", aus der allmählich unser bekanntes Reineke entstanden ist, das die Jäger, um ihrer großen Verehrung für den Tierhelden Ausdruck zu geben, noch mit der Bezeichnung „Meister" zu erweitern pflegen. Die Tiersage hat, um menschliche Verhältnisse satirisch schildern zu können, eine Reihe von Tiergestalten mit menschlichen Eigenschaften begaben müssen. Dabei ist Herrn Reinhart die Rolle eines ränkesüchtigen, schlauen Freibeuters zugefallen, und ich will zugeben, daß er diese Rolle nicht übel spielt. Aber andrerseits bin ich doch der Meinung, daß die Phantasie der Jäger zu kräftig dabei mitwirkt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, aber es ist doch nun einmal so, daß die Weidmänner aller Zeiten und aller Orten ihre kleinen und großen Erlebnisse schön auszuschmücken pflegen. Sie müssen es sich darum gefallen lassen, daß man ihre Schilderungen, weniger respektvoll als treffend, als Jägerlatein bezeichnet. Trotzdem ist es ihnen gelungen, Herrn Reineke in der landläufigen Vorstellung einen Ruf zu schaffen, der vor der gestrengen Prüfung nicht standhält.

In der Jagdlitteratur verflossener Jahrzehnte findet man eine ganze Anzahl lustiger Geschichten, die wunderbare Erlebnisse anscheinend naturwahr schildern, und meistens sogar durch Datum, Ort und Namen des Gewährsmannes belegt sind. Nun, dadurch braucht man sich nicht irreführen zu lassen, denn es ist eine uralte, nicht nur von Jägern beobachtete Regel, daß man wenig glaubhafte Geschichten mit möglichst vielen Einzelheiten vorträgt. Und wenn man am Abend eines Jagdtages im Kreise feuchtfröhlicher Weidmänner sitzt, dann muß man oft staunen, wie genau selbst alte Jagdgesellen mit grauem Bart sich der kleinsten Einzelheiten eines Erlebnisses erinnern, das manchmal ein Menschenalter oder weiter zurückliegt. Eine von diesen Geschichten hat mir immer viel Spaß gemacht. Ein Jäger, dessen Name leider für die Nachwelt verloren ist, hatte eines Abends auf dem Anstand Gelegenheit zu beobachten, wie ein starker Fuchs von einem Baumstumpfe aus einen Frischling überfiel. Mit der Beute im Fange versuchte der Räuber eiligst den Sprung auf den Baumstumpf, wo er vor den wütenden Angriffen der alten Bache Sicherheit gefunden hätte. Der Sprung mißlang, und Reineke mußte froh sein, daß er bei einem zweiten Sprunge ohne Beute die rettende Höhe gewann. Als dann endlich das Mutterschwein von seinen vergeblichen Angriffen abgelassen hatte, sprang der Fuchs herab, kehrte aber bald mit einem gewichtigen Knüppel im Fange zurück und übte nun mit dieser Last den Sprung so lange, bis er ihm tadellos gelang.

Leider wird diese köstliche Geschichte noch mit einer Variante erzählt. Danach hätte der Fuchs erst den Sprung mit dem Knüppel geübt, und dann mit Erfolg der Bache den Frischling geraubt. Es wäre leicht, die groben Unwahrscheinlichkeiten dieser Erzählung nachzuweisen. Wäre sie bis in alle Einzelheiten wahr, dann hätte dieser rote Räuber eine Reihe geistiger Eigenschaften entwickelt, die manchem Vertreter der Spezies homo sapiens abgehen. Es soll ja gar nicht bestritten werden, daß der Fuchs, dank den ewigen Nachstellungen und Verfolgungen seitens der Jäger, ein mißtrauischer, schlauer und vorsichtiger Geselle geworden ist, der, mit einer großen Sinnesschärfe begabt, dem Jäger sehr oft ein Schnippchen zu schlagen weiß. Aber man soll nicht übertreiben, und das ist bis jetzt seitens der Jäger fast immer geschehen. In der neueren Zeit hat sich in dieser Richtung eine große Besserung angebahnt. Wenn die Jagdzeitschriften interessante Beobachtungen und Erlebnisse veröffentlichen, dann hat sie der Einsender mit seinem vollen Namen vor der Oeffentlichkeit zu vertreten, und hat er dabei seiner Phantasie etwas zu reichlich die Zügel schießen lassen, dann erfolgt sicherlich seitens der Jagdgenossen eine scharfe Kritik. Dadurch ist das gedruckte Jägerlatein etwas aus der Mode gekommen, obwohl es durchaus noch nicht als tote Sprache gelten kann. Und auf diesem Wege ist man auch endlich zu der Erkenntnis gelangt, daß es auch dumme Füchse giebt, die manchmal so dumm sind, daß man sich ihr Benehmen schwer erklären kann. Noch sind wir nicht so weit, um entscheiden zu können, ob kluge oder dumme Füchse die Ausnahme von der Regel bilden, aber so viel steht doch

fest, daß das Dogma von der alles überragenden Schlauheit des Fuchses nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

Zum Beweis braucht man nur an den Ausdruck „Fuchspaß“ zu erinnern. Herr Reineke, dem in diesem Falle die Bezeichnung „Meister“ entschieden vorenthalten werden muß, hat in jedem Waldtreiben einige Wege, die er mit Vorliebe annimmt, trockene Gräben, zusammenhängende Dickungen u. dgl. Diese Wege, „Wechsel“ genannt, sind jedem Berufsjäger so bekannt, daß er mit Sicherheit darauf rechnen kann, bei der Treibjagd den Fuchs dort zu Schuß zu bekommen. Sobald der Lärm der Treiber einsetzt, macht der „Schlaue“ sich auf die Socken, nicht seitwärts aus dem Treiben heraus oder gar rückwärts durch die Treiber hindurch, wie es das Wildschwein und das Reh sehr oft und sogar Herr Lampe manchmal thut, sondern schnurstracks auf die Schützen zu, wo ihn dann fast immer das tödliche Blei ereilt. Es ist nicht anzunehmen, daß jeder Fuchs gleich beim ersten Male, wenn er in eine Treibjagd gerät, zur Strecke gebracht wird, denn noch immer ist das Schießen leichter als das Treffen. Man muß also daraus schließen, daß sehr viele Rotröcke nicht im stande sind, Ursache und Wirkung miteinander zu verknüpfen und danach zu handeln. Und wenn es gar keine dummen Füchse gäbe, dann wäre es doch wunderbar, daß sie gerade in diesem Falle von ihrer Schlauheit verlassen werden.

Die größte Wertschätzung genießt Herr Reineke noch immer bei den Jägern, die ihm mit Fallen und Eisen nachstellen. Da hört man erzählen, daß der Fuchs in kein Eisen geht, das schlecht verwittert ist, daß er jeden Kirrbrocken aufnimmt, aber stundenlang vor dem Fangbrocken sitzt, ohne ihn zu berühren. Trotzdem wird alljährlich eine große Anzahl der Rotröcke im Eisen gefangen! Sie müssen doch also ihr Mißtrauen gegen den Fangbrocken schließlich überwunden haben, und das will um so mehr bedeuten, als die Fallenstellerei bei uns in Deutschland noch sehr im argen liegt. Es ist wirklich kein ruhmreiches Kapitel für die deutsche Jägerwelt. Seit uralten Zeiten schleppt sie einen Ballast von Vorschriften mit sich herum, die zum großen Teil überflüssig sind und dem jungen Jägersmann, der Zeit und Lust hat, dem Raubwild mit Fallen nachzustellen, die Freude an dieser Jagdart rauben. Als Beispiel sei eine von den vielen „Witterungen“ wiedergegeben, die man noch in den neuesten Bearbeitungen mancher Lehrbücher der Jagd findet:

„Man nehme 45 Gramm frisches, unausgebratenes Gänsefett, wo möglich von der Blume (im Notfall kann es durch ganz frische, sehr rein gewaschene Butter ersetzt werden), 1 Gramm foenum graecum, 8 Gramm frische grüne Schale, d. h. die zweite vom sogenannten Mäuseholz (Solanum dulcamara L.), sonst auch unter dem Namen Alfranken bekannt, nachdem die obere graue Schale (Epidermis) sorgfältig mit einem mit Sand sehr rein geputzten Messer abgeschabt worden, 1 Gramm weiße Zwiebel, 62 Gramm Fett, das von Schafsknochen ausgekocht und abgeschöpft wird, 8 Gramm Krebsbutter, die auf folgende Art jedesmal frisch zu machen ist: man siede zwei kleine Krebse in einem neuen reinen Topf recht scharf mit Wasser, dann thue man sie in einen sehr genau mit heißem Wasser ausgewaschenen Mörser und stoße sie zu einem Brei. Diesen Brei schütte man nebst einem Stückchen frischer ungesalzener Butter von der Größe eines Hühnereies in einen neuen Tiegel und lasse es auf Schmiedefeuer, nicht über der Flamme, unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen so lange braten, bis es schön rot wird. Endlich drücke man es durch ein reines, ungeseiftes Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen. Hierauf wird die oben beschriebene Quantität Krebsbutter wieder in den vorher mit heißem Wasser gereinigten Tiegel gethan, in dem sie verfertigt wurde. Ebenso das mit einem reinen Messer würfelig geschnittene Gänsefett hinzugefügt. Beides läßt man unter fortgesetztem Rühren mit dem Hölzchen über Kohle gemächlich zergehen. Dann schütte man alle übrigen, oben verzeichneten Ingredienzien hinzu und lasse die ganze Masse unter beständigem Umrühren zwei bis drei Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen. Hat sich die Masse etwas abgekühlt, so wird sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen geseiht und gut zugebunden an einem kühlen Orte bewahrt. So hält sie sich die ganze Fangzeit eines Jahres hindurch gut und bleibt brauchbar.“

Man braucht nur noch, um den Wert dieser Vorschrift richtig zu kennzeichnen, die stereotype Formel hinzuzufügen, die man ehedem in ehrwürdigen Arzneibüchern fand: „item, es hilft“ ... Manchmal aber auch nicht! Denn die übrigen Regeln, nach denen der Jäger beim Legen des Schwanenhalses zu verfahren hat, zeichnen sich durch dieselbe Umständlichkeit und Pedanterie aus und lehren oft sogar etwas Falsches. So verlangen z. B. die alten Lehrbücher, daß der Jäger rückwärtsschreitend seine Spur mit einem Strauchbesen verscharren muß. Das ist geradezu widersinnig, denn durch das Aufscharren des Bodens wird der Fuchs mißtrauisch gemacht.

Ein mir befreundeter Jägersmann verfährt gerade umgekehrt. Er beginnt damit, Herrn Reineke an das Aufkratzen des Bodens zu gewöhnen. Im Herbst, wenn der erste Frost das Pelzwerk wertvoll gemacht hat, revidiert er die Baue, ob sie von Füchsen befahren sind. Dann bricht er einen starken Tannenast ab, fährt damit in die Hauptröhren und kündigt den Bewohnern das Ereignis durch ein kräftiges „heute wird gefegt“ an. Reineke ist wohl anfangs über die Fürsorge seines Försters erstaunt und bleibt mißtrauisch in seinem Bau, bis der Hunger ihn zur Ausfahrt treibt. Sowie die frische Spur dem Forstmanne verrät, daß Herr Reineke wieder in seine Burg Malepartus zurückgekehrt ist, erneuert er die Prozedur. Im Laufe von 14 Tagen gewöhnt sich der Rotrock an die ungewöhnliche Sauberkeit, die vor seinem Bau herrscht. Er fährt sorglos aus und ein und sitzt eines Tages in dem Eisen, das der Jäger während seiner Abwesenheit unter den frischaufgekratzten Boden gelegt hat. Daß das Eisen nicht rostig sein und die Witterung des Menschen nicht an sich tragen darf, ist richtig, aber dieser Uebelstand läßt sich durch ein öfteres Abscheuern mit reinem Sand oder durch eine Politur beseitigen, die von den Fallenfabriken in den Handel gebracht wird. Und um die Witterung braucht man sich nicht ängstlich zu kümmern. Der Fuchs ist ein großer Liebhaber von gebratenem Katzenfleisch, er verschmäht keinen der Gänse- oder Entenknochen, die von dem Tische des Jägers abfallen, und nimmt Fleischbrocken, die mit einer würzigen Majoransauce bedeckt sind, ohne Scheu.

Der Fang des roten Halunken hat sich, nachdem man diese Erkenntnis einmal gewonnen hatte,

wesentlich einfacher gestaltet. Der Jäger ködert den Fuchs auf einen gänzlich einsam gelegenen Platz am Waldrande durch eine gebratene Katze an, kratzt frühzeitig den Boden auf, da, wo er das Eisen legen will, verwittert die Sohlen seiner Stiefel mit Leinöl und legt das Eisen, sobald die vierbeinigen Räuber den Fangplatz angenommen haben. Er braucht nicht mehr über das Mißtrauen des Meisters Reineke zu klagen und große Loblieder über seine Schlauheit anzustimmen.

In neuester Zeit hat sich eine Methode bewährt und viele Freunde gewonnen, die von dem Fabrikanten für Raubtierfallen, Rudolf Weber in Haynau, erfunden worden ist. Sie beruht auf dem Prinzip, alles Raubtiergesindel der Umgegend an einen Ort zu gewöhnen und es beim Heranschleichen in die bereitstehenden Fallen tappen zu lassen. Zu diesem Zweck legt der Jäger an einem stillen Ort des Reviers einen Platz an, zu dem er alles trägt, was das Gelüste des roten Räubers und seiner Kumpane, Marder, Iltis u. s. w. erregen kann. Dort finden verendete Haustiere, Knochen, Ueberreste der Mahlzeit, Gescheide von Schlachtvieh ihre zweckmäßige Verwendung. Einige Liter Heringslake dienen dazu, den Appetit des Fuchses noch mehr zu reizen. Rings um den Platz zieht man einen schmalen, fußtiefen Graben, von dem nach allen Richtungen der Windrose ebensolche Rinnen von 10 bis 15 Metern Länge ausgehen. Diese Gräben, die der Fuchs gern annimmt, weil sie seinem Bedürfnis nach Deckung entgegenkommen, werden durch häufiges Abfegen „wund" gehalten. Den Weg zu diesem verlockenden Platze zeigt man dem Fuchs durch eine „Schleppe", zu der man am besten eine stark besengte Katze verwendet. Natürlich dauert es einige Zeit, bis der Fuchs den Luderplatz annimmt. Sowie der Jäger diese Thatsache festgestellt hat, legt er in die Zugangsrinnen die Eisen und hat meistens schon am nächsten Morgen das Vergnügen, mehrere der Räuber, nach denen er gefahndet hatte, darin zu finden. Er fängt nicht nur Marder und Fuchs, sondern auch wildernde Katzen und Hunde.

Im Osten Deutschlands, wo die Nachbarschaft Rußlands stets für neue Nachfuhr von vierbeinigen Raubgesellen sorgt, pflegen die vielbeschäftigten Forstbeamten auch Gift zu legen. Es ist eine alte Streitfrage, ob man dieser Fangart den Ehrentitel „weidmännisch" zuerkennen darf oder nicht. Früher war sie streng verpönt und wurde nicht selten mit dem Namen „Aasjägerei" belegt. Neuerdings hat sich eine mildere Auffassung Bahn gebrochen, namentlich den vielgeplagten Grünröcken gegenüber, die von Schreibwerk so überlastet sind, daß sie zu dem leichtesten Mittel greifen müssen, das ihnen bei der Bekämpfung Reinekes Erfolg verspricht. Und das ist die Verwendung des Strychnins. Nur muß man nicht nach alter Weise Spatzen oder Heringsköpfe vergiften. Man muß eine vom Wurm angestochene Haselnuß nehmen, den Wurmstaub ausleeren und mit der erforderlichen Dosis Strychnin füllen. Dann wird die kleine Oeffnung mit Wachs verschlossen, die Nuß in eine starkduftende Sauce getaucht und neben dem Köder, der dort meistens aus einem Pferdekadaver besteht, ausgeworfen. Sowie der Fuchs die Nuß findet, mag er hungrig herzu- oder gesättigt davonschleichen, nimmt er sie auf und knackt sie. Im nächsten Augenblick hat ihn die fürchterliche Wirkung des Giftes zur Strecke gebracht. Seine Schlauheit hat also nicht hingereicht, ihm zu sagen, daß die mit Fett überzogene Nuß eine Nachstellung des tückischen Jägers bedeute. Vom rein menschlichen Standpunkte betrachtet, ist diese Art, den Fuchs zu töten, durchaus zu billigen, denn sie erspart ihm die Qualen, die er unter allen Umständen erleidet, wenn er stundenlang mit einem zerschmetterten Vorderlauf im Eisen sitzt.

Ein Drachenkampf

Jüngst war ich in das Märchenland —
Weiß selbst nicht, wie? — geraten.
Was ich in alten Büchern fand,
Leibhaftig mir vor Augen stand
In Not und Reckenthaten.

Ich sah der Drachen greulich Heer
Und ihr gigantisch Wüten.
Sie dehnten ihre Glieder schwer:
Gefauch, Gewälze kreuz und quer,
Als müßten sie was hüten.

Und bald entspann sich auch ein Kampf.
Ein Ritter nahte kecklich.
Das gab ein Winden und Gestampf,
Es schwoll der Nüstern weißer Dampf
Bis an den Himmel schrecklich.

Doch lächelnd reizte unser Held
Die Brut mit goldner Lanze.
Ging da ein Funkeln durch die Welt!
Der schlanke Schaft blieb unzerspellt
Beim grimmen Lindwurmtanze.

Und also kam ein Sieg zu stand',
Das war schier zum Entzücken.
In wunder Kraft der Feind sich wand,
Bis matt er im Geklüft verschwand,
Den Todesstoß im Rücken.

Nun nahm ich denn auch staunend wahr,
Was unhold er besessen.
Da lag's in güldnen Stücken klar
Und edlen Steinen wunderbar,
Kann's nimmermehr vergessen.

Und all die Schätze wurden mein,
Ich durfte wahrlich lachen.
Denn Sieger war Freund Sonnenschein,
Der fegte mir die Bergwelt rein
Von grauen Nebeldrachen.

Th. Aemilius



Auf Vordermann antreten! Marsch, marsch!

Die Traumflöte

Humoreske

von

Teo von Torn

Mit fünf Illustrationen nach Zeichnungen von Georg Koch

Rittmeister von Prodehl war längst über den Aberglauben hinaus, daß ihm die Einstellung neuer Rekruten noch irgend welche besondere Ueberraschungen bereiten könnte.

Er war Fatalist in dieser Hinsicht.

Fritz Reuters tiefgründige Einteilung der Menschen wandte er auf die Soldaten im allgemeinen und auf die Rekruten im speziellen an: es giebt so 'ne und so 'ne.

Die einen sind dumm von Geburt, die andern aus Neigung; die einen können links und rechts nicht unterscheiden, weil sie zunächst nicht wissen, was links und rechts ist, die andern verwechseln diese beiden Elementarbegriffe des königlichen Dienstes aus Eigensinn; die einen „latschen", weil ihnen die Beine von Hause aus ein wenig verkehrt eingeschraubt sind, die andern, weil sie immer einwärts statt auswärts verstehen, oder weil ihnen das geometrische Gefühl abgeht für den „nicht ganz rechten Winkel", den jedes Paar Soldatenfüße in Reih und Glied zu bilden hat.

Hinsichtlich der besonderen Aufgaben des Kavalleristen gab es für den Herrn Rittmeister auch nur zwei Gruppen: der einen mußten überhaupt erst die besonderen Merkmale erklärt werden, in denen sich ein königliches Dienstpferd von andern Säugetieren unterscheidet; bei der andern war außerdem noch die Prätension zu überwinden, daß sie diese Merkmale bereits kenne. Beide Gruppen aber erwiesen sich als einheitlich und gleichwertig in dem Bestreben, den Todesritt von wahnsinnig gewordenen Klammern auf einer Waschleine anschaulich darzustellen.

So war es immer gewesen in der ersten Zeit — und so war es diesmal auch. Und da der Herr Rittmeister sich keinen andern Erwartungen hingegeben hatte, so erlebte er keine Enttäuschungen. Eine hohe Lebens- und Dienstphilosophie, die bei Herrn von Prodehl nur in einem Punkte versagte.

Die Einjährigen!

Da er selbst Gymnasialabiturient gewesen war, konnte er sich trotz aller gegenteiligen Erfahrungen von der Ansicht nicht freimachen, daß die Qualifikation zum einjährig-freiwilligen Dienst von vornherein eine genauere Kenntnis wenigstens der Himmelsrichtungen bedinge. Leider sah er sich hierin, wie auch in manchen andern Voraussetzungen so oft enttäuscht, daß nach und nach eine gewisse Abneigung gegen die ganze Institution sich bei ihm einwurzelte.

Es war in den ersten Tagen nach der Einkleidung. Das militärische Jahr hatte auch bei der zweiten Schwadron des Dragonerregiments Friedrich Albrecht seinen ewigen Kreislauf mit der Einzelausbildung zu Fuß ohne Waffen begonnen. Die Sache war natürlich kein Bild für Götter, — ein seltsam und befremdlich Spiel menschlicher Unvollkommenheiten. Da war einer auch für Zucker nicht zu bewegen, seine Nase in die erforderliche Richtung zur Knopfreihe zu bringen. Ein andrer suchte seine Hosennaht an den unmöglichsten Stellen. Die ausbildenden Unteroffiziere und Gefreiten schwitzten Blut und Oel, wie man beim Kommiß sagt, und mancher unterdrückte Fluch legte sich ihnen zurück auf die edlen Teile. In Gehörweite des

Schwadronschefs fehlt nämlich den Kasernenhofblüten die rechte Keimkraft.

Rittmeister von Prodehl stand beiseite und sah sich die Bescherung an — mit der ruhigen Aufmerksamkeit eines Arztes, der da weiß, daß eine richtige Diagnose die halbe Heilung ist. Soweit das die ehernen Gesetze des Exerzierreglements zuließen, individualisierte er. Er sah nicht nur die Fehler, sondern auch deren intimere Ursachen und prägte sie sich ein, um nachzuhelfen, wenn er seine Zeit für gekommen erachtete. Diese war noch nicht da. Die Leute mußten erst aus dem Allergröbsten heraus sein.

Für heute hatte Herr Jobst von Prodehl der Schwadronsmutter nur einige Kleinigkeiten in das umfangreiche Notizbuch diktiert und wandte sich bereits zum Gehen, als sein Blick auf einen schmächtigen Jüngling fiel, dessen Achselklappen die schwarzweißen Schnüre zierten, und dem sein Instrukteur vergeblich klar zu machen versuchte, daß der Hals zwar frei aus den Schultern gereckt werden müsse, der Soldat aber nie den Eindruck eines neugierigen Storches machen dürfe.

„Sagen Sie mal, Abromeit," äußerte der Schwadronschef zu seinem Wachtmeister, nachdem er sich den Einjährigen eine Zeitlang angesehen, „es ist also Thatsache, daß wir diesmal nur einen erwischt haben —"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Der Himmel meint es gut mit uns, Abromeit. Einer ist zwar auch noch zu viel, aber immer besser als drei. Was halten Sie von dem Manne?"

„Der Einjährige Schertel scheint ganz anstellig, Herr Rittmeister. Jedenfalls giebt er sich Mühe. Er ist nur noch ein bißchen schlotterig in den Gelenken. Unfest. Auch in seinem ganzen Auftreten. Er schleicht immer — wie einer, der Hühneraugen hat oder auf der Brandsohle geht. In seinem Wesen hat er was Nachdenkliches, Pflaumenweiches —"

„So. Also Traumflöte. Na, das wollen wir ihm schon abgewöhnen," schmunzelte Herr von Prodehl, erfreut über die Fortschritte des von ihm zur „psychologischen Differenzierung" erzogenen Wachtmeisters. „Soll noch Murr in die Knochen kriegen. Was ist er doch gleich im Zivilstande?"



Die Einjährigen in der Putzstunde

„Pharmazeut und Litterat, Herr Rittmeister."

„Allmächtiger! Da haben wir's ja wieder — ein Unglück kommt selten allein. Ich entsinne mich jetzt. Er ist der Sohn des hiesigen Hofapothekers Schertel und sogar Doktor der Chemie, wenn ich nicht irre."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Einen Moment sah der Schwadronschef vor sich hin, als wenn er sich etwas ins Gedächtnis zurückrufen wollte. Dann sagte er kurz, im Abgehen:

„Also besondere Obacht haben auf die Traumflöte, Wachtmeister. Werde mir den Mann in den nächsten Tagen mal genauer ansehen. Mahlzeit."

*

Die Seelenkunde ist an sich eine sehr achtbare Wissenschaft. Wenn ihre Erfolge auf dem Kasernenhofe noch zu wünschen übrig lassen, so liegt das einmal an ihrem in der Hauptsache theoretischen Charakter, und zum andern daran, daß es unter den Soldaten so viele grundverschiedene Seelen giebt. Alle diese Sonderheiten auf rein wissenschaftlichem Wege in die reglementmäßige Einheitlichkeit zu formen, ist unmöglich — deshalb muß man hie und da grob werden.

Was zum Beispiel half alle Psychologie, wenn der Einjährige Hellfried Gamaliel Schertel auf das gar nicht mißzuverstehende Kommando „Marsch, marsch!" beim Antreten auf Vordermann anstatt des geölten Blitzes einen Menschen markierte, der einen lieben Verwandten tiefgebeugt zu Grabe begleitet? In einen solchen trockenen Schleicher mußte eben von Zeit zu Zeit ein heiliges Donnerwetter reinschlagen, sonst war im Falle einer Mobilmachung das Vaterland von den andern gerettet, ehe Hellfried Gamaliel Schertel auch nur ein einziges Mal Vordermann genommen hatte.

Rittmeister von Prodehl hatte mehr Sorge mit diesem Menschen, als ihm seine beunruhigendsten Träume vorgespiegelt. Die Gliedmaßen baumelten dem Einjährigen am Leibe, als wären sie in den Gelenken nur mit einem einzigen Faden befestigt, und als könnte er bei einer energischeren Bewegung einen Arm oder ein Bein glatt auf den Altar des Vaterlandes deponieren. Dazu diese Laschheit und verträumte Melancholie. Die etwas hervortretenden wasserblauen Augen hatten immer einen Ausdruck, als wenn der bessere Teil des Einjährigen Hellfried Gamaliel Schertel gar nicht vorhanden wäre, sondern in einer andern, ganz andern Welt lebte. Daran mochte es auch liegen, daß der Einjährige den ihm gewidmeten Ermahnungen zeitweilig eine so verständnislose Passivität entgegensetzte.

Der Rittmeister sprach zu Hause sonst nie über dienstliche Angelegenheiten. Aber nachdem er fast einen ganzen Vormittag damit vertrödelt, der Traumflöte beizubringen, daß die Pointe eines militärischen Grußes mehr in der Straffheit als in der Verbindlichkeit liegt — der Einjährige setzte nämlich unentwegt zu einer kleinen Verbeugung an —, warf er daheim doch die Mütze ärgerlich auf den Tisch, sich in die Sofaecke und rief händeringend: „Kinder, ich habe einen Einjährigen — einen Einjährigen, sage ich euch! Das Gestell paßt zum Soldaten wie der Igel zum Schnupftuch!"



Honneurs üben

Er war zu sehr mit seiner Verzagtheit beschäftigt, um den tragikomischen Blick zu bemerken, den seine Gattin dabei auf ihre Nichte warf.

Das frische, blonde Mädel — eine Waise, die Rittmeisters dauernd bei sich aufgenommen — war heftig zusammengeschrocken und hatte dann das Köpfchen tief über ihren Stickrahmen gebeugt.

„Das wundert mich eigentlich," bemerkte Frau von Brodehl harmlos, „Herr Doktor Schertel ist doch sonst ein sehr gescheiter Mensch."

„So? Dann werde ich den Kerl einsperren lassen, wenn er nur bei mir mit seiner Gescheitheit Verstecken spielt. Woher weißt du das übrigens?"

„Fritzi hat doch ziemlich oft von ihm erzählt — entsinnst du dich nicht? Sie ist wiederholt bei Bodenhausens mit ihm zusammengetroffen —"

„Aber Tante," wandte das junge Mädchen ein, ohne aufzusehen. „Es war doch nur achtmal —"

„Das genügt gerade," rief der Rittmeister, „damit du dir einen Begriff machen kannst, wie mir zu Mute ist, der ich täglich mit dem Menschen zusammentreffen muß! Aber nun möchte ich mir den Herrn Hellfried Gamaliel nicht auch noch in die Suppe einstippen. Schluß davon. Laßt uns zu Tisch gehen."

Den Rittmeister wunderte es doch, daß Fritzi von Hasta, seine Nichte und Mündel, sonst mobil wie ein Eierquirl und bei Appetit wie ein Scheunendrescher, bei Tisch nicht ein einziges Wort sprach und mit einer an den Einjährigen Schertel erinnernden Melancholie in ihrem Frikassee herumstocherte. Noch mehr aber wunderte er sich eine halbe Stunde später. Er hatte sich mit seiner Nachmittagszigarre in sein Zimmer zurückgezogen und wollte sich eben auf die Chaiselongue hinstrecken, als die Thür sich öffnete und Fräulein Fritzi eintrat — mit einem Bündel Blätter in der Hand und einem Gesichtchen, auf dem Entschlossenheit und Verlegenheit einen heftigen Kampf kämpften.

„Onkel Jobst —"

„Mädel, wie kommst du in mein Allerheiligstes, und zu einer Stunde, da es bei Todesstrafe verboten ist, mich zu stören!" rief der Rittmeister zwischen Ernst und Lachen, indem er sich von dem Pfühl emporschwang.

„Verzeih, Onkel Jobst — die Sache ist aber zu wichtig. Ich muß dich sprechen. Du hast vorhin von — von Herrn Doktor Schertel gesagt, er passe zum Soldaten wie —"

„Wie ein Igel zum Schnupftuch. Allerdings. Und das ist eine Ansicht, zu der ich allen Grund habe."

„Du wirst diese Ansicht ändern, Onkel Jobst, nachdem du diese herrlichen Soldatenlieder gelesen hast, die Herr Doktor Schertel kurz vor seiner Einziehung gedichtet und mir gewid— mir gegeben hat."

Herr von Brodehl setzte zunächst zu einer kleinen Maulsperre ein. Nachdem er diese Anwandlung überwunden, nickte er bedächtig mit dem Kopf und pfiff dabei durch die Zähne. Ohne den Blick von dem brennheiß errötenden jungen Mädchen abzuwenden, nahm er ihm die Papiere aus der Hand und legte sie auf seinen Schreibtisch.

„Sieh mal an," sagte er bedächtig, „also Hellfried Gamaliel Schertel — die Traumflöte — Soldatenlieder — und ausgerechnet dir gewidmet. Zwei verwunderliche Dinge. Wie kommt denn das eigentlich, Fritzichen?"

„Ach, Onkel Jobst —," hauchte die Kleine, indem sie die Händchen krampfhaft ineinanderpreßte, „ich — ich kann es dir nicht sagen."

Damit war sie hinaus.

Rittmeister von Brodehl wiegte den Kopf und pfiff abermals durch die Zähne. Diesmal nur kurz, dafür aber ganz laut und mit dem Ausdruck vollkommenen Verständnisses. Auch ein andrer erleuchteter Gedanke schien noch in ihm aufzusteigen, denn er schnalzte mit den Fingern und trat schnell an seinen Schreibtisch.

„Für die Fahne — Lieder eines werdenden Soldaten — von Hellfried Gamaliel Schertel."

Nach einer halben Stunde eifriger Lektüre und verschiedener Notierungen in sein Taschenbuch hatte der Rittmeister einen fertigen Plan, wie die Traumflöte zu kurieren sei und die zweite Schwadron des Dragonerregiments Friedrich Albrecht einen vernünftigen Soldaten mehr haben könne.

•

Es war eine der ersten Reitstunden.

Die Rekruten sind ja dabei fast alle ein wenig Excentrics. Aber was der Einjährige Schertel in dieser Stunde leistete, war derart grotesk, daß es als komisches Entree im Cirkus Busch beifälligste Heiterkeit entfesselt hätte. Er lag seinem Gaul fast immer auf dem Halse, und sobald ein leichter Schuckeltrab einsetzte, war er weder durch Zureden noch durch die tobende Energie des Wachtmeisters Abromeit zu bestimmen, diese zärtliche Anhänglichkeit aufzugeben. Dem Pferde wurde das schließlich auch über, und es setzte seinen Reiter zu wiederholten Malen auf den Sand.

Das mußte eben jetzt besonders nachdrücklich geschehen sein, denn Schertel blieb in bequemer Rückenlage am Boden, als wenn er sich besinnen wollte, ob es für ihn als gebildeten Menschen nicht angemessener sei, sich mit dem unvernünftigen Vieh überhaupt nicht mehr einzulassen. Endlich rüttelte ihn die Stimme des Rittmeisters auf.

„Sagen Sie mal, Einjähriger, wollen Sie da unten Ihr Jahr abdienen? Das dürfte auf die Dauer doch etwas einförmig sein, und außerdem werden Sie in dieser Lage nie dazu kommen, was der Dichter so herrlich besingt:

> Dann jag' ich einher auf schnaubendem Roß
> Und sporne die schäumenden Flanken;
> Wie vor dem Gewitter zerstiebt der Troß,
> Die Reihen der Feinde wanken!

Vorläufig, sehen Sie mal, schnaubt und schäumt Ihr Roß nur Wut über die niederträchtige Behandlung, die Sie ihm angedeihen lassen — und mit dem Wanken der Feinde ist das auch noch so 'ne Sache. Mit Ihren bisherigen Künsten werden Sie wenig Eindruck machen, es sei denn, daß der Troß sich totlacht, wenn Sie ihn anreiten. Also, bitte, nochmal und schöner!"

Der Einjährige hatte sich langsam und entgeistert erhoben. Fassungslos starrten seine blauen Augen auf den vergnügt lächelnden Rittmeister. Dann schoß ihm das Blut ins Gesicht — und er richtete sich so stramm und elastisch auf, wie das noch kein irdisches Auge an dem Einjährigen Schertel beobachtet hatte.

Er erklomm den Gaul ohne jede Hilfe und — saß. Zwar immer noch wie vom lieben Herrgott im Zorn auf einen Schinder geklemmt, aber er saß. Selbst beim Trab legte er sich nicht mehr hingebungsvoll vornüber. Die Augen quollen ihm

zwar unter den weißlichen Augenbrauen hervor, daß sie schier auf eine Knopfgabel gezogen werden konnten, und das Gesicht verzerrte sich in der Anspannung aller Muskeln — aber er saß!

Wachtmeister Abromeit stand wie vor einem Meerwunder, und der Rittmeister freute sich.

„Na also, Einjähriger! Ich habe mir gleich gedacht, daß ein Mann, der so schöne Gedichte machen kann, es mit Geduld und Spucke auch zu einer anständigen Volte bringen wird. Eskadron — traaaab — locker die Zügel, Einjähriger! Noch lockerer! Runter mit dem Gefäß! Runter! sag' ich. Noch viel runterer! So — so ist es schon besser."

Hellfried Gamaliel Schertel saß — und er fiel nicht mehr vom Trapez in dieser Stunde.

Damit setzte für ihn eine neue Aera erfolgreicher militärischer Erziehung ein. Wo er sich schlapp und verträumt zeigte, da wurde er munter gemacht mit einem Citat aus seinem Liederkranz „Für die Fahne". Das half großartig.

Bei einem Hosenappell mit Stiefelparade war das Aufheben des rechten Fußes kommandiert worden.

„Wachtmeister, kommen Sie mal her!" rief der Rittmeister, indem er die Reihen der nägelblinkenden Sohlen entlang ging. „Hier hebt ein Kerl beide Beine zugleich auf. Ach so — das sind Sie, Einjähriger! Sie haben natürlich wieder den linken Fuß aufgehoben. Sagen Sie mal, was würde das für einen Jammer geben, wenn Sie in Ihren Versen die Füße so willkürlich behandeln wollten! Außerdem denken Sie an die Worte des Dichters:

> Und wenn der Kommandoruf erschallt,
> So ziehe ich meinen Degen
> Und stürme durch den nächtlichen Wald
> Dem Teufel selbst entgegen!

Solche schwierige Sachen werden noch nicht einmal von Ihnen verlangt. Das Kommando besagte nur, Sie sollten den rechten Fuß aufheben. Da Sie anstatt dessen den linken aufheben, so ist das eines begnadeten Dichters unwürdig — und jener nächtliche Waldteufel wird Sie holen, wenn das noch einmal vorkommt!"

Und es ist nicht wieder vorgekommen.

Diese bedeutenden Erziehungsresultate ihres Rittmeisters veranlaßte bald auch die andern Offiziere und Unteroffiziere der Schwadron, sich Schertelsche Verse anzueignen. Selbst die Mannschaften thaten desgleichen. Als ihn einmal in der Putzstunde seine lyrische Melancholie ergriff, weckte ihn der Dragoner Lastow zur Wirklichkeit, indem er ihm einen der Krüge hinhielt, die der Einjährige hatte ponieren dürfen:

> „Stoß an, Bruderherz,
> Vergiß den Schmerz,
> Hoch das Panier —
> Und bayrisch Bier!"

Der letzte Vers dieser Strophe war allerdings ein Extempore des Dragoners Lastow, aber das beeinträchtigte die ermunternde Wirkung nicht sonderlich.

So wurde die Traumflöte durch die Gewalt ihrer eignen Poesie nach und nach ein ganz passabler Soldat. Und wenn — namentlich beim Reiten — wirklich mal ein Rückfall vorkam, so brauchte der



Hosen- und Stiefel-Appell

Herr Rittmeister den Hellfried Gamaliel Schertel nur beiseite zu nehmen:

„Wenn Sie das nicht besser machen, Einjähriger, dann bestelle ich heute nachmittag meine Nichte hierher, damit sie sich Ihre Clownerie mal ansieht. Verstanden?“

Dann riß der Einjährige die Knochen zusammen und that Wunder soldatischer Tüchtigkeit. Als er denn auch wirklich die Knöpfe bekam, wurde er von seinem Rittmeister zum Abendessen eingeladen — und bei dieser Gelegenheit wurde vereinbart, daß auch Fräulein Fritzi übers Jahr „Gefreite“ werden sollte.



Die erste Reitstunde

Schutz des Privatlebens

Von

Ludwig Fuld

Die Unzuträglichkeiten, die sich daraus ergeben, daß mit rauher Hand und in immer wachsendem Maße die das Privat- und Familienleben verhüllenden Schleier hinweggerissen und lediglich zum Nutzen und Frommen der Neugierde und Skandalsucht Vorkommnisse in der Oeffentlichkeit mit behaglichster Breite besprochen werden, an denen die Allgemeinheit kein Interesse hat, sind längst bekannt und als nachteilige Erscheinungen des modernen Gesellschaftslebens auch gewürdigt worden. Nicht nur in Deutschland hat man über diesen Mangel an Diskretion, der mit einem Mangel an Takt gleichbedeutend ist, zu klagen, sondern auch in andern Ländern, ja in diesen zum guten Teile noch erheblich mehr als bei uns. Die Indiskretion ist in Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika weit stärker als in Deutschland, wie ein Vergleich zwischen dem Inhalt der Presse der genannten Länder deutlich zeigt.

Die Aufmerksamkeit weiter Kreise hat sich längst diesem Auswuchse der modernen Entwicklung zugewendet, und Versammlungen hervorragender Rechtsgelehrter und Mitglieder gesetzgebender Körper beschäftigten sich eingehend mit der Frage, ob es dem Staate und der Gesetzgebung nicht möglich sei, hiergegen in wirksamer Weise einzuschreiten. Leider läßt sich eine bejahende Antwort hierauf nicht geben, es sei denn, daß man der öffentlichen Erörterung die weitestgehenden Beschränkungen auferlegen wollte, ein Vorschlag, der sich von selbst richtet. Staat und Gesetzgebung sind gegenüber der mißbräuchlichen Verwertung der Vorgänge des Privatlebens so gut wie machtlos; eine Besserung der bestehenden Zustände kann in dieser Hinsicht nur dadurch erzielt werden, daß die Gesellschaft sich zu einer energischen und nachhaltigen Mißbilligung dieser Unsitte aufrafft, daß sie sich dauernd abwendet von denjenigen Vertretern der Publizistik, die sich nicht bedenken, gleichviel zu welchem Zwecke, das Privatleben unter das grellste Licht der Oeffentlichkeit zu stellen. Man hat in vergangenen Perioden der Rechtsentwicklung den Versuch gemacht, durch Androhung strenger Strafen eine scharfe Grenze zwischen der Behandlung öffentlicher und privater Angelegenheiten in der Presse zu ziehen, insbesondere ist ein solcher Mitte des vorigen Jahrhunderts in

Frankreich unternommen worden, der Erfolg war völlig bedeutungslos. Die Grenze zwischen dem Privat- und öffentlichen Leben zu ziehen, erwies sich vielfach als eine Unmöglichkeit. Infolgedessen führte die Anwendung dieser gesetzlichen Vorschrift zu schreiender Willkür, zu einer Verletzung der Gleichheit aller vor dem Gesetze mit Rücksicht auf die Zugehörigkeit einer Person zu einer bestimmten politischen oder religiösen Gruppe oder einer Gesellschaftsklasse, und nach kürzester Zeit stand das Gesetz nur noch auf dem Papier. Es geriet so rasch in vollständige Vergessenheit, daß kaum noch erforderlich war, ausdrücklich seine Aufhebung auszusprechen.

Dieser Fehlschlag ergiebt sich aus der Natur der Verhältnisse, die hierbei in Betracht kommen. Bei einer Persönlichkeit, die inmitten des öffentlichen Lebens steht, auf dessen Gestaltung vielleicht bestimmend einwirkt, die eine führende Rolle in den Kämpfen um die Fortentwicklung einnimmt, läßt sich die Scheidung zwischen der Sphäre des Privatlebens und derjenigen der Oeffentlichkeit häufig nur äußerst schwer auf Grund einer gesetzlichen Formel vornehmen. Die historische Forschung läßt uns auch das intimste Privatleben der Männer und Frauen, die der Geschichte angehören, bis in die kleinsten Einzelheiten erkennen, und nicht immer sind diese Offenbarungen angethan, das Ansehen und den Ruhm jener zu erhöhen, vielmehr ist oft genug manches geeignet, auch den Großen als einen recht kleinen, mit vielen Schwächen des Sterblichen behafteten Menschen erscheinen zu lassen. Und doch gehören auch diese Thatsachen vielfach zu der Würdigung des Gesamtbildes! Nur der Takt und die Achtung vor der Privatsphäre kann hierbei das Richtige treffen.

Gilt dies schon bezüglich der Toten, die der Beurteilung Klios sich nicht entziehen können, so natürlich in unvergleichlich höherem Maße bezüglich der Lebenden. Die Gesellschaft muß sich wieder daran gewöhnen, vor dem Gebiete der persönlichen Angelegenheiten mehr Ehrfurcht zu haben, sie muß die skandalsüchtige Neugierde bekämpfen, die allein den Boden bildet, auf dem das allgemein als Krebsschaden empfundene Uebel — die Nichtachtung der Schranke zwischen Privat- und öffentlichem Leben — sich entwickeln konnte. Die indiskrete Mißachtung dessen, was als die ureigenste Eigentümlichkeit jedes Menschen betrachtet werden muß, ist allerdings im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einer früher für unmöglich erachteten Entwicklung gekommen. Gegen den Willen, mittels des Amateurphotographen in mehr oder minder mißlungener Weise dargestellt zu werden, ist das Schicksal, dem die meisten Menschen zur Sommerszeit unterliegen, mögen sie an dem Ufer des Meers oder in den Eis- und Gletscherfeldern die Schönheit der Natur bewundern. Die Veröffentlichung vertraulicher Briefe ist beinahe zu einer Alltäglichkeit geworden, und es erscheint bemerkenswert für die Anschauungen eines Teils der Gesellschaft, daß es Leute genug giebt, die es nicht begreifen können, wenn die Rechtslehre sich bemüht, Mittel und Wege zu finden, wie dieser Mißachtung des Persönlichkeitsrechts endgültig entgegengetreten werden kann.

Man muß es als eine gesunde Reaktion bezeichnen, daß gegenüber diesen indiskreten Eingriffen in die Persönlichkeit deren Unantastbarkeit immer energischer betont wird. Die indiskrete Veröffentlichung eines Briefes ist eine Verletzung des Persönlichkeitsrechts, nicht minder die öffentliche Ausstellung des Bildes oder die photographische Aufnahme ohne Einwilligung, die Verwertung des Namens in einer Bühnendichtung oder einem Roman, und die moderne Rechtsentwicklung neigt mehr und mehr dazu, diesen Satz als einen selbstverständlichen, als einen aus dem Wesen des Rechts sich ergebenden anzuerkennen. Es kann nicht ausbleiben, daß hierdurch die Neigung der heutigen Gesellschaft zur Indiskretion in günstiger Weise bekämpft werden wird, und dies dürfte dann nicht ohne Wirkung bezüglich der Achtung der Privatsphäre, bezüglich der Zurückhaltung in Ansehung der dem Privat- und Familienleben angehörigen Vorgänge bleiben. Aber vor allem hat doch die Gesellschaft selbst dahin zu wirken, daß wir wieder zu Zuständen kommen, in denen die Ehrfurcht vor den persönlichen Angelegenheiten nicht mehr als ein überwundener Standpunkt betrachtet wird. Die Gesellschaft kann und darf sich in dieser wichtigen Angelegenheit, bei der es sich doch um das Interesse aller handelt, nicht auf den Staat und die Gesetzgebung verlassen, deren Macht an den gegebenen Verhältnissen ihre Grenze findet; sie selbst allein kann mit der Zeit einen Auswuchs beseitigen, der mehr Unheil anrichtet, als die allgemeine Auffassung annimmt.

Torpedoboote in der Ostsee

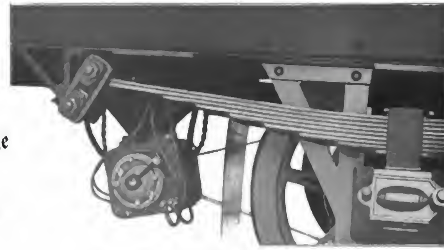
(Zu dem Bilde zwischen Seite 152 und 153)

Alljährlich bei Beginn der Winterzeit, wenn draußen die See stürmt, entsendet die deutsche Kriegsmarine die neuesten Torpedoboote zu sogenannten Uebungsfahrten, um Personal und Bootsmaterial in rauhem Wetter zu erproben und zu stählen. Es werden dann hohe Anforderungen an die Mannschaft gestellt, und der Binnenländer kann sich kaum eine Vorstellung von einer solchen Flotille im Kampfe mit den Elementen machen. Unser Bild veranschaulicht den Typ unsrer neuesten Hochseeboote an einem Dezembertag in der Ostsee. Das Vorschiff ist mit Eis belegt, ebenso Deck und Kommandobrücke. Die großen Boote stürmen in Marschformation dahin, neben dem Heck des Flottillenbootes stampfen die haarscharfen Vorsteven der folgenden Boote in das bewegte Wasser, und die größte Aufmerksamkeit der Kommandanten und Steuerleute ist notwendig, diese schneidigsten Fahrzeuge von 350 Tonnen Wasserverdrängung und 27 Seemeilen Schnelligkeit vor der Berührung mit dem Vordermann zu bewahren.

Die elektrische Beleuchtung der Eisenbahnzüge

Von

Otto Jentsch



Dynamomaschine der elektrischen Zugbeleuchtung, System Pollak-Vicarino

Die Eisenbahnverwaltungen betrachteten anfänglich die Beleuchtung ihrer Personenwagen während der Dunkelheit als einen unberechtigten Luxus. In Preußen bedurfte es sogar eines vom 11. November 1844 datierten Allerhöchsten Erlasses, um die innerhalb des preußischen Staatsgebietes konzessionierten Eisenbahnen zu einer andern Auffassung der Beleuchtungsfrage zu bestimmen. Dieser für die Geschichte der Eisenbahnzugbeleuchtung denkwürdige Erlaß an die Minister des Innern und der Finanzen lautete: „Des Königs Majestät halten es der Sicherheit und des Anstandes wegen für wünschenswert, daß die Eisenbahnwagen während der nächtlichen Züge erleuchtet werden, und haben mir aufgetragen, Eure Excellenzen auf diesen Gegenstand unter dem Ersuchen aufmerksam zu machen, entweder Anordnungen in diesem Sinne treffen oder sich gegen Seine Majestät über die etwaigen Hindernisse äußern zu wollen.“

Nach einem mißglückten Versuche mit Stearinkerzen wurde allgemein die Rübölbeleuchtung eingeführt und diese nach wenig erfolgreichen Versuchen mit Steinkohlengas durch die Fettgasbeleuchtung verdrängt. Der Erfinder dieser noch heute für das gesamte deutsche Eisenbahngebiet fast ausschließlich zur Verwendung kommenden Beleuchtungsart war der Berliner Ingenieur Julius Pintsch; 1869 wurden von ihm zuerst zwei Züge der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn mit der Fettgaseinrichtung ausgerüstet. Fettgas wird im allgemeinen durch trockene Destillation von Rückständen der Petroleumraffinerie, von Paraffinöl u. a., auch aus den Abfällen von tierischen und Pflanzenfetten gewonnen. Das Fettgas kann so zusammengepreßt werden, daß der gesamte für die Beleuchtung eines Eisenbahnwagens erforderliche Gasvorrat in ein oder zwei cylinderförmigen Eisenblechbehältern von etwa 1,8 Meter Länge und 50 Centimeter Durchmesser mitgeführt werden kann. Die Gasbehälter werden am Untergestell der Wagen parallel oder rechtwinklig zu deren Längsachse befestigt. Die gesamte Beleuchtungseinrichtung ist im Laufe der Jahre so verbessert und so angeordnet worden, daß kein Teil davon mit den Wagenabteilen in unmittelbarer Verbindung steht, so daß Belästigungen der Reisenden durch ausströmendes Gas oder Gasexplosionen in den Wagenabteilen selbst vollständig ausgeschlossen sind. Die Gasbeleuchtung kostet etwa den dritten Teil der früheren Rübölbeleuchtung.

Seit Einführung der elektrischen Glühlichtbeleuchtung für den allgemeinen Gebrauch ist ein scharfer Wettkampf zwischen dieser und der Fettgasbeleuchtung für die Eisenbahnzüge entbrannt. Der Kampf war zunächst ein ungleicher. Der in langjähriger praktischer Erprobung bewährten Fettgasbeleuchtung, zu deren allgemeiner Einführung enorme Kapitalien für Gasanstalten und Wagenausrüstungen festgelegt worden waren, stand eine neue Beleuchtungsart gegenüber, die noch die Kinderkrankheiten zu überwinden hatte, und deren allgemeine Einführung die bisherigen Aufwendungen für die Gasbeleuchtung nutzlos gemacht hätte. Immerhin sind die Vorteile, die das elektrische Glühlicht gegenüber der Fettgasbeleuchtung hat, doch so augenscheinlich, daß man sich fragen muß, wie es kommt, daß Deutschland in der elektrischen Zugbeleuchtung so weit gegen andre Länder, insbesondere England und Amerika, zurückgeblieben ist.

Elektrische Glühlampen geben ein helles und dabei mildes weißes Licht, das bei geeigneter Speisung weder zuckt noch flackert, sondern durchaus ruhig und gleichmäßig bleibt. Da der Glühkörper sich in einer luftleeren Glasbirne befindet, so kommt auch die Verunreinigung der Luft, der Sauerstoffverbrauch und die Wärmeentwicklung, die die wesentlichsten Mängel der Fettgasbeleuchtung darstellen, hier in Wegfall. Diesen großen Vorzügen der elektrischen Zugbeleuchtung haben sich die deutschen Eisenbahnverwaltungen keineswegs verschlossen; im Gegenteil, sie haben diese von vornherein anerkannt, das beweisen die von ihnen mit der neuen Beleuchtungsart angestellten zahlreichen Versuche.

Die ersten Versuche mit elektrischer Zugbeleuchtung in Deutschland fanden bereits in den Jahren 1883 und 1884 auf der Linie Bebra-Frankfurt (Main) statt, 1885 stellte die Generaldirektion der Königlich Württembergischen Staatsbahnen auf der Linie Stuttgart-Hall einen Probezug ein, der außer der Lokomotive und dem Gepäckwagen aus einem Bahnpostwagen, einem Wagen I., einem Wagen II. und drei Wagen III. Klasse bestand. Als Stromquelle für das elektrische Glühlicht diente eine im Gepäckwagen aufgestellte Dynamomaschine, die von einer Achse des Wagens angetrieben wurde, in Verbindung mit kleinen, in den einzelnen Wagen aufgestellten Accumulatorenbatterien. Umfangreiche Versuche unter ausschließlicher Verwendung von Accumulatorenbatterien zur Beleuchtung der einzelnen Wagen

fanden in den Jahren 1890 bis 1895 auf verschiedenen preußischen Eisenbahnlinien statt. Das Ergebnis sämtlicher Versuche war aber nicht ein derartiges, daß es vom betriebstechnischen und noch weniger vom wirtschaftlichen Standpunkte aus gerechtfertigt gewesen wäre, die zwar mit unbequemen Mängeln behaftete, aber dennoch sichere Fettgasbeleuchtung aufzugeben und an ihre Stelle die allerdings angenehmere, aber noch nicht genügend sichere Glühlichtbeleuchtung treten zu lassen. Fiskalische Gründe allein, wie den deutschen Eisenbahnverwaltungen sehr mit Unrecht vorgeworfen wird, sind es sicher nicht gewesen, daß man die Gasbeleuchtung zunächst beibehielt; der Hauptgrund war vielmehr, daß die damaligen elektrischen Zugbeleuchtungen noch keineswegs als mustergültig angesehen werden konnten. Man kann auch überzeugt sein, daß die deutschen Eisenbahnverwaltungen der Frage, „ob Gas oder Elektrizität" durchaus objektiv gegenüberstehen, und daß sie sich eine Prüfung der Verbesserungen auf dem Gebiete der Beleuchtungstechnik jederzeit angelegen sein lassen. So sind, nachdem sich das Stonesche Zugbeleuchtungssystem, auf das ich weiter unten zu sprechen komme, namentlich in England als durchaus brauchbar erwiesen hatte, auch von den meisten deutschen Staatsbahnverwaltungen und ebenfalls von mehreren Privatbahnverwaltungen mehr oder minder umfangreiche Versuche mit diesem System angestellt worden. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen. Neuerdings stellt die preußische Eisenbahnverwaltung größere Versuche mit einem eignen System an, die recht aussichtsvoll erscheinen. Man sieht also, daß eine Lösung der Zugbeleuchtungsfrage zu Gunsten der Elektrizität angestrebt wird; es ist auch zu erwarten, daß eine Lösung der Frage in diesem Sinne erfolgen wird. Ein Ueberhasten und so radikales Vorgehen, wie es aus Anlaß des Offenbacher Zugunglücks stürmisch verlangt wurde, ist aber nicht am Platze und um so weniger notwendig, als die Untersuchung schließlich ergeben hat, daß die Gasbeleuchtungseinrichtung keine Schuld und nicht einmal eine Mitschuld an diesem Unglücksfall gehabt hat. Von fachmännischer Seite wird allgemein anerkannt, daß bei der heutigen Gasbeleuchtung der Eisenbahnzüge in Deutschland Feuer- und Explosionsgefahr nahezu ausgeschlossen ist. Aengstliche Gemüter, die angesichts der unter den Wagen angebrachten Gasbehälter wähnen, während der Fahrt gewissermaßen auf einer Pulvertonne zu sitzen, die jederzeit explodieren kann, mögen sich beruhigen. Eine solche Gefahr ist nur in der Einbildung vorhanden, und es muß als ein verwerfliches Gebaren bezeichnet werden, wenn aus Anlaß einiger freilich tief zu beklagender Eisenbahnunfälle, wie bei Offenbach und Glowno, lediglich die Gasbeleuchtung und das noch dazu mit Unrecht verantwortlich gemacht, hierdurch also eine tiefgreifende Beunruhigung in die breitesten Schichten der Bevölkerung getragen wird.

Die Gasbeleuchtung für die Eisenbahnzüge erfüllt vollkommen ihren Zweck und kann sogar im allgemeinen als gut bezeichnet werden. „Das Bessere ist der Feind des Guten" hat aber auch hier seine Berechtigung. Sobald an Stelle der Gasbeleuchtung eine sichere und annähernd gleich billige elektrische Glühlichtbeleuchtung treten kann, hat erstere keine Daseinsberechtigung mehr. Unsre Elektrotechnik strebt diesem Ziele zu, und daß sie es erreichen wird, ist nur eine Frage der Zeit. In diesem Streben wird sie durch die deutschen Eisenbahnverwaltungen durchaus gefördert, nicht aber gehindert, wie von Sonderinteressenten vielfach irrtümlicher- oder gar bewußterweise fälschlich verbreitet worden ist.

Die einfachste Anordnung der elektrischen Zugbeleuchtung beruht auf ausschließlicher Verwendung von Accumulatorenbatterien, von denen jeder Wagen



Antrieb der Dynamomaschine

die zu seiner Beleuchtung erforderliche Anzahl mit sich führt. Von diesem System hat die Reichspostverwaltung bereits seit dem Jahre 1893 für ihre Bahnpostwagen in größtem Umfange und mit gutem Erfolge Gebrauch gemacht. Die ersten Versuchswagen kamen für die Bahnposten in den Nachtschnellzügen zwischen Berlin und Frankfurt (Main) zur Einstellung; die erforderlichen Accumulatorenbatterien, Lampen und sonstigen Einrichtungsgegenstände waren von dem Fabrikanten W. A. Böse in Berlin geliefert und installiert worden. Da die Versuche außerordentlich günstig ausfielen, wurden 1894 über 400 Bahnpostwagen mit elektrischer Beleuchtung ausgerüstet; jetzt sind über 1200 Bahnpostwagen, selbst viele, die auf Nebenstrecken verkehren, mit elektrischer Beleuchtung versehen. Die Lieferungen der Batterien, die Installation der Wagen und der Zentralen zur Aufladung der Batterien ist fast ausschließlich in den Händen der ersten Firma bezw. deren Rechtsnachfolgerin, der A.-G. Accumulatoren- und Elektrizitätswerke von W. A. Böse & Cie., verblieben.

Die Briefpostwagen größter Gattung, die hauptsächlich in Schnellzüge eingestellt werden, sind zwölf

Meter lang und mit sechs bis fünfzehn Beamten besetzt; sie durchlaufen Strecken bis zu 750 Kilometern und erfordern für die Hin- und Rückfahrt eine für mindestens zwei Nächte ausreichende Beleuchtung. Die bisher in den Wagen vorhandenen vierzehn Gaslampen wurden durch elf zwölfkerzige Glühlampen ersetzt, für diese genügen durchgängig zwei Accumulatorenbatterien von je sechzehn Zellen, von denen je vier in einen Holzkasten eingebaut sind. Jede Zelle besteht aus einem Celluloidgefäß mit drei positiven und vier negativen, in verdünnter Schwefelsäure stehenden Elektrodenplatten. Die Elektroden sind Bleiplatten; sind sie mit Elektrizität geladen, so ist die negative graue Platte mit einer Schicht von schwammigem Blei, die positive braune mit einer Schicht von Bleisuperoxyd bedeckt. Bei der Entladung, d. h. bei der Abgabe von elektrischer Energie zur Bethätigung der Glühlampen, verwandelt sich ein großer Teil beider Elektrodenüberzüge in schwefelsaures Blei, das bei der Aufladung wieder zersetzt wird. Ein Accumulatorenkasten mit vier Zellen wiegt 46 Kilogramm, so daß also in einem großen Briefpostwagen für die elektrische Beleuchtung ein Batteriegewicht von 368 Kilogramm mitgeführt werden muß.

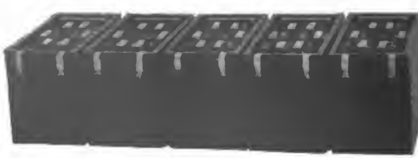


Wagen der Cronberger Eisenbahn mit elektrischer Beleuchtung nach dem System Pollak-Ticarino

Zur Aufladung der Accumulatoren mit neuer elektrischer Energie sind auf günstig gelegenen großen Bahnhöfen besondere Ladestellen eingerichtet. In diesen Ladestellen sind stets eine größere Anzahl mit Elektrizität vollgeladener Batterien vorhanden, so daß erschöpfte Batterien während des Zugaufenthaltes sofort ausgewechselt werden können. Die Aufladung der Batterien erfolgt in den Ladestellen durch Gleichstromdynamomaschinen, die durch Gaskraftmaschinen oder Elektromotoren getrieben werden, die an allgemeine Elektrizitätszentralen angeschlossen sind.

Die elektrische Beleuchtung der Bahnpostwagen hat sich als eine der segensreichsten Einrichtungen erwiesen. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß unter Umständen 15 Beamte in dem engen Wagenraume bei 80 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde in fliegender Hast und dabei mit größter Aufmerksamkeit Berge von Briefen, Drucksachen, Wert- und Einschreibsendungen größtenteils im Stehen bearbeiten müssen, so kann man wohl begreiflich finden, daß sie bei der früheren Fettgasbeleuchtung oft über Brennen der Augen und über Kopfschmerzen klagten. Es war dies eine unausbleibliche Folge der Durchsetzung der Luft im Wagen mit Verbrennungsprodukten des Fettgases, sowie der Erwärmung und Austrocknung der höheren Luftschichten. Die elektrische Glühlichtbeleuchtung hat diese Uebelstände vollständig beseitigt; die Beamten bleiben jetzt frischer und befinden sich nach Schluß einer anstrengenden Nachtfahrt körperlich wohler als früher. Das energische Vorgehen der Postverwaltung in der Zugbeleuchtungsfrage ist aber nicht nur in sanitärer, sondern auch sogar noch in finanzieller Beziehung ein Erfolg gewesen; die jährliche Ersparnis der elektrischen Glühlichtbeleuchtung gegen die Fettgasbeleuchtung beläuft sich nach einer Berechnung aus dem Jahre 1897 auf rund 107 000 M. für das Reichspostgebiet.

Leider konnte das von der Postverwaltung mit so gutem Erfolge benutzte System von den Eisenbahnverwaltungen nicht ebenfalls allgemein zur Anwendung gebracht werden. Dagegen sprach einmal das große Gewicht der in jedem Wagen aufzustellenden Accumulatorenbatterien, denn dieses Gewicht ist entsprechend dem drei- bis viermal größeren Lichtbedarf der Eisenbahnwagen viel höher als das der Batterien für die Postwagen. Insbesondere aber ergaben sich Schwierigkeiten für die Aufladung der Batterien. Sollten die Batterien beim Aufladen im Wagen verbleiben, so konnte dies nur geschehen, wenn der Zug auf der Ladestation einen mehrstündigen Aufenthalt hatte. Eine Aufladung der Batterien in besonderen Zentralen wie bei der Post würde andrerseits die Bereithaltung einer außerordentlich großen Anzahl von Reservebatterien bedingen und in einem größeren Eisenbahnbetriebe wohl kaum durchführbar sein.



Accumulatorenbatterie

Man suchte daher das Ideal der Einzelwagenbeleuchtung auf andre Weise zu verwirklichen, indem man jeden Wagen mit einer kleinen Dynamo-

maschine, die von einer Wagenachse aus angetrieben wird, versah, sowie eine kleine Accumulatorenbatterie beigab, aus der die elektrische Energie für die Glühlicht beleuchtung entnommen wird, wenn der Zug hält oder die Dynamomaschine beschädigt ist. Derartige Beleuchtungssysteme sind von Stone, Pollak-Vicarino, Dick und andern erfunden worden. Die Stonesche Einrichtung hat ausgedehnte Anwendung in England gefunden und sich dort durchaus bewährt, auch das noch jüngere System von Pollak-Vicarino scheint sich Bahn zu brechen.

Bei dem aus dem Jahre 1894 stammenden Stoneschen Beleuchtungssystem führt jeder Wagen seine eigne vollständige Beleuchtungseinrichtung mit. Die zur Erzeugung des elektrischen Lichtes dienende Dynamomaschine ist am Untergestell des Wagens so angehängt, daß ihre Riemenscheibe in ungefähr gleicher Höhe mit der antreibenden Wagenachse liegt. Gewicht der Dynamomaschine auf den Riemen, so daß dessen Spannung und damit die Umdrehungszahl der Dynamomaschine sofort wieder normal werden. Zufolge der Gleitung des Riemens wird trotz der Aenderung der Zuggeschwindigkeit von der Dynamomaschine innerhalb der Grenzen von 38 bis 115 Kilometern per Stunde ein gleichmäßig starker elektrischer Strom erzeugt, der teils den Wagenlampen, teils der Accumulatorenbatterie zu deren Aufladung zugeführt wird. Die letztere schaltet sich selbstthätig ein, sobald der Zug ganz langsam fährt oder anhält. Die Dynamomaschine beansprucht zu ihrer Bethätigung bei Personenzugwagen 0,6, bei Schnellzugswagen 1,1 Pferdekraft; beim Anfahren der Züge wird keine Kraft beansprucht, da die selbstthätige Einschaltung der Dynamomaschine erst bei



Dampfturbinen-Dynamomaschine nach dem System der Preussischen Staatseisenbahnen

Der Antrieb selbst geschieht mittels eines Riemens, wodurch jede Uebertragung von Erschütterungen der Wagenachse auf die Dynamomaschine verhindert wird. Damit die Umdrehungszahl der Dynamomaschine nach Erreichung eines bestimmten Wertes gleichbleibt, wird die Maschine pendelnd an einem verstellbaren Bügel aufgehängt. Beim Aufbringen des Riemens wird die Dynamomaschine aus ihrer natürlichen Hängelage soweit gehoben, daß sie den Riemen mit einem bestimmten Teile ihres Gewichtes, der zur Erzeugung der nötigen Energie eben ausreicht, spannt. Sobald dann die Zugwirkung auf den Riemen entsprechend der anwachsenden Fahrgeschwindigkeit die durch die einseitige Aufhängung hervorgerufene Riemenspannung überschreitet, wird die Maschine selbstthätig gegen die Antriebsscheibe der Wagenachse hingezogen, wodurch der Riemen lockerer wird und die Riemenspannung etwas nachläßt. Nun wirkt wieder das einer Geschwindigkeit des Zuges von 16 bis 24 Kilometern in der Stunde erfolgt.

Die Accumulatorenbatterie jedes Wagens besteht aus zwei gleichen Teilen; jede Hälfte der ständig mit den Lampen verbundenen Doppelbatterie dient als Ausgleichsbatterie. Hierdurch wird ein gleichmäßiges, von Zuckungen freies Licht erzielt. Jeder Wagen ist mit einem auf „Licht" oder „aus" einstellbaren Lichtumschalter versehen; durch andre Umschalter können auch einzelne Lampengruppen ein- und ausgeschaltet werden. Züge, die viele Tunnels durchlaufen, erhalten besondere, vom Zugführer zu bedienende Fahrschalter zur Beleuchtung des ganzen Zuges. In Speisewagen, Schlafwagen und den in heißen Ländern laufenden Wagen wird ein Teil des Lichtstromes auch zum Antrieb von Ventilatoren benutzt.

Die Vorteile des Stoneschen Systems gegenüber der reinen Accumulatorenbeleuchtung liegen auf der

Hand. Die Accumulatoren sind stets gut geladen; sie brauchen weder aus dem Wagenbehälter herausgenommen noch von einer besonderen, kostspieligen Stromquelle aus geladen zu werden. Insbesondere sind die Accumulatoren nicht den rapiden zerstörenden Wirkungen ausgesetzt, die bei reinem Accumulatorenbetrieb dadurch entstehen, daß die Batterien mehr oder minder lange Zeit ungeladen stehen bleiben. Da die Dynamomaschine des Stoneschen Systems nur 24 Volt Spannung liefert, so ist die Gefahr eines wirksamen Kurzschlusses, also eine Feuersgefahr, nahezu ausgeschlossen. Die Firma Accumulatoren- und Elektrizitätswerke Aktiengesellschaft vormals W. A. Böse & Cie., die das Ausführungsrecht für das Stone-System in Deutschland erworben hat, berechnet die Kosten des elektrischen Lichtes nach diesem System mit Einrechnung der Verzinsung, Amortisation u. s. w. der gesamten Anlagen auf ein Drittel der gleichwertigen Fettgasbelenchtung.

Die Gesamtzahl der nach dem Stoneschen System beleuchteten Eisenbahnwagen beläuft sich auf etwa 15000 Stück. In Deutschland sind die Versuche mit dem System noch nicht abgeschlossen; die Reichseisenbahnen, die preußischen, sächsischen, württembergischen und badischen Eisenbahnen haben je zwei Wagen, die pfälzischen elf und die bayrischen Bahnen einen Wagen mit der Stoneschen Beleuchtung im Betriebe. Die Reichspost hat seit Januar 1901 zwei Wagen laufend im Betriebe und geht jetzt mit der Ausrüstung weiterer achtzehn Wagen für die wichtigsten Nachtschnellzüge vor.

Das Stonesche System läßt sich auch zur Speisung mehrerer Wagen von einer Maschine aus, also für geschlossene Züge verwenden, wenn, wie z. B. bei vielen Nebenbahnen, die Wagen und das Lichtbedürfnis verhältnismäßig klein sind und die Wagen stets in bestimmter Zusammensetzung gekuppelt bleiben. Ein solches System benutzen die Kremmen-Wittstocker, die Braunschweig-Schöninger und die Moselthal-Eisenbahnen.

Das von C. Vicarino, dem technischen Leiter der Compagnie Générale Electrique in Nancy, erfundene und in Verbindung mit den Accumulatorenwerken System Pollak in Frankfurt (Main) praktisch ausgebaute Zugbeleuchtungssystem sieht ebenfalls die gleichzeitige Verwendung einer besonderen Dynamomaschine und einer Accumulatorenbatterie für jeden einzelnen Wagen vor. Die Dynamomaschine ist in ein wasserdicht abgeschlossenes Gehäuse eingebaut, das am Untergestell des Wagens auf einem Bolzen pendelnd aufgehängt und mittels einer Spiralfeder in geeigneter Lage gehalten wird. Es kommt Riemenbetrieb zur Verwendung; die Spiralfeder dient zur Erhaltung der konstanten Riemenspannung. Eine Aenderung des Uebersetzungsverhältnisses zwischen Wagenachse und Dynamomaschine durch Zulassung einer Gleitung des Riemens wie beim Stone-System ist hier nicht erforderlich.

Jeder Wagen wird mit einer kleinen, für einen sechs- bis zehnstündigen Lichtbedarf berechneten Accumulatorenbatterie ausgerüstet. Dem Haupterfordernis einer guten elektrischen Zugbeleuchtung, daß den Lampen stets elektrischer Strom von gleicher Spannung zugeführt wird, entspricht Vicarino auf folgende einfache Weise. Den einen Pol der Dynamomaschine verbindet er ständig mit der Accumulatorenbatterie und den Lampen, den andern Pol mit dem oberen Kontaktstifte eines Umschalters. Zwischen diesem und dem unteren Kontaktstifte des Umschalters ist in einer Drahtspule ein Eisenkern derart angeordnet, daß er entweder den oberen oder den unteren Kontaktstift berührt. Ist letzteres der Fall, so ist die Dynamomaschine von der Lampenanlage und der Batterie abgeschaltet und die Batterie direkt mit den Lampen verbunden. Die Lampen erhalten also die volle Batteriespannung. Berührt dagegen der Kern den oberen Kontakt, so kann der Strom aus der Dynamomaschine in die Batterie und die Lampen fließen; zu letzteren gelangt er aber erst durch einen kleinen Drahtwiderstand, so daß die Lampen die gleiche Spannung wie vorher erhalten. Durch eine sinnreiche Vorrichtung wird bewirkt, daß der Eisenkern des Umschalters selbstthätig die eine oder die andre Lage einnimmt, je nachdem die Zuggeschwindigkeit die Leistung der Dynamomaschine erhöht oder vermindert. Bei Zuggeschwindigkeiten von 0 bis 20 Kilometern werden die Lampen nur von der Batterie aus gespeist und erhalten dann eine Spannung von etwa 31 Volt. Bei 20 Kilometern Geschwindigkeit fängt die Dynamomaschine an zu wirken und hebt dann durch ihren die Drahtspirale des Umschalters durchfließenden Strom den Eisenkern an den oberen Kontakt. Die Dynamomaschine übernimmt jetzt die Stromlieferung für die Lampen und von 35 Kilometern Geschwindigkeit an aufwärts auch die Ladung der Batterie. Während der Ladestrom hierbei stetig zunimmt, bleibt die Differenz zwischen dem Gesamtstrom der Dynamomaschine und dem Ladestrom unverändert. Es wird also auch bei veränderlicher Umdrehungszahl der Dynamomaschine den Lampen ein stets konstanter Strom zugeführt.

Wenngleich das Pollak-Vicarino-System zunächst nur für die Einzelwagenbeleuchtung berechnet ist, kann es jedoch auch in geeigneten Fällen für eine Gesamtzugbeleuchtung nutzbar gemacht werden. Es wird dann eine größere Dynamomaschine im Gepäckwagen aufgestellt, und von dieser werden die in den einzelnen Wagen befindlichen Batterien aufgeladen.

Das Vicarino-System ist seit mehreren Jahren von der Compagnie Générale Electrique bei den französischen und schweizerischen Eisenbahngesellschaften eingeführt. In Deutschland steht das System bei der Königlich Bayrischen Postverwaltung seit 1899 und bei der Cronberger Eisenbahnverwaltung seit 1900 in Gebrauch. Die preußischen und sächsischen Staatseisenbahnen wollen Probezüge mit dem System ausrüsten lassen.

Seitens der preußischen Staatseisenbahnen bringt man neuerdings dem System der elektrischen Gesamtzugbeleuchtung besonderes Interesse entgegen. Man hofft dadurch, daß man die zur Beleuchtung des ganzen Zuges erforderliche Elektrizität an einer Stelle erzeugt und durch Kabel von Wagen zu Wagen überträgt, nicht nur eine billigere, sondern auch einfacher zu bedienende Beleuchtungseinrichtung zu erhalten. Das seit Frühjahr 1902 probeweise in Betrieb genommene System stammt von dem Geh. Oberbaurat Wichert und dem Baurat Wittfeld; die praktische Ausführung liegt in den Händen der Accumulatorenfabrik A.-G. Hagen i. W., der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin und der Maschinenbauanstalt Humboldt in Köln-Kalk. Bei diesem System wird der Lokomotivkessel als Kraftspender benutzt und die den elektrischen Strom erzeugende Dynamomaschine auf der Lokomotive selbst angebracht. Der



Winter-Uebungsfahrt einer Hochseetorpedoboot-Division

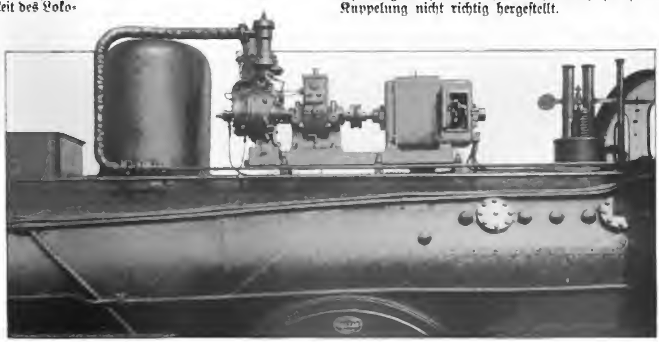
Nach einer Zeichnung von Willy Stöwer

Lokomotivführer übernimmt die Bedienung der Beleuchtungsmaschinen nebenbei. In jedem Wagen ist natürlich auch wie bei den übrigen Systemen eine Accumulatorenbatterie untergebracht, die für Licht sorgt, wenn der Zug steht oder der Wagen in einen Zug umgesetzt werden muß, der keine durchlaufende elektrische Beleuchtung hat.

Die Dynamomaschine wird von einer durch den Kesseldampf gespeisten Dampfturbine angetrieben; beide Maschinen sind, wie unsre Abbildungen zeigen, auf einer gemeinschaftlichen Grundplatte zwischen Dampfdom und Dampfpfeife der Lokomotive so befestigt, daß sie dem Lokomotivführer die Aussicht auf die Strecke nicht versperren. Von den Klemmen der Dynamomaschine wird der erzeugte elektrische Strom in zwei Hauptleitungen unter Anwendung von Stöpselverbindungen von Wagen zu Wagen durch den ganzen Zug geführt. In jedem Wagen ist gleichwirkend mit der Dynamomaschine eine Batterie von 32 Zellen der Accumulatorenfabrik A.-G. in Hagen zwischen die Hauptleitungen geschaltet. Zur Abzweigung der Lampenstromkreise von den Hauptleitungen dient ein kleines Schaltbrett. Damit die Lampen nur Strom von konstanter Spannung erhalten, ist ihnen ein eigenartiger Widerstand zugeschaltet. Die Dynamomaschine liefert während der Fahrt Strom von 68 Volt Spannung, die während des Ladens der Batterien bis gegen 90 Volt steigen kann. Die Batterien liefern gegen 58 bis 64 Volt; die Lampen brauchen aber nur 48 Volt, so daß die erheblichen Spannungsunterschiede durch den Zusatzwiderstand ausgeglichen werden müssen. Der Widerstand wurde zuerst aus Wismut, jetzt aus Eisendraht hergestellt, der spiralförmig in ein mit Wasserstoff gefülltes Glasrohr eingeschmolzen ist. Sobald der Eisendraht ins Glühen gerät, nimmt sein Widerstand sehr stark zu, es erfolgt dadurch eine Abnahme der Spannung und der Stromstärke, die aber alsbald wieder ausgeglichen wird, weil dann auch die Temperatur des Eisendrahtes und mit ihr sein Widerstand wieder sinkt. Es werden daher die Lampen mit Eisenwiderstand durch die wechselnde Spannung in ihrer Helligkeit nicht beeinflußt.

Die Thätigkeit des Lokomotivführers besteht lediglich darin, die Dampfturbine anzulassen und durch einen an der Decke des Führerstandes angebrachten Spannungsregulator die Spannung auf 68 bis 70 Volt zu regulieren. Ist dies geschehen, so stellt er durch Schluß des Hauptschalters die Verbindung der Dynamomaschine mit den nach den Wagen führenden Leitungen her.

Wenn dagegen die Lokomotive vom Zuge abgekuppelt werden soll, stellt der Lokomotivführer den Spannungsregulator so ein, daß der zum Zug fließende Strom nur noch geringe Stärke hat. Dann wird der Hauptausschalter geöffnet und hierauf die Dampfturbine abgestellt. Für die Abteilungen I. und II. Klasse mit Seitengang sind sechs Deckenlampen zu zwanzig Normalkerzen, acht zu sechzehn Kerzen, neun zu zwölf Kerzen und achtundzwanzig Leselampen vorgesehen; die Wagen III. Klasse erhalten keine Leselampen. Zur Lieferung eines solchen Lichtbedarfs für einen Zug von zehn Wagen muß die Lokomotive zwanzig Pferdekräfte an die Dynamomaschine abgeben. Die Leselampen sind zu zwei Stück an jeder Abteilwand über den Rückenlehnen angeordnet; sie haben jede für sich einen Ausschalter, so daß der Reisende sie nach Belieben ein- oder ausschalten kann. Die Ausschalter für die übrigen, in weiteren drei Stromkreisen angeordneten Lampen, von denen der eine die Deckenlampen in der Mitte des Oberlichtes der Abteile, der andre die seitlich an der Decke angebrachten Lampen und der dritte die Lampen in den Seitengängen enthält, liegen in verschlossenen Kasten und können nur vom Wagenwärter bedient werden. Eine Deckenlampe im Seitengange ist so angeordnet, daß sie nur brennt, wenn die Batterie eingeschaltet ist; ist die Batterie irrtümlich abgeschaltet, so wird der Zugführer bezw. der Wagenwärter durch das Nichtbrennen der Lampe hierauf aufmerksam gemacht. Zur Prüfung der richtigen Kuppelung der Verbindungskabel von Wagen zu Wagen dient ein System von einer weißen und einer roten Lampe. Wenn richtig gekuppelt ist, brennt die weiße Lampe. Brennt dagegen die rote Lampe und verlöscht bei deren Ausschaltung auch die weiße Lampe mit, so ist die Kuppelung nicht richtig hergestellt.



Dampfturbinen-Dynamomaschine nach dem System der Preussischen Staatseisenbahnen

Zur Berechnung der Kosten für diese Art der elektrischen Zugbeleuchtung gegenüber der Beleuchtung durch Gas oder andre elektrische Systeme sind zuverlässige Unterlagen noch nicht vorhanden, indes berechnet der Geh. Oberbaurat Wichert überschläglich, daß die Gesamtkosten für den elektrisch beleuchteten Wagen, insbesondere aber die Einrichtungskosten sich erheblich teurer stellen werden als bei der Gasbeleuchtung. Bei den Annehmlichkeiten der elektrischen Beleuchtung stellt es jedoch der Genannte trotz der Kosten als erstrebenswertes Ziel hin, mit der Zeit sämtliche Schnellzüge mit der elektrischen Beleuchtung zu versehen; für den übrigen Zugverkehr aber die Gasbeleuchtung vorläufig noch zu belassen und damit die Kapitalien, die in den Gasanstalten und den Wageneinrichtungen festgelegt sind, auch fernerhin gut auszunutzen.

Die ersten Versuche mit dem elektrischen Beleuchtungssystem der preußischen Staatsbahnen wurden in den beiden sogenannten Schwedenzügen gemacht, D-Zügen, die vom Stettiner Bahnhof in Berlin nach Stralsund-Saßnitz und zurück verkehren. Diese Züge werden ohne Lokomotive von Stralsund nach Altefähr mittels Fähre übergesetzt. Der Lichtstrom muß also hierbei den Batterien entnommen werden; dies erfolgt für die ganze Hin- und Rückfahrt auf der Strecke Stralsund-Saßnitz. Die mit der elektrischen Beleuchtung der Schwedenzüge erzielten durchaus günstigen Ergebnisse haben zur Ausrüstung je zweier weiteren D-Züge auf der Strecke Berlin-Altona in jeder Richtung geführt; sie sind seit Anfang November 1902 im Betriebe. Ein mit dem neuen elektrischen Beleuchtungssystem ausgerüsteter Probezug ist auch kürzlich Seiner Majestät dem Kaiser vorgeführt worden. Ob die weiteren Versuche zur ausschließlichen Einführung des elektrischen Gesamtzugbeleuchtungssystems oder zur Annahme des Einzelwagensystems von Stone oder von Pollak-Vicarino u. s. w. führen werden, läßt sich heute noch nicht absehen. Diese Entscheidung kann für Deutschland auch nicht einseitig von einer Verwaltung getroffen werden, es bedarf hierzu vielmehr der vorherigen Vereinbarung mit den andern Eisenbahnverwaltungen. Ebenso wie im Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen hinsichtlich der Kuppelungen, Bremsen, Dampfleitungen u. s. w. bindende Abmachungen getroffen sind, müßten auch besondere Normen für die elektrische Zugbeleuchtung festgesetzt werden, zumal wenn es sich um die Einführung des Systems der Gesamtzugbeleuchtung handeln sollte. Wollte jede Verwaltung ein besonderes System bei sich einführen, so würde das voraussichtlich mehr zu einem Rückschritt als zu einem Fortschritt in der Frage der elektrischen Beleuchtung der Eisenbahnfahrzeuge führen.

Requiescat in pace!

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

Die beiden Brüder galten fast als Wahrzeichen der Stadt. Zu gewissen Stunden begegnete man ihnen todsicher, genau um neun Uhr vormittags beim Morgenspaziergang, mittags, wenn sie zu Tisch gingen, nachmittags, wenn sie zurückkehrten, denn sie pflegten ziemlich lange im Hotel de Pologne zu bleiben, — abends noch einmal, wenn sie ihren Stammtisch dort aufsuchten.

Sie gingen immer nebeneinander her, in einer gewissen Entfernung, etwa einen halben Meter getrennt, trugen beide vom frühen Morgen ab Cylinder und einen schwarzen Gehrock. Beide hatten einen grauen Schnurrbart, und man würde sie miteinander verwechselt haben, hätte nicht der Geheimrat a. D. eine Brille und der Oberst a. D. keine getragen.

Unterwegs sprachen sie kein Wort, auch am Junggesellenstammtisch im Hotel de Pologne wurde nicht viel geredet. Die beiden Brüder hatten ihre bestimmten Plätze nebeneinander am oberen Ende der Tafel. Beide qualmten wie die Schlote und hörten aufmerksam durch den Rauch ihrer Zigarren den Erzählungen der übrigen zu, stimmten in jedes allgemeine Gelächter ein und blieben stumm bei jedem allgemeinen Bedauern. Sie beugten sich vor bei allgemeiner Aufmerksamkeit, und sie legten sich in den Stühlen zurück bei allgemeinem Schweigen.

Die Leute um sie herum am Stammtisch wechselten. Die verschiedensten saßen ihnen gegenüber, meist ältere Herren, Pensionäre, fast nie einer, der noch im arbeitenden Leben stand. Aber wenn auch der Präsident, der General, der Kommerzienrat, der Landrat, der Geheime Baurat, der Finanzrat und wer es alles war, die Plätze wechselten, die Sitze der beiden schienen geheiligt, und niemand hätte es gewagt, sich an ihre Stelle zu setzen.

Nur ab und zu einmal begannen sie zu erzählen. Der Oberst stets aus seiner militärischen Vergangenheit, der Geheimrat immer aus seinen Verwaltungsjahren. Ihre Erzählungen setzten ohne Zusammenhang mit den gerade am Stammtisch besprochenen Fragen ein und wurden bei beiden immer mit den Worten eingeleitet: „Ja, das ist ganz schön, aber ich habe da etwas erlebt —"

Ihre Geschichten hatten ein einziges gemeinsam: eine meist stillschweigende, aber manchmal auch offen geäußerte Abneigung gegen die Ehe, ja gegen die Frau im allgemeinen. Und wenn ein Mitglied des Stammtisches, wie es im Laufe der Jahre vorgekommen war, doch sich etwa noch verheiratete, so blickten die übrigen, sobald es bekannt ward, zum Oberst und zum Geheimrat, als wollten sie deren sachverständiges Urteil hören, das regelmäßig das gleiche war.

Der Geheimrat, der mit dem Lateinischen auf besserem Fuße stand, sagte achselzuckend: „Requiescat in pace!" Worauf der Oberst mit demselben Achselzucken und indem er leicht die Hand hob, als

wolle er ein Kreuz machen, hinzufügte: „Friede seiner Asche!“

Damit schien am Stammtische die Angelegenheit des Abtrünnigen erledigt, und er war sozusagen aus der Liste gestrichen. Man sprach von andern Dingen.

Die Brüder wohnten einander schräg gegenüber, so daß sie sich gegenseitig vom Fenster aus sehen konnten, und immer genau zur Zeit der verschiedenen Ausgänge meldeten sie einander ihren Aufbruch, indem die beiden Köpfe am Fenster erschienen und der ohne Brille dem mit Brille zunickte, oder der mit Brille dem ohne Brille. Das bedeutete so viel als: wir treffen uns unten.

Sie betraten niemals die gegenseitigen Wohnungen; es hätte auch keinen Zweck gehabt, denn wenn sie sich aussprechen wollten, konnten sie ja das im Hotel de Pologne thun oder auf den gemeinsamen Wegen. Allerdings thaten sie es auch dort nicht. Ueber ihre Privatverhältnisse redeten sie nie; sie haßten den Klatsch und waren übereingekommen, um dem ganz aus dem Wege zu gehen, auch ihren Wirtschafterinnen, deren jeder eine besaß, den Verkehr untereinander gänzlich zu untersagen.

Von dieser Schweigsamkeit wich aber der Oberst seit einiger Zeit ab. Er begann öfters auf der Straße, fast gegen die Abmachung, etwas zu erzählen. Er berichtete einmal von der Unordnung, die früher bei ihm geherrscht, ein andermal fand er es außerordentlich gemütlich zu Haus, ein drittes Mal stellte er fest, daß seine Ausgaben für den Junggesellenhaushalt sich seit einiger Zeit verringert hätten. Er klagte, er müsse früher fürchterlich betrogen worden sein, und wenn er von den jetzigen Zuständen sprach, ging jedesmal ein Leuchten über sein Gesicht.

Der Geheimrat ließ ihn ruhig erzählen, aber antwortete nicht.

Da fing es eines Tages an zu regnen. Das störte die Brüder nicht, denn das Wetter konnte sein, wie es wollte, sie gingen von ihren Gewohnheiten nicht ab, die sie nun jahraus jahrein innegehalten, im Winter wie im Sommer, bei Regen wie bei Sonnenschein. Doch mit dem schlechten Wetter wurde es in diesem Herbst etwas arg, es hatte schon acht Tage geregnet und wollte noch immer nicht besser werden. Und wenn auch beide Brüder Gummischuhe trugen, so konnten sie doch ihre Ueberzieher und Kleidungsstücke nicht schützen, und naß, wie sie waren, mußten sie jedesmal wieder angezogen werden.

Aber immer noch hielt der Regen an, und unter diesen Verhältnissen war es kein Vergnügen, spazieren zu gehen. Da sagte der Oberst, als sie abends aus dem Hotel de Pologne kamen und das Wasser an den Spitzen der Regenschirme nur so herunterlief wie aus Dachrinnen: „Wenn es morgen früh so regnet, werde ich erst zu Tisch ausgehen und schenke mir den Morgenspaziergang.“

Der Geheimrat mochte Aehnliches erwogen haben, er nickte bloß, brummte, und die Sache war erledigt.

Der Himmel hatte kein Erbarmen, es goß unausgesetzt weiter, so daß wieder ein paar Tage darauf der Oberst erklärte, indem er auf seinen Ueberzieher zeigte, der allerdings naß war wie ein Schwamm: „Mein Lieber, ich habe keinen trockenen Faden mehr, die Sachen müssen einmal austrocknen. Ich werde heute nicht wieder ausgehen und mir mein Abendessen zu Hause bereiten lassen.“

Der Bruder, dessen Wirtschafterin schlecht kochte, war etwas ärgerlich, und abends erschien er zum erstenmal allein im Hotel de Pologne. Es war ein solches Ereignis, daß die Stammtischler beinahe von den Stühlen fielen. Man meinte allgemein, der Oberst wäre krank.

Das böse Wetter hielt an, aber regelmäßig kam der Oberst mit zu Tisch. Er machte nur ab und zu eine Bemerkung und erzählte, sein Abendessen wäre ebensogut gewesen wie am Stammtisch. Ja, bald darauf fand er es sogar besser, und er begann, was er sonst nie gethan, mit dem Oberkellner über die Zubereitung der Speisen zu rechten. Er fand das Bier nicht frisch und redete, da der Kellner antwortete, es hätte kein andrer geklagt und es wäre so, wie es immer gewesen, sich dermaßen in den Zorn hinein, daß er plötzlich aufstand mit den Worten: „Nun, so werde ich mir das Abendessen hier schenken!“ Und zum stillen Staunen der Gesellschaft ging er ohne seinen Bruder heim.

Jetzt fiel endlich Schnee, aber es ward frostklar, kalt, die Sonne schien, und trotzdem blieben die Morgenspaziergänge aus.

„Ich habe mich nun mal daran gewöhnt,“ sagte der Oberst.

Aber auch abends kam er nicht mehr. „Ich muß Wort halten, wie stehe ich sonst vor dem Oberkellner da!“ meinte er.

Der Geheimrat fühlte sich in seinen Lebensgewohnheiten dermaßen erschüttert, daß er es gar nicht fassen konnte und verstimmt ward gegen den Bruder. Und nun redeten sie nicht mehr zusammen, bis er ihm eines Tages sagte: „Mein Lieber, wenn du bloß zu Tisch kommst, dann lohnt sich's nicht, daß wir überhaupt zusammen gehen.“

„Wie du willst!“

„Ja, ich binde mich also auch nicht mehr.“

„Wie du willst!“

Und nun warteten sie nicht mehr aufeinander, erschienen nicht mehr am Fenster, um sich zu benachrichtigen, daß sie die Treppe hinuntergingen. Ja, eines Tages blieb sogar zum erstenmal seit fast zehn Jahren der Oberst auch vom Mittagstische fort. Er ließ sagen, er sei erkältet.

Nach einiger Zeit kam er zwar wieder, aber er begann die Woche zwei- bis dreimal zu fehlen, Sonntags blieb er regelmäßig zu Haus.

Als es Frühjahr ward, erschien er einmal vierzehn Tage lang nicht, so daß der Geheimrat in seinem Aerger sagte: „Meine Herren, ich denke, wir brauchen den Platz für den Herrn Oberst nicht länger offen zu lassen; wollen Sie gefälligst nachrücken.“

Sie waren nachgerückt. Da kam der Oberst zu Tisch. Er fand seinen Platz besetzt, stülpte den Cylinder auf und ging, ohne ein Wort zu verlieren, wieder davon. Seitdem erschien er überhaupt nicht mehr.

Der Geheimrat fand aber eines Tages genau so wie die übrigen Herren im Hotel de Pologne auf seinem Platz ein lithographiertes Schreiben, worin Oberst a. D. Robert König seine eheliche Verbindung anzeigte mit der verwitweten Frau Hauptmann Emilie Bleckede.

Der Geheimrat ahnte, daß diese es war, die solche Ordnung in des Bruders Haus gebracht, von deren Wirken und Sorgen er, ohne den Namen je zu

nennen, bereits seit einem halben Jahr so schwärmerisch erzählte. Und der Geheimrat, von dem vielleicht die übrigen Stammtischmitglieder eine Aufklärung erhofften, meinte bloß achselzuckend wie immer: „Requiescat in pace!“ Diesmal machte er das Kreuz, das sonst sein Bruder gezogen, selbst, und da der Oberst nicht mehr unter ihnen weilte, fügte niemand die Uebersetzung hinzu.

Ueber den Fall wurde nicht weiter gesprochen, es war ein Verlorener, ein Mann über Bord, und wenn später einmal die andern Herren erzählten, sie hätten den Oberst gesehen, so schwieg der Bruder, als wäre es ein Fremder, von dem man gesprochen.

Der Sommer verging, der Herbst brach an. Die beiden Brüder hatten sich nie wieder getroffen. Der Oberst kannte ja genau die Stunden des Ausgehens und richtete sich ein, sein Haus immer zu einer andern Zeit zu verlassen.

Ein einziges Mal konnte er es nicht umgehen, und gerade zu der Stunde, wo der Geheimrat, allein, wie jetzt immer, den Cylinder auf dem Kopf, die Brille etwas vorgerückt, vielleicht etwas grauer geworden und krummer, aus dem Hotel de Pologne wiederkam, stand ein Leichenwagen vor dem Haus seines Bruders, und der Oberst, schwarzen Flor um Hut und Arm, stieg gerade, als auf der andern Seite der Geheimrat vorüberging, in den Wagen, um das letzte Geleit auf den Kirchhof zu geben.

Da dämmerte in dem alten Junggesellenherzen des Geheimrats die Hoffnung auf, nun würde der Verwitwete, der Abtrünnige zurückkehren. Er wartete Tag auf Tag, aber die Zeit verging, und er erschien nicht.

Doch der Oberst hielt es in der öden Wohnung nicht aus. Die Nachfolgerin konnte es ihm nicht recht machen; sein Haushalt wurde wieder teurer, in der Küche zeigte es sich, daß die liebe, sorgende Hand fehlte, und da erinnerte er sich wieder des Hotel de Pologne.

Das ganze Trauerjahr hindurch hielt er es noch aus, aber genau dreihundertundfünfundsechzig Tage, nachdem er hinausgefahren, hinter dem Sarge her, streifte er selbst den Flor vom Hut, und die neue Wirtschafterin mußte ihm das schwarze Band vom Arme trennen. Dann zog er zur Essensstunde den Ueberzieher an, bürstete den Cylinder, nahm den Stock in die Hand, trat wieder ans Fenster, als wollte er seinen Abmarsch melden, stieg langsam die Stufen hinab, etwas älter, grauer, schwerfälliger geworden, und gerade auf der Straße traf er den Bruder. Er gab ihm die Hand, als wäre nichts geschehen, und die beiden schritten wieder, einen halben Meter voneinander entfernt, ganz gleich fast, nur der eine mit Brille, der andre ohne Glas, dem Hotel de Pologne zu.

Sie sprachen kein Wort. Sie hatten sich nur stumm die Hand gedrückt; es lag darin Beileid und Versöhnung zugleich.

Der Oberst trat an den Tisch, der Oberkellner schob ihm den alten Stuhl zurecht, der Oberst griff in die Tasche, gab dem Mann einen Thaler, dann setzte er sich, und als allmählich die übrigen Herren erschienen, in bunter Reihe, die nun wieder einen herunterrücken mußten, sagte der Oberst, als ihm einer nach dem andern zum Willkomm die Hand reichte, wie zur Rechtfertigung, daß er nun wieder unter ihnen sitzen dürfe, nur die Worte: „Ich bin Witwer, meine Frau ist gestorben.“

Darauf antwortete der Geheimrat mit der alten Redensart, wobei ihm aber diesmal die Stimme zitterte, indem er gerührt den Bruder von der Seite ansah, den er wiedergefunden und nun nicht wieder lassen würde bis ans Ende:

„Requiescat in pace!“

Und sei es alte Gewohnheit, sei es, weil auch er der Entschwundenen ein Wort nachrufen wollte übers Grab, kurz, der Oberst fügte hinzu:

„Friede ihrer Asche!“

Dabei hob er ganz leise andeutend die Hand, aber statt des Kreuzes machte er nur einen Strich, als besänne er sich noch eines andern. Damit war die Angelegenheit erledigt, und es wurde über den Zwischenfall nicht weiter gesprochen.

Der Aufstand in Marokko

(Mit sechs Abbildungen)

Die bereits seit fünfzig Jahren schwebende marokkanische Frage ist durch den neuerdings in jenem nordafrikanischen Sultanat ausgebrochenen Aufstand wieder ins Rollen gekommen. Es handelt sich diesmal nicht um die gewöhnlichen Streitigkeiten der Araber- und Berberstämme untereinander oder um die nicht minder häufigen gewaltsamen Steuereintreibungen, sondern um eine auf die Beseitigung des regierenden Sultans Muley Abdul Aziz, der mit den Rebellen unter Bu Hamara im Kampfe steht, abzielende Bewegung. Sein Reich, Maghreb al-Akßa (d. h. der äußerste Westen), nimmt in der mohammedanischen Welt eine selbständige Stellung ein, und sein Herrscher kennt keine Abhängigkeit vom Kalifat des türkischen Sultans an. Die Mauren nennen ihn Sultan, die Europäer vielfach Kaiser, sein eigentlicher Titel jedoch ist Emir el-Mumenin, d. i. Fürst der Gläubigen. Nach dem Tode des vorigen Sultans Muley-Hassan, am 6. Juni 1894, bestieg der gegenwärtige, im Jahre 1878 geborene Herrscher den Thron, obwohl er nur ein jüngerer Sohn war. Er verdankte dies einer Intrigue des Großkämmerers Sir Ahmed Ben Musa, der das Ableben des Sultans während zweimal 24 Stunden geheim gehalten und inzwischen die Proklamation des damals sechzehnjährigen Abdul Aziz durchgesetzt hatte. Dies geschah aus Haß gegen den nächstberechtigten Thronerben, den ältesten Sohn des Verstorbenen, Muley Mohammed, mit dem Beinamen „der Einäugige“, der nach einem mißglückten Aufstandsversuche in Mekinez eingekerkert blieb. Erst nachdem Abdul Aziz nunmehr von den Aufständischen bedrängt wurde, ließ er den Gefangenen wieder frei und setzte ihn in seine früheren Aemter



Ansicht von Fez

und Würden ein. Der junge Sultan hatte sich während seiner Regierung in mancher Hinsicht als reformfreundlich im europäischen Sinne gezeigt, was ihm die Gegnerschaft der Strenggläubigen zuzog. So kam es, daß die namentlich bei den Berberstämmen des Nordostens längst gärende Unzufriedenheit hell aufloderte, als ein Führer erstand, der eine politisch-religiöse Losung ausgab. Dieser Führer fand sich in der Person eines schlauen Soldaten Namens Omar Zarhuni, der sich nach Prophetenart einen Beinamen gab und nach seinem Lieblingsreittier, einer weißen Eselin, Bu Hamara („Vater der Eselin") nannte. Er gab sich als Verkünder des Mahdi aus und gewann großen Anhang; in Scharen strömten ihm die kriegerischen Tribus aus dem Innern zu, und seine Streitmacht wurde auf 30000 Mann geschätzt. Das Heer des Sultans besteht aus einer erblichen berittenen Leibgarde (400 Mann), 1000 Mann gewaltsam geworbener Infanterie, 2000 Mann irregulärer Reiter und 18000 Mann Miliz. Im Kriegsfalle sollen noch 40000 Mann irregulärer Reiter zur Verfügung stehen. Der Oberkommandierende der Truppen des Sultans ist ein Engländer oder vielmehr Schotte, der vor einigen Jahren von der Königin Viktoria geadelte Sir Harry Maclean. Der wichtigste Handelsplatz Marokkos ist die feste Seestadt Tanger an der Meerenge von Gibraltar, und dort befindet sich auch der Sitz des in Marokko beglaubigten diplomatischen Corps, der auswärtigen Gesandten mit ihren Attachés und Sekretären, und der Konsulate. Vertreter Deutschlands ist Freiherr von Mentzingen; der englische Gesandte ist Sir A. Nicolson, der französische Révoil.

Neben der Reichshauptstadt und ersten Residenz des Sultans, Marokko oder Marrakesch, ist Fes oder Fez die zweite Hauptstadt. Sie liegt, etwa 200 Kilometer südlich der Straße von Gibraltar, in einer von hohen Bergen umschlossenen fruchtbaren Thalebene am Fuß des Tschebel-Salah und wird von einem Nebenfluß des Sebu, dem Wad Fes, in zwei Teile geschieden: im Westen Fes el-Bali, das alte Fes; im Osten auf einer Terrasse Fes el-Tschedid, das neue, im 13. Jahrhundert gegründete Fes. Beide Städte vereinigen sich im



Sultan Muley Abdul Aziz



Die Vertreter der europäischen Mächte in Tanger (von links nach rechts): der deutsche Gesandte Frhr. v. Mentzingen und sein Attaché; der Attaché der englischen Gesandtschaft; der englische Gesandte Sir A. Nicolson; der französische Gesandte Révoil

Norden an einem Berge, der die Kasbah trägt. Eine Röhrenleitung versorgt alle Häuser mit Wasser aus dem Flusse und ermöglicht es, auch die Gärten stets mit genügendem Naß zu versorgen, so daß ihre Vegetation ungemein üppig ist. Der englische Tourist Dr. Leared rühmt besonders die prächtigen Orangenhaine, die blühenden Myrtenbäume mit Stämmen gleich Waldbäumen und die riesengroßen Jasminsträucher. Von den beiden Stadtteilen ist Alt-Fes viel ausgedehnter und der Sitz der großen Industrien. „Wir ritten," berichtet er, „durch eine sehr lange, aber nur etwa sieben Fuß breite Straße, die von Ost nach West durch das ganze alte Fes geht. Sie war in einigen Teilen mit Steinen von der Größe und Form von Kokosnüssen gepflastert, die durch den ständigen Verkehr vollständig poliert waren. Die Läden waren die gewöhnlichen viereckigen Kammern, einige Fuß über dem Erdboden und vorn ganz offen. Sie waren mit allen Arten Waren gut versehen. Der maurische Händler, der genau wie der Türke dasitzt, so daß er alle Waren bequem erreichen kann, ist eine weniger würdige Persönlichkeit und schlauer und eifriger im Verkaufen. Viele Straßen waren mit einem offenen Dach aus durchflochtenem Rohr bedeckt, über das sich Weinreben in großer Ueppigkeit breiteten. Diese Dächer und alle Vorsprünge der Häuser waren mit Spinnweben und der Weg darunter mit Staub und Schmutz bedeckt ... Der Reichtum des Ortes ist sehr groß. Hauptindustrien sind Weberei, Gerberei und die Herstellung von Thongeschirren." Mehr die Kehr-



Sir Harry Maclean, der Oberkommandierende der Truppen des Sultans

seite des Bildes läßt Edmondo de Amicis hervorheben, wenn er schreibt: „Wie soll ich die Verwunderung, das Mitleid, die Traurigkeit ausdrücken, die mich bei diesem großen und trüben Schauspiel überfielen? Der erste Eindruck war der einer ungeheuren, in Altersschwäche und Verfall geratenen Stadt. Große Häuser, die aus übereinandergetürmten Häusern gebildet zu sein schienen, hatten von oben bis unten Risse, waren auf jeder Seite gestützt und hatten als einzige Oeffnung eine Luke in Form eines Kreuzes. Lange Straßenzüge, von zwei hohen kahlen Mauern wie Festungsmauern flankiert; Straßen, die bergauf, bergab gehen, mit Steinen und Trümmern zerfallener Gebäude, die alle dreißig Schritt eine andre Richtung einschlugen, hie und da ein langer bedeckter Durchgang, dunkel wie ein Keller, durch den man tasten muß." Die Einwohnerschaft zählt etwa 100000 Köpfe. Der Sultan bewohnt oberhalb der Stadt ein ganzes, aus Gärten und Palästen bestehendes Viertel für sich, in dem er im März 1902 eingetroffen war, um die nächsten Jahre hier zu residieren. In der Nähe liegt das von dem italienischen Oberst Ferrara geleitete Arsenal.



Die Leibgarde des Sultans

Was die Bevölkerung des Sultanats angeht, von dem noch heute fast der dritte Teil des ganzen Gebietes unerforscht ist und die Gebirgsgegenden sogar völlig unbekannt sind, so wird ihre Zahl auf etwa 9250000 Seelen geschätzt. Darunter befinden sich 3,7 Millionen Araber, 5 Millionen Berber neben 150000 Juden, etwa 120000 Negern und vielleicht 4000 Europäern. Um 700 n. Chr. eroberten die Araber das Land und drängten dessen Bewohner, die Berber, in die Berge zurück. Sie selbst ließen sich in den fruchtbaren Ebenen nieder oder siedelten sich in den Städten an. Die Berber der verschiedenen Stämme bilden die Kabylen, von denen für den gegenwärtigen Aufstand in erster Linie die verbündeten Stämme der Riatas und Riffains in Frage kommen. Sie sind von großer, kräftiger Statur, mutig und kriegerisch und lieben ihre Freiheit und Unabhängigkeit über alles. Auch dem Sultan gegenüber haben sie bis jetzt ihre volle Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten gewußt. Ueberhaupt sind neben den Arabern nur die Schilluh (seit 1882 und 1886) dem „Emir el-Mumenin" wirklich unterthan; die übrigen Berber sind teils ganz frei, teils nur so lange unterworfen, als der Herrscher durch seine bewaffnete Macht die Abgaben von ihnen eintreiben läßt. Das ganze Reich des Sultans von Marokko befindet sich in einem noch viel traurigeren Zustande als die Türkei und ist längst in der Auflösung begriffen. Es hat sich bis jetzt nur erhalten, weil Spanien, Frankreich und England, die in erster Linie interessierten Mächte, einander dies fruchtbare und wichtige Land nicht gönnen und deshalb den bisherigen Zustand zu erhalten suchen.



In den Kampf ziehende Berber





Wißbegierig

Nach einer Zeichnung von Wilhelm Schade

Der Kaiser Wilhelm-Kanal und die Küsten- und Binnenfischerei

Als im Sommer des Jahres 1895 der Zeitpunkt der Eröffnung des Schiffahrtweges zwischen Nord- und Ostsee näher und näher rückte, wurde in weiteren Kreisen vielfach die Befürchtung laut, daß mit dem Eintritt des Ostseewassers in den Kanal und der wachsenden Versalzung der vom Kanal berührten Binnenseen der bisherige Fischbestand dieser Gewässer eine schwere Einbuße erleiden werde. Allerdings fehlte es auch nicht an Stimmen, die eine gegenteilige Wirkung von der Kanaleröffnung erhofften. Allgemeine Befriedigung erregte daher der Schritt der Königlichen Regierung zu Schleswig, die den Oberfischmeister Hinkelmann in Kiel beauftragte, regelmäßige Untersuchungen über den Fischbestand des Kanals und den Aufstieg von Ostseefischen in ihn zu veranstalten. Seitdem unternimmt genannter Oberfischmeister in jedem Frühjahr und Herbst auf einem eigens für diesen Zweck ausgestatteten Fahrzeug Rekognoscierungsfahrten, deren Dauer auf zehn bis zwölf Tage bemessen wird. Die Ergebnisse der letzten Herbstfahrt sind noch nicht bekannt, die Frühjahrsfahrt jedoch, die am 11. Mai von Holtenau aus angetreten wurde und in erster Linie über das Vordringen der Heringe und das Vorkommen neuer Laichplätze Aufschluß geben sollte, hatte sehr befriedigende Ergebnisse.

Bereits im Februar v. J. hatte sich in der Eckernförder Bucht das Herannahen großer Heringszüge bemerkbar gemacht, die den dortigen Fischern ungewöhnlich reiche Fänge sicherten. An einzelnen Tagen wurden, wie Barfod-Kiel in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift des näheren ausführt, so viele Fische an den Markt gebracht, daß der Fischereivorstand, um einem weiteren Preissturz vorzubeugen, die Fischer verpflichtete, nicht mehr als zwei Bootsladungen pro Wade (großes Schleppnetz) einzubringen. Unmittelbar nach den Massenfängen bei Eckernförde erschienen ähnlich gewaltige Heringszüge in der benachbarten Kieler Föhrde, die sich besonders vor der Kanalmündung stauten, so daß reiche Fänge gemacht wurden. Damit waren zugleich die Anzeichen gegeben, daß der Aufstieg der Heringe in den Kanal zum Zwecke des Laichens begonnen habe.

Allerdings ist der Aufstieg den Ostseefischen jetzt gegen die Vorjahre erheblich erschwert, da die Schleusen nur dann geöffnet werden, — vom Durchschleusen der Schiffe abgesehen — wenn der Wasserstand für den Kanal und den Kieler Hafen der gleiche ist, weil die sonst unvermeidliche starke Strömung die Lenkbarkeit der den Kanal passierenden Schiffe ungünstig beeinflußt. Trotz des erschwerten Zuganges zur Kanalmündung konnte dennoch der Oberfischmeister bald konstatieren, daß die Heringsschwärme ihre alten Laichplätze zahlreicher besucht hatten als je zuvor. Bereits beim Passieren der Schleuse wurden vom Fangschiff „Neptun“ aus zahlreiche Heringe, die nahe unter der Wasseroberfläche dahinzogen, bemerkt. Ein innerhalb der Schleusenkammer ausgesetztes Stellnetz lieferte nach 30 Minuten 3—4 Dutzend lebende, völlig laichreife Fische. Ebenso wurden bei Kilometer 94 und 92 zahlreiche Heringe nahe der Oberfläche beobachtet; den ersten großen Zug aber traf man zwischen Kilometer 69 und 68 an.

Besonders große Scharen zeigten sich bei Kilometer 66 im Schiernauer See, einem wichtigen Laichplatze, obwohl die Pächter dieses Sees bereits große Fänge gemacht hatten und mehrere Wagenladungen voll Heringe an Eckernförder Räuchereibesitzer abgeführt waren. Es hatte sich um lauter laichreife Fische gehandelt, wie an dem massenhaften Rogenverlust an dem Bergungsplatz des Fanges zu ersehen war. Laichreife Heringe lassen nämlich beim leisesten, auf ihren Körper ausgeübten Druck Eier oder Milch fahren. In dem feuchten Wiesengelände fand sich der Rogen so reichlich vor, daß nach Hinkelmanns Schätzung damit bequem ein Zwanzig-Liter-Faß hätte gefüllt werden können. Angesichts solcher Thatsachen gab der Oberfischmeister den Pächtern des Sees den Rat, eine eigne Räucherei anzulegen.

Während der weiteren Fahrt konnten Spuren laichreifer Heringe bis zu Kilometer 35,5 verfolgt werden; ja es gelang sogar, bei diesem vorgeschobenen Punkte eine beträchtliche Anzahl Fische, unter denen beide Geschlechter ziemlich gleichmäßig verteilt waren, zu erbeuten. Dieser Umstand war deswegen wertvoll, weil er den Beweis erbrachte, daß es sich nicht um einige versprengte Exemplare handelte, sondern daß ganze Laichzüge erheblich weiter gegen die Elbe hin vorgedrungen waren als in den Vorjahren, obwohl sich das Wasser des Kanals hier nur schwach salzig zeigte. Falls keine Umstände eintreten, die das fernere Vordringen der Heringe zum Stillstand bringen, ist mit großer Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen, daß im Verlauf der nächsten Jahre die Heringe den ganzen Kanal passieren und bis in die Elbe vordringen werden.

Was aus dem weiten Vordringen der Heringe gefolgert werden durfte — daß sie neue Laichplätze neben den früheren gefunden hatten —, erwies sich als richtig. Ein solches völlig neues Laichfeld entdeckte Hinkelmann bei Kilometer 49 und 50, ziemlich in der Mitte der ganzen Kanalstrecke gegenüber der Luhnaumündung. Der Rogen war daselbst auf einer Strecke von ungefähr 1000 Metern an den mit grünen Algen dicht bewachsenen Ziegelsteinen der nördlichen Kanalböschung reichlich, an den Feldsteinen spärlicher abgesetzt. Das Laichgeschäft mußte teilweise bei hohem Wasserstande erfolgt sein, da sich bei Ankunft der Expedition noch Rogen an den 10 bis 12 Centimeter oberhalb des Wasserspiegels befindlichen Steinen zeigte.

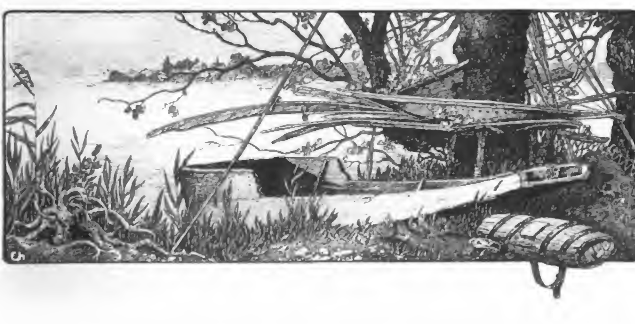
Eine reiche Besetzung mit Heringslaich boten beide Uferböschungen bei der Ortschaft Sehestedt (Kilometer 74) dar, welche Gegend übrigens ebenso wie der Schiernauer See bereits aus den Vorjahren als Laichfeld bekannt war. Der Rogen fand sich daselbst bis zu einer Tiefe von ca. 2 Metern unter dem Spiegel des Kanals. Obwohl sich der stürmischen Witterung wegen der eigentliche Vorgang des Laichens nirgends unmittelbar beobachten ließ,

konnte doch festgestellt werden, daß bei Schestedt die Eierablage zwischen dem 7. und 17. Mai erfolgt sein mußte. Offenbar war die gegen frühere Jahre beobachtete Verzögerung des Laichgeschäftes um ca. 14 Tage ebenfalls als eine Folge des rauhen Frühjahrs anzusehen. Die bisherigen Untersuchungen Hinkelmanns lassen hoffen, daß der Kaiser Wilhelm-Kanal eine stetig wachsende Bedeutung als Laichrevier für Ostseeheringe und andre Fische gewinnen wird. Zugleich aber sind die vom Kanal durchsetzten Seen, wie der Schiernauer, auf dem besten Wege, sich zu Heringsfangplätzen von Bedeutung zu entwickeln. Wer hätte gedacht, daß ein deutscher Landsee ein Fangplatz für diesen wichtigsten Seefisch werden könnte!

Bedeutsamer aber als dieser letztere Umstand erscheint uns die wachsende Frequenz des Kanals als Laichplatz und zwar für die Erträgnisse der Küstenfischerei. Es ist eine längst erwiesene Thatsache, daß laichreife Fische für ihr Fortpflanzungsgeschäft vorwiegend die eigne Geburtsstätte aufzusuchen pflegen. Je mehr Heringe also im Kanalgebiet ausschlüpfen und später in die See zurückkehren, desto größere Laichzüge dürfen alljährlich daselbst wieder zu erwarten sein. Bestätigt sich dies, so wird der Zudrang der Ostseeheringe zu der Kanalmündung, d. h. der Kieler Föhrde und den ihr benachbarten Ostseebuchten und -busen, mit jedem neuen Jahre steigen und der Küstenfischerei ein größerer Gewinn daraus erwachsen. Wie sehr übrigens die Ostseefischer mit der veränderten Sachlage bereits rechnen, beweist das Vorgehen der Eckernförder Fischer. Während die Zahl der mit Stellnetzen zum Frühjahrsfang ausgehenden Boote vor 1898 nur 10 betrug, ist diese im Laufe der letzten Jahre infolge der guten Erträge um das dreifache, nämlich auf 40, angewachsen und wird voraussichtlich bald eine weitere Erhöhung erfahren.

Doch nicht nur die Heringsfischerei, auch den Butt- und Aalfang hat die Eröffnung des Kanals günstig beeinflußt. Es stellt sich nämlich mehr und mehr heraus, daß der Kanal, dessen Befischung wegen Behinderung der Schiffahrt streng untersagt ist, als ein wichtiges Schonrevier für diese und andre Seefische angesehen werden muß. Die an der Kieler Föhrde beheimateten Möltenorter und Ellerbeker Fischer pflegen die großen, in der Föhrde gefangenen Plattfische direkt als „Kanalbutt“ zu bezeichnen.

Daß der Kanal auch für die Binnenfischerei Bedeutung erlangt hat, wurde oben schon angedeutet. In erster Linie kommen der Flemhuder, der Schiernauer und der Audorfer See, in zweiter auch die Obereider in Frage. Durch den Schiernauer und Audorfer See führt der Kanal hindurch, den Flemhuder See berührt er nur. Für diese Gewässer läßt sich der Gewinn, den die Fischerei durch die Eröffnung des Kanals gehabt hat, wie Barfod zeigt, sogar ziffernmäßig belegen, indem man die jetzige Pachtsumme mit den früher gezahlten vergleicht. Für den Flemhuder See, dessen Areal seit der Eröffnung des Kanals um die Hälfte vermindert worden ist — der Seespiegel liegt jetzt 7 Meter tiefer als vor dem Jahre 1895 —, wurden bis zum Jahre 1897 nur 50 Mark an Pacht bezahlt, die jetzige Summe aber beträgt 650 Mark pro Jahr. Die Pacht für den Schiernauer See stieg in derselben Zeit, trotzdem die Kanalrinne nicht befischt werden darf, von 100 auf 1020 Mark, und der kleine Audorfer See bringt jetzt 500 Mark an Pacht ein. Trotz dieser enormen Steigerung der Pachtsummen machen die Nutznießer immer noch gute Geschäfte, woraus hervorgeht, daß seit der Kanaleröffnung sich der Fischbestand erheblich gehoben hat. Zieht man den Wert der Fischerei für die Ernährung der breiten Volksschichten in Betracht, so läßt sich der strategischen und kommerziellen Bedeutung des Kaiser Wilhelm-Kanals noch die volkswirtschaftliche anreihen. Tritt die letztere gegen die ersten beiden auch in den Hintergrund, so liegt nach obigen Ausführungen doch keine Veranlassung mehr vor, sie fernerhin völlig außer Rechnung zu lassen, wie das bisher geschehen ist. C. Lund



Die Heiligen vom Berge

Novellette

von

M. Widmann

In Locarno war Markttag. Schon vor Tagesanbruch hatten sich die Bauern aus den benachbarten Thälern zu Wagen und zu Fuß aufgemacht. Vieh vor sich hertreibend, rückten sie nun in die Stadt ein, meist von ihren Weibern begleitet, die auf dem Rücken die Erzeugnisse ihres Heimatortes in Tragkörben zum Verkauf auf den Markt schleppten. Die Bewohnerinnen des unteren Valmaggias, das reich und fruchtbar ist, brachten Gemüse, die vom höher gelegenen Campotale boten Ziegenkäse und selbstgesponnenes Garn feil, während die Frauen des Lavvizzarethales Honig und frische Butter lieferten. Schließlich kamen noch die Weiber vom Pecciathale mit eigenartigen kleinen Steinkesselchen, die aus dem weichen, hellgrauen Lavetschenstein, den man nur im Pecciathale findet, gefertigt sind.

Auf dem großen, am Lago Maggiore gelegenen Marktplatz hatte das rege Leben seinen Höhepunkt erreicht. Auch die Fremden der vielen Hotels und Pensionen, die in dieser Jahreszeit — es war Anfangs April — meist überfüllt sind, waren zahlreich erschienen. Der Markt bildet für sie stets einen ganz besonderen Anziehungspunkt und bot willkommene Gelegenheit, die mitgebrachten Photographieapparate zu benutzen.

Mitten in dem fröhlichen Fremdenschwarme ging ein junger Mann für sich allein. Ulrich von Stetten war erst am vorigen Abend in Locarno angelangt und hatte im Sinne, mehrere Wochen am lieblichen Lago Maggiore von anstrengender Arbeit auszuruhen. Er mochte etwa dreißig Jahre zählen, war groß und schlank, hatte ein feingeschnittenes energisches Gesicht und dunkle Haare und Augen.

Ulrich war Arzt und wohnte in Klausthal; dort hatte im Winter eine heftige Influenzaepidemie geherrscht, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Um diese Jahreszeit war es dort noch beinahe Winter; um so mehr genoß er daher den paradiesischen lachenden Frühling der italienischen Seen. Wohlig ließ er sich von der wärmenden Sonne durchstrahlen und atmete die feinen Düfte der blühenden Glycinen und Magnolien, die, alle Gemüse- und sonstigen Marktgerüche überwindend, in der linden Luft schwebten.

Auf einmal hörte er lachen und sah, wie sich die Leute rasch in einem Kreise um eine Gemüseverkaufsstelle scharten. Was mochte da Neues zu sehen sein? Diesmal waren es nicht bloß die Fremden, die sich herzudrängten, auch die Einheimischen liefen herbei, kaufende Frauen, Mägde, Schulkinder und vor allem die nichtsthuende, herumbummelnde, mannbare Jugend Locarnos.

Mit zwei Schritten stand Ulrich von Stetten im rasch sich bildenden Kreise; da ward ihm ein lieblicher Anblick. Vor dem Händler, der die schönsten und verlockendsten Gemüse des ganzen Marktes feilhielt, standen zwei junge Mädchen mit einem Eselchen, dem an beiden Seiten leichtgeflochtene Tragkörbe angeschnallt waren. Aber nicht dieses hellgraue hübsche Tier war es, das die Neugierde des Publikums reizte; den Mädchen und ihrer Kleidung galt die allgemeine Aufmerksamkeit. Beide waren in lange, hemdartige, weiße Kutten gehüllt, die die Arme, den Hals und obersten Brustansatz freiließen und um die Mitte von einem Bande in losen Falten zusammengerafft wurden. Daß die jungen Damen keine Korsette trugen, war leicht ersichtlich, auch trugen sie weder Strümpfe noch Schuhe; die eine hatte leichte Sandalen an den kleinen wohlgeformten Füßen, die andre ging vollkommen barfuß. Auch die Köpfe der Mädchen waren unbedeckt, ihr Haar war schlicht in der Mitte gescheitelt und am Hinterkopf in einen Knoten verschlungen.

Ulrich von Stetten machte es wie die andern Fremden; er blieb stehen und staunte die ungewohnten Erscheinungen verwundert an. Wo um Himmels willen kamen diese fast alttestamentlich aussehenden Gestalten her?

Die beiden Mädchen ließen sich inzwischen durch das allgemeine Aufsehen, das sie erregten, nicht im mindesten stören; sie schienen dergleichen gewöhnt zu sein. Ruhig wählten sie ihre Ware und versenkten Blumenkohl, Spargel, unzählige Büschel rotleuchtender Rüben, Salathäuptchen und Rettiche, kurz was der Markt an Gemüsen bot, in die Tragkörbe des friedlichen Grauchens. Dann wurde die Rechnung beglichen; in gebrochenem Italienisch verständigte sich eines der Mädchen mit dem Händler, der eine schöne Einnahme machte. Der Esel erhielt einen sanft antreibenden Schlag, der Kreis der Zuschauer öffnete sich, und weiter schritt die kleine Karawane, von unzähligen Kindern begleitet. Ulrich von Stetten folgte langsam dem Zuge, und viele thaten gleich ihm. An mehreren Orten noch hielten die Mädchen an, immer jedoch waren es nur Gemüse und Obst, Aepfel, Orangen und Nüsse, die sie kauften, und überall, wo sie gingen und standen, erregten sie dasselbe Aufsehen und ziemlich spöttische Heiterkeit.

Zuletzt hielten sie noch vor einem Konservenladen. Da gleich daneben ein Café lag, dessen im Freien aufgestellte Tischchen einen hübschen Aufenthalt und Beobachtungsposten boten, setzte sich Stetten dort nieder, ließ sich einen Wermut bringen und schaute, was sich etwa noch weiter zutragen werde. An einem andern der kleinen Tische saßen mehrere junge Herren von Locarno, offenbar den besseren Ständen angehörend, und äugten gleich ihm nach dem Laden hinüber, in dem die spärlich bekleideten Schönen verschwunden waren; das Eselchen hatten sie draußen festgebunden. Die jungen Männer besprachen lachend und in dem etwas freien Tone, den junge Männer unter sich gern anwenden, die Kleidung und das Aus-

sehen der Mädchen. Stetten, mit der italienischen Sprache wohl vertraut, konnte der Unterhaltung folgen.

„Es ist ein Skandal," meinte der eine, ein grämlicher kleiner Herr, dessen gelblicher Teint ein Leberleiden verriet, „es ist ein Skandal, ich weiß nicht, weshalb unsre Munizipalität so etwas duldet. Ich meine, wir hätten hier im Tessin genug eigne Narren, ohne noch fremde beherbergen zu müssen."

„Was willst du denn, Bizzi?" sagte sein Nachbar, ein breitschulteriger junger Mann mit einem leichten Ansatz zur Korpulenz. „Ich finde die Sache famos. Die Mädel sind schön und ich als Mitglied unsers Verschönerungsvereins bin ihnen gewogen: sie zieren die Gegend; da, schau nur die Rote, eben tritt sie heraus, ist die nicht wundervoll?"

Er hatte recht, sie war wundervoll, nun sah es auch Ulrich. Beim ersten Anblick vorhin hatte er nur einen Gesamteindruck der seltsamen Kleidung empfangen. Jetzt aber, wie dieses Mädchen in dem dunkeln Arkadenbogen so dastand, vom weißen, losen Kleide schneeig umflossen, sah er, daß sie prachtvolles, leichtwelliges rotes Haar hatte, dazu den feinen, milchfarbenen Teint der Rothaarigen, nicht aber deren Sommersprossen. Zwar war ihre Haut an einigen Stellen am Nacken und an den Oberarmen leicht gerötet, wohl von den bereits recht kräftigen Sonnenstrahlen, aber ihr Antlitz war rosig und rein. Sie war es, die die Sandalen trug. Ihre Gefährtin war lange nicht so hübsch; sie kam nun eben auch aus dem Laden und trug eine Menge Gemüsekonservenbüchsen, die sie in die bald hochgefüllten Körbe des Eselchens gleichmäßig verteilte. Sie war auch die Sprecherin und Zahlmeisterin. Ihr Haar war strohfarben und glanzlos wie das der Bauernkinder, die ohne Hut in Wetter und Sonne gehen, und ihr Gesicht war von der Sonne gebräunt, was nicht gut zu dem hellen Haar stand. Diese junge Dame schien das Anstarren der jungen Männer nicht peinlich zu finden; sie kehrte sich gar nicht daran und oblag ruhig ihren Geschäften. Die Rothaarige aber hatte sich unter tiefem Erröten zur Seite gewandt und versucht, hinter dem hochbeladenen Esel Deckung zu finden.

„Recht hast du, schön sind sie und dableiben sollen sie," rief nun ein dritter der jungen Leute vor dem Kaffeehause. Er war ein großer stattlicher Bursche mit gesund gerötetem Antlitz, hellen Augen und einem hübschen, sinnlichen Munde; seine Toilette verriet die gefällige Eleganz eines italienischen Dandys. „Wir haben hier wahrlich Mangel an fröhlichen Mädchen, die mit sich umspringen lassen. Seid doch froh, daß uns einmal was Rechtes über den Weg läuft, und schreit nicht gleich nach Moral, — verstanden, Bizzi?"

„Du könntest dich täuschen, Marini," erwiderte der Angeredete ärgerlich. „Bilde dir nur nicht ein, daß in der Kolonie dieser Nacktläufer*) freie Sitten geduldet werden. Mit diesen Mädchen kann man sich keinen Spaß erlauben; ihr langhaariges Oberhaupt mit dem Christuskopf hält eine strenge Zucht in der kleinen Gemeinde."

„Jedenfalls ist er schlau, daß er die Rothaarige herumschickt, Propaganda zu machen," meinte einer der Herren. „Uebrigens kann sie noch nicht seit langer Zeit bei der Bande sein; ich sehe sie erst seit wenigen Tagen."

Marini war aufgestanden, um den Anblick der Mädchen besser genießen zu können.

„Macht mir nichts vor," sagte er zu den Freunden; „wer so gekleidet herumgeht, kann unmöglich spröde sein. Das ist ja eine direkte Aufforderung an unser südliches warmes Blut, und die fremden Mädchen werden uns höchstens unsrer Schüchternheit halber verlachen. Ich werde jedenfalls nächstens mein Glück bei ihnen versuchen!"

*

Am Abend desselben Tages wurde im neuen kleinen Theater von Locarno der „Barbier von Sevilla" gegeben. Ulrich von Stetten hatte sich beizeiten einen Platz gesichert und saß nun gegen neun Uhr — in der italienischen Schweiz beginnen die Vorstellungen wie in Italien erst um diese Stunde — in dem hübschen Rokokobau.

Allmählich füllte sich das Theater. Im Parkett nahm das gewöhnliche Publikum Platz; meist Frauen und Mädchen aus dem Volke ohne Hüte, die meisten aber hübsch frisiert und große Ringe in den Ohren tragend, geschwätzig, aufgeregt und erwartungsvoll. Die Männer blieben an den Stehplätzen gleich am Eingange stehen, die spitzigen, etwas eingedrückten Kalabreserhüte schief auf dem Ohr und die Hände in den Taschen.

In den Logen ringsherum saßen die Spitzen der Locarneser Gesellschaft und die Fremden. Da gab es Toiletten in duftigstem Weiß, Blumen im Haar, und Juwelen und Augen blitzten um die Wette. Von Loge zu Loge ward gegrüßt, kokettiert und fixiert, und ein ruhiger Beobachter konnte sehen, wie sich die feinen Fäden kleiner Liebesromane hinüber und herüber spannen. Die Herren waren im Gesellschaftsanzug erschienen und trugen fast alle weiße Kamelien im Knopfloch. Stetten erkannte einige der jungen Herren wieder, die er am Morgen im Café gesehen hatte.

Die Vorstellung nahm ihren Anfang. Stetten war ganz Ohr, als ihn eine allgemeine Bewegung, die durch die Reihen lief, aufschauen ließ. Durch den Mittelgang des Theaters kamen drei abenteuerliche Gestalten gegangen.

„I balla-biutt! — Die Nacktläufer!" flüsterte man laut und leise, und eine allgemeine Heiterkeit gab sich kund.

Voran schritt ein mittelgroßer schlanker Mann; seine reichen, dunkelblonden Locken waren in der Mitte gescheitelt und wallten bis auf die Schultern nieder; er hatte ein feines, blasses Gesicht mit blondem Spitzbart und melancholischen Augen. Seine Kleidung bestand aus dunkelgrünen Lodenhosen, die bis an seine Kniee reichten, einem weißen, leinenen Kittel, der den Hals freiließ, sonst aber zugeknöpft war, da sich darunter offenbar kein Hemd befand; Beine und Füße waren unbekleidet und stark von der Witterung gebräunt.

Ihm folgte eine magere, nicht mehr jung aussehende Frau, gleich ihm in grüne Loden gekleidet, doch ließ das Gewand die Arme und den Hals der Dame frei, ihre nackten Füße steckten in Sandalen, und das dünne Haar trug sie in der Mitte gescheitelt und schlicht zurückgestrichen. Als dritter kam hinter ihr ein etwa achtzehnjähriger Jüngling;

*) Balla-biutt hat der Volksmund diese bei Locarno angesiedelten „Naturmenschen" benannt; eine Bezeichnung, die am besten mit Nacktläufer übersetzt wird und ein gutmütiges Spottwort bedeutet.

der hochaufgeschossene Bursche schritt mit vorgebeugten Schultern und etwas gesenktem Kopfe daher. Sein entblößter Nacken und die Arme, die aus einem ärmellosen Sweater hervorsahen, waren vom Sonnenbrand scharf gerötet, aber seine von den Knieen an nackten Beine waren noch weiß und von Dornen arg zerkratzt. Eine lebhafte Verlegenheit malte sich auf seinem hübschen Gesichte, und man sah ihm deutlich den Neuling an, der noch nicht ganz mit den früheren Lebensgewohnheiten und Anschauungen gebrochen hat. Die andern jedoch, offenbar ein Ehepaar, schritten unbeirrt durch die Menge bis in die vorderste Sitzreihe, wo alle drei ihre Plätze hatten. Dort setzten sie sich gemütlich zurecht und schienen gar nicht zu bemerken, welche Sensation ihr Erscheinen hervorgerufen hatte.

Endlich aber ward die Musik Siegerin und fesselte alle Gemüter; es wurde gut gespielt und schön gesungen, und die Zufriedenheit war eine allgemeine. In jedem Zwischenakt jedoch wandte sich sofort die Aufmerksamkeit des Publikums wiederum den sonderbaren Naturmenschen zu. Diese hielten aber ruhig all den neugierigen Blicken stand, und in einer der Pausen gingen sie sogar ins Theatercafé hinunter, um sich an einem Glase Bier zu erfrischen, wie andre Sterbliche auch.

Stetten befand sich gerade in ihrer Nähe und hörte mit einiger Verwunderung, daß die seltsamen Menschen das reinste Hochdeutsch sprachen, also offenbar Landsleute von ihm waren. Vergebens aber schaute er sich um, ob etwa gar noch die kleine rothaarige Schönheit vom Markte auftauchen werde; sie blieb leider unsichtbar.

Nach der Vorstellung setzte sich Stetten noch eine Weile ins Theatercafé, wie es die meisten Fremden und mehrere Locarnesen zu thun pflegten. Natürlich drehte sich das allgemeine Gespräch um das Erscheinen der seltsamen Fremden, die übrigens gleich nach der Vorstellung spurlos verschwunden waren. Mit höflicher Frage wandte sich Ulrich an einen fein aussehenden Herrn, der mit einigen hübschen Damen kaffeetrinkend an einem der kleinen, weißen Marmortische saß.

„Könnten Sie mir nicht sagen, mein Herr, welche Bewandtnis es mit diesen eigentümlichen Menschen hat, die ich heute zum zweitenmal sehe?"

„Sehen Sie, Signore," erwiderte der Angeredete, „es sind eigentlich Vegetarier, harmlose Leute, die sich des milden Klimas wegen hier nach Locarno zurückgezogen haben. Vor einigen Jahren waren ihrer kaum vier oder fünf, jetzt aber bilden sie bereits eine kleine Kolonie von zwanzig bis dreißig Personen. Sie haben ein Stück Land auf einem Hügel bei Ascona erworben und dort eine kleine Ansiedlung gegründet. Man kann den Ort von Locarno aus sehen, weithin erkennbar an der neuen Palissadenumzäunung, die ihre Domäne umgiebt. Wir nennen sie hier scherzweise auch die Heiligen vom Berge, weil sie in ihrer Kleidung und ihren Sitten ein wenig an die Gestalten des Alten Testamentes und die Anachoreten der altchristlichen Zeit erinnern. Der Volksmund hat einen weniger artigen Namen für sie erfunden. Sie selbst nennen sich Naturmenschen."

Stetten dankte für die freundliche Belehrung und beschloß, an einem der nächsten Tage einen Spaziergang nach den Gefilden der Naturmenschen zu unternehmen.

*

„Luzertola, wo bleibst du? Ist mein Kakao noch nicht fertig? Siehst du nicht, daß die Sonne schon acht Uhr zeigt? Sie ist ja schon über dem Einschnitt am Berge drüben!"

Vor einer kleinen, nach neuem Holz riechenden Hütte saß eine alte Dame mitten im Heidekraut und rief diese Worte einer unsichtbaren Person zu, die man drinnen hantieren hörte. Die alte Dame trug das Kleid der Naturmenschen, und ihre fetten Arme und nackten Füße waren von der Morgenkühle leicht blau angelaufen; ihr stark ergrautes Haar hing ihr in losen Strähnen über den Rücken herunter.

Jetzt erschien in der Thür der Hütte die schlanke rothaarige Schönheit im weißen, ärmellosen Gewande; in einer irdenen Tasse trug sie den Kakao, dazu ein schwarzes Brot von länglicher Form.

„Hier, Tante, ist das Gewünschte," sprach sie mit sanfter Stimme, das frugale Frühstück auf einen Stein neben die Alte setzend. „Die Uhr ist aber noch nicht ganz acht."

„Hast du schon wieder nach der Uhr geschaut, du Unverbesserliche? Du sollst dich doch nur nach der Sonne richten, wie wir Alten es hier thun! In den vierzehn Tagen, die du in unsrer Ansiedlung zugebracht hast, scheinst du mir keine Fortschritte im Erlernen unsrer Gebräuche gemacht zu haben. Komm, bring dein Frühstück heraus und setze dich her zu mir," fügte sie in freundlicherem Tone hinzu.

Mit leisem Aufseufzen ging das Mädchen hinein und kam bald mit einer kleinen gefüllten Tasse heraus. Das junge Ding verzehrte mit sichtlicher Mühe die im Kakao aufgeweichten Brotbrocken.

„Magst du den Wasserkakao immer noch nicht? Kannst du die Milch nicht entbehren?" fragte die Alte; sie hatte ihr Frühstück längst mit gutem Appetit verzehrt und schaute nun dem Mädchen mißbilligend zu. Schweigend aß die Rothaarige weiter.

„Du bist nicht dankbar, Luzertola," begann die alte Frau von neuem. „Du weißt, daß ich ja nur dein Bestes will. In den sechs Jahren, da deine Eltern nun tot sind, habe ich treulich für dich gesorgt, habe dich in gute Schulen geschickt und dich nun gar, bis du achtzehn Jahre zähltest, in einem vorzüglichen Pensionat in Dresden gelassen. Was hast du davon gehabt? Ein zartes Zimmerpflänzchen und bleichsüchtiges Dämchen bist du geworden! So war es wohl eine Gottesfügung, die mich im Herbst hier die Bekanntschaft dieser herrlichen Naturmenschen machen ließ, denen ich mich gleich mit Begeisterung anschloß. Ich wartete, bis die rauheste Jahreszeit vorüber sei, die ich alte Frau jedoch tapfer bestand, trotz dünner Kleidung und ungeheizter Räume; und kaum war der Frühling eingerückt, da ließ ich dich kommen, du blasses Treibhauspersönchen. Ich will dich groß und stark ziehen an Luft und Sonne und in freier Natur, mir und der Menschheit zur Freude. Du aber, statt dankbar zu sein, hängst den Kopf, fühlst dich tief unglücklich und sehnst dich fort aus diesem herrlichen, schönen Naturleben. Ist das recht, Luzertola?"

„Nenne mich doch nicht Luzertola, nenne mich wieder Marlena, das ist doch ein schöner, einfacher Name. Warum hast du mir den andern gegeben? Du weißt, wie entsetzlich ich mich gerade vor Eidechsen fürchte, von denen es hier wimmelt, und Luzertola bedeutet ja Eidechse."

„Der Name paßt doch sehr gut für dich," entgegnete Frau Reiffmann. „Du bist gerade so flink und geschmeidig wie solch ein glitzerndes Eidechslein und schlüpfst einem solchen gleich zwischen den Büschen und dem Gestein umher. Alle von der Kolonie kennen dich doch einmal unter dem Namen, und jetzt willst du ihn geändert haben?"

„Mach das, wie du willst, Tante," sagte Marlena ergeben: „das ist es aber nicht allein, was mich bedrückt; meine Leiden sind schlimmerer Art. Ich klage auch gar nicht über das mehr als primitive Essen, nicht über den Laubsack, der mir als Bett dient, nicht über all die vielen Wasserabgüsse, mit denen du mich täglich heimsuchst, nicht über die Sonnenbäder, obwohl ich jedesmal zittere, dabei überrascht zu werden. Mein schweres Leid sind die fast täglichen Gänge zur Stadt in diesem losen Gewande, das mich nur unvollkommen verhüllt und das bei den Männern freche Blicke und schamlose Reden, bei den Frauen aber mitleidige und spöttische Blicke hervorruft. Selbst die Kinder bleiben stehen und schauen mich an. Warum sendet ihr mich immer hinunter nach Locarno zum täglichen Einkauf?"

„Geht Erika nicht mit dir?" fragte Frau Reiffmann erzürnt. „Hab' ich dich jemals allein bis Locarno gesandt, du thörichtes Kind! Auch Erika ist ein junges Mädchen wie du und trägt dasselbe Gewand nun schon seit wohl einem Jahre. Sie hat sich nie beklagt über die Frechheit der Männer. Dem Reinen ist alles rein, merke dir das, mein Kind. Denke etwas weniger an dich und den Eindruck, den du hervorbringst; geh still und bescheiden deinen Weg, dann wird dich niemand kränken."

Verletzt wandte sich Marlena zur Seite und ging in die Hütte zurück, das gebrauchte Geschirr zu spülen und die Laubsackbetten hinaus an die Sonne zu tragen. Ihr hübsches Gesicht trug den Ausdruck tiefer Verzweiflung. Wie sollte sie sich nur helfen? Frau Reiffmann war die Schwester ihrer verstorbenen Mutter und ihre einzige Verwandte, die nun seit bereits sechs Jahren mütterlich für sie gesorgt hatte und von der sie auch pekuniär vollständig abhängig war. Marlenas Eltern waren arm gestorben; das bescheidene Vermögen hatten die letzten Jahre des brustkranken Vaters, die er im Süden zubringen mußte, vollständig verschlungen. Frau Reiffmann hingegen stand sich gut und war kinderlos. Marlena sollte ihre Erbin werden. Dafür verlangte die Tante aber auch blinden Kindergehorsam, und das junge Mädchen litt nun furchtbar unter der Schrulle der Dame, die auf ihre alten Tage noch Vegetarierin geworden und in die Kolonie der Naturmenschen eingetreten war.

Was sie an sich selbst nicht mehr erproben konnte, das wollte sie an der Nichte versuchen. Ihr Traum war, aus dieser ein kräftiges Naturweib zu formen, sie einem der Naturmänner in der Kolonie anzutrauen und in den dieser Naturehe entsprossenen Kindern ein neues, vollkommenes Naturmenschengeschlecht emporblühen zu sehen. Und Marlena fühlte sich wehrlos und gefangen, ohne Freunde, ohne Vermögen, ohne Hoffnung auf Erlösung, den Plänen der unternehmenden Tante preisgegeben.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen, Frau Reiffmann schätzte, daß es neun Uhr sei, und schaute nach den andern Behausungen hinüber; sie erwartete Erika mit dem Esel, die um diese Stunde ihre Nichte zum täglichen Proviantgange nach Ascona oder Locarno, je nach den Bedürfnissen der Ansiedlung, abholte.

In gleichmäßigen Zwischenräumen lagen über den Hügel verstreut kleine hölzerne Hütten primitivster Art, von Gemüsegärten umgeben. Vor den meisten standen große Wasserbecken und Sitzbäder in der Sonne und flatterten große nasse Laken im frischen Morgenwinde. Reges Leben herrschte in der kleinen Ansiedlung; Laubbetten wurden an die Sonne geschleppt, Gemüse ward von Frauen im Garten geholt und geputzt. Männer kamen und gingen, mit Axt und Säge bewaffnet, im Begriff, neue Hütten zu errichten. Die Naturmenschen besorgten jegliche Arbeit selber, getreu ihrem Grundsatz, möglichst aus eigner Kraft und ohne fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, frei in der Natur zu leben, ohne den untergebenen Lebewesen Schaden zuzufügen. Sie aßen natürlich kein Fleisch, verschmähten die Eier, aus denen ja Hühner werden sollten, und verbannten aus ihrer Kolonie die Milch, da diese einem unnatürlichen Zustande zu verdanken sei, worin die Kühe künstlich gehalten würden. Sie hatten im Sinn, mit der Zeit auch der Wolle zu entsagen, da es eine Grausamkeit sei, die armen Schafe ihrer Kleidung zu berauben.

An einem regnerischen Nachmittag eines der folgenden Tage schritt Ulrich von Stetten den schmalen Pfad hinan, der von Ascona quer über den Hügel zu der Ansiedlung der Naturmenschen führt. Er hatte bereits verschiedene hübsche Ausflüge gemacht, und überall war er den sonderbaren Gestalten der Naturmenschen begegnet, die, wie er selber, große Freunde schöner Spaziergänge zu sein schienen. Einzeln und in kleineren Gruppen hatte er sie angetroffen, grüne Rucksäcke auf dem Rücken, immer barfuß und barhäuptig. Bis dahin hatte schönes Wetter geherrscht, heute aber war ein richtiger Regentag, die Luft kühl und frostig, und die Straßen voll Wasserlachen und Kot. Stetten hatte sich nach dem Mittagessen entschlossen, heute einmal die Ansiedlung der Naturmenschen aufzusuchen, deren Bewohner bei Regen jedenfalls am ehesten in ihren Behausungen anzutreffen waren.

Ziemlich lange war er gegangen, ohne einem Menschen zu begegnen, und schon glaubte er sich verirrt zu haben, als er bei einer Biegung des Weges auf einmal die rothaarige Schöne den Weg herunterkommen sah. Heute trug sie nicht das alttestamentliche weiße Kleid, sondern war, wie die älteren Frauen, in ein ärmelloses dunkelgrünes Lodengewand gehüllt; ihr reiches Haar wallte unbehindert wie ein goldener Mantel fast bis zu ihren Knieen herunter. In der einen Hand trug sie eine Art Bergstock, mit der andern raffte sie die Falten des losen Gewandes zusammen, die sie wohl beim Abstieg ins Thal hindern mochten. Mit großer Vorsicht setzte sie die kleinen rosigen Füße auf flache Steine, dadurch die Wasserpfützen und scharfen Kiesel des Weges vermeidend. Ohne Stetten zu gewahren, kam sie geräuschlos näher; erst als sie dicht vor dem jungen Manne stand, hob sie die Augen vom Boden und schrak heftig zusammen. Der Stock entglitt ihrer Hand, brennende Röte überströmte ihr Antlitz und breitete sich über den schneeigen Hals bis in den Nacken aus.

Rasch bückte Stetten sich nach dem fallenden Stock und bot ihn dem Mädchen.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich

Sie so erschreckte. Es geschah sehr gegen meine Absicht. Ich bin ein Fremder, mein Name ist Ulrich von Stetten, und ich befinde mich auf der Suche nach dem Wege zur Ansiedlung der Naturmenschen. Gehe ich hier wohl recht?"

Marlena war wieder zu sich gekommen, doch war ihr Antlitz jetzt etwas blaß vom gehabten Schrecken. Da sie jedoch sah, daß ihr von dem jungen Manne kein Unheil drohte, der voll Respekt mit dem Hut in der Hand vor ihr stand und nicht anders mit ihr sprach, als er etwa in einem Salon mit einer fremden Dame geredet haben würde, so faßte sie Mut, schaute ihm freundlich in das hübsche Gesicht und gab ihm Auskunft.

„Sie sind auf dem rechten Wege, mein Herr. Gleich nach der nächsten Biegung da oben werden Sie schon die Palissaden sehen, die die Ansiedlung umzäunen. Dort ist auch ein Thor; Sie können gar nicht fehl gehen."

„Werde ich die Herrschaften nicht stören, wenn ich als neugieriger Fremdling da oben eindringe?" fragte Ulrich, mehr um das Mädchen, das ihm ausnehmend gefiel, noch einen Moment festzuhalten, als um sein Taktgefühl zu beruhigen. Er hatte bereits in Locarno vernommen, daß die Ansiedler sehr gerne Besuche empfingen, immer hoffend, für ihre Sache Proselyten zu machen.

„Sie können ruhig hinaufgehen," sagte Marlena. „Unser Oberhaupt wünscht sich nichts Besseres; man sendet uns oft um vier Uhr nachmittags, wenn das Dampfschiff ankommt, das die meisten Fremden bringt, am Quai in Locarno spazieren, damit wir Aufsehen erregen und viele Besuche erhalten."

Während Marlenas Antwort hatte der Regen mit erneuter Heftigkeit eingesetzt und fiel nun in Strömen auf des Mädchens unbedecktes Haupt. Stetten schämte sich fast seiner schützenden Kleidung und seines Regenschirmes. Artig bot er ihn der Vegetarierin an.

„Sie sind sehr freundlich, mein Herr, aber ich darf Ihren Schirm nicht annehmen; gerade an solchen Tagen müssen wir mehr als je beweisen, daß wir Naturmenschen sein wollen. Deshalb auch sandte mich meine Tante, mit der ich zusammen da oben hause, gerade heute um einer Kleinigkeit willen nach Ascona hinunter. Ich muß mich eilen, um bald wieder droben zu sein; leben Sie wohl, Herr von Stetten."

„Leben Sie wohl — wie darf ich Sie nennen, mein Fräulein?"

„Oben heißen sie mich Luzertola, aber eigentlich heiße ich Marlena; einen Familiennamen führen wir da oben nicht."

Damit war sie fortgehuscht. Stetten ging ein paar Schritte auf dem Wege zurück und schaute der schlanken Gestalt nach, die, leichtfüßig von Stein zu Stein gleitend, abwärts eilte. ‚Hat man je etwas eigenartiger Hübsches von einem Mädchen gesehen! Das ist ja rein zum Vegetarierwerden,' mußte er bei sich denken.

In kurzer Zeit hatte er die Palissaden erreicht und schritt durch das kleine Thor in die Ansiedlung hinein. Mehrere Hunde sprangen ihm bellend entgegen, dann kam der Mann mit dem langhaarigen Christuskopf, den er im Theater gesehen, und fragte nach seinen Wünschen. Die waren bald gesagt. Bereitwillig führte der gefällige Mann — er war der oberste Leiter der Kolonie und von Nationalität ein Belgier, wie er Stetten selbst mitteilte — den Fremden in der ganzen Ansiedlung herum. Er zeigte ihm die einzelnen Hütten, die alle einen bedeutenden Abstand voneinander hatten und je nach der Zahl der Bewohner größer oder kleiner gebaut waren. Er führte ihn in eine hinein, erklärte ihm die einfache Einrichtung der Feuerstätte, war stolz auf das primitive Lager, die einfachen, meist von den Ansiedlern selbst gefertigten Möbel, die peinliche Sauberkeit. Er trat mit Stetten in die Vorratskammern, wo zahllose Blechbüchsen und hermetisch verschlossene Gläser alle Arten Gemüse enthielten, wo große Mengen gedörrter Früchte aufgespeichert lagen und ganze Berge englischer Cakesbüchsen sich auftürmten. Er zeigte dem staunenden Gaste die neuen großen Hanf- und Flachspflanzungen und die Kartoffelfeder der Ansiedlung.

Er führte ihn zu den Bade- und Wascheinrichtungen und geleitete ihn schließlich in eine etwas größere Hütte, in der zu Stettens größtem Erstaunen ein wundervoller Steinway-Flügel stand, nebst einem Violoncell und einigen Violinkasten.

„Ja, wir sind eben auch musikliebend," lachte der Führer den erstaunten Stetten an. „Wir treiben hier viel Musik und geben recht hübsche Konzerte. Mit Vorliebe spielen wir Brahms neben den älteren Klassikern; auch singen wir viel und verfügen in der Gemeinde über einige recht gute Stimmen. Wilde sind wir denn doch nicht, wenn wir auch Naturmenschen sein wollen. Auch sonst arbeiten wir weiter an unsrer Bildung. Mehrere von uns sind auf die ersten Zeitschriften Deutschlands und Belgiens abonniert. Doch herrscht bei uns einstweilen das deutsche Element vor; mehrere unsrer Ansiedler haben den Doktorhut, und alle sind Leute von Bildung."

Er stellte denn auch Herrn von Stetten mehrere der Herrschaften vor, unter andern auch ein junges Ehepaar, dessen Hochzeit erst vor wenigen Wochen in der Ansiedlung gefeiert worden war. Inzwischen war es Abend geworden. Vergebens hatte Stetten schon mehrere Male Ausschau gehalten, ob nirgends das rotgoldene Haar der hübschen Marlena auftauchen wolle, aber unter all den sorglos im Regen herumstreifenden Gestalten war sie nicht zu sehen. So verabschiedete er sich mit herzlichem Danke von seinem gefälligen Führer und machte sich auf den Heimweg; bis Locarno hatte er fast zwei Wegstunden vor sich.

Es regnete noch immer, und unter den großen Kastanienbäumen auf dem unteren Teil des Hügels war es schon etwas dämmerig.

Auf einmal hörte Stetten scharfes, zorniges Sprechen. Vom unteren Wege tönte es herauf, aber er konnte niemand sehen; das dichte Laubwerk der Bäume verwehrte ihm jeglichen Ausblick. Er hielt seinen Schritt an und lauschte.

„Lassen Sie mich los," tönte es von neuem zornig herauf. „Augenblicklich lassen Sie mich los. Sie haben kein Recht, mich so unverschämt zu behandeln; ich gab Ihnen keinen Anlaß, mich so zu mißachten!"

„Ich mißachte dich aber auch gar nicht, du süßer, reizender Käfer! Ich weiß dich sogar sehr zu schätzen, nur mußt du nicht gleich so maßlos heftig sein. Ich glaube dir ja doch nicht, daß du spröde bist. Wer in solchem Kleide herumläuft und so reizende Arme und solch runden, rosigen Hals hat, ist nicht spröde. Komm, sei kein dummes Mädchen und laß dich küssen!"

Jetzt folgte ein kleiner Schrei, dann ein Geräusch, als ob zwei miteinander rängen. Stetten

hatte genug gehört; von einer bösen Ahnung erfüllt, war er in zwei Sprüngen über eine Böschung hinunter auf dem unteren Weg. Er langte gerade auf dem Kampfplatze an, als der junge Marini, den er auf den ersten Blick erkannte, mit starkem Arm Marlenas schlanke Hüften umschlang und, mit der einen Hand ihr feines Köpfchen zurückbiegend, wie wütend heiße Küsse auf ihre weiße Kehle preßte. Das Mädchen wehrte sich mit verzweifelter Kraft, beide Arme gegen die Brust des jungen Mannes anstemmend, und suchte sich aus seinen Armen zu befreien.

„Elender Schuft!“ tönte jetzt plötzlich Stettens Stimme hinter Marini. Ein eiserner Griff faßte nach den Schultern des jungen Mannes, sein Hut fiel zu Boden. Wutentbrannt wandte er sich gegen den unwillkommenen Angreifer und herrschte ihn an: „Wer sind Sie, mein Herr, und was erlauben Sie sich!“

„Was erlauben Sie sich! muß man fragen,“ rief ihm Stetten empört ins Gesicht. „Ist das eine Art, eine wehrlose anständige Dame zu überfallen?“

Sein Blick streifte Marlena, die mit sichtlicher Mühe, sich auf den Füßen zu halten, Miene machte, hinter den streitenden Männern den Heimweg zu gewinnen.

„Wir sprechen uns nachher, mein Herr; hier haben Sie meine Karte, ich wohne im Hotel du Parc,“ sagte Stetten, dem andern mit einem Blick der Verachtung seine Visitenkarte hinhaltend.

Marini nahm die Karte nicht; er streifte den Deutschen mit einem feindlichen Blick, dann sagte er, sich zum Gehen wendend, in suffisantem Tone: „Meine Religion verbietet mir, mich zu schlagen. Ich bin Katholik, mein Herr!“

Mit einem verächtlichen Lächeln wandte Stetten dem Burschen den Rücken. Dieser nahm seinen Hut vom Boden und trollte sich eilig den Berg hinunter; Stetten aber ging in raschen Schritten Marlena nach, die inzwischen totenblaß, mit Thränen in den Augen, ihren Weg fortgesetzt hatte.

„Es ist noch gut abgelaufen, mein Fräulein,“ sagte er freundlich zu ihr. „Sie haben sich furchtbar erschreckt und zittern noch wie ein Vögelchen; nehmen Sie meinen Arm, ich führe Sie nach der Ansiedlung hinauf.“

Marlena nahm das freundliche Anerbieten dankbar an, denn sie konnte sich kaum mehr auf den Füßen halten. Im Gehen erzählte sie Stetten, wie ihr Marini schon unten in Ascona begegnet sei, sie durchaus unter seinen Schirm habe nehmen wollen und trotz ihrer kurz abfertigenden Weise weiter mit ihr gekommen sei. Er habe ihr erzählt, wie und wo er die deutsche Sprache erlernt, schließlich sei er immer zudringlicher geworden bis zu jener Scene, die Stettens Dazwischenkunft glücklicherweise zu einem raschen Ende gebracht habe. Sie dankte ihm in herzlichen Worten für seine energische Hilfe, war aber furchtbar niedergeschlagen bei dem Gedanken, derartige schreckliche Auftritte könnten sich öfter wiederholen, ohne daß immer gleich ein Retter in der Not dastände wie heute.

„Ich kann und darf so nicht weiterleben!“ rief sie schluchzend in heller Verzweiflung. „Ich möchte ja gern eine Stelle annehmen und müßte ich Magddienste verrichten, aber dieses Leben kann ich nicht länger ertragen!“

Stetten stimmte ihr bei; ihm selber war bänglich zu Mute bei dem Gedanken, was wohl mit Marlena geworden, wäre er nicht zur Stelle gewesen, und als es ihm klar ward, daß er nicht immer in ihrer Nähe sein könne, solche Scenen zu verhindern.

Inzwischen waren die beiden unter stets noch strömendem Regen in der Ansiedlung angelangt. Diesmal hatte sich Marlena nicht mehr des schützenden Schirmes erwehrt, und so schritten sie zusammen, der elegante Herr im modernen Touristenanzug und das dürftig bekleidete Mädchen, Arm in Arm unter dem Regendache. Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der anwesenden Vegetarier, als sie des seltsamen Paares ansichtig wurden. Da sie jedoch Marlenas verstörtes Antlitz erblickten, ward allen klar, daß sich da etwas ereignet haben müsse.

Frau Reiffmann schoß wie ein Stoßvogel auf ihre Nichte zu und nahm sie mit sich von dannen, während Stetten dem Oberhaupt der kleinen Gemeinde in Kürze den Sachverhalt darlegte.

Der Mann errötete in unwilliger Entrüstung und beschloß, in Locarno Klage einzureichen. Die Frauen aber drängten sich eng zusammen und besprachen mit Schrecken das Vorkommnis. Die meisten von ihnen eilten dann nach der kleinen Hütte hinüber, in der Tante und Nichte verschwunden waren.

Stetten machte sich von neuem auf den Heimweg. Einige Vegetarier boten ihm ihre Begleitung an, da sie einen Racheakt des zurechtgewiesenen Stutzers befürchteten. Dem Deutschen aber war nicht bange; wer ehrlos genug sei, schutzlose Mädchen zu überfallen, erklärte er, sei gewöhnlich zu feig, Hand an einen Mann zu legen.

*

Am Abend des folgenden Tages wandelte Stetten wieder auf dem Weg gegen Ascona. Er war noch nicht weit auf der vom gestrigen Regen noch etwas schmutzigen Landstraße gegangen, als ihm einer von den Naturmenschen begegnete. Diesmal war es der junge Mann mit dem Lockenkopfe, den er an jenem Abend im Theater gesehen hatte. Er schien in großer Eile zu sein, seine nackten langen Beine griffen tüchtig aus, und seine buschigen braunen Locken flatterten vom raschen Gehen, sein Gesicht aber war kummervoll. Aus kurzsichtigen Augen blinzelnd, erkannte er den einsamen Spaziergänger erst, als dieser unmittelbar vor ihm stand.

„Ach, Sie sind ja der Herr von gestern, entschuldigen Sie,“ sagte er, grüßend das Haupt neigend. „Ich bin in schrecklicher Eile, ich muß nach dem Arzt! Wir fürchten, Luzertola muß sterben,“ stieß er gepreßt hervor.

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“ rief Stetten entsetzt. „Hat sich ein neues Unglück ereignet?“

„Nein, Luzertola hat sich nur eben gestern so furchtbar erschrocken, daß sie diese Nacht davon krank geworden ist. Jetzt liegt sie seit Stunden im heftigsten Fieber und wehrt sich in ihren Phantasien gegen jenen Mann, der sie beleidigt hat. Man befürchtet Hirnentzündung; ich laufe, so schnell ich kann.“ Damit stürmte der Jüngling davon.

Stetten beschleunigte ebenfalls seinen Gang. Vor sich im Straßenkot sah er die Abdrücke der nackten Füße des Unglücksboten; schnell und schneller folgte er den Spuren, dort zweigten sie ab und stiegen den Hügel hinan, im Grase verschwindend. In einer halben Stunde war er oben. In der Ansiedlung war niemand zu sehen, die meisten

Bewohner mochten des besseren Wetters halber ausgeflogen sein.

Von der äußersten Hütte her aber tönte laut singendes Sprechen. Dorthin wandte Stetten seine Schritte. Unangemeldet durch die offene kleine Thür tretend, sah er sich einem Lager gegenüber, auf dem Marlena in heißem Fieber bewußtlos lag. Ihr Gesicht war stark gerötet, und ihr Atem ging heiß und schwer. Ratlos saß Frau Reiffmann am Lager der Schwerkranken und wartete auf den Arzt; neben ihr stand der Belgier und erteilte ihr dringende Ratschläge, sie aber schüttelte nur den Kopf.

„Schweigen Sie, schweigen Sie vor allem. Sie sind ja an allem schuld. Sie haben mich überredet, das Kind hierher zu nehmen, um es nach Ihren Angaben von seiner Bleichsucht zu kurieren. Und nun sehen Sie da!"

„Und habe ich sie nicht prächtig kuriert? Ist sie nicht wundervoll erstarkt in diesen wenigen Wochen? Versprach sie nicht ein prächtiges Beispiel meiner Naturheilmethode zu werden? Kann ich für diesen unglücklichen Zufall?" fragte etwas verletzt, aber höflich der Belgier.

„Darf ich die Herrschaften stören? Ich bin Arzt," sagte Stetten, plötzlich vortretend. „Hier thut rasche Hilfe not."

Ohne eine Antwort abzuwarten, beugte er sich über die Kranke, schob ihr das Thermometer ein, verordnete nasse Wickel, kalte Umschläge um den Kopf, kurz alles, was gethan werden kann, um eine akute Gehirnentzündung zu vermeiden.

Der Belgier hatte Frau Reiffmann ähnliches vorgeschlagen, doch bei ihr kein Gehör gefunden. Jetzt war sie zu allem willig.

„Retten Sie das Kind, Doktor, damit ich mein Unrecht an ihr gut machen kann! Sie hat dieses Leben verabscheut, — wenn sie gesund wird, will ich sie führen, wohin sie nur mag. Retten Sie mir das Kind!"

Und Stetten rettete „das Kind". Drei Tage lang blieb er oben, saß, ohne zu ermüden, in der kleinen Hütte an Marlenas primitivem Lager, lebte von der einfachen Pflanzenkost und trank frisches Wasser. Auf ihn fielen die ersten Blicke der wieder zu sich gekommenen Kranken, ihm galt ihr erstes Lächeln. Als aber Marlena so weit hergestellt war, daß sie bis zur nächsten Fahrstraße gehen konnte, führten eines Tages Stetten und Frau Reiffmann die zart und durchsichtig Aussehende vom Berge hinunter auf die Landstraße, wo ein bequemer Landauer der Patientin wartete.

Die ganze Gemeinde der Naturmenschen hatte sich hier versammelt, um Luzertola und ihrer Tante Lebewohl zu sagen. Der Abschied war allerseits ein herzlicher; große Büsche wilder Frühlingsblumen wurden den Scheidenden in den Wagen gereicht.

Die Naturmenschen verargen es keinem, der es bei ihnen nicht auszuhalten vermag und nach fehlgeschlagenem Versuche wieder in die Zivilisation zurückkehrt. Es werden aber nur wenige ihnen abtrünnig, die Gemeinde der „Heiligen vom Berge" vermehrt sich jedes Jahr und wird immer mehr ein Anziehungspunkt für die Fremden, die Locarno besuchen.

Marlena aber fuhr an der Seite dessen, der zweimal ihr Retter geworden war, hinein in ein neues Leben. Ihm gehörte sie jetzt.

Mein Dreijähriger

Mein Junge ist auf dem besten Weg,
Einmal was Rechtes zu werden;
Ist immer munter, ist immer reg
Und meist auf platter Erden.

Da macht er ein altes Zeitungsblatt
Zu einem Liedertexte
Und singt, so laut es die Kehle hat,
Als ob Frau Musik ihn behexte.

Dann bringt er ein Opfer der Poesie,
Nimmt mir den Bleistift vom Tische,
Läßt nieder sich auf die beiden Knie'
Und kritzelt auf alte Wische.

Bald ist es, wie er mit Stolz erzählt,
Ein Lied, das er aufgeschrieben,
Bald hat er sich Pferd und Hund erwählt
Und ist dabei geblieben.

Und wenn er mir dann sein Kunstwerk zeigt
Und ich die Striche nicht preise,
Dann ist er zum Aerger gleich geneigt
Nach echter Künstler Weise.

Doch wenn ich sage: „Wie schön! Ei, ei!"
Da strampelt der Schelm vor Vergnügen
Und atmet wie der Frühling im Mai
Das Lob in vollen Zügen.

Dabei rutscht er allmonatlich
Der Schuhe ein Paar zu Schanden!
Seit eines Jahres Frist verstrich,
Hat keines länger bestanden.

Das hat seiner Mutter zu stillem Leid
So manchen Anlaß gegeben;
Ich aber schätz' es als Fähigkeit,
Auf großem Fuße zu leben.

Paul Lang

Die Kopfbedeckung der Frau

Von

L. Schulze-Brück



Königin Rekaantme
Nach einer Darstellung auf einem Grabdenkmal in Luksor

Wenn einmal wieder die Zeit da ist, wo die moderne Frau sich mit den Toilettevorbereitungen und Anschaffungen für „die nächste Saison“ beschäftigt, dann steigt aus der tiefsten Brust so manches Gatten und Familienvaters ein gepreßter Seufzer auf: „Schon wieder!“ Es scheint dem würdigen Hausherrn, als ob diese Vorbereitungszeiten merkwürdig oft aufeinander folgten. Kaum sind die winterlichen Toilettenrequisiten beschafft, so wird's schon wieder Frühling, und der Herbst löst den Sommer ab, ehe man sich's versieht. Der Flug der Zeit offenbart sich nirgends so deutlich und so empfindlich — wenn auch nur für den Geldbeutel — als in den Toilettenrechnungen der Frau. Und mancher Mann, der seufzend soeben eine schwere Schneider- oder Modistinnenrechnung beglichen hat, denkt in seinem rebellischen Sinne an die berühmten guten alten Zeiten und bedauert es vielleicht tief, daß er nicht ein paar Generationen früher gelebt hat, damals, als nach den Versicherungen der bekannten ältesten Leute alles so unglaublich billig und Großmutters berühmter Taffethut zehn Jahre lang ein Prunk- und Prachtstück war.

Mögen sich diese Unzufriedenen trösten, wenn es ihnen ein Trost sein kann, daß sie nicht nur damals, sondern zu allen Zeiten, solange es Frauen giebt, Leidensgefährten gehabt haben. Es giebt auch heute noch Großmütter, die ihren heilig gehaltenen Hut zehn Jahre lang tragen, und es gab schon vor einer erklecklichen Anzahl von Jahrhunderten Frauen, die nicht nur ihre Männer, sondern sogar eine hohe Obrigkeit zu strengen Verboten gegen ihren übertriebenen Putz und Luxus veranlaßten, — soviel man weiß, ohne besonderen Erfolg. Was nun die berühmte Einfachheit und Anspruchslosigkeit unsrer Großmütter betrifft, so erscheint sie in einem ganz besonderen Lichte, wenn man einmal mit offenen Augen, unter Berücksichtigung des damaligen Geldwertes, die Toilettenbedürfnisse der Großmütter, als sie noch junge Frauen waren, betrachtet. Nehmen wir z. B. den notwendigen Bedarf an Hüten für eine junge Frau aus dem Jahre 1830. Da gab es zunächst einen täglichen Hut aus schwarzem oder lila oder braunem „Schillertaffet“. Der Hut war ganz über ein Drahtgestell in kleinen Puffen gezogen und mit Kokarden und Schleifen aus demselben Stoff oder aus sehr schönem, schwerem Band in lebhaftem Streifen- oder Blumenmuster verziert. Er kostete die Kleinigkeit von 5 Thalern, also 15 Mark. Da um 1830 5 Thaler genau denselben oder noch mehr Wert hatten als heute 10 Thaler, gleich 30 Mark, so war ein solcher Alltagshut doch keineswegs sehr billig zu nennen, besonders da er etwa dem heutigen Morgen- oder Kommissionenhut unsrer Damen entspricht. Bei weitem kostbarer aber war der Sonntagshut. Er bestand für gutes Wetter im Winter aus weißem, hellblauem oder grünem Taffet, hatte einen Busch schöner Straußfedern oder einen sehr kostbaren Reiher, war mit sehr teuern Blumen aus einer wachsartigen Masse verziert, mit schwerem, teurem Bande reichlich ausgestattet und kostete mindestens 12 Thaler, nach heutigem Gelde etwa 72 Mark. Im Sommer trug unsre Großmutter einen besonders feinen, auch wohl durchbrochenen, mit bunter Seide gefütterten Strohhut, mit einem Kranze von kleinen, sehr kunstvoll gearbeiteten Rosen oder andern Blumen verziert, mit rosa Bändern und Schleifen oder mit Tüllrüschen, die sehr zart und unbeständig waren und oft erneuert werden mußten. Preis: 10 Thaler. Einen „täglichen“, etwas billigeren Hut aus dunklem Stroh mußte sie natürlich ebenfalls haben. Daß



Kopfputz griechischer Frauen des Altertums



Kopfputz aus dem 8. Jahrhundert

diese Hüte einige Jahre Dienst thun mußten, machte sie etwas billiger, aber niemand wird uns einreden können, daß unsre Großmütter verfärbte Bänder, zerknitterte Blumen, zerzauste Federn auf ihren Kopfbedeckungen geduldet haben. Es gab also auch damals schon Aufarbeitungskosten. Und daß ein weißer Taffethut selbst bei sorgsamster Schonung die berühmten zehn Jahre hätte ausdauern sollen, das ist auch eins der vielen Märchen aus alten Zeiten, die wir lächelnd anhören, wie das Märchen vom Aschenputtel, dem Gold- und Silbergewänder vom Baume fielen.

Wohl aber wissen wir allerhand Interessantes, Erbauliches vom Toiletten- und ganz besonders vom Kopfbedeckungsluxus vergangener Jahrhunderte, ja Jahrtausende. Allerdings sind uns keine Modistenrechnungen und keine Hutmodelle erhalten geblieben, aber wir finden schon in Pyramiden- und Grabdenkmälern, auf ägyptischen Tempeln und an griechischen Tanagrafiguren Darstellungen von Frauenkopfbedeckungen kostbarster und luxuriösester Art. Allerdings sind uns nur von sehr vornehmen, meist königlichen Frauen solche Nachbildungen aus ältester Zeit überkommen, doch läßt sich nicht annehmen, daß bei solchen Vorbildern die große Masse der Frauen eine besondere Einfachheit des Kopfputzes bewahrt haben sollte. Vom Ende des ersten Jahrtausends an aber wissen wir Positives, und die bekannten Kleiderordnungen und Verbote des Mittelalters sind redende Zeugen eines allgemein verbreiteten Luxus.

Dem, der sich genauer mit diesen Dingen beschäftigt, offenbart sich in überraschender Weise der Zusammenhang der scheinbar verschiedenartigsten Dinge. Aus der Kleidung und Kopfbedeckung der Frau ist mit großer Klarheit die ganze Signatur der jeweiligen Zeitströmungen zu konstruieren. Aber auch dem oberflächlichen Beschauer bietet eine Zusammenstellung eine Menge des Interessanten. Wir wissen schon aus der Bibel, daß die Frauen der alten Geschichte das Haupt mit Schleiern umhüllten, daß sie köstliche Bänder und Steine ins Haar flochten, Gehänge und Binden aus Goldstoff als Kopfbedeckung verwendeten. Aber Nachbildungen, etwa Skulpturen biblischer Frauen, sind nicht auf uns gekommen. Wohl aber haben wir unendlich viele, höchst wertvolle Dokumente in den altägyptischen Baudenkmälern, in den Pyramiden, in den Tempeln, den Denkmälern in Luksor, kurz überall, wo jenes wunderbare Volk uns diese Zeugen höchster Kultur und raffiniertesten Lebensgenusses hinterlassen hat.

Die Aegypterin aus königlichem Geblüt trug den nur ihr zukommenden königlichen Kopfschmuck. Er war ebenso kostbar als kompliziert und symbolisch. An einem unsrer Bilder, das die Königin Nefaautme darstellt, können wir all diese Insignien genau betrachten. Ueber das sorgfältig und regelmäßig gelockte Haar legt sich zunächst eine mützenartige Kopfbedeckung in Form des Sperbers, des königlichen Vogels. Die Flügeldecken reichen zu beiden Seiten des Kopfes bis über den Hals hinab, der Schweif steht am Hinterkopfe ab, und der gekrönte Kopf des Vogels strebt vorn an der Stirn aufwärts. Ueber dieser aus kostbarstem Goldstoff gefertigten Sperbermütze, auf der die Zeichnung der Federn mit Goldfäden eingestickt, der Kopf aus geformtem Golde und die Augen aus Edelsteinen hergestellt waren, sitzt der Atew, die Krone, aus der sich noch einmal der gekrönte Sperber und vorn die Uräusschlange, das königliche Symbol, erheben, aus massivem Gold geschmiedet. Zahlreiche andre Skulpturen zeigen uns, daß auch die Aegypterin der weniger vornehmen Klasse ihr Haar sorgfältig ordnete, es mit Binden, Kränzen und Schleiern schmückte. Griechinnen und Römerinnen umwanden ihr Haar mit Binden, trugen Diademe und Schleier. Aber damals schon kannte man den Hut, — den wirklichen Hut, der allerdings niemals ein Luxus-, sondern nur ein Gebrauchsgegenstand war. Die zierlichen Tanagrafiguren zeigen diesen ersten, aus Stroh geflochtenen Hut. Und Sophokles erzählt uns, daß Ismene, die Tochter des Königs Oedipus, bei ihrer Flucht aus Theben und ihrer Rückkehr nach Athen einen solchen Hut trug. Allzu beschwerlich kann diese Flucht nicht gewesen sein — nach Ismenes Hut zu urteilen. Denn diese Hüte der Damen von Tanagra schienen auf den Köpfen nur zu schweben. Es ist der modernen Frau ein Rätsel, wie sie befestigt waren. Gummibänder existierten damals noch nicht, Hutnadeln allem Anscheine nach auch nicht; der Hut balancierte, schwebte auf dem Scheitel. Bei einer Flucht durch dick und dünn würde Ismene ihn bald verloren haben.

Die nächste bekannte Darstellung eines Frauenkopfputzes ist eine Zeichnung in den römischen Katakomben aus dem dritten Jahrhundert. Sie stellt eine christliche Jungfrau dar, deren Haar gescheitelt und zurückgestrichen ist. Am Hinterkopfe ist es in zwei Zöpfen schneckenartig so hoch gestellt, daß es von vorn gesehen wird, und von hinten nach vorn fallen zwei breite, abgeschrägte, mit Fransen besetzte Bänder herab.

Von da bis zum neunten Jahrhundert wissen wir wenig. Die Frauen umwanden meist ihr Haupt in Hauben- oder Turbanform mit weißen oder gestickten Bändern, wohl auch mit Gold-



Frauen in Kopfputz und Schleier
Nach einem Manuskript des 10. Jahrhunderts

stoffen und Schleiern. Ums Jahr 1100 entwickelten sich dann in deutschen Landen der Schleier und das Kopftuch zu ganz bestimmten Formen mit bestimmten Namen. Da war zunächst die Rise, ein Kopftuch, mit dem man nach der strengen Sitte der Zeit nicht nur das Haar, sondern auch das Gesicht, fast nach der Art der orientalischen Frauen, verhüllte. Aus ihr entstand das Gebende (von gebunden), eine fest den Kopf umschließende Haube, die aber einen steifen, diademartigen, aufrechtstehenden Rand hatte, von dem aus sich eine Binde um das Kinn herum zog. Aber die festliche Tracht und besonders der Kopfputz der Jungfrau war das Schapel. Es ist berühmt geworden, die Minnelieder singen von ihm. Auch vom Manne wurde es getragen, und Liebende schenkten es einander als Minnezeichen. Ein Schapel, dem fahrenden Ritter oder Sänger von der „vieledeln Herrin" aufgesetzt, galt als höchste Gabe. Walther von der Vogelweide singt in seinem berühmten Liede:

„Nement frowe diesen cranz.
Also sprach ich zu einer wol getanenen Maget.
So zieret ihr den Tanz
Mit den schönen Blumen als ihr uffe traget.
het ich viel edele gesteine
das muzz uf uwer houbet.
ob ir mir geloubet.
daz ich uch mein schappel gerne geben wil,
daz allerbeste daz ich han."

Das Schapel konnte ein einfacher Reif sein, auch ein Goldreif, es wurde auch wulstartig mit kostbaren Stoffen bewickelt — für Jungfrauen mit Weiß oder Blau, für Frauen mit Scharlach oder Gold —, oder es war ein Blumenkranz.

Das Schapel hielt die wallenden Locken der Jungfrau oder des Mannes zusammen, es krönte die Zöpfe der Frau, es war auch zur Hochzeit das besondere Symbol der Jungfräulichkeit. In manchen Gegenden im Schwarzwald und im bayrischen Gebirge hat es sich als Hochzeitskrone „Schäpel" noch heute erhalten. Nur die jungfräuliche Braut darf das Schäpel tragen, das allerdings zu einem hohen, runden, flitter- und steingeschmückten Aufsatz umgewandelt ist, aber doch noch unverkennbar an das Schapel des dreizehnten Jahrhunderts erinnert.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erscheint auch der erste Hut. Es war der Pfauenhut. Ulrich von Lichtenstein schildert ihn nicht nur:

„Auch fuort die maget reine
auf ihr houbet einen Hut,
der was von Pfawenfedern guot
mit rotem Golde wol beleit" —

er trug ihn auch, und zwar auf jener wunderlichen Minne- und Abenteurerfahrt durch die Lande, auf der der vieledle, geliebte und liebende Ritter und Sänger als Frau Venus verkleidet gar bunte Abenteuer erlebte. Dazu hatte er sich alle Attribute der Weiblichkeit zugelegt, u. a. auch den „Pfawenhut sammt Zöpfen wol getan". Damals begannen sich dann auch Rise und Gebende in fertige — heute würden wir sagen „konfektionierte" — Kopfbedeckungen umzuwandeln.

Im zwölften Jahrhundert eifert noch ein Sittenprediger: „Auch zieren alle upsigen (üppigen) Frauen ihre houbte mit krantzen, mit kronen,



Hauben und Kopfschmuck des 15. Jahrhunderts

mit guldin Schapeln, mit straußfedern, blumen und grünem Buchsbaum", aber dann kam schnell die feste Haube auf, die den Kopf eng umgab und nur in der Umrahmung des Gesichts mannigfaltige Variationen aufwies. Aus ihr entwickelte sich dann im vierzehnten Jahrhundert die burgundische Tracht: der Hennin. Diese hohe, zuckerhutförmige Haube mit dem Schleier, die in den seltsamsten Abarten getragen wurde, ist allgemein bekannt, so daß wir hier nicht weiter dabei verweilen wollen. Diese Hennins arteten so sehr aus, daß Obrigkeit, Geistlichkeit und Dichter gleichmäßig gegen sie eiferten. Ein braver, töchterreicher Familienvater, der Ritter von Latour Landry, ermahnt um 1400 seine

Töchter: „Die Frauen gleichen den gehörnten Hirschen, die den Kopf senken, wenn sie in den Wald eingehen. Wenn man ihnen an der Kirchthür geweihtes Wasser giebt, achten sie nicht darauf, wohl aber auf ihre Hörner.“

Der Hennin war außerordentlich kostbar. Sein Grundstoff, schwere Seide oder Goldbrokat, wurde noch in allen möglichen Arten bestickt, mit Gold verziert, mit köstlichen Schleiertüchern vervollständigt. Um diese Zeit kam auch zuerst der Gesichtsschleier auf, und zwar aus einer sehr seltsamen Veranlassung. Lübeckische Patrizierfrauen legten ihn an, um unerkannt in den Weinkneipen



Das Barett im 16. Jahrhundert. Nach Hans Holbein

und niedrigen Schenken an Matrosenorgien teilnehmen zu können.

Alle Predigten und Verbote vermochten nicht, den Hennin aus der Welt zu schaffen, erst im sechzehnten Jahrhundert wurde er verdrängt und zwar jetzt von der runden, dem Männerhut nachgebildeten Kopfbedeckung, dem Barett. Aber hatte früher der Hennin das Mißfallen der Sittenprediger erregt, so that es das Barett in noch höherem Maße. Den Männern kann es eben die Frau niemals zu Danke machen. Schalten sie vorher über die hohe Haube, so ärgerte sie jetzt die Nachahmung der Männertracht: „Es gan jetzt Frauen als die Man, und hand Baretlin mit Hanenfederlin uff.“ Das Barett war übrigens reizend. Kühn und verwegen saß es auf dem Haar, mit besticktem Rand und wallenden Federn reich geschmückt. Unter dem Rand quollen die geringelten Locken hervor, oder ein Goldnetz hielt das Haar gefesselt.

Dann aber kam ein starker Rückschlag. Die Zeiten wurden ernst und mit ihnen die Kopfbedeckung der Frau. Das leichtsinnige Barett verschwand, eine strenge Haube mit Stirnschnebbe und Schleier trat an seine Stelle, und mit der spanischen Tracht, der Mühlsteinhalskrause, der Schnürbrust und dem Glockenrock hielt das spanische Hütchen, in der Form eines oben breiter werdenden Cylinders, seinen Einzug. Die Krausen wurden größer, die Hüte kleiner, und gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts saß auf dem Haar nur ein winziges Häubchen aus Goldbrokat oder Sammet.

Auch diese winzig kleine Kopfbedeckung verschwand. Es gab lange Zeit keinen Hut mehr. Dafür wurde die Frisur immer kostbarer. Lange Locken wallten den Nacken hinab, künstliche kleine Scheitellöckchen legten sich um die Stirn; nur Schleifen und Federn duldete dieser kunstvolle Bau. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts begann man wieder, diesen ungeheuren Frisuren kokette kleine Häubchen aufzusetzen, die sich dann schnell vergrößerten und, als Ludwig XIV. und sein Regime einen großen Einfluß auf die Mode gewannen, bald zu monströsen Hauben gestalteten. Von einer Favoritin des Sonnenkönigs erhielt diese Haube ihren Namen „Fontange“. Ungeheuerliche Dimensionen nahm sie an. Auf einer kolossalen Frisur wuchs sie immer höher, immer spitziger ins Ungemessene hinein, aus Flor und Bändern kunstvoll getürmt. Nicht die Mode bereitete ihr ein Ende, sondern eine andre Frau. Madame Maintenon erlangte von Tag zu Tag mehr Einfluß auf den Sonnenkönig, und mit jener Favoritin mußte auch die Kopfbedeckung weichen, der sie den Namen gegeben. In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts kam dann eine ganz neue Art von „Hut“ auf. Auf dem zu einem ungeheuerlichen Bausch aufgetürmten Haar saßen die seltsamsten Phantasiegebilde: von goldenen Gittern eingezäunte Blumenbeete, bewimpelte Schiffe, Getreideschober, Vogelkäfige. Ganze Tierscenen, Landschaften, Schäferidyllen trug man auf dem Kopfe.

Um 1785 war auch diese Mode vorüber. Die graziösen Bilder Watteaus des Jüngeren zeigen die schönen Französinnen mit Hüten auf dem hochgepufften und in großen Locken herabwallenden Haar, die ganz unverkennbar an unsre heutigen Damenhüte erinnern. Den Hut einer Pariserin von 1785 könnte mit geringen Modifikationen auch heute eine Modedame tragen; er ist die Grundform einer modernen Toque, die, an einer Seite in die Höhe gestellt, mit Rosen verziert und hinten mit dem kurz herabhängenden Gesteck verziert ist, das geradezu die Signatur der diesjährigen Mode ist. In Deutschland wurde damals allgemein der Wertherhut getragen, — der runde Hut Goethes und Karl Augusts, den auch die Goethe-Schwärmerinnen unbedingt acceptierten und nur durch Bänder und Federzuthaten etwas ausschmückten. In Frankreich war mit der Revolution der Hut verschwunden, er wurde durch die Bürgerhaube ersetzt und errang erst nach der Wiederkehr ruhiger Zeiten abermals die Herrschaft.

Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts brachte eine grundlegende Veränderung in der Frauenkopfbedeckung: der Capothut wurde erfunden.



Hüte aus dem Jahre 1780

Wohl trugen die Frauen des Empire zunächst zu ihren wallenden Gewändern noch den turbanartigen Kopfschmuck mit dem wehenden Federbusch, aber schon in den ersten Jahren des Kaiserreichs taucht der Capothut auf, der den Kopf völlig umschließt und in Schutenform ringsum weit vorsteht. Von 1810 an herrschte er unbeschränkt und schien durch die enge Einhüllung des Kopfes die bis zum Gipfel getriebene Preisgabe aller übrigen Körperformen wettmachen zu wollen. Von 1810 an wurden dann die Kleider wieder etwas dezenter, der Hut dagegen wieder freier in der Form. Die Biedermeierzeit brachte für die Jugend die reizenden, riesengroßen runden Hüte, die um 1830 den Gipfelpunkt der Koketterie erreichten und, mit wallenden Federn, losen Blumensträußen, flatternden Bändern überreich verziert, nichts weniger als „biedermeierisch" erschienen. Von 1830 ab erhielt sich der Capothut in der Gunst der Frauen. Er überdauerte die unglaublichen Modegeschmacklosigkeiten der vierziger und fünfziger Jahre, man trug ihn zur Krinoline, furchtbaren Angedenkens, und erst um das Jahr 1865 wurde er von jenen form- und geschmacklosen kleinen flachen Mitteldingen zwischen Hut und Haube abgelöst, die unsre mit Reifrock und Tournüre aufs schauerlichste verunstalteten Damen als Krönung ihrer Toilette auf dem mit falschen Zöpfen und Puffen kolossal aufgebauschten Haar balancierten. Dem öden Ungeschmack, der absoluten Stil-, Form- und Zwecklosigkeit der von da an herrschenden Moden — die unter anderm auch eine zweite Periode der Tournüre heraufführten — entsprach auch die Kopfbedeckung der Frau, damit von neuem den Beweis liefernd, daß ihre Art und Form durchaus nichts Willkürliches ist. Zeichnete sich doch überhaupt jene ganze Zeit durch ein völliges Fehlen künstlerischen Aufschwunges aus. Es war die Zeit der allgemeinen Verwirrung, der läppischen und geschmacklosen Nachahmung alter Formen, die jedes originelle Schaffen unmöglich machte, des Klebens am alten Zopf.

Zu jener Zeit der „imitierten" Möbel, des Zinkgusses, der aufgeleimten „Schnitzereien" und der Ueberfüllung der Wohnräume mit überflüssigem häßlichen Krimskrams kam dieser Ungeschmack zur vollen Geltung auch in der Kleidung der Frau, in ihrer Kopfbedeckung. Stillos, formlos war der Hut. Von den sechziger Jahren an haben wir bis in die letzte Zeit nur ein alljährlich abwechselndes Durcheinander von Formen zu verzeichnen. Wer auch einmal die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts schreiben möge, er wird als einen schlagenden Beweis für die Wirrnis aller künstlerischen Bestrebungen jener Zeit auch die Kopfbedeckung der Frau erwähnen müssen. Wie man damals alle möglichen „Stile" wieder in Mode brachte, so trugen auch die Frauen Rubens- und Rembrandthüte u. s. w. Aber wie man es nirgends wagte — und nicht wagen konnte —, den reinen, unverfälschten Stil jener Zeiten durchzuführen, sondern ihm Gewalt anthat, so geschah es auch mit dem Hute. Der moderne Rubens- oder Rembrandthut verhielt sich zu seinem Urbilde wie etwa die Krähe zum Pfau. Aus dem so malerisch kühnen Vorbild wurde ein gar zahmes „modernes" Hütchen.

Die letzten zehn Jahre haben uns nun einen völlig neuen „modernen" Stil gebracht, die letzten drei bis vier Jahre einen schüchternen Anfang zu einer Stilisierung der Frauenkleidung. Der Hut ist bis jetzt ihr noch nicht unterworfen worden, — jedenfalls nicht mit Erfolg. Nachdem in den vergangenen Jahren eine gewisse malerische Ausgestaltung des Hutes unverkennbar bemerklich wurde, haben uns die letzten zwei Jahre eine Form beschert, die in den Annalen der Mode einmal einen ganz besonderen, aber keineswegs hervorragenden Platz einnehmen wird. Es ist dies der glatte, runde, völlig pfannkuchenförmige Hut, den die vorige „Saison" zur unbedingten Notwendigkeit für die elegante Frau gemacht hatte. Dieser Hut, der den kommenden Geschlechtern als der Inbegriff alles Steifen, Ungraziösen und Geschmacklosen erscheinen wird, paßt so schlecht als möglich zu der biegsamen Körperlinie der modernen Frau. Er ist wie ein steifer runder Deckel auf das lose gebauschte Haar gestülpt, und da die Mode im vorigen Frühjahr kategorisch vorschrieb, daß er von einem sehr häßlichen braunen Grau oder grauen Braun zu sein hatte und möglichst symmetrisch mit Püffchen, Rüschchen, Säumchen, Fältchen verziert sein mußte, so



Biedermeier-Hüte aus dem Jahre 1828



Hüte aus dem Jahre 1857

war er in Wahrheit der „dunkle Punkt" im Bilde der Frau.

So ist er gar kein übles Symbol für die „neue Kunst", die ja auch noch nicht ausgereift, noch nicht einheitlich gestaltet ist, noch nicht für alle ihre Bestrebungen den rechten Ausdruck gefunden hat. Und einer Geschichte des künstlerischen Ringens des zwanzigsten Jahrhunderts könnte diese moderne Frau, deren Leib bereits künstlerisch bekleidet ist, deren Kopfbedeckung aber noch in sonderbarem Gegensatz dazu steht, als Sinnbild und Zeichen vorangesetzt werden.

Das Rotkehlchen

Novellette

von

S. Barinkay

Vor einer Stunde war er fortgegangen. Sie saß noch immer auf dem Stuhl am Fenster, in den sie erschöpft niedergesunken war, nachdem sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte. Und ihre Gedanken kreisten wie ein Flug wilder Vögel wieder und wieder um die Fragen: „Habe ich recht gethan? Kann ich seinem Kinde wirklich keine Mutter sein?"

Zwei Fragen an die Zukunft, und die Zukunft ist stumm! Nur die Vergangenheit ist gesprächig und redet mit tausend Zungen zu der glücksuchenden, irrenden Menschheit. Auch zu Karla sprach sie, sprach eindringlich, wenn sie schwach zu werden drohte, und mahnte sie, daß sie selbst ja großgewachsen sei in der Misere einer unglücklichen Ehe. Sollte sie nun eine Ehe eingehen, die von Anfang an das gleiche Gepräge trug? Hier ein Mann, noch jung, in der Vollkraft des Lebens, aber doch schon mit der Erinnerung an das Bündnis mit einer andern Frau behaftet, hier ein jungfräuliches Weib, das nichts zur Ehe zwang als nur die Neigung, und dazwischen ein Kind, das Kind einer andern das Kind der Erstgeliebten!

Karla war solch ein Kind gewesen, und wie ein Prellstein hatte sie gestanden zwischen dem leiblichen Vater und der zweiten Mutter. Sie war der

Ableiter für alle die Zwiste gewesen, die nach den Flitterwochen in der Ehe eintraten, und in der Einbildung der jungen Frau war sie auch die Ursache dieser Zwiste.

Nur reife, edle, geklärte Frauen geben gute Stiefmütter. Und die neue Mutter Karlas war jung, heißblütig, eifersüchtig auf die Tote und deren Kind, obgleich sie mit ihrer Jugend und Schönheit den Gatten alsbald zum Sklaven machte. Dann schenkte sie ihm Knaben. Für das Mädchen fielen väterlicherseits kaum mehr Brosamen der Liebe ab. Bald auch diese nimmer. Unfriede macht die Herzen kalt und roh, unempfindlich für zarte Regungen: Und Unfriede herrschte allezeit.

Karla war ein fremdes Element in der Familie. Was sie that, war niemand recht, was sie unterließ, brachte ihr Tadel ein. Sie wurde mit Vorurteil betrachtet und beurteilt, wurde eben geduldet, vernachlässigt, gepeinigt, und die Kindesseele machte ein Martyrium ohnegleichen durch.

Nun war Karla erwachsen und frei, aber noch immer lag ein Druck auf ihr. Der unausgesetzte Streit und Hader, worin sie ihre Kindheit verlebt, hatten sie nervös gemacht. Sie war etwas menschenscheu und schrak schon zusammen, wenn sie nur disputierende Stimmen hörte. Stiefkinder weckten stets ihr inniges Mitleid. Sie waren in ihren Augen Waisenkinder; sie hatten keine neue Mutter gewonnen und den Vater verloren! Jeder Stiefmutter stand sie feindlich gegenüber, an ihre eigne dachte sie mit Haß.

Aber das milderte sich im Laufe der Zeit. In der Einsamkeit, die sie liebte, in der sie nachdachte über das Leben und die Menschen, begann sie anders zu urteilen, auch über manches, das sich im Vaterhaus abgespielt hatte. Sie fand es wohl noch widernatürlich, daß man Kinder zwang, mit dem heiligen Namen „Mutter“ eine Frau zu benennen, von der sie an Leib und Seele kein Teilchen hatten, aber sie sagte sich auch, wie schwer es für ein junges Mädchen sein müsse, Mutterpflichten zu übernehmen, ehe sie die Natur zur Mutter gemacht.

In einem Seebade hatte Karla den Mann kennen gelernt, der in ihr so viel gemartertes Herz süße Träume goß und den Zaubermantel der Liebe über sie breitete. Sie liebten sich beide, und erst nachdem sie sich das gestanden, erfuhr sie, daß er schon einmal vermählt gewesen sei und ein Töchterchen besitze, das sich in fremder Pflege befand. Mit Grauen vernahm sie es. Das ging an eine wunde Stelle ihrer Seele, und in der Nacht floh sie. Sie mochte keinen Mann, dem in Stunden der Erinnerung ein andres Weib vor Augen schwebte. Und sie hatte eine wahnsinnige Angst, wieder in die Tiefen des Unfriedens zu tauchen, denen sie erst vor kurzem entronnen war.

Doch Leon gab sie nicht so leicht auf. Er folgte ihr. Als sie ihm ein volles Bekenntnis ablegte, ihre Jugend und die Ehe ihrer Eltern schilderte und seine Werbung ablehnte, erschöpfte er sich in Worten liebender Ueberredung. Vergebens! Er erschütterte ihr Herz, er machte sie wankend, aber er überzeugte sie nicht. Endlich bat er nicht mehr für sich, er bat für sein Kind, das einer Mutter bedürfe! An das Edle im Weibe, an das Mütterliche, das auch schon in der Jungfrau lebt, glaubte er zu pochen! Aber „eben darum nicht!“, rief sie ihm entgegen. „Es ist wider die Natur! Ich wage nicht Mutter zu sein, ehe sie es haben will! Ich könnte unglücklich werden!“

Da hieß ihn sein Stolz gehen, und sie war zurückgeblieben, von den brennenden Fragen gemartert: Habe ich recht gethan? Kann ich seinem Kinde wirklich keine Mutter sein?

„Du willst nicht!“ hatte ihr Leon entgegengehalten. That er's mit Recht? Sie sann und sann und focht einen heißen Kampf mit ihrer Liebe. Noch konnte sie ihn rufen, um das „Ja“ an seiner Brust zu stammeln, das so mächtig aus ihrem Herzen emporstrebte. Aber nein, nein! Sie schauderte bei dem Gedanken, wieder in die Atmosphäre einer friedlosen Häuslichkeit einzutreten und möglicherweise ein Geschöpf so zu quälen, wie einst sie gequält worden war ...

Schräg fiel schon das Sonnenlicht durchs Fenster und verlieh dem Raum eine anheimelnde Ruhe. In einem Bauer flötete ein Rotkehlchen sanft und lieblich, hüpfte munter von Stäbchen zu Stäbchen und vollendete das trauliche Bild. Nur die von Zweifeln und Leid bedrückte, in sich versunkene Gestalt paßte nicht hinein.

Ein Klopfen am Fenster schreckte sie auf. „Tante Karla! Tante, Tante!“ rief eine Knabenstimme in wichtigem Tone. Mechanisch erhob sich das Mädchen und öffnete das Fenster. Arbeiterkinder aus dem Hinterhause, gegen die Karla stets gütig war, standen draußen, und ein Junge hielt irgend einen Gegenstand hoch.

„Schau, was wir gefunden haben drüben in der Anlage auf der Erde! Wir bringen dir's. Du verstehst doch besser damit umzugehen als wir Dummlinge.“

Er legte in die Frauenhand zwei kleine Vögelchen, die noch nicht ganz flügge waren, zwei niedliche Zaunkönige, die kreischten und die gelben Schnäbel weit aufsperrten. Verwirrt sah Karla darauf nieder.

„Mit Fliegen kannst du sie schon groß ziehen, und Fliegen bringen wir dir genug! Oder willst du sie nicht haben?“

Jetzt erst begann Karla zu reden. Derselbe Junge hatte ihr das Rotkehlchen, das ihr nun ein lieber Genosse war, zugetragen. Sie versprach, auch diese Findlinge zu pflegen. Die müde Stimme und die traurigen Augen aber wirkten verschüchternd auf die Kinder, und sie entfernten sich scheu, nachdem noch eine der kleinen Hände ein Bällchen Moos „für das Nest“ auf das Fensterbrett gelegt hatte.

Das Mädchen sah sich mit zerstreuten Blicken nach einem Bergungsort für die Vögelchen um. Das Rotkehlchen piepte, als es das Geschrei der Ankömmlinge vernahm, und lenkte die Aufmerksamkeit Karlas auf sich. Rasch entschlossen öffnete sie den Käfig, legte den Moosballen in die Ecke, drückte eine Mulde hinein und setzte die beiden Zaunkönige dorthin. Sie schmiegten sich zunächst ruhig zusammen. Mehr konnte sie für den Augenblick nicht thun; die drei würden sich schon vertragen, und die Jungen von dem Alten das Fressen lernen.

Dann kehrte sie zu ihrer Grübelei zurück, in der sie sich ungern hatte stören lassen. Sie begann mit dem Schicksal zu hadern. Warum hatte es ihr einen Mann zugeführt, dem sie nicht die erste Gattin sein konnte? Würde sie je einen andern lieben können? ‚Nie! Nie!‘ schrie das Herz. Also sollte sie einsam bleiben, einsam nach der liebearmen Kindheit und Jugend?!

Nun kamen mit Gewalt die Thränen. Wie eine Sturmflut quollen sie auf, und Karla weinte lange, lange.

Das klägliche Geschrei der kleinen Zaunkönige drang aber doch an ihr Ohr. Sie hob den Kopf, abgelenkt von ihrem Schmerz, und wurde sehend und hörend für das, was im Vogelbauer vorging. Die Vögelchen piepten immer jämmerlicher und bewegten wie bittend die Flügel gegen das Rotkehlchen hin, das, auf einer Sprosse stehend, verdutzt die schreienden Kameraden betrachtete. Aber es mußte ihre Sprache wohl verstehen, denn es sprang plötzlich zum Futternapf, füllte sich den Kropf mit Ameiseneiern und begann die Piepmatze zu atzen.

War der Vorrat zu Ende, so holte es neuen und stopfte mit zärtlichem Eifer die hungrig aufgesperrten Schnäbel voll. So that es, bis die Bettelnden satt waren und sich zufrieden ins Nest duckten. Dann schwang sich das Rotkehlchen mit jubelnden Lauten von Stäbchen zu Stäbchen, als sei es besonders fröhlich über die vollbrachte Gutthat. Und nach einer kurzen Weile hüpfte es auf das Nest, breitete die Flügel aus und deckte damit, sich niedersetzend, die Pflegekinder zu.

Karlas Herz bebte.

„Wenn deine Liebe dich nicht drängt zu mir, so thu's um des Kindes willen! Es bedarf einer Mutter! Werde ihm Mutter!" — so hatte er gesprochen, und sie erinnerte sich ihrer Antwort, erinnerte sich ihrer voll Scham und Reue: „Es ist wider die Natur!"

Thörichte, kleinliche Seele! Hat dich die Natur jetzt eben nicht anders belehrt? Hat sie dir nicht das Gegenteil gezeigt?! Und willst du dich an selbstloser Liebe von deinem kleinen Vögelchen beschämen lassen? Merkst du nicht, daß du einen gefährlichen Weg eingeschlagen hattest, den Weg der Selbstsucht, der nie zum Glücke führt?!

Was ist ein Kindchen ohne Mutter? Das Aermste, was die Erde trägt! Das Kind des Mannes, den du liebst, bedarf einer Mutter, und du zögerst, wendest dich gar voll eigennütziger Bedenken hinweg! Wer ist aber mehr berufen, ihm diese zu sein, als eben du? Du, die du weißt, wie ein Kindesherz fühlt und wie es leiden kann! Soll eine andre ihm Mutter werden, eine, der es unbekannt ist, wie weich und empfindsam solch ein Herzchen ist und doch so leicht zu lenken mit gütiger Liebe?! Oder eine, an deren Kaltsinn und Gleichgültigkeit das kleine Herz sich verblutet und das Lebensglück des geliebten Mannes zerschellt?!

Karla atmete tief auf. Es war ihr, als ob eine schwere Wolke von hinnen zöge. Weit und licht ward es vor ihr. Eine sonnige Klarheit erhob sich in ihrer Seele und schlug alle Zweifel in die Flucht. Nun wußte sie, was sie thun mußte!

Mit seligem Lächeln blickte sie auf das Rotkehlchen, das mit seinen braunen, großen Augen zutraulich zu ihr emporblinzelte und voll sorgsamer Liebe die Flügel breiter über ihre Pfleglinge spreitete.

„Dank dir, Lehrmeisterin. Du hast mir das Glück gerettet!"

Sie schrieb hastig einige Worte auf einen Zettel, faltete ihn und sandte ihn durch den Knaben, der ihr die Zaunkönige gebracht hatte und mit andern vor dem Fenster spielte, in das Hotel, wo Leon abgestiegen war.

„Springe wie eine Gemse! Du sollst morgen reich belohnt werden!"

Sie hatte keine Ruhe im Zimmer und trat in den Vorgarten. Da dunstete der Sommerabend mit seinen Düften und schürte ihre Erregung. Alles war Angst und Sehnsucht in ihr, Angst, der Geliebte möchte nicht mehr kommen, heute und morgen nicht und niemals wieder, — Sehnsucht, sich selbst vor ihm anzuklagen.

Als sie seine Gestalt im Dämmern eilig heranschreiten sah, jauchzte sie, lief ihm stürmisch entgegen und warf sich an seine Brust.

„Verzeihung, Geliebter, Verzeihung! Ich war blind, ich war taub, ich war herzlos! Laß mich dir ein treues Weib und deinem Kinde eine gute Mutter sein!"

Er preßte sie innig an sich: „Du hast dich selbst überwunden. Wie freut es mich, Karla! Aber noch hätte ich dich nicht aufgegeben! Noch hätte ich dir mein kleines, verwaistes Mädchen geschickt, damit es an dein Herz klopfe und dich bitte, ihm Mutter zu werden!"

Sie lächelte, und doch tropften ihr die Thränen aus den Augen: „Bald, recht bald, morgen schon laß uns zu deinem Kinde eilen, damit ich es bitte, mich Mutter zu nennen und wie eine solche zu lieben!"

Bilder aus Venezuela

Es ist noch kein Jahrhundert her, daß Venezuela seine Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft erlangte, und in diesem Zeitraum wurde es von nicht weniger als siebzig Bürgerkriegen heimgesucht. Namentlich seit dem Rücktritt des Präsidenten Guzman Blanco, seit bald drei Jahrzehnten, ist Venezuela aus den Unruhen nicht herausgekommen; man kann also wohl die Revolution als den permanenten Zustand dieses schönen und reichen Landes bezeichnen. Die Vereinigten Staaten von Venezuela bilden eine Föderativrepublik im Norden von Südamerika, im Norden begrenzt vom Karaibischen Meer, im Osten vom Atlantischen Ozean und Britisch-Guayana, im Süden von Brasilien und im Westen von Columbia. Das Gebiet ist etwa zweimal so groß als Frankreich und von ungefähr 2½ Millionen Menschen bewohnt. Die eingeborene Bevölkerung setzt sich durchweg zusammen aus Mischlingen von Weißen und Mestizen, sogenannten Quarteronen, sowie aus Mestizen selbst, und nirgends sonst in Südamerika zeigt sich die Vermischung der indianischen, europäischen und Negerrasse so vollkommen wie in Venezuela. Weiße giebt es kaum ein Prozent darunter, durchweg spanischer Abkunft, wie auch die spanische Sprache vorherrschend ist. Es sind etwa 35000 Fremde, darunter gegen 1000 Deutsche, im Lande ansässig, die den Handel fast ganz in Händen haben und



Gesamtansicht des Hafens von La Guaira



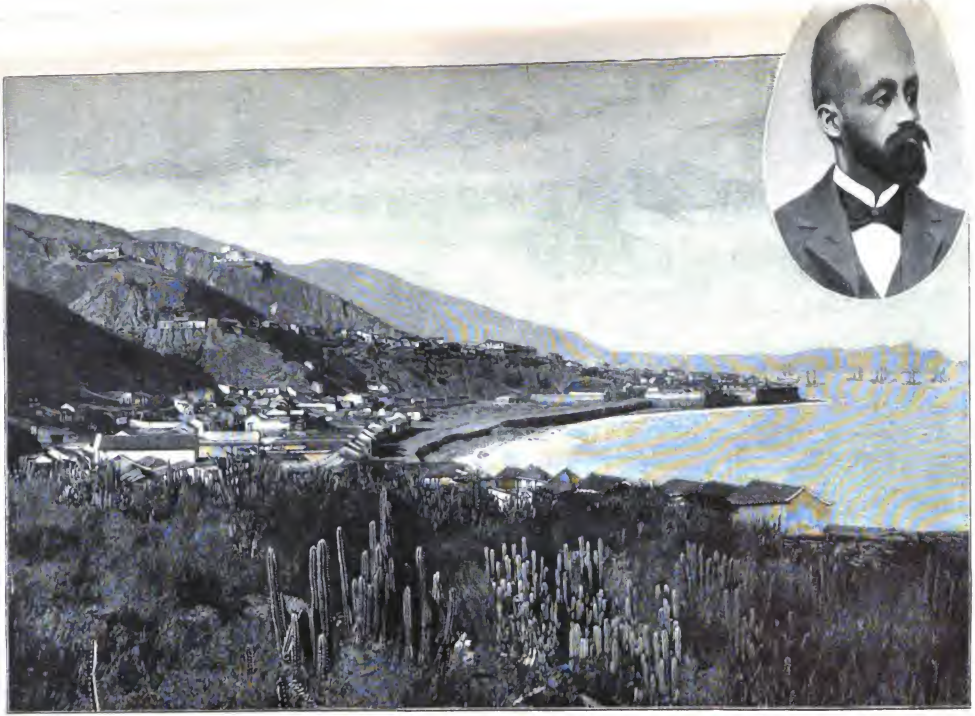
Hafeneinfahrt von La Guaira

daher die Seestädte und größeren Städte nahe der Küste bewohnen. In den Hafen von La Guaira läuft alles ein, was für die Hauptstadt Caracas bestimmt ist. Eine über das dazwischen liegende hohe Gebirge führende Eisenbahn verbindet beide. La Guaira selbst liegt auf einer in das Meer vorspringenden Abdachung jener Berge und ist von vier großen Forts beherrscht; außerdem hat man die Hafeneinfahrt durch zahlreiche Schanzen und Küstenbefestigungen zu schützen versucht, die aber doch nicht wagten, das Einfahren der deutschen und englischen Kriegsschiffe zu hindern.

Der gegenwärtige Konflikt Venezuelas ist eine unmittelbare Folge des noch immer andauernden Bürgerkrieges, der im Dezember 1901 gegen den 1900 gewählten liberalen Präsidenten Cipriano Castro unter dem ehemaligen Finanzminister Matos ausbrach. Castro hatte zunächst die Blockade über jene Häfen, in denen Matos' Anhänger die Zölle erhoben, verhängt, die aber von den Mächten nicht anerkannt wurde, woraus sich die ersten Konflikte, besonders mit England, ergaben. Dann gab es Stockungen in der Bezahlung der auswärtigen Staatsschulden und vielfache Schädigungen der fremden Handelshäuser, wofür nun Entschädigungsforderungen erhoben worden sind, die Castro zu erfüllen sich weigerte. Der jetzige Präsident, der durch einen Aufstand gegen den General Andrade an die Spitze gekommen ist, stand bis dahin als einfacher Landwirt dem öffentlichen Leben ganz fern. Gegenwärtig haben drei Parteigänger zugleich gegen ihn die Fahne des Aufruhrs erhoben: die Generale Rolando, Monagas und Matos, ein



Venezolanische Aufständische



La Guaira, Hafen von Caracas

Cipriano Castro, Präsident von Venezuela

Schwager Guzman Blancos. Wie stark die Scharen der Aufständischen sind, die sie ins Feld führen, läßt sich schwer angeben; jedenfalls ist die Mehrzahl davon aber schlecht bewaffnet und undiscipliniert. Die effektive reguläre venezolanische Armee zählt etwa 5000 Mann; die Kerntruppe darunter ist die amerikanisch ausgebildete Artillerie. Die Infanterie ist mit dem deutschen Gewehr Modell 71/84 bewaffnet, die Uniformierung der französischen nachgebildet.

Das anläßlich der jüngsten Ereignisse so vielfach erwähnte venezolanische Fort San Carlos, sehr häufig auch das Fort von Maracaibo genannt, ist von bedeutender strategischer Wichtigkeit, da es den kaum 1600 Meter breiten Kanal, der die 180 Kilometer lange Laguna de Maracaibo mit dem Caraibischen Meer verbindet, sperrte. Es verschloß den Eingang zu der Laguna, einem großen Brackwassersee, an dessen Nordwestende die industriereiche Stadt Maracaibo, der wichtigste Ausfuhrhafen für Kaffee, liegt, und stellte damit den Zugang zum gesamten Westen Venezuelas sicher. Nach dem Meere, dem sackartigen Golf von Maracaibo, hin erhält das auf einer schmalen Landzunge tief auf flachem Strande gebettete Fort eine ungewöhnliche Sicherung durch die breit vorgelagerte Barre von Maracaibo.



Venezolanische Regierungstruppen

Fürstenehen

Während in verschiedenen außerdeutschen Staaten für die Ehen fürstlicher Personen die gleichen Vorschriften gelten wie für die Ehen bürgerlicher, giebt es in Deutschland für erstere ein Sonderrecht, das in einem zum Teil recht schroffen Gegensatz zu dem allgemeinen Recht steht und Anschauungen verkörpert, die von dem modernen Rechtsbewußtsein nicht mehr anerkannt werden. Es ist sehr bemerkenswert, daß dieses Sonderrecht, das in überwiegendem Maße auf Traditionen und Uebung (Observanz) beruht, seine Existenz durch alle politischen und wirtschaftlichen Stürme hindurch zu erhalten vermocht hat und heute noch den gleichen Standpunkt vertritt wie in den Zeiten des alten Reichs. Zunächst ist der Kreis der Personen, mit denen fürstliche Männer oder Frauen eine vollgültige Ehe eingehen können, dadurch ein engbegrenzter, daß nur die Ehen zwischen Ebenbürtigen als vollwirksam anerkannt werden. Die Ebenbürtigkeit steht aber nur den Familien des hohen Adels zu, also einmal den regierenden Familien und sodann den vormals regierenden, die durch die politische Entwicklung die Souveränität verloren haben, endlich aber den sogenannten Reichs-Unmittelbaren, die infolge der Auflösung des alten Reichs zu Unterthanen, wenn auch zu bevorrechtigten, wurden.

Eine Ehe zwischen Personen, denen die Ebenbürtigkeit nicht beiderseits zusteht, gilt als Mißheirat im Sinne des Privatfürstenrechts, die Kinder aus einer solchen Ehe sind nicht thronfolgeberechtigt. Auch für die Eingehung einer fürstlichen Ehe gilt teilweise besonderes Recht; insbesondere ist die Eheschließung durch Stellvertreter hierbei auch heute noch zulässig.

Die Ehegerichtsbarkeit steht bei fürstlichen Ehen nicht den ordentlichen Gerichten zu, sondern besonderen Gerichten, über deren Zusammensetzung die Hausgesetze der fürstlichen Familien zum Teil nähere Bestimmungen enthalten. Mehrfach ist auch die Ausübung dieser Gerichtsbarkeit dem Chef des Fürstenhauses überlassen, der mit der Entscheidung im Einzelfalle eine bestimmte richterliche Behörde betrauen kann. Die Regelung des Verfahrens bei der Behandlung von Ehestreitigkeiten ist gleichfalls Sache des Chefs des Fürstenhauses, der dabei nach Gutdünken verfährt und sich um die Vorschriften der geltenden Prozeßgesetzgebung nicht zu kümmern hat. Rechtsmittel und Rechtsbeschwerden sind in diesem Verfahren zumeist ausgeschlossen, so daß mit der Entscheidung des Sondergerichts die Sache ihre endgültige Erledigung gefunden hat, sofern nicht der Chef des Hauses sich die Bestätigung des Urteils vorbehält.

Für die Ehen der fürstlichen Familien gilt auch vielfach in Ansehung der vermögensrechtlichen Verhältnisse der Ehegatten besonderes Recht. Die modernen Rechtsgedanken, denen die jüngste Gesetzgebung Anerkennung verschafft hat, sind in dem Eherecht der fürstlichen Familien nicht anerkannt, wie überhaupt das ganze Privatfürstenrecht von dem Wellenschlag der modernen Rechtsentwicklung ziemlich unberührt geblieben ist. Es zeigt sich dies auch in Ansehung des rechtlichen Verhältnisses zwischen Kindern und Eltern.

Schon zu den Zeiten des alten Reichs galt das Eherecht der fürstlichen Häuser als ein dunkles Labyrinth, in dessen Irr- und Winkelgängen sich nur diejenigen Rechtsgelehrten auskannten, die sich diesem Sondergebiet ausschließlich widmeten. Es mutet uns heute etwas sonderbar an, wenn wir in den Bibliotheken die zumeist in Schweinsleder gebundenen Folianten zur Hand nehmen, in denen auf vielen Hunderten von Seiten Männer wie die

beiden Moser die sämtlichen Detailfragen des fürstlichen Eherechts unter Aufwendung eines außerordentlichen Scharfsinnes behandelten und zu lösen versuchten; noch seltsamer mutet es uns allerdings an, wenn wir hören, daß die dickleibigen Bücher dieser längst verstorbenen Rechtskundigen für die fürstlichen Ehen noch heute maßgebend sind.

Das alte Reich ist seit mehr denn einem Jahrhundert verschwunden, ein neues, kraftvoll entwickeltes Reich ist an seine Stelle getreten, das sich ein den heutigen Bedürfnissen entsprechendes Recht gegeben hat, aber das fürstliche Eherecht hat den Untergang des alten Reichs siegreich überstanden und ist auch durch die neueste Gesetzgebung nicht berührt worden. Der Rechtszustand, der insoweit besteht, ist infolgedessen heute noch ebenso unklar wie zu den Zeiten, in denen die Reichsstände sich dagegen verwahrten, daß der Kaiser Personen und Geschlechter als ebenbürtig betrachte, denen ihrer Auffassung nach diese Eigenschaft nicht zukam. Diejenigen Fürstengeschlechter, die ein vollständiges und zu Zweifeln keinen Raum lassendes Hausgesetz besitzen, bilden die Minderheit: das Hausrecht der meisten dagegen beruht auf der Observanz und der Tradition, die nicht immer leicht festzustellen ist.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch hat dieses Sonderrecht der fürstlichen Familien aufrecht erhalten; seine Bestimmungen sollen auf die fürstlichen Familien nur insoweit Anwendung finden, als nicht die Hausgesetze oder Verfassungen abweichende Vorschriften enthalten. Ob auch die Observanz der Fürstenhäuser dem Bürgerlichen Gesetzbuche vorgehen soll, ist nicht in zweifelfreier Weise zum Ausdruck gekommen, und daher bildet diese Frage einen neuen Streitpunkt, der den Juristen gegebenen Falles viel Kopfzerbrechen verursacht.

Die Interessen, um die es sich bei diesen Streitfragen des Privatfürstenrechts handelt, sind in jedem Einzelfalle von außerordentlicher Tragweite. Nicht nur familiäre und finanzielle Fragen stehen dabei auf dem Spiele, sondern vor allem staatliche Interessen, und daraus erklärt es sich auch, daß nicht selten die juristische Frage zu einer politischen wird, die die ganze Bevölkerung angeht und bei deren Beantwortung dann auch die politischen Parteistellungen eine gewisse Rolle spielen.

Das Eherecht der fürstlichen Häuser Deutschlands ist nicht zu verstehen, wenn man nicht auf die politische Geschichte Deutschlands Rücksicht nimmt, und hierauf dürfte es wohl mit in erster Linie beruhen, daß der Ausländer dieser eigentümlichen Sonderrechtsbildung vielfach ohne jedes Verständnis gegenübersteht. Es ist nicht anzunehmen, daß dieses, einen streng aristokratischen Charakter tragende Recht in absehbarer Zeit nennenswerte Modifikationen erleiden wird, vielmehr muß mit der größten Sicherheit darauf gerechnet werden, daß auch in den kommenden Menschenaltern die Ehen fürstlicher Personen in Deutschland unter der Herrschaft eines Rechtes stehen, das mit dem für die übrigen Stände und Klassen geltenden Recht keine gemeinsamen Berührungspunkte aufweist.

L. X.

Geheimnisvolle Tiere

Von

Wilhelm Bölsche

Solange es eine „Tierkunde“ überhaupt giebt, giebt es auch einen eigentümlich geheimnisvollen dunklen Winkel darin: über die Stelle, wo Phantasie und Wirklichkeit, Legende und Thatsache sich noch streiten. Da stehen wie in einem romantischen Museum die Tiere, über die man sich noch immer nicht hat einigen können, ob sie überhaupt existieren. Es giebt Anhaltspunkte für ihr Dasein, — keine Beweise. Die Phantasie aber, der Forschung voraus und weniger streng als sie, rechnet sie mit besonderer Liebe schon mit und ist lebhafter bei ihnen als bei den bekannten Nummern des Systems. Mit der Zeit wechseln wohl diese Gespenster, es treten aber immer neue an die alte Stelle.

In früheren Tagen war ein charakteristisches Tier dieser Sorte das Einhorn. Wenn man es an seiner Volkstümlichkeit mißt, so scheint es eines der bestgekannten Geschöpfe des Erdballs gewesen zu sein, und doch ist es nie aus dem Nebel jener Spukecke klar herausgekommen. Als der alte Gesner im sechzehnten Jahrhundert sein „Tierbuch“ schrieb, bildete er es noch ab: ein Pferd mit einem Horn auf der Stirn, so wie es heute noch bisweilen über Apotheken steht. Er wunderte sich bloß, daß man dieses seltsame Tier noch nie lebend bei uns gezeigt habe. Aber sein Horn war ihm genau bekannt, man bewahrte es in Schatzkammern, denn es hatte ungeheure Heilkraft, — so glaubte man. In Wahrheit war dieses Horn der Stoßzahn eines walfischartigen Seesäugetieres, des Narwal. Das wirkliche vierfüßige Tier von mehr als Pferdegröße, das ein einzelnes spitzes Horn im Gesicht trug, und das damals zum ersten Male nach langer Zeit wieder lebend nach Europa kam, war das Rhinozeros. Als man diese Zusammenhänge merkte, verschwand das Einhorn aus der Naturgeschichte. Es ist aber doch noch einmal auferstanden, in unsrer Zeit. In unsern hellen Tagen entdeckte man das Gerippe eines riesigen pferdeähnlichen Tieres von mehr als Rhinozerosgröße, das oben auf dem Kopf ein Horn ganz nach Einhornart trug. Elasmotherium wurde es wissenschaftlich benannt. Doch dieses Elasmotherium war ein ausgestorbenes Tier, das im Rheinthal und in Sibirien als Zeitgenosse des Mammut gelebt hatte. Wiederum die sibirischen Tungusen aber haben heute noch die Einhornsage in lebhaftester Blüte, ihnen ist es der schwarze Riesenstier ihrer Vorväter, mit einem kolossalen Einzelhorn bewehrt. Wie ist dieser Glaube gerade zu ihnen gekommen? Haben sie bloß die Leiche des Urwelttieres im Eise gefunden gleich der des Mammuts? Oder haben ihre Ahnen wirklich noch das l e b e n d e Elasmotherium-Einhorn gejagt, wie unsre eskimohaften Steinzeit-Europäer es zweifellos mit dem Mammut gemacht haben? Oder ist dieses Elas-

motherium am Ende gar kein ausgestorbenes Tier, sondern lebt heute noch in nie besuchten einsamen Tundren (Moossteppen) Sibiriens, gleich dem Moschusochsen, der in der Mammutzeit durch ganz Nordeuropa streifte, heute aber nur noch in den eisstarrenden Polarländern Nordamerikas haust?

Es liegt für unsre Forschung heute ein Hauptversteck der „phantastischen Tiere“ gerade in diesen beiden Möglichkeiten: einmal dem Hineinspielen der Urwelt in unsre noch lebendige Mitwelt, — und dann der Existenz von Erdgebieten, die wir Herren der Erde immer noch nicht durchforscht haben. Jeder Erdteil, der noch sein Stückchen „Weiß“ (d. h. Unbekannt) auf der Karte hat, hat auch in diesem Felde sein Gespenstertier.

Im polaren Nordamerika ist es das lebende Mammut selber, das fort und fort spukt. Es giebt eine ganze amerikanische Zeitungslitteratur darüber. In Alaska soll es nach wie vor hausen mit seinem roten Pelz, seinen ungeheuren krummen Stoßzähnen. Diese Gegenden sind noch so wenig erforscht, daß sich wirklich sehr gut über sie zoologisch — lügen läßt. Aber wahr ist auch, daß wir gar nicht ohne weiteres einsehen, warum das Mammut dort oben verschwunden ist, während seine Genossen aus der Eiszeit, Renntier und Moschusochse, fröhlich weiterleben. Theoretisch stände auch seiner Existenz in verborgenem Polarwinkel schlechterdings nichts im Wege. Gesucht werden im nördlichen Polargebiet mindestens noch zwei Tiere, von denen das zweite noch im achtzehnten, das erste gar noch im neunzehnten Jahrhundert bestimmt gelebt hat: der Riesenalk, ein großer flugunfähiger Seevogel, und die Stellersche Seekuh, ein Koloß aus der Gruppe der Seesäugetiere. Der Vogel ist bei Island, die Seekuh an der Beringstraße „verloren gegangen“. Wir rechnen sie zurzeit ebenfalls ausgestorben, obwohl wir von beiden noch die genaue Beschreibung des lebenden Tieres, vom Riesenalk sogar noch ausgestopfte Bälge in unsern Museen besitzen. Die Frage ist nur, ob ihre heutigen Wohnsitze nicht bloß höher am Pol an bisher unerforschten Küsten sich befinden. In der Einhorngegend selber, in den Steppen Innerasiens, ist lange Zeit das wilde Pferd, das einfache ohne Horn, auch ein zoologisches Sagenkind gewesen. Es ist dieses Wildpferd das gleiche, das auch schon zur Mammutzeit bei uns in Europa gelebt hat. Unsre Vorfahren von damals haben sein Bild in Renntierhorn und auf Höhlenwände gekritzelt, das Bild eines dickköpfigen Pferdchens mit kurzer Bürstenmähne. Aber gab es das wirklich noch irgendwo bis heute? Man stritt lange darum. Vor kurzer Zeit ist das endgültig entschieden worden. Der Tierhändler Hagenbeck hat solche Urwildpferde, wie Heck sie mit Recht getauft hat, lebend nach Europa gebracht, und im Berliner Zoologischen Garten ist zur Stunde ein Pärchen zu sehen.

Das regelrechte Spuktier Südamerikas ist aber auch jetzt noch in ganzer Glorie das Megatherium oder Riesenfaultier. Ein ochsengroßer Nachzügler dieses Urweltlers vom Faultiergeschlecht wird neuerdings in Patagonien so lebhaft gesucht, daß man schon besondere Expeditionen um seinetwillen ausgerüstet hat. Die Indianer erzählen von seinem undurchdringlichen Panzerfell, ein Reisender hat den Unhold flüchtig „gesehen“, und, was nicht mehr ins Reich des Zweifelhaften fällt, in einer früher von Menschen bewohnten Höhle ist sein dick bepelztes Fell gefunden worden, das durch eine Innenschicht harter Knochenplättchen in der That einigermaßen gegen leichtere Schußwaffen gefeit ist. Ich kann mich einer gewissen Vermutung nicht entziehen, daß wir auch dieses Riesenfaultier noch einmal in unsern zoologischen Gärten begrüßen werden. Wenn Scheffel es erlebt hätte!

Es gab eine Zeit, wo die Giraffe Afrikas auch so ein Sagentier war. Das verlor sich allmählich, seit sie ständiger Menageriegast geworden. Immer aber war sie dem Tierkundigen eine groteske Person, einsam im System, nichts Irdischem sonst vergleichbar in ihrer phantastischen Gestalt. Ihrer wahren Verwandtschaft nach war auch sie eigentlich ein urweltliches Tier, das mehr durch Zufall sich noch lebend unter uns verirrt hatte, ein letzter Mohikaner der Wälder der Tertiärzeit, da noch Palmen in Sachsen grünten. Dann kam aus dem dunkelsten Afrika, dem großen Busch, wo Stanley die Zwergvölker gefunden hat, auch so ein mysteriöses Fellstück, mit dem zunächst kein Zoologe etwas anzufangen wußte. Ein Tier tauchte aus dem Nebel, gestreift wie ein Zebra und doch kein Zebra. Wir „haben“ es jetzt: es lebt und heißt „Okapi“. Seine Verwandten sind jene ausgestorbenen Giraffentiere der Urzeit, wie sie in Griechenland vor Anfang aller Menschengeschichte lebten, die sogenannten Helladotherien, — und unsre lebende Giraffe, die seine Landsmännin ist. Hier hat also die Forschung den Nebel geklärt und zwar mit hohem Gewinn.

Wo aber kann der zoologische Mythus noch lebhafter blühen als im alten sagenhaften Südlande, in Australien! Hier ist vor allem das Gebiet der gespenstischen Eidechse. Allen Drachen an Größe „über“, sollte sie zuerst im Innern des australischen Kontinents ihr Unwesen treiben, dort, wo die Expeditionen, die Naturforscher (so der arme Leichhardt) verschollen sind, wie von einer Versenkung verschluckt. Als Neuseeland erforscht wurde, nahmen die Eingeborenen sie für ihre Insel in Anspruch. Auf schroffen Meeresklippen lauere sie wie die alte Scylla, und Menschenfressen sei ihr Hauptsport. Der Thatsachenkern, der sich zunächst aus dieser neuseeländischen Sage herausschälte, war die Existenz eines häßlichen Reptils von noch nicht Meterlänge auf den bewußten Klippen, das alles eher that als selber Menschen fressen, das aber doch Beziehungen hatte zu Geschöpfen, die, wenn es zeitlich möglich gewesen wäre, ohne Mühe diese edle Beschäftigung übernommen haben würden. Es war nämlich die sogenannte Brückeneidechse, die keine echte Eidechse ist, sondern der einzige noch lebende Nachkomme der alten urweltlichen Saurier, die noch mehr oder minder auf der Grenze von Molch und Reptil standen — also gewiß eines der eigenartigsten Tiere der ganzen Erdenarche.

Für das Festland von Australien ist immerhin merkwürdig, daß in Vorweltstagen gerade dort Verwandte der heutigen Waraneidechsen den erhaltenen Gerippen zufolge gelebt haben müssen, die erheblich noch über die Größenmaße unsrer Krokodile hinausgingen. Wenn nun ein solcher Riese doch noch zäh ausgehalten hätte? Neuere Reisende, die die ganzen Wüsten Zentralaustraliens da und dort einmal wenigstens durchquert haben, sind freilich keinem Anzeichen seiner Existenz mehr begegnet.

Um so energischer hat sich dafür wieder auf anderm Tiergebiet Neuseeland seinen Ruhm gewahrt. In alten Tagen haben auf Erden massenhaft und in den verschiedensten Ländern riesenhafte Vögel



Disku

Nach dem Gemälde



·erſen
n Emilio Vaſarri

gelebt, so groß und schwerfällig, daß unser Strauß von heute nur als ein schwacher Epigone dagegen erscheint. Zum Fliegen waren sie mit ihren Elefantenbeinen nicht gemacht, aber desto mehr zum Laufen. In Südamerika haben sie zuerst geblüht, noch auf der Schwelle der Saurierzeit. Ihren wahren Greifenschnäbeln, die sie dort entwickelt, mag das letzte grimme Saurievolk selbst erlegen sein. Als der Mensch auftauchte, lebte nur noch die eine oder andre Gruppe dieser Riesengeneration zerstreut da und dort, meist in geringem Häuflein auf einer Insel. So war es auf Madagaskar, so auf Neuseeland. In diesen beiden Fällen ist der gangbaren Annahme nach wenigstens der wissenschaftlich forschende Mensch zu spät gekommen. Die Volkssage und alte Chronisten berichteten noch von der Straußeninsel Madagaskar: im Röhricht fänden sich ungeheure Eier, wie drei Straußeneier groß, und gigantische Knochen. Das lebendige Tier aber schien ausgerottet. Genau so in Neuseeland, wo die Lieder der Eingeborenen noch vom „Moa" sangen, den ihre Väter gejagt. Bis ins achtzehnte Jahrhundert müssen die Ungetüme hier in Menge gelebt haben. Aber Madagaskar wie Neuseeland sind groß, sind noch lange nicht ganz erforscht. Giebt es nicht doch noch den Aepyornis, den Moa, lebendig in ihren tiefsten, verstecktesten Gründen? In Neuseeland glauben eine Masse Menschen steif und fest daran. Noch sind weite Gebiete der neuseeländischen Südinsel von keinem Naturforscher betreten worden. Einsame Wanderer aber melden mit zäher Konsequenz alljährlich wieder von unheimlichen Gestalten im nächtlichen Forst, unter deren elefantenschwerem Tritt dicke Aeste zerknackten und die der Hund nicht anzugreifen wagte: dem Moa, noch immer lebend. Die Zukunft muß die Dinge klären.

Es ist das gleiche Land, diese Alpeninsel Neuseelands, wo das Schattenbild eines geheimnisvollen Vierfüßlers spukt, des Waitoteke oder Waitoreke, wie ihn die Eingeborenen nennen. Neuseeland, dieses Wunderland der Reptile und der Vögel, hat kein einziges ihm eigentümliches, ursprünglich zugehöriges Säugetier, soweit es den Zoologen bekannt ist. Und doch hat es eine Sage von solchem Tier. Ein Wassertier soll es sein, wie eine Fischotter, und in den Alpenseen der Südinsel soll es hausen. Eine Fischotter wäre ja nun nichts Besonderes. Aber die Tierkundigen haben die Nähe Australiens erwogen, wo es nur Beuteltiere und Schnabeltiere giebt, also die Säugetiere der Urwelt, die zuerst mit den Ichthyosauriern und Flugdrachen auf der Erde erschienen. Von da aus ist ein ganzer romantischer Kranz um den Namen „Waitoreke" gewoben worden. Ein Ursäugetier sollte es sein, das Eier legte wie das Schnabeltier, aber noch das Gebiß der alten Ichthyosaurusgenossen der Trias- und Jurazeit trug. Waitoteke oder Waitoreke — wir wissen noch immer faktisch nichts als dieses Wort der Maorisprache. Ein feiner Kenner Neuseelands, der Zoologe Benedikt Friedländer, hat mir aber noch neulich seinen Glauben an die reale Existenz des Tieres, für die ihm gewichtige Gründe vorliegen, ausgesprochen. Gefangen hat auch er es bis jetzt nicht.

Neuseeland deutet schon nach den Südpolarlanden hinüber. Die waren nun so sehr terra incognita bisher, daß selbst die zoologischen Gespenster sich nicht dahin gewagt haben. Aber seit wir ahnen, daß hinter den Eismauern wirklich noch weite „Länder" liegen, über denen Vulkane dampfen, kann auch das nicht ausbleiben. Ist es doch bald das letzte Refugium der Romantik. Schon meinte ein Beobachter, Spuren entdeckt zu haben von einem großen bärenartigen Raubtier. Es mußte am Ende doch ein absonderlicher Bär sein da unten im Bereich der Pinguine. Vielleicht ein raubtierhaft bezahntes Beuteltier von Bärengröße, wie sie in versteintem Gerippe heute noch in Australien liegen.

Dringt ein kühner Schüler Nansens über kurz oder lang auch dort ins Mysterium, so wird die Erde eng für zoologische Wunder großer, auffälliger Art. Dann bleibt nur noch die Weite und die Gaurisankartiefe des Ozeans, die Welt, wo die Seeschlange spukt. Die meisten, die über sie scherzen, ahnen ja nicht, daß auch sie heute schon eine geologische Perspektive hinter sich hat. Wir kennen geschichtlich eine wirkliche Seeschlangenzeit der Erde: die Epoche der sogenannten Kreidezeit, da märchenhaft lange Reptile, die Mosasaurier, die Meere durchschwammen. Ein solcher amerikanischer Mosasaurus wurde über hundert Fuß lang, und sein Leib war trotz verschwindend kleiner Handflossen vollkommen schlangenhaft. Die Existenz einer „Seeschlange" im Sinne der Schiffermärchen brauchte also nichts zu bedeuten als das Fortleben eines solchen Kreideriesen, der sich erhalten hätte, wie in Neuseeland jener kleine Saurier von noch viel älterer Herkunft, die Brückeneidechse.

Das sind die erlaubten Träume des Tierkundigen von heute — wenn er träumen will. Ihre Lösung aber ist nicht in der Hand der Laune, sondern der Arbeit, der ernsten Forschung gleich allem andern, was die Intelligenz des Menschen heute berührt.

Der Lebensbecher

Man giesst dir die Liebe wie funkelnden Wein
In den goldnen Lebensbecher hinein —
Wohlauf, lass das Zechen beginnen!

Doch wenn du den Boden des Bechers erschaust,
Sieh zu, ob dir vor der Neige nicht graust —
Die Stunden und Tropfen verrinnen!

Elimar von Monsterberg-Münckenau

Die Wettervorhersage

Von

Prof. **Dr. W. J. van Bebber,**

Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte

Bei dem außerordentlichen Einflusse der Witterungserscheinungen auf die menschlichen Bedürfnisse darf man sich nicht wundern, daß die Geschichte der Witterungskunde bis in das graueste Altertum zurückreicht. Von jeher war man eifrigst bemüht, eine befriedigende Einsicht in die Witterungserscheinungen und ihren Zusammenhang aufzufinden, und doch hat wohl in keiner aller Wissenschaften so viel Dunkel, so viel Irrtum und Aberglauben geherrscht als in der Witterungskunde. Vor allem aber war es das verlockende Problem der Wettervorhersage, das bisher allen Angriffen unerschütterlich Trotz geboten hatte und das bis in die helle Zeit des vorigen Jahrhunderts für die Entwicklung der ernsten Wissenschaft sich so verhängnisvoll gestaltete. Denn je schwieriger die Lösung dieses uralten Problems der Wettervorhersage erschien, je verborgener und geheimnisvoller die den Witterungserscheinungen und ihren mannigfaltigen Umwandlungen zu Grunde liegenden Ursachen waren und je mehr man an der Möglichkeit zweifelte, zwischen den launenhaften Witterungserscheinungen einen ursächlichen Zusammenhang aufzufinden, um so mehr verließ man den sicheren Boden der Erfahrung und wandte sich lieber einem Aberglauben zu, der sich durch Altertum und Mittelalter in Poesie und Prosa bis zur Neuzeit fast unverfälscht erhalten hat. Die Bauernregeln, die Prophezeihungen eines hundertjährigen Kalenders, die unzähligen auf den Einfluß der Gestirne und insbesondere des Mondes gegründeten Prognostika sind bleibende Monumente einer naiven Naturanschauung, die einer grillenhaften Willkür entspringt.

Wenn die Sonne bei der regelmäßigen Wanderung unsrer Erde einen unbestrittenen Kreislauf der Witterung durch die einzelnen Monate des Jahres nach sich zieht, sollte dann der Mond, das nächstgrößte Gestirn am Himmelszelt, so ganz ohne Einwirkung auf unser Wetter sein? Und wie leicht war es, an die mit vollkommener Regelmäßigkeit wiederkehrenden Phasen und Stellungen des Mondes ein System von Wettervorhersagen anzulehnen, das man nach Willkür beliebig erweitern und so lange abändern konnte, bis es am meisten den Erwartungen entsprach?

Wie ein unverwüstliches Unkraut hat sich dieser Aberglaube bis auf unsre Zeit fortgepflanzt, unbekümmert darum, daß von der Wissenschaft theoretisch und praktisch unwiderleglich nachgewiesen wurde, alle Witterungseinflüsse, die von einigen Seiten dem Monde zugeschrieben werden, seien entweder gar nicht vorhanden oder doch so unmerklich, daß es nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft durchaus verfehlt ist, auf Mondeinflüsse Wettervorhersagen zu gründen, ja daß ein solches Vorgehen den astrologischen Bestrebungen der Vorzeit nahezu gleichkommt. Immerhin gilt noch der alte Ausspruch: „Der Mond sollte zwar keinen Einfluß auf das Wetter haben, er hat aber doch einen."

Bei dieser Sachlage ist es kein Wunder, daß die Entwicklung der Witterungskunde eine sehr langsame war, und dazu kam noch der Umstand, daß die Witterungserscheinungen, die sich in unsrer Atmosphäre vollziehen, außerordentlich verwickelter Art sind, daß bei ihrem Zustandekommen und bei ihrem weiteren Verlaufe viele Elemente und Umstände in Wechselwirkung treten und dazu noch in Regionen, die unsern Beobachtungen nicht oder doch nur mittelbar zugängig sind, — ganz abgesehen davon, daß die den Witterungserscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen nicht allein am Orte selbst, sondern auch in dessen weiterem Umkreise zu suchen sind. Langwieriger und unverdrossener Arbeiten bedurfte es, sich so viel Erfahrungen und Kenntnisse zu sammeln, bis man daran denken konnte, ein sicheres Fundament für die Wettervorhersage und für die Wetterkunde überhaupt zu schaffen, ohne die Gefahr eines jähen Umsturzes für das darauf zu errichtende Gebäude befürchten zu müssen. Wir müssen hier darauf verzichten, des näheren auseinanderzusetzen, wie sich die Witterungskunde trotz des alten überlieferten Aberglaubens nach und nach entwickelte, wie sie allmählich in streng wissenschaftliche Bahnen einlenkte und wie die scheinbar zur ewigen Unfruchtbarkeit verurteilte Wissenschaft, mit neuer Empfänglichkeit beseelt, endlich eine den übrigen Wissenschaften ebenbürtige Stellung sich verschaffte; es möge die Bemerkung genügen, daß die Witterungskunde in den letzten dreißig Jahren verhältnismäßig große Fortschritte gemacht hat, die um so mehr ins Gewicht fallen, wenn wir diese mit dem schleppenden, oft unterbrochenen Gang der Wissenschaft in den vorhergegangenen Zeiten vergleichen.

Verfolgen wir die Entwicklung der Wettervorhersage in den letzten dreißig Jahren, so können wir hauptsächlich zwei Arten von wissenschaftlichen Wettervorhersagen, die bis zur gegenwärtigen Zeit ausgebildet wurden, unterscheiden:

1. Die Wettervorhersage auf längere Zeit voraus, etwa auf Monate, Jahreszeiten und ganze Jahre. Schon seit vielen Jahren war man hauptsächlich auf Grundlage der Statistik bemüht, Gesetzmäßigkeiten in der Aufeinanderfolge und im Wechsel längerer Zeiträume mit gleichem oder doch ähnlichem Witterungscharakter aufzufinden und hieraus Schlüsse für die kommenden Monate, Jahreszeiten und Jahre zu ziehen. Die sorgfältigen und verdienstvollen Arbeiten Hellmanns nach dieser Richtung hin ergaben zwar bestimmte Beziehungen, indessen waren diese nicht hinreichend, die Grundlage für eine brauchbare Wettervorhersage abzugeben. Ferner suchte man auch Beziehungen zwischen den

Eisverhältnissen des nordatlantischen Ozeans und dem Witterungscharakter in unsern Gegenden aufzufinden, Bestrebungen, die sich bald als verfehlt herausstellten. Auch das Verhalten der Witterungserscheinungen auf dem Atlantischen Ozean, namentlich des Golfstromes, zu unserm Wetter wurde untersucht, in der Hoffnung, den Witterungscharakter unsrer Gegenden auf Monate voraus abzuleiten. Ganz gewiß sind solche Untersuchungen von hohem theoretischen Interesse, allein die Praxis hat hieraus noch keinen Nutzen ziehen können.

2. Die andre Art der Wetterprognose ist diejenige für die allernächste Zeit, etwa für den folgenden bürgerlichen Tag, wie sie gegenwärtig von allen wissenschaftlichen meteorologischen Instituten, an denen ein Wetterdienst eingeführt ist, gepflegt wird. Auf diesem Gebiete steht uns reiche fünfundzwanzigjährige Erfahrung zur Seite, so daß wir wohl in der Lage sind, die Wirksamkeit und den praktischen Wert dieser Wettervorhersage mit genügender Sicherheit zu beurteilen. Allerdings zeigt sich eine unerwartete und erhebliche Schwierigkeit, den richtigen Wert der Wettervorhersage festzulegen, obwohl solches auf den ersten Blick verhältnismäßig leicht zu sein scheint. Hierbei kommen nämlich so mancherlei Gesichtspunkte in Frage, die alle auch ihrem Gewichte nach berücksichtigt werden müssen, daß wir uns vergebens nach einer völlig einwandfreien Methode umsehen, die zur Prüfung der Wettervorhersage vollkommen geeignet wäre. Wenn wir dieses berücksichtigen, kann es uns nicht auffallen, daß die sogenannten „Trefferprozente“, die von verschiedenen Seiten herausgerechnet werden, außerordentlich verschieden sind. Man erhält den Eindruck, daß sich so viele Prozente herausrechnen lassen, als man gerade will, je nachdem man diese oder jene Gesichtspunkte zu Grunde legt. So kann eine Wettervorhersage, die 80 und noch mehr Prozente ausweist, schlecht, dagegen eine solche mit nur 60 Prozent Treffer unter Umständen recht brauchbar sein. Beispielsweise prognostiziert jemand im Sommer für landwirtschaftliche Zwecke: „Fortdauer des kühlen Wetters mit veränderlicher Bewölkung und schwachen, meist westlichen Winden, keine oder geringe Niederschläge.“ Wenn auch die vier ersten Teile der Wettervorhersage völlig mit den nachfolgenden Thatbeständen übereinstimmen, aber starke und häufige Regenfälle eintreten, so ist die Vorhersage jedenfalls schlecht und unbrauchbar, wenn sich hieraus auch 80 Prozent Treffer berechnen lassen. Andrerseits kann eine Wettervorhersage recht brauchbar sein, wenn sie in einem in der Praxis am wichtigsten Punkte zutreffend ist, während die übrigen Mutmaßungen sich nicht bewahrheiten. Die vielfach veröffentlichten Trefferprozente sind also für die Wirksamkeit der Wettervorhersagen allein nicht beweiskräftig und müssen um so mehr mit Vorsicht aufgenommen werden, je höhere Prozentzahlen sie angeben.

Wie ich schon wiederholt ausdrücklich betont habe, ist für den Wert und die Brauchbarkeit der Wettervorhersagen von maßgebender, ja von fast alleiniger Bedeutung das Urteil des dabei interessierten Publikums. Für die Brauchbarkeit der Sturmvorhersage im Interesse der deutschen Küstenbevölkerung liegt ein solches Urteil bereits vor, indem die Küstenbevölkerung in ihren maßgebenden Kreisen mit den bestehenden Einrichtungen sich zufrieden erklärt hat und indem von seiten der Provinzialregierungen von Zeit zu Zeit auf eigne Kosten Sturmwarnungsstellen errichtet und unterhalten werden, deren Anzahl derjenigen der Reichsstellen gleichkommt, — ein Beweis dafür, daß das Sturmwarnungswesen für die Küste ein wirkliches Bedürfnis ist. Ganz anders liegt die Sache bezüglich der Wettervorhersage im Interesse der Landwirtschaft. Hier gehen die Ansichten sehr weit auseinander. Ein übertriebener Optimismus steht einem ebenso übertriebenen Pessimismus entgegen. Während die einen den Wettervorhersagen einen viel zu hohen Wert beilegen, behaupten die andern, daß jene völlig unbrauchbar seien oder doch nur einen sehr beschränkten Wert hätten. Die Wahrheit liegt auch hier, wie gewöhnlich, in der Mitte. Ein richtigeres oder doch wenigstens ein gerechteres Urteil finden wir bei solchen, die von Wind und Wetter in hohem Grade abhängig sind und die, vertraut mit den Grundlehren der ausübenden Witterungskunde, zu beurteilen im stande sind, warum in einzelnen Fällen der Inhalt der Wettervorhersagen den nachfolgenden Thatbeständen nicht entspricht und auf welche Weise gegebenen Falles abgeändert werden muß.

Unstreitig sind in der letzten Zeit bedeutsame Fortschritte in der Ausübung der Wettervorhersage gemacht worden, aber damit sind wir, das dürfen wir uns nicht verhehlen, anscheinend an den Grenzen unsrer Leistungsfähigkeit angelangt. Vergebens sehen wir uns nach neuen Entdeckungen um, vergebens suchen wir neue Bahnen, die uns dem heiß und lange ersehnten Ziele, der sicheren Vorausbestimmung des Wetters, entgegenführen könnten.

Die Pflege der Wettervorhersage hatte bisher noch immer mit einigen Mißständen zu kämpfen, die ihre Wirksamkeit in hohem Maße beeinträchtigten, ja ihre Berechtigung ganz in Frage stellten. Ein wunder Punkt in der Wettertelegraphie, die ja die Grundlage der Wettervorhersage ist, war die außerordentliche Verspätung der Wettertelegramme und damit auch der Mitteilungen der Wettervorhersagen an das Publikum. An der Seewarte werden die Wettervorhersagen erst um 4 oder 4½ Uhr nachmittags aufgestellt und abends durch die Zeitungen Hamburgs und der Umgegend veröffentlicht, so daß sie also erst spät abends oder am andern Morgen zu Händen des Publikums gelangen können. Hiermit ist aber der Landwirtschaft in keiner Weise gedient, indem sie nicht in der Lage ist, hierauf hin ihre Dispositionen zu treffen. Solche Mißstände herrschten nicht allein in Deutschland, sondern in allen europäischen Staaten. Zwar wurden von allen Seiten mannigfache Bestrebungen gemacht, diese Mißstände auf internationalem Wege zu beseitigen, allein vergeblich. Namentlich glaubte man das amerikanische „Circuit-System“, das schon seit 1872 zur vollen Zufriedenheit gearbeitet hat, einfach auch auf Europa übertragen zu können, allein es zeigte sich, daß dieses System wegen der Verschiedenheiten der telegraphischen Einrichtungen (Ruhestrom in Nordamerika, Arbeitsstrom in Europa) auf Europa nicht ohne weiteres übertragbar sei.

Da nun eine Regulierung dieser Frage auf internationalem Wege nicht erreichbar erschien, so kam man in Deutschland zu dem Gedanken, ein dem amerikanischen möglichst ähnliches System vorläufig in beschränktem Maße in Deutschland einzuführen und dann im Falle günstiger Erfolge auch

auf die Nachbarländer zu übertragen. In Deutschland benutzte man ausschließlich den Arbeitsstrom, der das Mitschreiben der Telegramme an den Zwischenstationen nicht gestattete.

So mußte ein andres, von dem amerikanischen ganz verschiedenes System, das Radialsystem, gewählt werden, das darin besteht, daß die Wettertelegramme von den einzelnen Stationen oder kleineren Stationsgruppen innerhalb einer bestimmten Zeit, sofort nach der Beobachtung an die Zentrale (also an die Seewarte in Hamburg) übermittelt, hier zusammengestellt, bezw. bearbeitet und das ganze Material mit derselben Beschleunigung dem Publikum zugestellt werde. Diese Idee fand die Billigung des Reichsmarineamtes, und die Folge war, daß in den Jahren 1899 und 1900 wiederholt Beratungen mit dem Reichspostamte stattfanden, die auch zu dem gewünschten Ziele führten.

Um schon sofort praktische Erfolge zu erzielen und aufweisen zu können, erschien es zunächst wünschenswert und geboten, das ursprünglich in Aussicht genommene Gebiet zu erweitern und insbesondere auf das ganze nordwestliche Europa auszudehnen, so daß es ermöglicht wurde, schon auf Grundlage dieses Materials eine Uebersicht der Witterungsvorgänge auf diesem für unser Wetter wichtigen Gebiete zu verschaffen. Daher wurden Skandinavien, Dänemark, die Niederlande, die britischen Inseln und das nördliche Frankreich mit in das System hineingezogen.

Die Verhandlungen mit dem Reichspostamt wie mit den ausländischen Instituten und Telegraphenverwaltungen hatten alle den gewünschten Erfolg, so daß mit dem 1. Mai 1900 das neue System zur Durchführung kam. Es würde zu weit führen, wenn ich hier die Einrichtung und die weitere Entwicklung dieses Systems des näheren auseinandersetzte, ich will nur bemerken, daß es schon seit seiner Durchführung zur vollen Zufriedenheit funktioniert und sich auch in der Weise weiter entwickelt, als man sich ursprünglich gedacht hatte. Gegenwärtig gehört ganz Europa (Rußland ausgenommen) diesem System an. Besonders sei noch bemerkt, daß das wettertelegraphische Material eine Beschleunigung von etwa 4 bis 5 Stunden gegen früher erhalten hat, und daß die Hauptwettertelegramme schon um etwa 10 Uhr morgens in Deutschland verbreitet sind.

Dann bleibt noch ein großer, wohl der schlimmste Mißstand zu beseitigen, ein Mißstand, der der Nutzbarmachung der Wettervorhersage von jeher so schädlich im Wege stand und der trotz so vieler und eifriger Bemühungen nicht gehoben werden konnte. Es ist dieses die Urteilslosigkeit des Publikums in Bezug auf Wettervorhersagen. Solange die Wettervorhersagen gewissermaßen von oben herab ohne weitere Aufklärung dem Publikum gegeben werden, wird ein nennenswerter Erfolg wohl nicht möglich sein. Das Publikum soll und darf die Wettervorhersagen nicht als Orakelsprüche, als Prophezeihungen ansehen. Wenn es nicht im stande ist, die unvermeidbaren Mißerfolge, die ja bekanntlich gerade nicht selten sind, mit richtigem Maßstabe zu messen oder die gegebenen Wettervorhersagen nach den jeweiligen Aenderungen des Wetters am Orte selbst im Zusammenhange mit den großen allgemeinen atmosphärischen Vorgängen zu modifizieren, dann mag es freilich häufig zu der Ansicht kommen, daß unsre Wettervorhersagen nur einen geringen Wert haben und für die Praxis kaum nennenswerten Nutzen bringen. Hiermit im Zusammenhange steht die bedauerliche, aber nicht wegzuleugnende Thatsache, daß Wettervorhersagen, die sich auf den vermeintlichen Einfluß des Mondes gründen und deren Haltlosigkeit von den verschiedensten Seiten sowohl theoretisch wie empirisch nachgewiesen wurde, so erstaunlich große Verbreitung und Beachtung finden konnten, selbst in den gebildeten Kreisen.

Hier kann nur Aufklärung des Publikums Abhilfe schaffen, und diese ist nicht allein möglich, sondern auch viel leichter, als man anzunehmen geneigt ist, zumal das Interesse an Wind und Wetter naturgemäß ein allgemeines ist. Die Grundzüge der praktischen Witterungskunde und damit auch die Grundsätze, die der Aufstellung der Wettervorhersage zu Grunde liegen, sind so einfach, so gemeinverständlich, daß sie auch von elementar Gebildeten leicht verstanden und ebenso leicht auf die jeweiligen Witterungszustände und deren Verlauf angewendet werden können, so daß jeder sich unschwer ein begründetes Urteil über das bestehende und das zu erwartende Wetter selbst bilden kann. Um ein solches Verständnis beim großen Publikum zu erzielen, ist es zunächst unerläßlich, daß einfache, aber brauchbare Wetterkarten täglich möglichst allseitig verbreitet werden, und zwar unentgeltlich oder doch zu einem minimalen Preise (etwa gegen Portovergütung). Die oben erwähnte Neuregulierung des wettertelegraphischen Verkehrs setzt uns schon jetzt in den Stand, solche Wetterkarten im Laufe des Vormittags, worauf sie sich beziehen, herauszugeben. Schon bei geringer Uebung genügt ein flüchtiger Blick in die Wetterkarten, um zu erkennen, in welcher Wetterlage wir uns befinden, während die Wahrnehmungen am Orte selbst darauf hinweisen, nach welcher Richtung hin sich die Wetterlage ändert.

Das waren die Beweggründe, die mich veranlaßten, neue Gesichtspunkte für die Wettervorhersage zu schaffen, sie auf eine breitere Grundlage zu stellen und ein allgemeineres Verständnis anzubahnen. Ein vieljähriges Studium führte mich zur Aufstellung von Wettertypen, die vor allem die Eigenschaft haben sollten, daß sie übersichtlich und leicht verständlich seien, so daß sie leicht dem Gedächtnis eingeprägt werden können.

Die Witterungserscheinungen unsrer Gegenden und ihr Aufeinanderfolgen sind so außerordentlich mannigfaltig, daß die Auffindung solcher Fälle, die in ihrer Erscheinung und in ihrem Verlauf auf größerem, ja auch auf kleinerem Gebiete völlig identisch sind, nicht möglich ist, so daß wir uns vergebens bemühen, aus vielen Tausenden von Fällen einen einzigen herauszufinden, der einem andern vollkommen gleich ist. Sehen wir ganz ab von den Vorgängen in den oberen Luftschichten, die uns ja nur in beschränktem Maße zugänglich sind, so zeigen sich in dem der Erdoberfläche unmittelbar aufliegenden Teile unsrer Atmosphäre so viele Verschiedenheiten, insbesondere in der Verteilung des Luftdruckes, der Wärme und der Feuchtigkeit, so viele Umwandlungen dieser Elemente, daß wir den Eindruck des Regellosen und Launenhaften in den atmosphärischen Vorgängen erhalten. Wenn man sich aber längere Zeit mit den Wetterkarten beschäftigt, so wird man nach und nach inne, daß gewisse Wetterlagen häufiger wiederkehren, die unter sich eine große Aehnlichkeit besitzen und dabei auch

ganz ähnliche Witterungserscheinungen hervorrufen, wobei eine ausgesprochene jährliche Periode ganz unverkennbar in die Erscheinung tritt. Diese unter sich ähnlichen Wetterlagen lassen sich in verschiedene Klassen einteilen, die ich mit dem Namen Wettertypen bezeichnete.

Bisher richtete man bei Beurteilung von Witterungserscheinungen, namentlich bei Wettervorhersagen, wenn auch nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich das Augenmerk auf das Verhalten der barometrischen Depression, der Minima; allein ihre leichte Beweglichkeit, ihre große Veränderlichkeit und die Unsicherheit in der Beurteilung ihrer Fortpflanzung mußten zu vielen unvermeidlichen Trugschlüssen führen, die die Verwertung der Wettervorhersage fast ganz in Frage stellten. Nicht so sehr die Minima an und für sich, sondern vielmehr ihr Verhalten nach außen hin, die Ausbuchtungen der Isobaren, die Bildungen von Teildepressionen, die meist mit außerordentlicher Geschwindigkeit große Länderstrecken durcheilen, sind es, die Wind und Wetter in hohem Grade beeinflussen und daher die Wettervorhersage so unsicher gestalten. Viel vorteilhafter erschien es mir dagegen, bei der Wettervorhersage in erster Linie die weit beständigeren Hochdruckgebiete zu Grunde zu legen, ohne dabei die Lage und das Verhalten der Depressionen zu vernachlässigen. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß der allgemeine Witterungscharakter in unsern Gegenden durch die Lage und die Wechselwirkung der Hochdruckgebiete und der Depressionen bestimmt wird, daß gewisse Wetterlagen häufig wiederkehren und eine gewisse Erkaltungstendenz aufweisen (Wettertypen), und daß bei ähnlichen Wetterlagen naturgemäß sich auch ähnliche Witterungserscheinungen zeigen müssen, stellte ich nach reiflicher Ueberlegung folgende fünf Wettertypen für Europa auf, die für die Witterung Deutschlands und dessen Umgebung maßgebend sind, die leicht verständlich sind und ebenso leicht dem Gedächtnis eingeprägt werden können:

I. Hochdruckgebiet im Westen Europas, etwa über den Britischen Inseln und deren Nachbarschaft. Depressionen über den östlicher gelegenen Gegenden. (Ausgesprochener Sommertypus. Dauer ziemlich groß, nördliche Winde vorherrschend, namentlich NW, böig, feucht, in der wärmeren Jahreszeit kalt. Unter der Herrschaft dieses Typus sind unsre Sommer häufig naßkühl; im Winter oft ausgebreitete Schneedecke als Einleitung zu strenger Winterkälte. Nicht selten Ueberschwemmungen in Nordwestdeutschland.)

II. Hochdruckgebiet über Zentraleuropa, speziell über Deutschland. Depressionen erst in größerer Entfernung. (Schwache, veränderliche Winde, oft Windstillen. Oft Nebel im Winter und Herbst, sonst heiteres Wetter [Altweibersommer]; im allgemeinen kalt. Wenig Niederschlag, selten Gewitter. Unter Umständen Begleiter strenger Winterkälte und großer Sommerhitze.)

III. Hochdruckgebiet über Nord- oder Nordost-Europa. Depressionen auf der Südseite des Hochdruckgebietes, am häufigsten über dem Mittelmeergebiete oder der Biskayasee. (Oestliche und nordöstliche Winde [Landwinde], im Winter sehr kalt, im Sommer warm. Nebel im Winter und Herbst, trübe im Winter, heiter im Sommer, im Sommer häufig Gewitter.)

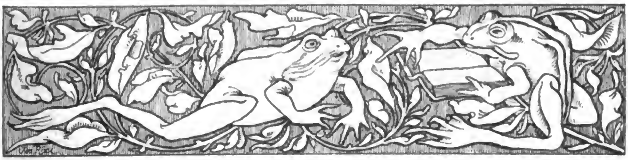
IV. Hochdruckgebiet über Ost- oder Südost-Europa, Depressionen im Westen. (Meist südliche und südöstliche schwache Winde, im Winter kalt, im Sommer warm, Niederschlagshäufigkeit nicht sehr beträchtlich, Gewitter im Sommer sehr häufig.)

V. Hochdruckgebiet über Süd- oder Südwest-Europa, Depressionen in nördlicheren Gegenden. (Lebhafte, zuweilen stürmische südwestliche oder westliche Winde. Häufigster Wettertypus, namentlich im Winter, im Winter warm, im Sommer kühl; sehr große Regenhäufigkeit, insbesondere im Sommer. Bewirkt im Sommer im Verein mit Typus I nicht selten anhaltend naßkühles Wetter, andrerseits im Winter langanhaltende feuchtmilde Witterung.

Die oben angegebenen Wettertypen beherrschen die Witterungserscheinungen in Europa und speziell in unsern Gegenden. In zahlreichen Modifikationen wechseln sie miteinander ab, gehen ineinander über, teils plötzlich, teils langsam, und bestimmen so auf kürzere oder längere Zeit den Witterungscharakter unsrer Gegenden. Ob wir einen kalten oder einen milden Winter haben, ob der Sommer heiß und trocken oder aber naß und kühl ist, ob das Wetter ruhig oder von starker Luftbewegung begleitet ist, hängt fast allein von der Häufigkeit und Beständigkeit dieser Wettertypen ab. Hieraus geht hervor, daß derjenige, der in seinem Berufe mit Wind und Wetter zu rechnen hat und sich ein selbständiges Urteil über den jeweiligen Witterungszustand und dessen Verlauf verschaffen will, mit diesen Haupttypen sich vertraut machen soll (Anleitung findet er in dem oben erwähnten Schriftchen).

Sache der Vertreter der ausübenden Witterungskunde wird es sein, die Gesetze zu erforschen, durch die das Verhalten dieser Wettertypen und ihre mannigfaltigen Umwandlungen geregelt wird: das Hauptziel ist eine befriedigende Lösung der uralten Probleme einer zuverlässigen Wettervorhersage, wenn möglich auf mehrere Tage voraus.

Zum Schlusse wiederhole ich meine schon oft ausgesprochene Behauptung: solange ein allgemeineres Verständnis nicht erreicht sein wird, werden wir uns vergebens bemühen, auf dem Gebiete der Wettervorhersage etwas Befriedigendes zu leisten.





Ehrenpforte zur feierlichen Einweihung des Nildammes

Assuan und die Eröffnung des Nilstauwerks

Text und Abbildungen von unserm Spezialzeichner Max Rabes

Ein tiefblauer, fast ewig wolkenloser Himmel wölbt sich über der kleinen, leuchtenden Stadt, deren Hauptstraße am Ufer ein Minaret und einige europäisch freundliche Häuser aufweist. Jenseits des Nils fällt der Blick auf die liebliche Insel Elephantine, die, mit Palmen bestanden und von saftigem Grün umkleidet, den uralten Nilmesser birgt. Dahinter die gelbsandigen Berge und Felsen, die auf dieser Seite die starre Wüste abschließen. Hier gewahrt man noch Höhlen — Felsengräber — und auf der Höhe das zerfallende Grab eines Scheichs.

Majestätisch und ruhig fließt der Nil durch die schwarz glänzenden Granitklippen, die im Strombett liegen; hier umspült er altes Gemäuer aus der Kalifenzeit, dort trägt er spitzmastige Tahabijen mit weißen, leuchtenden Segeln. Am Ufer liegen große Touristendampfer und weiterhin, an dem kleinen Palmeneiland, Privatboote.

In der Stadt flutet das Hauptleben durch die enge, winklige Bazarstraße — überdeckte, halbdunkle, schmale Gänge mit kleinen Verkaufsständen, in denen eine erstaunliche Fülle erstehenswerter Gegenstände feilgehalten wird: allerhand Waffen, Schwerter und Dolche mit Krokodillederscheiden, Tiger- und Leopardenfelle, indische Stoffe, Stickereien aus Siut, Korbgeflechte aus Esne, Silbersachen, Edelsteine, Straußenfedern — kurzum ein Sammelsurium aller möglichen Dinge. Und da heißt es handeln und feilschen, will man etwas preiswert erstehen, und glaubt man schließlich, daß der arme Verkäufer



Die Schlusssteinlegung durch den Khedive von Aegypten

nichts mehr daran verdient, wie er mit Thränen in den Augen beteuert, so ist man doch immer noch der allzu Gutmütige gewesen.

Und welch buntscheckige Menge drängt sich hier! Zahlreich vertreten sind namentlich die Nubier mit ihrem typischen großen Haarwust; hier bieten sie Muschelketten zum Kauf an, dort erstehen sie selbst einige Meter weißes Leinen für ihr Gewand, das eben nur aus einigen Metern Stoff hergestellt wird. Touristen bringen ihre „kostbaren" Einkäufe in Sicherheit, zwischendurch eilen vermummte Frauen, mit Krügen auf dem Kopfe, Berber, Sudanesen, Araber. Weiter fortschreitend, kommen wir durch die Gasse der Getreidehändler über den Topfmarkt an Grünzeug- und Obsthändlern vorbei, die laut ihre Waren anpreisen. Dazwischen tönt einförmiger



Die Insel Philä mit dem neugebildeten See



Das Nil-Staun

Nach einem Aquarell unsers



erk bei Assuan

Spezialzeichners Max Rabes

Gesang und der dumpfe Ton der Tarabuka von einer Straßensängerin oder Tänzerin, die ihre Künste zeigen.

Oberhalb der Stadt werden die Häuser zu elenden Lehmhütten. Dann folgen Friedhöfe, und wir sehen zwischen Gräbern, inmitten der Wüste — eine Kinderschule und weiter das Dorf der Bischarin. Dieses sogenannte Dorf besteht nur aus elenden Hütten, aus alten Matten und Pfählen „erbaut“, zwischen denen eine große Kinderschar in glücklicher Gemeinschaft mit Kamelen und Ziegen haust.

Den Glanzpunkt des Sehenswerten in der Umgebung von Assuan bildet die liebliche Insel Philä. Wir ziehen es vor, zu Esel hinauszureiten. Der Weg führt durch die alten Friedhöfe, Kuppelbauten und Gräber berühmter Heiligen aus dem 9. und 10. Jahrhundert — alles zerfallen und verwittert —, weiter durch die Wüste, vorbei an Steinbrüchen, Granitblöcken und Felsen mit uralten Inschriften, bis an den Nil. Ueberraschend und poetisch zugleich ist der Anblick der Insel Philä. Daneben gewahrt man das kleine Bige und die Felsinsel Konosso mit ihren seltsam geformten, hohen, runden Steinen, die mit altägyptischen Königsnamen und Inschriften bedeckt sind. Welch ruhige, friedliche Stimmung liegt über dem Ganzen! Wir lassen uns übersetzen; liebenswürdige, freundliche Kinder empfangen und begleiten uns bei der Besichtigung der Insel.



Insel Philä bei Assuan

Alsdann unternehmen wir die Fahrt durch die Katarakte. Mit großer Sicherheit steuern uns die Bootsleute durch die Stromschnellen, durch den schäumenden Gischt, unter Anrufung thatkräftiger Schutzheiligen. An einer besonders schwierigen Stelle werfen sich eine Anzahl brauner Gestalten in die Stromschnellen und durchschwimmen sie auf Baumstämmen. Bald haben wir die gefährliche Passage hinter uns, das Boot gleitet in ruhiges Wasser, und der geheimnisvoll rauschende Strom trägt uns im Sonnenglanz in kurzer Fahrt zurück zur Stadt.

In prangendem Festschmuck zeigte sich Assuan am 10. Dezember 1902, dem Tage der Einweihung des großen Nilstauwerkes, das den Lesern dieser Zeitschrift bereits im vorigen Jahrgang in Wort und Bild geschildert wurde. Rote, leuchtende Fähnchen mit Halbmond und Stern, an Schnüren über die Straße gezogen, flatterten lustig im Winde; dazwischen hin und her schwankende japanische Lampions und arabische Laternen. In der

Straße am Ufer erhebt sich ein Triumphbogen aus Holzgestell und Leinwand, mit roten und gelben Streifen betüncht: in der Nähe des Bahnhofs gewahrt man ebensolche Obelisken. Weiter eine Ehrenpforte aus rotem Stoff, mit Fahnen, Segenssprüchen und Emblemen geschmückt; in der Station ein grellbuntes Zelt mit Krystallkronen und Sesseln, bereit zum Empfang des Khedive. Auf dem Wasser schaukeln grell bunt angestrichene Felukeu, mit unzähligen farbigen Wimpelchen geschmückt. Daneben die große Anzahl der Schiffe und Dampfer mit den eingeladenen Gästen und der Dampfer des Khedive und seines hohen Gastes, des Herzogs von Connaught. In der Straße drängt sich eine neugierige Menge; Polizisten halten den Weg für die Europäer frei.

In heißer, glühender Mittagssonne brachten Sonderzüge die geladenen Gäste hinaus zum Nildamm. Herren in Cylinder und schwarzem Rock, Damen in hellen und farbigen Toiletten, mit bunten Sonnenschirmen, wichtig thuende, wohlbeleibte Paschas, englische Offiziere in engen Uniformen, Kawassen, Diener, Effendis im Tarbusch füllten den Zug, der seine Insassen in zwanzig Minuten ans Ziel führte. Durch eine Reihe Sudansoldaten gehen wir hinauf auf den Damm und werden auf einem Schienenstrang in kleinen Wagen von Sudanesen an das andre Ende des zwei Kilometer langen Bauwerks geschoben. Diesseits sieht man hinunter in den Katarakt, jenseits auf einen neugebildeten See. In der Ferne die kahlen Felsberge, dazwischen Philä. Das Wasser spült und nagt um die Basis der Säulen. Von hohen Palmen sieht man nur noch die Häupter, die wie Krautköpfe scheinbar auf dem Wasser schwimmen.

Am Endpunkt der merkwürdigen Bahnfahrt harren die Gäste in praller Sonne nahezu zwei Stunden auf das Erscheinen des Hofes und der höchsten Persönlichkeiten, und dieses Harren wird auch nicht durch das kleinste Moment interessanter Unterbrechung gestört. Endlich künden von drüben einige Kanonenschüsse die Ankunft des Khedive und des Herzogs von Connaught an, und nach einer weiteren „kurzen Weile“ kommen diese auf dem Damm in Sicht. Es wird eine Rede abgelesen, der Schlußstein gelegt, dann drückt der Khedive auf einen elektrischen Knopf, und schäumend stürzt das Wasser durch einige Oeffnungen mehr hinunter in den Katarakt. Alsdann fahren die ersten zwei Dahabijen durch den schmalen Seitenkanal, und die Feier ist zu Ende. Wieder wird man „zurückgeschoben“, verpackt im überfüllten Zug und ist endlich zufrieden, wieder in der Stadt zu sein. Der Abend brachte eine Illumination der Stadt, der Häuser, der Dampfer und Dahabijen, die einen wirklich zauberhaften Eindruck machte. Unzählige Flammen, Lichter und Lampions leuchteten, flimmerten und schimmerten in der herrlichen Nachtluft, die stahlblau in mildem Mondlicht das Märchenbild überspannte. Leise murmelte der Strom und spiegelte glitzernd und gleißend wie flüssiges Metall in zauberhafter Pracht die vielen tausend Lichter und Flammen wider. Weiter umspült er, wie seit Jahrtausenden, Trümmer und Zeugen alter Herrlichkeit und Kultur — ewig der gleiche, murmelt er sein altes Lied. Was hat er stürzen sehen und was wird er stürzen sehen?! Ein liebliches Eiland, ein Denkmal von zauberhafter Pracht und Poesie wird vergehen — das Moderne verschlingt es.



Dorf der Bischarin bei Assuan

Litteratur

In der Reihe der von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebenen einbändigen Klassiker-Ausgaben, die durch ihre Handlichkeit und Wohlfeilheit eine große Verbreitung gefunden haben, werden soeben Franz Grillparzers Werke veröffentlicht. Zum ersten Male wird den Verehrern des Dichters, der sich als der einzige unter den Dramatikern des 19. Jahrhunderts einen Ehrenplatz zunächst den Großmeistern der Glanzperiode unsrer klassischen Litteratur, Goethe und Schiller, erobert hat, eine handliche und zugleich wohlfeile Ausgabe seiner Werke in einem Band geboten (Preis 3 Mark). Sie enthält alle Schöpfungen Grillparzers, die bei seinen Lebzeiten erschienen oder in seinem Nachlaß abgeschlossen vorgefunden worden sind, in erster Linie also die Dramen, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, seine Gedichte, seine beiden Erzählungen, seine Selbstbiographie und die während seiner Reisen nach Italien, Deutschland, Frankreich, England und Griechenland geführten Tagebücher, die die einen Einbtick in das Innenleben Grillparzers und die ganze Eigenart seines geistigen Wesens gewähren. Diesen abgeschlossenen Arbeiten sind die hinterlassenen dramatischen Bruchstücke und Entwürfe angereiht, die uns unmittelbar in die Werkstatt des Dichters führen und uns wertvolle Aufklärungen über die Art seines Schaffens, seine Vorarbeiten, seine Behandlung der historischen Stoffe u. s. w. geben. Der ausgezeichnete Litterarhistoriker Jacob Minor, Professor an der Wiener Universität, hat der Ausgabe eine biographische Einleitung vorausgeschickt, in der er ein ungemein fesselndes, mit feinstem psychologischen Verständnis durchgeführtes Bild von dem Leben und der Persönlichkeit des Dichters darbietet. Im Format wie in der gesamten gediegenen Ausstattung schließt sich diese neue Grillparzer-Ausgabe würdig den früheren Klassiker-Ausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt an.

— Das Kartellproblem ist in der letzten Zeit, zumal seit der Einsetzung der reichsamtlichen Enquetekommission und dem Auftreten des amerikanischen Präsidenten Roosevelt, mehr und mehr in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten. In den letzten Monaten und Wochen haben sich in Deutschland verschiedene Parteien, Versammlungen, Zeitungen, Männer der Theorie und der Praxis abgemüht, dieses verwickelte Problem zu entwirren und aufzuklären. Trotzdem fehlte es zur Gewinnung eines sicheren Urteils sowohl an einer Zusammenstellung des thatsächlichen Materials als an der vollständigen Aufklärung der Rechtslage und des Standes der Wirtschaftspolitik. Diesem empfindlichen Mangel hilft nunmehr Professor Dr. F. C. Huber, der rühmlichst bekannte Stuttgarter Nationalökonom, in einem ebenso instruktiven wie interessanten Werke ab: „Die Kartelle, ihre Bedeutung für die Sozial-, Zoll- und Wirtschaftspolitik“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Der Verfasser, der auf dem theoretischen Gebiete ebenso bewandert ist wie in dem Erwerbsleben, giebt auf über 160 Seiten eine erschöpfende und allseitige Beleuchtung der Geschichte und Wirksamkeit der Unternehmerverbände, eine Darlegung ihres Verhältnisses zu den Konsumenten, zum Mittelstand, zu dem Arbeiter und zur „hohen Politik“, sowie der Frage, welche Stellung die Staatsgewalt gegenüber der Kartellbewegung einzunehmen hat. Die Entscheidung erfolgt auf Grund einer Vertiefung des Kartellproblems und des Endziels der Kartellbewegung, wobei verschiedene neue Gesichtspunkte zu Tage gefördert werden. Zugleich werden mehrere typische Kartelle in ihrem Werdegang und ihrer Ausbreitung vorgeführt, so das Zuckerkartell, der Petrol- und Spiritusring, der Kohlen-, Eisen- und Halbzeugverband u. a. Eingehend werden sodann die der Staatsgewalt zukommenden Obliegenheiten und die ihr zur Verfügung stehenden Mittel des Zivil-, Stras-, Gewerbe- und Verwaltungsrechts, die Rückwirkung auf die Zollpolitik beleuchtet. Den Beschluß macht eine umfangreiche Litteraturübersicht. Die Schrift bringt jedem, auch denen, die mit dem Verfasser nicht in allen Punkten einverstanden sind, Anregung und Belehrung und bewährt sich nicht nur in der komplizierten Frage des Kartellproblems, sondern auch in den weltbewegenden Fragen der Entwicklung zum Industriestaat und der gesamten Handels- und Wirtschaftspolitik als kundigen, objektiven Führer.

— Ein Werk umfassenden Wissens, das von eifrigen Studien und von sorgfältiger eigner Naturbeobachtung zeugt, ist Wilhelm Bölsches bei Georg Bondi in Berlin erschienenes Buch „Von Sonnen und Sonnenstäubchen“, das den Untertitel „Kosmische Wanderungen“ trägt. Der Verfasser ist ein Schriftsteller von ausgesprochener Eigenart, der neben mehreren Romanen, von denen die „Mittagsgöttin“ am bekanntesten geworden sein dürfte, verschiedene Bücher verfaßt hat, in denen er sich bestrebt, die Ergebnisse der modernen naturwissenschaftlichen Forschung Laienkreisen zugänglich zu machen. Jedoch nicht in jener flachen popularisierenden Art, die mehr Schaden als Nutzen stiftet, sondern indem er zu eignem Nachdenken anregt und den Leser gewissermaßen auf eine Höhe führt, wobei sich immer weitere Ausblicke vor ihm eröffnen. Das thut er auch in dem vorliegenden Werke, das 17 Abhandlungen enthält, die zwar vorher einzeln in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, jedoch nicht nachträglich durch bloßes Aneinanderreihen zu einem Buche vereinigt wurden. Sie sind vielmehr von vornherein mit der festen Absicht niedergeschrieben worden, daß eben dieses Buch daraus werden sollte. Mit ernster Aufmerksamkeit, die aber auch reichlich belohnt wird, wollen die Aufsätze gelesen werden, denen als Leitmotiv die „Gesetzmäßigkeit“ allen Geschehens zu Grunde gelegt ist und die uns das Natürliche, das Selbstverständliche als das „Wunder aller Wunder“ erkennen lehren sollen. Bald bespricht Bölsche die Rätsel in der Milchstraße, die Entstehung der deutschen Landschaft und das Leben im Weltraum, bald den Urvogel (Archäoptrix) und das Riesenfaultier oder die Wunderwelt der Radiolarien, das Ende der Tierwelt, die Anfänge der Kultur bei den Tieren und das Tierleben der Großstadt, kurzum die mannigfachsten kosmischen, astrophysikalischen, geologischen und biologischen Probleme, stets aber in anregender und interessanter Weise. Ueberall tritt sein Bestreben hervor, dem Leser möglichst viel des Wissenswerten zu vermitteln. Als illustrativer Schmuck sind dem Buche vier farbige und vier schwarze Tafeln nach malaiischen Aquarellskizzen von Professor Ernst Haeckel beigegeben.

— In seiner neuesten Erzählung „Vize-Mama“ hat Ernst von Wildenbruch wiederum alle Vorzüge seines dichterischen Temperaments, seine hinreißende Kraft in der Schilderung dramatisch zugespitzter Seelenkonflikte und seine Kunst, den Leser von der inneren Notwendigkeit der Schicksale seiner Menschen zu überzeugen, zusammengefaßt (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Was die um ihr Lebensglück betrogene Hauptmannswitwe von Carstein in leidenschaftlichem Auf- und Niederwogen entgegengesetzter Gefühle durchzukämpfen hat, als ihr das Schicksal den der Mutter beraubten Sohn ihres treulosen Jugendgeliebten als Kameraden ihres eignen Sohnes in das Haus führt, und der Verwaiste von ihrem Herzen den lange entbehrten Tribut der Mutterliebe heischt, das hat Wildenbruch zu einem erschütternden Seelengemälde gestaltet, das seinen Höhepunkt in der Schilderung der ersten Begegnung der Hauptmannswitwe mit dem Gehaßten und dennoch immer noch Geliebten bei der Einsegnung der Kadetten in der Berliner Garnisonkirche erreicht. Auch hier ist der jählings wieder aufflackernde Haß stärker als das liebende Erbarmen. Er schwindet erst, als das Grab sich über dem unglücklichen Knaben geschlossen hat, und der einst vergötterte Held gerade im Augenblick, wo im Juli 1870 Alldeutschland an den Rhein zog, den Rock seines Königs ausziehen muß und, an Leib und Seele gebrochen, mit stummer Bitte vor die schwer Gekränkte tritt, die ihm den letzten Gruß seines sterbenden Sohnes gebracht hat. Von den vier Personen, zwischen denen sich die rasche Handlung abspielt, ist eine jede ein Kabinettstück tiefinnerlicher Charakterisierungskunst.

— In die Zeit der Glaubenskämpfe, die im ersten Tritel des 13. Jahrhunderts von Südfrankreich und Piemont auch nach Deutschland hinübergriffen, führt uns eine Erzählung, „Die Albigenserin“ von Adolf Hausrath, dem gelehrten Kirchenhistoriker, der sich auch als Dichter, anfangs unter dem Pseudonym Georg Taylor, durch eine Reihe geschichtlicher Romane einen geachteten Namen erworben hat (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Als nach der Unterwerfung des Grafen Raimund VII. von Toulouse die Sache der Albigenser ihre mächtigste Stütze verloren hatte, zogen sie sich nach Piemont und von da den Rhein abwärts nach Deutschland zurück, wo sie an vielen Orten Anhänger fanden und Gemeinden gründeten. Im Anfang der Erzählung ist das berühmte Kloster Lorsch im Odenwald, später Worms und Mainz der Schauplatz der reich bewegten Handlung, in deren Mittelpunkte eine Frau slavischen Geblütes steht, die alle Künste der Verführung aufwendet, um für die Lehre der Albigenser zu wirken. Ein junger, eben dem Kloster entronnener schwäbischer Edelmann gerät in ihre Netze und wird zu ihrem Kämpfer in einem Gottesurteil, das zu ihren Gunsten ausschlägt. Aber gegen die Glaubenstreue des deutschen Ritters bleiben die Künste der Versucherin machtlos, die schließlich mit den Ihrigen den Feuertod erleidet. Mit großer dichterischer Kraft hat der Verfasser ein farbenreiches Bild jener düsteren Zeit entrollt, in der die Inquisition alle Regungen freier Geister, die sich gegen die Satzungen der Kirche auflehnten, mit Feuer und Schwert unterdrückte.

— Ein ehemaliger flotter Reiteroffizier, der einst den Dienst quittierte, um eine nicht ganz standesgemäße Ehe einzugehen, und nun in einer kleinen Grenzstadt als Bürgermeister waltet, ist der Held von Paul Oskar Höckers Erzählung „Es blasen die Trompeten“ (Leipzig, Paul List).

Still und wunschlos lebt er an der Seite der geliebten Frau dahin, bis ein Manöver sein früheres Regiment in das Städtchen führt, die alten Kameraden ihn freudig begrüßen und all die Erinnerungen an das fröhliche Reiterleben wachrufen. Gern hätte man, nachdem mit dem Tode des bedenklichen Schwiegervaters das Hindernis beseitigt ist, ihn wieder im Regiment, und der Kommandeur eröffnet ihm die günstigsten Chancen. Die Versuchung ist groß, und er droht ihr zu erliegen, aber die Liebe zu Weib und Kind hält ihn in seinem bescheidenen Wirkungskreise zurück. In dieser Entsagung erscheint er wirklich ein Held, der die volle Sympathie des Lesers gewinnt. Der Vorwurf ist flott und spannend durchgeführt; es weht etwas von dem frischen Geist durch das Buch, der die deutsche Reiterei belebt. — In eine ganz andre Umgebung versetzt uns der Autor mit seinem in demselben Verlage erschienenen Roman „Weiße Seele“. Dem Jugendgeliebten eröffnet die Heldin durch finanzielle Beihilfe eine glänzende Laufbahn, obwohl sie weiß, daß ihre Tage nur kurz bemessen sind, daß sie schwerlich den Lohn ihres Opfers ernten wird. In der That naht sich ihm die Versuchung in verführerischer Gestalt, aber die besseren Regungen behalten den Sieg, und er kehrt zu der Getreuen zurück, freilich nur, um sie ihre reine Seele in seinen Armen aushauchen zu sehen. Ein großer Teil der Handlung spielt in Norwegen, wodurch der ergreifenden Erzählung ein wirkungsvoller Hintergrund verliehen wird.

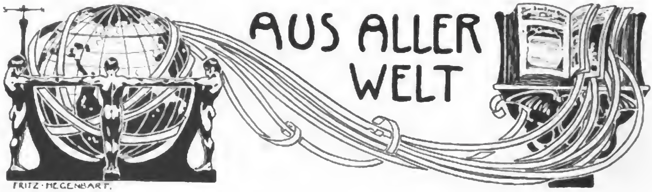
— Auch in seinem neuesten Roman „Marie Verwahnen“ führt Josef Lauff die Leser in seine niederrheinische Heimat, und zwar haben wir als Schauplatz uns wohl das Städtchen Calcar zu denken, das der Dichter im Beginn seiner litterarischen Laufbahn in einem kleinen Epos verherrlichte (Köln, Albert Ahn). Die Heldin, armer Leute Kind, wird vom Sohne des lutherischen Pfarrers geliebt, und sie erwidert seine Neigung, bis im Geiste des schwärmerisch veranlagten Mädchens eine seltsame Wandlung eintritt. Genährt vom Aberglauben ihrer bigotten Umgebung erwächst in ihr der Irrwahn, daß sie zu Heiligem, Uebermenschlichem erkoren sei, und als zur Osterzeit der junge, feurige Benediktinermönch in das Städtchen einzieht, wird sie in jenem Ueberschwange, in dem sich himmlische und irdische Liebe miteinander verschmelzen, von heißer Leidenschaft zu ihm erfaßt. Vor allem Volke verrät sie sich, und entrüstet von dem frommen Manne zurückgewiesen, fällt sie der Verzweiflung anheim. Doch bevor sie aus dieser Welt scheidet, die sie einst wirklich wie eine Heilige verehrte und nun mit Hohn überschüttet, verrichtet sie noch ein gutes Werk. Bisher hatte sie es abgelehnt, das Haus des evangelischen Pfarrers zu betreten, in dem der Jugendgeliebte todkrank daniederliegt, jetzt aber eilt sie zu seinem Schmerzenslager, und ihre weiche, kühle Hand verscheucht das Fieber. Doch während Johannes der Genesung entgegenschreitet, geht sie den Weg, von dem es keine Wiederkehr giebt. Der Dichter hat diese erschütternde Tragödie in ein eigenartiges Gewand gekleidet. Hier berichtet er aus seinen eignen Jugenderinnerungen, dort lauschen wir der Erzählung seines Freundes, eben jenes Johannes van Melle, der neben der Heldin im Vordergrunde der Handlung steht. Durch diesen Wechsel wird eine ganz aparte Wirkung erzielt und zugleich die Möglichkeit geboten, die düstere Stimmung des Romanes durch heitere Schilderungen aufzuhellen. Diese nehmen einen großen Teil des Buches ein, und vieles davon ist den Glanzstücken humoristischer Darstellung zuzurechnen. Das niederrheinische Kleinbürgertum wird hoch ergötzlich geschildert, einzelne seiner Vertreter erscheinen als wahre Prachtfiguren. Nicht zum wenigsten der wackere Moses Herzlieb, der freilich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem braven alten Moses in Fritz Reuters „Stromtid“ aufweist. Stellenweise ist der Roman allerdings etwas breit angelegt, er bringt Episoden, die mit der eigentlichen Handlung wenig oder nichts zu schaffen haben, aber gerade in diesen Intermezzi offenbart sich der Humor des Dichters am glücklichsten, und deshalb dürfte kein Leser sie missen wollen.

Kunst

Als Seitenstück zu der mit großem Beifall aufgenommenen Sammlung „Alte Meister“, in der die schönsten Gemälde älterer Künstler in den Galerien Europas in Farbendrucken veröffentlicht werden, hat der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig eine zweite Sammlung unter dem Titel Hundert Meister der Gegenwart in farbiger Wiedergabe begonnen, von der zwei Hefte mit je fünf Blättern vorliegen. Das erste, der Münchener Kunst gewidmet, enthält Bilder von Franz von Lenbach (einen prächtigen Bismarckkopf), F. A. von Kaulbach, W. Leibl, E. Grützner und H. von Bartels, die F. von Ostini mit trefflichen Charakteristiken der Künstler begleitet hat. Im zweiten Heft finden wir Reproduktionen nach Bildern von Künstlern, die zurzeit an der Spitze der Berliner Kunstbewegung stehen. A. von Menzel, Paul Meyerheim, F. Skarbina, M. Liebermann und Hans Herrmann sind mit charakteristischen Proben ihrer Kunst vertreten, von denen besonders Menzels „Restaurant auf der Pariser Weltausstellung von 1867“ und Meyerheims „Menagerie“ (nach dem bekannten Gemälde in der Dresdener Galerie) wahre Perlen an charaktervoller Auffassung und koloristischen Feinheiten sind, auch in der Reproduktion, die alle Intimitäten der Pinselführung der Originale so getreulich bewahrt hat, daß man geradezu von Faksimile-Nachbildungen sprechen darf. Das gilt auch von allen übrigen Reproduktionen, die die jedem Künstler eigentümliche Handschrift so vollkommen wiedergeben, daß man jeden Pinselstrich verfolgen kann. Wenn das Werk, das auf 20 Hefte mit je 5 Bildern berechnet ist, mit demselben Geschick und Geschmack fortgeführt wird, wie es begonnen hat, wird es zu einem Museum werden, das dem Besitzer das Gesamtbild, das die moderne Malerei in allen ihren Erscheinungen, den erfreulichen und den weniger erfreulichen, gewährt, in voller Objektivität widerspiegelt.

— Ueber den reichen Inhalt der deutschen Kunstausstellungen des Jahres 1902 in den Hauptstädten Deutschlands und in Wien gewährt ein unter dem Titel „Die Kunst des Jahres“ bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München erschienener Quartband einen vortrefflich orientierenden Ueberblick. In dem schön ausgestatteten Werk, das jedem Kunstfreund eine rechte Augenweide bereitet, werden für einen ungemein billigen Preis 363 schön gedruckte Abbildungen verschiedenartigen Formats geboten, die eine Auslese der besten deutschen und ausländischen Gemälde und Skulpturen darstellen, die auf den diesjährigen Ausstellungen vorgeführt wurden. So giebt das Werk einmal einen vorzüglichen Gradmesser für den momentanen Stand der Kunst in allen Kulturländern, dann aber auch einen Ueberblick über die fortschreitende Entwicklung des letzten Jahres, wie er in der Vielheit unsers Ausstellungswesens dringend not thut. Ein besonderer Vorzug dieser Publikation liegt auch darin, daß sie unter Verzicht auf einen erläuternden Text nur die Kunstwerke selber zum Beschauer sprechen läßt und somit zur Bildung eines selbständigen Urteils geradezu zwingt. Sehr beachtenswert sind die dem Verzeichnis der abgebildeten Werke eingestreuten biographischen Notizen über deren Urheber.

— Von den „Graphischen Künsten“, die die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgiebt, sind das Schlußheft des 25. und das erste Heft des 26. Jahrgangs (1903) erschienen. Zugleich sind auch die Jahresmappe und die Prämie für 1902 zur Ausgabe gelangt. Aus dem textlich und illustrativ gleich reichhaltigen Inhalte heben wir vor allem einen Aufsatz hervor, der zur Feier des 80. Geburtstages Rudolf von Alts geschrieben ist. Außer zahlreichen Textillustrationen, unter denen besonders die Wiener Ansichten aus alter und neuer Zeit reges Interesse beanspruchen dürfen, schmücken den Festartikel noch drei Tafeln, eine vollendet gelungene farbige Reproduktion und zwei Radierungen, darunter eine von der Meisterhand W. Ungers, nach Altschen Aquarellen. Ein zweiter größerer Aufsatz ist dem jüngst verstorbenen Maler und Radierer Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm, dem Enkel Schillers, gewidmet. Frau Professor Bertha Frenzel erzählt in herzlichen schlichten Worten das Leben des vornehmen und liebenswürdigen Menschen, und Max Lehrs würdigt den Maler und Graphiker. In einem weiteren Aufsatze analysiert Arthur Weese die Kunst Franz Stucks. Den äußeren Anlaß dazu bietet die Ausgabe der erwähnten Prämie. Sie besteht nämlich in einer großen, prachtvollen Radierung von Professor W. Unger nach Stucks „Bacchantenzug“ (Bildfläche 47 × 76 Centimeter). Die Gesellschaft hat für dieses Kapitalblatt auch einen eignen Rahmen anfertigen lassen, dessen Entwurf von Fräulein Elsa Unger, einer Tochter Professor Ungers, stammt. Wenn ferner in einem der Hefte noch von Clément-Janin Richard Ranft und die moderne farbige Radierung in Frankreich behandelt wird, so steht dies damit in Zusammenhang, daß die Jahresmappe ein Werk dieses Künstlers enthält. Die übrigen fünf Blätter, sämtliche großen Formates, sind drei Radierungen von Oskar Graf, Richard Müller und Otto Ubbelohde, eine farbige Lithographie von Emil Orlik und eine Heliogravüre nach einer Zeichnung Felix Jeneweins.



Zeitgeschichte

Von einem schweren Schlage sind das sächsische Königshaus und das österreichische Kaiserhaus durch die Flucht der **Kronprinzessin Luise von Sachsen** betroffen worden. Am 2. September 1870 in Salzburg als Tochter des Großherzogs Ferdinand IV. von Toscana aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Alice von Parma geboren, vermählte sich die Prinzessin Luise am 21. November 1891 mit dem Prinzen Friedrich August von Sachsen, dem ältesten Sohne des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Georg. Die Ehe, der



Phot. Otto Mayer, Dresden

Kronprinzessin Luise von Sachsen

fünf Kinder entsprossen sind, galt für glücklich, bis die erstaunte Welt plötzlich das Gegenteil erfuhr. In noch grellerem Lichte erscheint die Verfehlung der Kronprinzessin dadurch, daß sie zu einer Zeit stattfand, als ihr Gemahl noch nicht von jenem Jagdunfall geheilt war, den er bei Salzburg erlitten hatte. Unterstützt wurde die Kronprinzessin Luise bei ihrem Vorhaben durch ihren ältesten Bruder, den **Erzherzog Leopold Ferdinand**, der gleichfalls alle Beziehungen zu seiner Familie abgebrochen hat und eine Unebenbürtige zu heiraten gedenkt. Der Erzherzog ist am 2. Dezember 1868 geboren und stand zuletzt als Infanterieoberst in Iglau. Er hat auf alle Vorrechte, die ihm als Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zustehen, verzichtet und nennt sich jetzt Leo Wölfling, welchen Namens er sich schon früher im Inkognito bediente.

— Feldmarschalleutnant **Heinrich Ritter von Pitreich**, der neu ernannte österreichisch-ungarische Kriegsminister, geboren am 10. Juli 1841 in Laibach, erhielt seine erste militärische Ausbildung in der Genieakademie zu Klosterbruck bei Znaim. Während des Jahres 1866 hatte er Teil an den Verteidigungsarbeiten für die Festungen Krakau und Lemberg und wurde 1871 als Hauptmann in den Generalstab berufen, wo er einen hervorragenden Anteil an der Ausarbeitung des neuen Exerzierreglements hatte. Nachdem er 1883 die Leitung der 5. Generalstabsabteilung übernommen, wurde er 1885 zum Oberst und 1890 zum Vorstand des Präsidialbureaus im



Phot. Otto Mayer, Dresden

Kronprinz Friedrich August von Sachsen

Reichskriegsministerium ernannt. Ein Jahr darauf erfolgte die Beförderung zum Generalmajor und 1895 die Ernennung zum Feldmarschalleutnant. 1896 berief ihn der Generalstabschef Freiherr von Beck zu seinem Stellvertreter. Dem neuen Kriegsminister steht sowohl im Generalstabs- wie im Truppendienst eine reiche Erfahrung zur Seite.

— Die päpstliche Armee von heute umfaßt nur noch die Nobelgarde, die Guardia Palatina, die Schweizer- und Palastgarde und die päpstlichen Gendarmen. Für die Schweizer soll die alte Gala-Uniform mit Küraß, Stahlhelm und langem Schwert wieder eingeführt werden; gleichzeitig erhält auch die **päpstliche Nobelgarde eine neue Uniform**, die wir unsern Lesern neben der alten im Bilde vorführen. Die Nobel- oder adelige Leibgarde des Papstes umfaßt 30 Offiziere und 60 Gardisten; auch die letzteren haben Offiziersrang. Alle

Mitglieder gehören römischen Adelsgeschlechtern an, sie beziehen auch eine höhere Gage und Löhnung als die andern Truppen. Die Nobelgarde stellt sich bei den Zeremonien, an denen der Papst persönlich teilnimmt, in der Sixtinischen Kapelle, bei großen Empfangen zu beiden Seiten des Thrones auf. Sie trug bisher eine Kürassieruniform: Helm mit Roßschweif, weiße Lederhosen, Stulpenstiefel und Pallasch. Die neue Uniformierung ist einfacher und mehr der in den modernen Armeen üblichen angepaßt, immerhin aber noch prächtig genug. Eingeweiht soll die neue Uniform am 3. März werden, wo der heilige Vater in der Peterskirche ein feierliches Tedeum abhalten wird.



Phot. A. Huber, Wien

Feldmarschalleutnant Ritter von Pitreich, der neue österreich.-ung. Kriegsminister

— Auf dem deutschen Botschafterposten in Washington vollzieht sich ein Wechsel. Der Botschafter Theodor von Holleben tritt zurück, und sein Nachfolger wird der bisherige erste Botschaftssekretär Freiherr Hermann Speck von Sternburg. Herr von Holleben, am 16. September 1838 in Stettin geboren, war erst Offizier im Gardehusarenregiment und trat 1872 in den diplomatischen Dienst über. Von 1875 bis 1885 war er Ministerresident in Argentinien, wurde dann zum Gesandten in Japan ernannt und ging 1891 in gleicher Eigenschaft nach Washington. Nachdem er von 1893 bis 1897 preußischer Gesandter am württembergischen Hofe gewesen, wurde er wiederum nach Washington, diesmal mit dem Rang als Botschafter, versetzt. — Freiherr Speck von Sternburg ist am 21. August 1852 geboren. Er entstammt einer im Königreich Sachsen begüterten Familie und hat von 1870 bis 1893 im sächsischen Militärdienst gestanden. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich trat er in das 2. sächsische Reiterregiment (jetzt 19. Husarenregiment) ein, wurde 1883 zum Rittmeister befördert und kam 1888 unter Versetzung



Bowen, nordamerikanischer Gesandter fur Caracas



Stapellauf des Linienschiffes „Braunschweig" auf der Germaniawerft in Kiel, 20. Dezember 1902



Erzherzog Leopold Ferdinand von Oesterreich

à la suite des 17. Ulanenregiments zum erstenmal nach Washington als Militarattaché bei der deutschen Gesandtschaft. Im folgenden Jahr wurde er in diesem Kommando als Hauptmann à la suite des sächsischen Generalstabs gestellt und 1891 unter Beförderung zum Major zur Gesandtschaft in Peking kommandiert, wo er auch 1893 nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Militärdienst und endgültigen Uebertritt in den diplomatischen Dienst als Legationssekretär blieb. 1898 wurde er zur Gesandtschaft in Buenos Aires und von da nach Belgrad versetzt. Im folgenden Jahre erfolgte seine Ernennung zum Legationsrat und im Februar 1898 die zum ersten Botschaftssekretär in Washington. Im Jahre 1899 gehörte er der Kommission zur Regelung der Samoa-Frage als Vertreter des Deutschen Reiches an, und zu Beginn des Jahres 1901 ging er als Generalkonsul für Britisch-Indien und die Insel Ceylon nach Kalkutta.

Heer und Flotte

Auf der Germaniawerft in Kiel fand am 20. Dezember der Stapellauf des neuen Linienschiffes „H" statt, das bei der durch den Prinzregenten Albrecht von Braunschweig vollzogenen Taufe den Namen „Braunschweig" erhielt. Es ist nicht nur bis jetzt das größte Schiff der deutschen Kriegsflotte, sondern es stellt auch einen neuen Abschnitt im deutlchen Kriegsschiffbau dar. Obwohl nämlich bei der Konstruktion im allgemeinen der Grundtyp der Kaiserklasse beibehalten worden ist, weicht die „Braunschweig" doch bezüglich der Wasserverdrängung, der artilleristischen und der Torpedoausrüstung, wie nicht minder im Panzerschutz und in der Aktionsfähigkeit von den älteren Linienschiffen wesentlich ab. Die Länge des Schiffes beträgt 121,5 Meter (früher 120 Meter) und die größte Breite 22,2 Meter (bisher 20,8 Meter), so daß die Wasserverdrängung auf 13208 Tonnen (gegen 11800 der Wittelsbachklasse) steigt. Diese Erweiterung des Raumgehalts ist in erster Linie der Geschützausrüstung und der Aktionsfähigkeit zu gute gekommen; die schwere und mittlere Artillerie hat durch den Einbau zweier neuer Kaliber, der 28- und der



Sprachlehrer André Giron



Neue Uniform



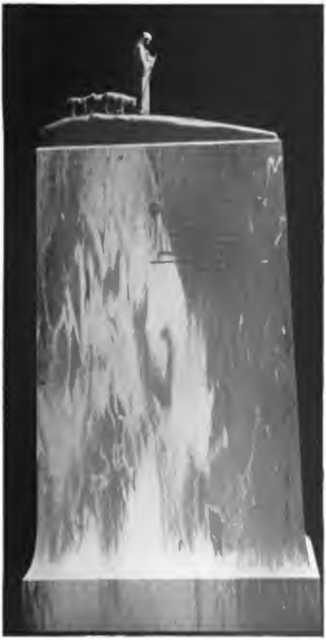
Alte Uniform

Päpstliche Nobelgardisten

17 Centimeter-Schnellfeuergeschütze, eine die Feuerwirkung beträchtlich steigernde Verbesserung erfahren. Besonders zweckmäßig ist die Panzerung angeordnet, so daß man die „Braunschweig“ wohl als das gegenwärtig am besten gegen feindliche Geschosse geschützte Schlachtschiff bezeichnen darf. Die Gürtelpanzerung, deren Stärke bis zu 225 Millimetern geht, erstreckt sich über das ganze Schiff, die Citadellpanzerung über drei Fünftel seiner Länge. Das neue Linienschiff kann 1000 Tonnen Kohlen aufnehmen, 350 Tonnen mehr als die Schiffe der Kaiser- und Wittelsbachklasse. Die Maschinen leisten 16000 Pferdekräfte; der Dampf wird ihnen durch 8 Wasserrohrkessel und 6 Cylinderkessel zugeführt. Den Bau des Schiffskörpers hat die Germaniawerft in kaum 14 Monaten vollendet; am 24. Oktober 1901 war die Kielstreckung.

Kunst

Papst Leo XIII. begeht demnächst das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Tages, da er zum Oberhirten der katholischen Kirche berufen wurde. Am 20. Februar 1878 zum Papst erwählt, wurde er am 3. März feierlich gekrönt. Aus diesem Anlaß sind ihm bereits zwei besonders hervorragende Jubiläumsspenden gewidmet worden, vom Kaiser Franz Joseph und von der Stadt Wien, beides Werke des Wiener Bildhauers und Medailleurs Rudolf Marschall. Die Spende des Kaisers Franz Joseph bedeutet eine Huldigung für den guten Hirten. Auf einem Sockel aus violett geädertem afrikanischen Marmor erhebt sich eine schmale Plinthe aus Gold, eine leicht geschwungene Erderhöhung darstellend, auf der die Figur des Heilandes, ein Lamm auf den Armen bergend, einherwandelt; Widder und einige Schafe folgen nach. Der Sockel trägt die vom Unterrichtsminister von Hartel verfaßte Inschrift, die verdeutscht lautet: „Dem Papst Leo XIII., dem besten Hirten der Gläubigen, der, dank der außerordentlichen Fürsorge Gottes, durch fünfmal fünf Jahre die Kirche aufs glücklichste leitete und ihre Schätze hochherzig erschloß, weiht und widmet Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich und Apostolischer König von Ungarn, dieses Bild des guten Hirten als Zeichen seiner pietätvollen Gesinnung.“ Rechts und links von der Inschrift befinden sich in Goldemail mit Brillanten das päpstliche und das kaiserliche Wappen. Die Gabe der Stadt Wien steht zu der kaiserlichen Spende in einem gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse. Auch hier herrscht die Verbindung zwischen einem Denkstein aus afrikanischem Marmor und einer Montierung in mattem Gold. Diese Montierung besteht gleichfalls aus einer Inschrift und einer darüber angebrachten Medaille, die in Revers und Avers zerlegt ist. Auf ersterem sehen wir das von Marschall im Jahre 1900 nach dem Leben geformte Bildnis des Papstes, zu dem dieser selbst die Inschrift verfaßt hat: „Reclusit thesauros ecclesiae anno sancto Leo P. P. XIII.“ Der Avers zeigt eine Gruppe



Der gute Hirt. Von Rudolf Marschall
Jubiläumsgeschenk des Kaisers Franz Joseph an Papst Leo XIII.



Papst-Medaille. Von Rudolf Marschall
Jubiläumsgeschenk der Stadt Wien

von Palmbäumen und im Hintergrunde, auftauchend aus dem Nebelmeere der Stadt Rom, die Peterskirche mit ihrer Kuppel.

— Die Innenräume des Berliner Königsschlosses haben eine umfassende Umgestaltung erfahren, die sich vor allem auf den Weißen Saal erstreckt, jenen berühmten Festraum, der durch glorreiche, auf Hunderte von Jahren sich erstreckende Erinnerungen geweiht ist und sich am 18. Januar gelegentlich des Ordensfestes zum erstenmal in seinem neuen Glanz gezeigt hat. Es ist eigentlich ein Neubau, der inmitten der Mauern des ehrwürdigen Königsschlosses nach Entwürfen des Geheimen Hofbaurates Ihne errichtet wurde. Die Schloßbaukommission unter dem Direktorat des Oberhofbaurates Tetens arbeitete die Pläne weiter aus, und unter Leitung des Hofbaurates Geyer gelangte das Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit zur Vollendung. In seiner Bekleidung durch farbigen Marmor entwickelt der Saal jetzt höchste und doch nicht überladene Pracht. Von seiner vergoldeten, harmonisch wirkenden Decke, einer phantasievollen Schöpfung des Bildhauers Prof. Otto Lessing, hängen keine Kronleuchter herab, sondern der Raum wird durch äußerlich nicht wahrnehmbare Vorrichtungen von oben mit Licht durchflutet. An den Wänden sind außerdem noch hie und da Arme mit Beleuchtungskörpern angebracht. An der östlichen Längsseite steht der Thron, überdacht von einem Sammetbaldachin, dessen Spitze Straußenfedern in den deutschen Farben zieren. Beide Längsseiten sind durch Nischen in gelbem Marmor belebt, die die Marmorstatuen der brandenburgisch-preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis auf Kaiser Friedrich enthalten. Unsre Abbildungen bieten drei Ansichten des neuen Prachtsaales, der sich in seiner jetzigen Erscheinung den berühmten, von A. Schlüter geschmückten Festräumen würdig anreiht.



Westseite des Weissen Saales im Königlichen Schlosse zu Berlin

— Ein durch ansprechenden und originellen Vorwurf wie durch feine und lebensvolle Ausführung gleich anziehendes und wertvolles Werk moderner Kleinplastik veranschaulicht unser Bild zwischen S. 120 u. 121. Dieser köstliche, auf den Boden gelagerte Faun, der zwei fauchend gegen ihn andringende Gänse neckt, ist eine Arbeit des Wiener Bildhauers und Medailleurs Stefan Schwartz (geboren 20. August 1851 in Neutra). In Pest erhielt der Künstler den ersten Zeichenunterricht; dort war er aber auch in einer Metallwarenfabrik thätig und lernte modellieren, gießen und ziselieren. 1867 siedelte er nach Wien über, wo er noch drei Jahre lang wieder in Metallwarenfabriken arbeitete, um dann die Kunstgewerbeschule zu besuchen und sich unter Otto Königs Leitung besonders für die Kleinplastik auszubilden. Schwartz gründete 1872 selbst ein Unterrichtsatelier für Ziseleure; er wurde 1877 Assistent an der Fachschule für Bildhauerei und 1881 Lehrer der Ziseleurschule am Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie und hat als solcher wie durch seine eignen Arbeiten geradezu reformierend auf die Wiener Ziselierkunst und auf die dortige Metallwarenindustrie überhaupt eingewirkt. Wie sein „Faun mit Gänsen“, so zeichnen sich alle Schöpfungen dieses Genres, die er in Edelmetall oder Bronze bald als Tafelaufsätze, Schalen und Jardinieren, bald als Kronleuchter, Uhren und Schmucksachen oder als Statuetten und Gruppen ausgeführt hat, durch geistvolle Erfindung und anmutige Formenbildung aus. Schwartz hat außerdem aber auch



Ostseite des Weissen Saales im Königlichen Schlosse zu Berlin



Gesamtansicht des Weissen Saales im Königlichen Schlosse zu Berlin



Freiherr Hermann Speck von Sternburg

zahlreiche Büsten, Porträts und Grabmäler (darunter das Eitelbergers auf dem Wiener Zentralfriedhof) entstehen lassen, die eine hohe Meisterschaft bekunden. Eine besonders hervorragende Stellung nimmt der Künstler als Medailleur ein; es sei nur an seine Medaille auf den Tod der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich erinnert, die eine unübertreffliche Behandlung des Flachreliefs in seinen zartesten Abstufungen aufweist.

Bühne

In der Leitung der Königlichen Schauspiele zu Berlin ist ein Wechsel eingetreten. Graf Bolko von Hochberg, der 1887 als Nachfolger des verstorbenen Generalintendanten Botho von Hülsen die Oberleitung der Königl. Theater in der Reichshauptstadt übernahm, hat dieses schwere und verantwortungsreiche Amt, dem er mehr als 15 Jahre mit ernstem Wollen und manchem glücklichen Vollbringen vorgestanden, niedergelegt, und an seine Stelle trat, vorläufig nur „im Nebenamt", Kammerherr Georg von Hülsen, der Intendant des Wiesbadener Hoftheaters, jüngerer Sohn des oben erwähnten verewigten Generalintendanten. Am 15. Juli 1858 zu Berlin geboren, trat Georg von Hülsen 1877 in das Kaiser Alexanderregiment und, nachdem er Offizier geworden, in das Gardekürassierregiment ein, in dem er 1888 zum Oberleutnant aufrückte. 1890 wurde er Adjutant des Kriegsministers und 1892 zur Gesandtschaft nach München kommandiert, wo er 1893 zum Rittmeister befördert wurde. Als Jugendgespiele des Kaisers stand er in engen Beziehungen zum Hofe und begleitete den Kaiser mehrfach auf dessen größeren Sommerreisen. Noch im Jahre 1893 wurde er mit der Leitung des Wiesbadener Hoftheaters beauftragt und im Oktober 1894 endgültig zu dessen Intendanten ernannt. In Wiesbaden hat Georg von Hülsen durch die glänzende Inscenierung der von ihm eingeführten Festspiele die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen. Diese Festspiele brachten teils patriotische Dramen, teils Neubearbeitungen romantischer Opern in blendender Ausstattung und vollendeter Darstellung.



Phot. Schaarwächters Kunstverlag, Berlin

Graf Bolko von Hochberg



Phot. E. Bieber, Berlin

Theodor von Holleben

Verkehrswesen

Joseph Vallot, Direktor des Observatoriums auf dem Montblanc, und Deperret, Professor der Mineralogie an der Universität Lyon, haben jetzt ihre Berichte über den Bau einer elektrischen Bahn auf die Spitze des Montblanc erstattet. Sie betrachten das Projekt als ausführbar. Sie studierten verschiedene Wege und gelangten zum Schlusse, es sei am zweckmäßigsten, die Bahn von der savoyischen Seite aus zu erstellen. Sie würde beim Dorfe Houches beginnen. Diese Montblancbahn würde 17½ Kilometer lang werden. Urheber des kühnen Projektes ist M. S. Fabre. Die Pläne wurden dem französischen Minister des Innern zur Genehmigung unterbreitet.

Eine Länge von rund 1000 Kilometern haben gegenwärtig die japanischen Bahnlinien erreicht; nur etwa der vierte Teil davon gehört dem Staate. Die jährlichen Bruttoeinnahmen der Staatsbahnen belaufen sich auf ungefähr 17 Millionen Mark, der Reingewinn auf über 8 Millionen. Die Privatgesellschaften haben im Verhältnis geringere Einnahmen, denn der jährliche Nutzen beläuft sich nur auf etwas über 11 Millionen Mark, obgleich die Länge des in ihrem Besitz befindlichen Schienenweges die der Staatseisenbahnen um das Dreifache übertrifft. In einer Beziehung haben die japanischen Bahnen mit einem Uebelstand zu kämpfen, wie er in gleichem Grade in keinem andern Lande der Erde gefunden wird, nämlich mit der Wirkung der Erdbeben, die großen und häufigen Schaden auf die Beschaffenheit der Geleise und des Unterbaues ausüben.



Phot. [illegible], Wiesbaden

Georg von Hülsen

Länder- und Völkerkunde

In der österreichischen Monatschrift für den Orient macht Johnston Angaben über die Zwergvölker, die er im Urwald von British-Uganda angetroffen. Er unterscheidet vor allem zwei Typen, die eine mit schwarzer Hautfarbe und hartem, krausem Haar auf dem Leibe, die andre mit roter oder gelber Hautfarbe und rötlichem Haupthaar. Die jungen Zwerge sind fast vollständig behaart, und die Frauen besitzen nicht selten stattliche Schnurrbärte. Die Nase ist groß und platt, hat kaum noch einen Rücken und breite Flügel. Die Oberlippe ist nicht wulstig wie bei den Negern, sondern lang und wenig aufgebogen.

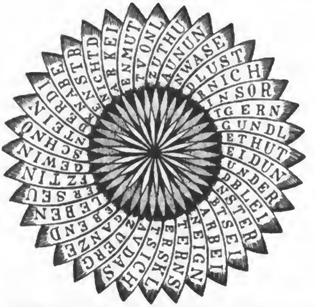
— Die englische Regierung geht mit aller Thatkraft an die Beseitigung der unter dem Namen „Sudd" bekannten Pflanzenbarren am oberen Nil, bestehend aus gewaltigen Massen von Wasserpflanzen, die die Schiffahrt dort erschweren und lange Zeit unmöglich gemacht haben. Der Weg war seitdem noch auf eine Strecke von 40 Kilometern bei Hellet-Nuer gesperrt, und die Schiffe mußten durch eine Anzahl zusammenhängender Ueberschwemmungsbecken fahren, die nicht über 1,3 Meter Tiefe hatten, während das eigentliche Nilbett 7 Meter Wasserhöhe aufweist. Ein Dampfer unter Major Mathews bemüht sich nun, diese Schranken zu beseitigen. Die über dem Wasserspiegel liegenden trockenen Pflanzenmassen werden durch Verbrennen beseitigt. Von den unter dem Niveau des Stromes befindlichen Pflanzenmassen werden mit langen Sägen große Pflöcke abgeschnitten, um die dann ein Drahtseil gelegt wird. Die Enden des Drahtseiles werden beiderseits am Schiffe befestigt, und dann geht es mit voller Kraft rückwärts. Die Arbeit ist äußerst schwierig, denn das Tau rutscht oft ab, und gar nicht selten mißlingen die Versuche dutzendmal. Ist das Werk vollbracht, so wird in Zukunft die Verbindung Aegyptens mit den Nilseen das ganze Jahr hindurch gesichert sein.



Adolph von Menzel im Ornat des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler, aufgenommen in der Bildergalerie des Königl. Schlosses zu Berlin

Für müssige Stunden

Dechiffrieraufgabe



Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, nach Maßgabe der Zeichnung richtig verbunden?

Dreisilbige Charade

Schützen, trennen — will dir's scheinen,
Beides ließ sich nicht vereinen?
Und doch ist es der Beruf,
Wozu man die Erste schuf.

Blicke zu des Lebens Höhen,
Um das andre Paar zu sehen;
Glücklich, wer sein Riesenfeld
Immer segensreich bestellt.

Kaum daß Größe dich berühret,
Sich das Ganze präsentieret
In der winzigsten Gestalt,
Und du rufst vergebens Halt!   M. Sch.

Rätsel

Wohl dir, fühlst du dich so, wenn an die Brust
Des Vaters du als Kind dich bang geschmiegt. —
Wenn in des Liebsten Hand die deine liegt,
Das Herz geschwellt von bräutlich sel'ger Lust.

Ob später deine Bahn auch öde sei,
An Wolken reicher als an Sonnenschein,
Wohl dir, bist du nicht einsam und allein,
Gilt dir noch jetzt das Wort durch Sohnestreu'.

Welch eine Wandlung, fällt der Anfang fort!
Verwischt der Segen bis zur letzten Spur,
Und zwar für die Verlangenden nicht nur,
Oft auch für jene, die gewährt das Wort.   M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Er, dem des Rätsels Name beigegeben,
Für den sich wob in goldner Wiege Kissen
Der Traum von einem glanzvoll reichen Leben —
Wie grausam hat er ihm entsagen müssen!

Als Erbe eines stolzen Throns geboren,
Sah er als Jüngling sinken ihn in Trümmer,
Die Krone und die Heimat war verloren
Und eine Wiederkehr gab's für ihn nimmer.

Auf fremder Erde ist sein Blut geflossen,
Nicht für das Vaterland durft' er es wagen;
Und fragt ihr mich, von wem es ward vergossen:
Die Aend'rung seines Hauptes wird's euch sagen.
M. Sch.

Logogryph

Stetig, unaufhaltsam strebt es
Vorwärts mit dem Lauf der Zeit,
Aber ohne Kopf erhebt es
Stolz das Haupt in Ewigkeit.   M. Sch.

Ergänzungsrätsel.

Der Kaufmann braucht den — —.
Der Schneider braucht das —.
Der Bauersmann braucht — —.
Der Glaser, der braucht —.
Der Schiffer braucht das — —.
Das Vaterland das —.
Der Arme braucht den — —.
Der Tote braucht — —.

Die Striche sind durch Silben, bezw. Wörter zu ersetzen, die sich abwechselnd reimen.

Silbenrätsel

1. 2.

Man hört zuweilen drüber klagen,
Daß heut die Eigenschaft nicht mehr
So häufig wie in frühern Tagen,
Und wie's erwünscht für jeden wär'.

3. 4.

Daß wir so zahlreich, gilt hingegen
Nicht als Veranlassung zum Lob.
Doch will ein Ei man zu uns legen,
Der allgemeine Wert sich hob.

5.

Gleich wie der Anfang uns verborgen,
Enthüllt sich uns das Ende nicht,
Und das bereitet wenig Sorgen,
Wenn nur das Jetzt dem Wunsch entspricht.

1. 2. 3. 4. 5.

Ironisch lächelnd es zu nennen,
Versteht man ja vortrefflich heut,
Doch wer so alt, es noch zu kennen,
An der Erinnrung sich erfreut.   M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6:

Der magischen Ecke:

H	O	H	E	N	H	E	I	M
O	D	A	L	I	S	K	E	N
H	A	R	L	E	Q	U	I	N
E	L	L	E	R	B	E	C	K
N	I	E	R	S	T	E	I	N
H	S	Q	B	T				
E	K	U	E	E				
I	E	I	C	I				
M	N	N	K	N				

Des Sternrätsels: Man liest, mit dem oberen D beginnend, zuerst die Buchstaben, zu denen die langen Strahlen führen, dann die mit den mittleren, dann die mit den kurzen, zuletzt die ohne Strahlen: Der Stern des Daseins ist die Hoffnung.

Des Umstellrätsels: Strategie — Reisetag.

Der Homonyme: Versetzt.

Des Buchstabenrätsels: Muskateller.

Des Worträtsels: Verziehen — verzeihen.

Des Silbenrätsels: Pfadfinder.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Aufgabe XIX

Von Gotthard Heinrich in Berlin

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XII

W. 1. Te4—b4!
S. 1. Df4×b4 (-e4 zc.)
W. 2. Dd5—f5 matt.

A.

S. 1. Tg1×f1 (—h1, g2)
W. 2. Dd5(×)g2 matt.

B.

S. 1. Th1—g3
W. 2. Sf1—h2 matt.

C.

S. 1. Th5×g5 (h6×g5)
W. 2. Dd5—d1 matt.

D.

S. 1. Sh3×g5 (×h6 g5)
W. 2. Lh7—f5 matt.

Aufgabe XX

Von Ed. Petsch-Manskopf in Frankfurt a. M.
(Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe XXI

Von Karl Bernh. Schmidt in Hamburg-Eimsbüttel (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XVII

W. 1. Le8—c6
S. 1. La6—c4
W. 2. Db6—d4†
S. 2. Ke5×d4, -e6, f5
W. 3. Lh4—f6, Dd4—f6, e4 matt.

A.

S. 1. Ke5—e6
W. 2. Db6—d4
S. 2. Ke6—f5, f7 od. bel. anders.
W. 3. Dd4—e4, f6 matt.

B.

S. 1. Ke5—d6
W. 2. Lc6—f3† (auch a8, b7, g2, h1)
S. 2. Kd6—d7, e5
W. 3. Db6—e6, f8 matt.

C.

S. 1. e3—e2, d3—d2
W. 2. Db6—c5†
S. 2. Ke5–f4, e6
W. 3. Dc5—g5, d5 matt.

Auflösung der Aufgabe XVIII

W. 1. b4—b5
S. 1. a6×b5
W. 2. Ld2—b4
S. 2. Ka4×b4, a5×b4
W. 3. Te2—e4, a2 matt.

A.

S. 1. Ka4×b5
W. 2. Te2—e4
S. 2. a5—a4
W. 3. Sb1—a3 matt.

Partie Nr. IX

Gespielt im „Manhattan Chess Club" zu New York am 20. Okt. 1902
(Nach „Daily News" und „Petersburger Zeitung")

Holländische Partie

Weiß: A. B. Hodges. — Schwarz: Dr. E. Lasker.

Weiß.	Schwarz.		
1. d2—d4	**f7—f5**	24. c4×d5	Te8×e1
2. e2—e3	Sg8—f6	25. Df1–e1	Tf8—e8
3. Lf1—d3	e7—e6	26. De1—d1 [5])	d7—d6
4. Sg1–f3	b7—b6	27. Sd2—f1 [6])	Lh6—g7
5. Sb1—d2	Lc8—b7	28. Le3×g7	Kg8×g7
6. Db1—e2	Sb8—c6	29. Tf3—e3	Te8×e3
7. a2—a3	Dd8—e7	30. Sf1×e3	Dd8—f6
8. b2—b4 [1])	g7—g6	31. Dd1—c1?	Sh5—f4 [7])
9. 0—0	Lf8—g7	32. La2—c4	Df6—d4
10. Lc1—b2	0—0	33. g2—g3	Sf4×d5
11. c2—c4	Ta8—e8	34. Lc4×d5	Lb7×d5
12. Ta1—e1	Sc6—d8	35. Se3×d5	Dd4×d5
13. Ld3—b1	Sd8—f7	36. Dc1—c7†	Kg7—h6
14. Tf1—d1	e7—e5 [2])	37. Dc7—e7	Dd5—d4
15. Lb2—c3	e5×d4	38. h2—h4 [8])	Dd4—e5
16. e3×d4	Sf6—h5	39. De7×a7	b6—b5
17. Td1—e1 [3])	Sh5—f4	40. Da7—f7	d6—d5
18. De2—f1 [4])	Sf7—g5	41. Df7—f8†	Kh6—h5
19. Te1—e3	Lg7—h6	42. Df8—c5	De5—e1†
20. Tc1—e1	Sf4—h5	43. Kg1—g2	De1—e4†
21. d4—d5	Sg5×f3†	44. Kg2—f1	d5—d4
22. Te3×f3	De7—d8	45. Dc5—e7	d4—d3!
23. Lb1—a2	e6×d5	46. Df7×h7†	Kh5—h4
		Weiß giebt die Partie auf. [9])	

[1]) Weiß läßt dem Gegner viel Zeit. Ein triftiger Grund für diesen Vorstoß jetzt oder später ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich sollte die Befestigung des schwarzen Damenflügels verhindert werden.

[2]) Ein zeitgemäßer Zug, der die Bemühungen von Weiß, auf der Damenseite zum Angriff zu gelangen, zunichte macht.

[3]) Während Weiß die Zeit mit nutzlosen Turm- und Läuferzügen verliert und vergeblich den Vorschub seiner Damenbauern inscenieren will, weiß Schwarz seine leichten Offiziere äußerst geschickt zum Angriff auf den weißen Königsflügel zu konzentrieren.

[4]) 18. De2—e3 wäre wegen Lg7—h6 nebst Sf4—h3† (oder ×g2) verderblich.

[5]) Hier läßt sich Weiß eine Chance, sein Spiel günstig zu gestalten, entgehen. Es mußte geschehen: 26. d5—d6† Kg8—f8 27. De1—d1 Lb7×f3 28. Sd2–f3 Lh6—g7 29. Dd1—d5 Te8—e6 30) Sf3—d4 Lg7×d4 31. Dd5×d4 mit gutem Spiel. Z. B. 31..... Te6—f6 32. Dd4—d2 f5—f4 33. g2—g4! Sh5—g7 (oder f4×g3 34 Dd2—h6† und 35. Dh6×h7 ꝛc.) 34. Dd2—d4 Sg7—e8 35. Dd4—e4 Tf6—e6 36 De4×f4† Se8—f6 (falls Te6—f6, so am stärksten 37. Df4—h6†) 37. g4—g5 ꝛc.

[6]) Verlockend wäre 27. Tf3×f5; Schwarz würde aber mit Lh6–d2 antworten.

[7]) Einer jener feinberechneten Züge, durch die der champion of the world brilliert! Wenn jetzt 32. Dc1—c7† Kg7—h6 33. Dc7×b7, so setzt Schwarz in spätestens 4 Zügen matt; wenn aber 32. Dc1—d1, so Df6—e3 und behält das Uebergewicht. — Schwarz gewinnt jetzt einen Bauern, und Weiß verteidigt sich danach so gut es geht, kann sich indessen des schwarzen Freibauern nicht mehr erwehren.

[8]) Droht mit ewigem Schach.

[9]) Auf 47. Dh7–g6† folgt Kg4—h3, und Weiß kann ohne Damenverlust das Matt nicht mehr decken.

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

Erich in Barmen. Ein Mann, der es stets eilig hat, fleißig und thätig ist, sich aber nicht unnötig lang bei Nebensächlichem aufhält und dem Pedanterie fern liegt. Sie sind ordentlich und pünktlich, aber mehr infolge von Selbstdisciplin als von Natur. Der ganze Duktus verrät den Kaufmann, Ihre Bildung ist dementsprechend auch keine akademische. Im Umgang sind Sie höflich, entgegenkommend. Sie halten wohl auf Beobachtung des guten Tones, aber nicht auf Eleganz und große Geselligkeit. Ihr Empfinden ist warm und gleichmäßig, Ihr Wille bestimmt.

George D. jun., Geschäftsleiter in Ki. Keine weiche, biegsame Natur, die leicht zu beeinflussen und zu leiten wäre, aber dafür auch äußeren und inneren Versuchungen gewachsen, charakterfest und zuverlässig. Sie haben eine gute Intelligenz und einen klaren Verstand, der das warme, gleichmäßige Empfinden beherrscht und stets den Ausschlag giebt. Sie sind sehr energisch, auch konzentrationsfähig und führen übernommene Pflichten gewissenhaft und genau durch. Freudig streben Sie vorwärts, einem höheren bestimmten Ziel entgegen. Sie sind etwas empfindlich, und wo Sie in Ihrem Stolz oder in Ihrer Eitelkeit verletzt werden, ziehen Sie sich kühl zurück und können sich dann sehr abweisend verhalten.

Abonnentin im Kasanschen Gouvernement. Eine sehr sensible, sogar sensitive Frauennatur, die sich leicht mißverstanden fühlt und infolgedessen verschlossen ist und sich für undurchdringlich hält. Sie sind im Verkehr oft schwierig, weil empfindlich und übelnehmerisch. Ihr Wille ist lebhaft; gern möchten Sie dominieren und gelegentlich tyrannisieren, sind aber doch wieder zu weich dazu. Sie haben Takt und Zartgefühl.

Hans M. in Krems a. Donau. Nicht sehr rasch, aber gründlich, gewissenhaft und manchmal pedantisch genau in der Ausübung Ihrer Pflichten. Sie lassen sich nicht an einer allgemeinen oberflächlichen Ordnung genügen, sondern beachten auch scheinbar Nebensächliches. Sie haben Formen- und Schönheitssinn und entbehren auch nicht des Vorstellungsvermögens. Sie wissen geschickt Nichtzusammengehörendes auseinanderzuhalten und richten keine Konfusion an. Sie sind mehr Verstandes- als Gemütsmensch, haben Sie sich aber angeschlossen, so sind Sie treu und sehr ausdauernd.

Frl. Pia B. in G., Baden. Entweder noch jung und in mancher Richtung unfertig oder sonst einseitig in Erziehung, Bildung oder Entwicklung. Sie kümmern sich im ganzen wenig um die Ansicht Ihrer Mitmenschen und streben nach Besonderem und Apartem. Sie lieben Eleganz und das, was gerade Mode ist, mehr als wirkliche gediegene Einfachheit und Schönheit. Daß Ihnen das Herz einen dummen Streich spiele, riskieren Sie nicht, aber immerhin sind Sie tieferer und wärmerer Gefühle fähig, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat, und wo Sie sich angeschlossen haben, sind Sie anhänglich. Auf Auftreten, Manieren u. s. w. halten Sie viel. Was Ihnen vor allem fehlt, ist systematisches Vorgehen und Ueberlegen. Sie brauchen oft mehr, als Ihre ursprüngliche Absicht war, und lassen sich in Dinge ein, die Sie zu Anfang nicht recht übersehen haben. Stolz und etwas exklusiv.

F. S. in Brüx. Ein reeller, achtbarer Charakter. Sie sind energisch und wissen Ihrem Willen Beachtung zu verschaffen. Ihre Stimmung ist wechselnd, leicht entmutigt und daniedergedrückt, aber doch nie auf die Dauer.

O. G. in Böhmen. Intelligent, gebildet, nicht ohne eigne Ideen, Sie streben nach Vorsicht und Ueberlegung und lassen sich in nichts ein, das zu weit führen könnte. Klarer Geist. Nüchtern, verständig.

G. H. 1800. Keine tief veranlagte Natur; hat die Fähigkeit, sich rasch über Eindrücke und Unannehmlichkeiten hinwegzusetzen. Umgänglich. Höflich, angenehm im Verkehr. Empfindet warm, aber nicht tief. Besitzt Takt und Feingefühl. Hat es stets eilig. Etwas empfindlich.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Briefmappe

C. G. D. in M. Besten Dank für die freundliche Mitteilung, auf die wir gelegentlich zurückkommen werden.

G. A. Z. in N. I. Verbindlichsten Dank; wir haben den Autor benachrichtigt. 2. „Brunft" kommt vom altdeutschen „breman" (brummen, brüllen) her und ist somit die einzig richtige Schreib- und Sprechweise.

E. L. in N. „Punia" ist ein vom Maler E. Lantenberg erfundenes Gesellschaftsspiel mit eigenartigen Würfeln und Karten. Es stellt einen vollständig neuen Spieltypus dar, der viele Variationen ermöglicht (Leipzig, Gustav Menze).

B. L. in N. Die Hortensien soll man, wie der „Westdeutsche Landwirt" rät, im Herbst so lange als möglich im Freien belassen. Dadurch kann das Holz recht ausreifen, was für die Bildung großer schöner Blütendolden im kommenden Jahre ein wesentliches Erfordernis ist. Im Freien ausgepflanzte Hortensien können zur Ueberwinterung im Spätherbst mit gutem Erdball ausgehoben und, in Sand oder Erde eingeschlagen, im Keller oder an einem andern frostfreien Raume aufbewahrt werden. Freilich darf man nur einen trockenen Keller als Aufbewahrungsort wählen, sonst faulen die Triebspitzen ab, und mit der Blütenbildung im nächsten Jahre ist es nichts. Vor der Einwinterung untersuche man die Topferde auf Regenwürmer und dergleichen Ungeziefer. Eine Vernachlässigung in dieser Beziehung hat schon mancher Blumenfreund mit dem Verlust seiner Lieblinge bezahlen müssen.

R. v. P. in K. Das Wort „Meine Wiege stand am Webstuhl meines Vaters" stammt allerdings von dem bekannten Parlamentarier Hermann von Beckerath, der zur Zeit der Frankfurter Nationalversammlung Reichsfinanzminister war (1848—49). Das Wort sprach er jedoch schon in der Sitzung des preußischen Landtages vom 5. Juni 1847.

F. F. F. F. Der Turnergruß „Gut Heil!" soll zum ersten Male im Jahre 1824 ertönt sein. Am 24. Juni genannten Jahres wurde in Plauen im sächsischen Voigtlande ein Turnplatz eingeweiht, und bei dieser Gelegenheit soll der damalige Stadtrat G. Fincke, später Bürgermeister in Schöneck, in einer Ansprache an die Festversammlung die Begrüßungsworte gebraucht haben.

J. E. in Th. Der Name der Faröer-Inseln kommt von dem dänischen Worte „Far" (Schaf) her, bedeutet also Schafinseln. Die Hauptbeschäftigung der 13000 Inselbewohner (nur 17 der 22 Eilande sind bewohnt) bilden nämlich Schafzucht, Wollerzeugung und Bearbeitung der Wolle. Die Anzahl der auf den Inseln befindlichen Schafe beträgt rund 100000. Die Landessprache ist eine Abart des Dänischen.

Camilla in U. Schönsten Dank für Ihre liebenswürdigen Zeilen! Die Postkarte haben wir an ihre Adresse befördert. Und hier, zugleich mit der Bitte um mehr, Ihr herziges Allerneuestes:

Herz und Magen
(Gegenstück zu Herz und Zahnr)

Ach, es macht mir große Sorgen,
Durch welch leckres Mittagsmahl
Freude ich bereite morgen
Dem gestrengen Ehgemahl.

Ja ich darf es herzhaft sagen,
Da ihr's wohl schon selbst verspürt,
Auf der Erde durch den Magen
Nur der Weg zum Herzen führt.

Denn die lieben Ehegatten
Werden nicht von „Muse" satt,
Lieber woll'n sie Gänsebraten
Und 'nen guten Krautsalat.

Th. P. in Minden. 1. Der Rang des Feldmarschalleutnants im österreichisch-ungarischen Heere entspricht dem deutschen Generalleutnant, der eines Feldzeugmeisters dem General der Infanterie und der des Feldmarschalls unserm Generalfeldmarschall. 2. Das böhmische Sadowa wird „Száddowa" ausgesprochen und heißt auf deutsch „Garten".

A. G. in Hannover. Eine nützliche Neuerung auf diesem Gebiete haben die beiden Dresdener Straßenbahngesellschaften eingeführt. Sie bringen in jedem ihrer Wagen eine allgemein sichtbare Uhr von achttägiger Gangdauer an, deren tägliche fachmännische Kontrolle den Wageninsassen fortdauernd die genaue Normalzeit verbürgt. Um unerwünschte Beeinflussung der Uhren durch elektrische Ströme zu vermeiden, wurden die sie treibenden Spiralfedern aus antimagnetischem Metall hergestellt und auch alle sonst dabei verwendeten Stahlteile sorgfältig voneinander isoliert.

Abonnent in Charkow. Mögen Sie sich direkt an die Kurverwaltungen von Wildbad, Wiesbaden und Salzschlirf wenden. Sie werden sicher Auskunft erhalten.

Otto W. in O. Die von K. E. Franzos in Berlin herausgegebene Zeitschrift „Deutsche Dichtung", Verlag Concordia.

J. A. in K. Zu dem Hinscheiden des hervorragenden Goethe-Forschers Dr. Albert Bielschowsky teilt uns die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung in München mit, daß der Verfasser das Manuskript des zweiten Bandes seiner Goethe-Biographie, an dem er seit sechs Jahren arbeitete, nahezu vollständig hinterlassen hat. Die Herausgabe dieses Schlußbandes wird in diesem Jahre bestimmt erfolgen.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Da kommen sie!

Nach dem Gemälde von Stefano Novo

Für die Krone

Roman von

Richard Voss

(Fortsetzung)

Zweites Buch

I

Habe ich nicht eine große Mutter?

So etwas ihrem Sohne zu sagen, ihrem geliebten Sohne! Denn meine Mutter liebt mich. Ihre starre Regungslosigkeit und der fast feindselige Ton ihrer Stimme in jenem fürchterlichen Augenblicke waren auch Mutterliebe. Sie wußte, weshalb ich kam, was ich von ihr hören wollte, und sie sagte mir dann auch das andre. Sie hatte die Größe, es mir zu sagen. In Sparta mag es solche Mütter gegeben haben.

Aber es ist nicht wahr, ist nicht wahr, nicht wahr: ich bin gesund! Sie täuschen sich. Es täuscht sich auch der große, weise Mann. Das kommt ja doch bisweilen vor. Ich bin der einzige Gesunde unsers Geschlechts! Krank, schwer krank ist der König, den sie für den einzig Gesunden ausgeben. Er hat die Krankheit unsers Hauses, die Krankheit meines Vaters geerbt: ist also meines Vaters wahrer Sohn. Schon jetzt ist er es!

Ich bin an Leib und Seele gesund. Ich müßte es sonst ja doch wissen. So etwas fühlt man ja doch — so etwas! Ich kann folgerecht denken: zweimal zwei ist vier. Nun also! Ich würde zweimal zwei für siebenunddreißig nehmen, wenn ich wäre, wie sie sagen, daß ich sei. Nur in einem Atom so wäre! Aber es ist gräßlich, zu denken, wie einige Sinnlose einen Vernünftigen von Sinnen bringen können.

Wenn das Land wüßte, was der große Weise, was mein Bruder, was meine eigne Mutter von mir halten ... Aber auch das Land glaubt an meine Gesundheit, meine Willensfreiheit, meine Kraft. Denn das Land liebt mich, glaubt an mich, vertraut mir.

Kraft!

Gebhardts Schwester sprach das große Wort gelassen aus. Es nennt die göttliche Gewalt, die vom ersten Anbeginn da war. „Im Anfang war die Kraft“, müßte es heißen. Wer die Kraft hat, der hat das Leben. Denn Kraft ist zugleich That. Kraft bewirkt Wunder. Wie recht sie hat, die junge Dame, die ich verkannte, die ich fast verachtete.

Eine Kraft ist auch sie!

„Auch“ — nun ja, ja, ja! Ich bin eine Kraft. Ich fühle mich von Kraft durchdrungen, von dem Willen zur Kraft. Wäre ich in Wahrheit ein Schwerkranker, so würde meine Kraft meine Krankheit bezwingen; läge ich auf meinem Sterbebette, so würde meine Kraft mich aufstehen und mich wandeln machen; selbst wenn ich „schon jetzt“ meines Vaters wahrer Sohn, schon jetzt ein Wahnsinniger wäre, so würde dennoch meine Kraft über mein sich zersetzendes Hirn Gewalt haben wie über eine Mechanik, die ein Druck der Hand regiert.

Und welche Kraft ich haben würde, wenn mein Bruder seiner Schwäche erlegen wäre, — Thyra, Thyra, welche Kraft!

*

In jenem fürchterlichen Augenblicke besaß ich die Kraft, meine weinende Mutter zu trösten. Ich hatte sie noch niemals weinen sehen. Denn Königinnen weinen bekanntlich nicht, und wenn sie Königinnen des Jammers wären, wie deren eine meine Mutter ist. Die Thatsache, daß sie gleich dem ersten besten sterblichen Weibe weinen konnte, schien für sie etwas Entgeisterndes zu haben. Auch ich sah mit stumpfem Staunen zu, wie es aus ihren Augen über ihre Wangen herabrieselte: ein Strom ganz natürlicher Thränen! Es waren gewiß glühende Tropfen, die meiner Mutter Herz verbrannten.

Wir blieben lange beisammen — zum ersten Male! Zum ersten Male waren wir Mutter und Sohn. Es hat mit Staat Dänemark weit kommen müssen, bevor wir beide dahin kamen.

Und weiter habe ich die Kraft zu schweigen. Ich möchte sprechen, rufen, aufschreien. Aber ich halte meinen Mund fest verschlossen. Ich möchte unsern spiritus familiaris citieren. Aber ich überwinde mich. Ich möchte mich an die Brust meines einzigen Freundes werfen und an seinem Herzen mich ausweinen. Aber ich erlaube mir nicht einmal, in meinem einsamen Kämmerlein eine Thräne zu vergießen!

Um von meinem eignen Ich loszukommen, will ich berichten, durch welche Mittel die Schwäche des Königs kurz vor Vermählung und Krönung überwunden wurde. Daß meine kranke Person Mittel zum Zweck war, läßt sich sicher annehmen. Aber es wirkte nicht genug, wie schließlich sich zeigte. Man mußte auf andres und Stärkeres sinnen. Die Not der Stunde sprengte die eherne Pforte der Zelle, in deren Klausur der junge König mit dem Grauen rang, und ließ meine

Mutter zu ihm gehen. Es mag ein Bild größten historischen Stils gewesen sein, als der priesterliche Greis mit seinen Mönchen, als die ganze Schar der Weißgewandeten die schwarze Frauengestalt, die eine Niobe unter den Königinnen Europas ist, zu dem kleinen weißen Hause geleitete. Denn auch das geschah mit vollem Kirchenpomp unter großem Zeremoniell — selbst das!

Meine Mutter blieb volle drei Stunden eingeschlossen bei meinem Bruder in der Karmeliterklause. Was mag sie ihm gesagt haben, mit welchen gewaltigen Beweggründen mag sie in ihn gedrungen sein; auf welche zwingende Weise ihn, der abtrünnig werden wollte, wieder zu seiner Pflicht zurückgeführt haben? Jedenfalls machte das große Königswort Pflichterfüllung den letzten und höchsten Inhalt jener denkwürdigen drei Stunden aus.

Nun, wenn es nur seine Wirkung that. Und diese that es — da der König ja König bleibt, weil es unmöglich ist, zu Gunsten eines Kranken abzudanken!

Daß ich nicht immer und immer an dieses eine denke, wird den mächtigsten Willen, die stärkste Kraft erfordern. Denn schließlich ist dieses eine dasjenige, was für mich die Welt erfüllt und das Leben ausmacht. Es ist mein ein und alles. Das hätte meine spartanische Mutter wissen können.

*

Im ganzen Lande werden Hochzeitskuchen gebacken und Krönungsbraten gespickt; denn das ganze Land feiert Hochzeit und Krönung. Wenn der Plebs nur feiern kann, schmausen und zechen, dann ist es gleich, ob die Braut, zu deren Ehre die Hochzeitskuchen vertilgt werden, eine Glückselige oder ein Opfer ist. Darum giebt der Staat, der weise Staat, seinen Unterthanen im ganzen Lande Hochzeitskuchen und Krönungsbraten. Selbst der ärmste Mann soll das Wohl des jungen Königspaares in Wein ausbringen können.

Heute entstieg der König seiner Gruft, und der frechste Spatz im Lande wagt nicht davon zu pfeifen, was in dem Grabgewölbe der Zelle vorging.

Ich erblickte meinen auferstandenen Bruder noch nicht. Auch meine Mutter sah ich seit der Stunde, wo sie mein Haupt mit ihren Thränen badete, nicht wieder. Mit welchem Blicke werde ich Bruder und Mutter in die Augen sehen? Denn auch mein Bruder wird wissen, daß ich erfahren habe, wie es um mich steht, „schon jetzt". Ich meine, wie es schon jetzt um mich stehen soll; denn es ist nicht wahr, ist nicht wahr, nicht wahr! Sie lügen. Der Tag wird kommen, an dem ich ihnen ihre Lüge beweisen werde. Und dann —

Uebrigens brauche ich nicht zu besorgen, in welcher Weise ich Mutter und Bruder in die Augen schauen soll. Solange wir feiern müssen, sind wir weniger „Familie" als je. Und jetzt sind wir gar von der Sohle bis zum Scheitel Repräsentation im Vermählungs- und Krönungsstil. Mein Adjutant überreichte mir eine lange Liste. Darauf steht alles genau verzeichnet. Jedes Kleidungsstück, von der Krawatte bis zum Ordensband, ist rubriziert, und wie oft Krawatte und Ordensband zu wechseln sind. Heute abend schließe ich mich in mein Kämmerlein ein und lerne die ganze Geschichte auswendig. Wenn sie nur in meinen kranken Kopf hineingeht! Gebhardt muß mich morgen in aller Frühe überhören. Bleibe ich stecken, so erkläre ich mich für unfähig, den Krawattenwechsel durch meinen Kammerdiener an mir vollziehen zu lassen. Aber ich werde nicht stecken bleiben. Ich werde die Kraft haben, die lange Liste meinem Hirn einzuprägen und meine Rollen zu spielen. Ich bin ja so wie so nur Statist.

*

Die Gäste kommen. Jede Stunde muß ich auf den Bahnhof und helfen einzuholen, zu empfangen, zu begrüßen. Die Stadt „prangt in Festesglanz", Flaggen, Bekränzungen, Embleme, Ehrenpforten u. s. w. Die getreuen Unterthanen jubeln und johlen, soviel die Kehlen aushalten können. Sobald die Tressen eines königlichen Lakaien sich zeigen, geraten sie in Erregung, und erscheint gar ein Vorreiter, bekommen sie vor Entzücken den Veitstanz. Bis zum Abend wird sich halb Dänemark heiser geschrieen haben.

Ich gebe scharf acht. Mir scheint's, als wäre bei meinem Anblick ihre Freude stiller als früher. Warum plötzlich stiller? Schon jetzt! Noch ganz vor kurzem glaubten sie an mich, vertrauten sie mir, liebten sie mich. Sowie sie mich erblickten, drängten sie mir entgegen, jubelten, johlten, zeigten mir ihren Glauben, ihr Vertrauen, ihre Liebe. Und plötzlich stiller, viel stiller! Was that ich ihnen? Ihnen zuliebe bin ich in Gedanken zum Kain geworden. Diesem Gesindel zuliebe! Und jetzt — denn ich habe scharfe Ohren — ist es auf einmal so viel stiller um mich, fast ganz still. Sollten auch sie die grasse, gräßliche Lüge über mich erfahren haben, sollten auch sie wissen, daß ich —

Ich wollte sie jubeln und johlen machen, wenn ich . . . O, ich wollte!

*

Während eines jemaligen Kostümwechsels finde ich Zeit, dieses und jenes aufzuzeichnen. Es beruhigt mich mehr, als nähme ich sechs Gramm Brom, womit mich unser Familiengeist seit einiger Zeit füttert. Er mästet mich förmlich damit.

Gestern abend traf die glückliche Braut auf Schloß Charlottenkron ein. Heute vormittag holt der Bräutigam sie von dort ab, und das junge Paar hält feierlichen Einzug in seine Residenz. Abends findet Familientafel und Hofkonzert statt; morgen folgen Vermählung, Krönung, Huldigung, Galatafel, Galavorstellung, Illumination, Umzug. Endlich, dann endlich läßt man König und Königin allein. Die Armen!

*

Hei, juchhei! Hochzeit im Mai!

Es durchschauert mich, wenn ich mir vorstelle,

wie glücklich der Mensch sein könnte. Ein junger Mensch, gesund und gut, die Seele voller Sehnsucht, das Herz voller Hoffnungen, der ganze Mensch Thatendrang und Kraft, Streben und Leben. Und zu dem jungen, gesunden, guten Menschen das junge, gesunde, gute Weib. Beide sich liebend, beide zu einander gehörend, vom Himmel selber füreinander geschaffen. Im holden Monat Mai halten sie Hochzeit. Erde und Himmel leuchten, Blüten quellen aus dem jungen Grase, Blüten und Blätter aus den jungen Zweigen. Die Vögel singen, Lerchenchöre schweben im Aether. Die ganze Welt ist ein von Blumenduft durchströmtes, von Melodien durchtöntes, einziges wonniges Brautgemach.

Aber es läßt sich nicht vorstellen, nicht von unsereinem.

Ich gehörte zu denen, die mit dem Bräutigam die Braut einholten. Sie war unaussprechlich lieblich, unaussprechlich wehmütig. Die goldene Staatskarosse war mit Zentifolien und Maiglöckchen geschmückt; auch die Räder, die Pferde, Kutscher und Lakaien. Aus Zentifolien und Maiglöckchen schienen Braut und Bräutigam aufzusteigen, ihren getreuen Unterthanen sich zeigend.

Der König trug die große Generalsuniform des Regiments, das ihm von dem fremden, uns bald nahe verwandten Staate verliehen ward; die Braut eine lichtgrüne Toilette und darüber einen mit Silber gestickten Mantel aus mattrosenfarbenem Sammet. Sogar ihr Hut prägte sich meinem Gedächtnisse ein: rosa Gaze, Silberstickerei und ein Strauß großer blasser Parmaveilchen.

Die getreuen Unterthanen rasten bei dem Anblick der holdseligen Königsbraut. Sie aber war so befangen, so verschüchtert, so angstvoll, daß sie nicht einmal ihr Köpfchen zu neigen vermochte. Der König grüßte beständig nach allen Seiten — ohne auch nur einen Schimmer von Freude auf seinem blassen, vergrämten Gesicht.

Mit solchem Antlitz wird er vermählt und gekrönt! Ins Grab sollte einer sich legen lassen, der solches Gesicht hat: an seinem Hochzeitstage im Wonnemonat Mai und ein König!

*

Ein Titl. Oberhofmarschallamt bedeckt sich wieder einmal mit Ruhm. Diese Festtage werden in den Annalen des Hofes unsterblich sein. Es ist wunderbar, wie alles klappt. Jeder erhält, was jedem gebührt. Das schwierigste Problem, das der Rangordnung bei dem Zuge in die Kirche, bei der Aufstellung im Dom, bei Tafel, Gratulation, Cercle u. s. w., ward siegreich gelöst, eine geistige Herkulesarbeit glänzend vollbracht. Kurzum: ein Titl. Oberhofmarschallamt darf citieren: „L'état c'est moi!"

Die Pracht ist wahrhaft königlich, das Zeremoniell grandios, die Feierlichkeit auch bei dem geringsten überwältigend. Während der Trauung starrte ich der jungen Königin ins Gesicht und während der Krönung dem jungen König, was beides von mir höchst indiskret war. Aber ich war in Gottes Namen neugierig. Als die Königin das „Ja" sprach, das niemand vernahm, mußte sie gestützt werden; und als dem König vom Erzbischof die Krone aufgesetzt ward, schien er Gespenster zu sehen. Dazu läuteten die Glocken, und Herolde verkündeten den getreuen Unterthanen mit Posaunenton, daß ihr König gekrönt sei.

Meine Mutter hat für die Feier ihre Witwentrauer abgelegt und gleicht in ihrem mit Goldstickereien und Kleinodien bedeckten weißen Gewändern einem byzantinischen Heiligenbilde — auch an Starrheit und Unbeweglichkeit. Es war gewiß ein Traum, daß ich meinen Jammer an dieser Brust barg, daß diese Arme den Schmerzenssohn umfingen, diese Augen über seinem Haupte weinten. Es kann nur ein Traum gewesen sein.

Auch das muß ich von diesen Tagen noch aufschreiben: Gräfin Thyra ist von einer wahrhaft triumphierenden Schönheit. Sie erregt Aufsehen. Die Fremden fragen, wer sie sei. Aber das ist weiter nicht merkwürdig und kann mir höchst gleichgültig sein. Mir ist die junge Dame durch etwas andres eigentümlich interessant, wird es mir mit jedem neuen Sehen mehr und mehr: so oft ich mich in ihrer Nähe befinde, scheint von ihrer stolzen, ruhigen Kraft etwas auf mich überzugehen.

Das ist doch gewiß sehr seltsam.

Uebrigens vermeide ich, sie anzusprechen. Seit jener Unterredung widersteht es mir, mit ihr banales Hofgeschwätz zu halten. Wir beide haben uns größere Dinge zu sagen.

*

Alles ist vorüber, ist glücklich vorüber! Zum mindesten glanzvoll.

Daß wir solche Tage aushalten können, ohne an Leib und Seele zusammenzubrechen, einfach vernichtet zu sein, erscheint mir stets von neuem unfaßlich. Aber wir haben ja von Jugend auf Uebung darin.

Ich komme von der Illumination zurück. Ein Sternenhimmel schien auf unser finsteres Land herabgesunken, eine neue Sonne darüber gegangen zu sein, ein Heer von Planeten es umkreist zu haben. In roten, grünen und blauen Flammen loderten Paläste und Kirchen auf. Ein Meer weißen Glanzes wälzte sich herum. In der entlegensten Straße der letzten Vorstadt soll die Baracke des ärmsten Mannes festlich erleuchtet gewesen sein: zu Ehren des jungen Königspaars. Ich weiß nicht, wie viele zu seiner Ehre in dem Gewühle totgedrückt wurden.

Jetzt ist alles dunkel, still, öde. Im Schlosse wenigstens. Auf den Straßen werden die getreuen Unterthanen noch lärmen. Von meinen Fenstern aus kann ich hinüberschauen zu den Gemächern, die die Neuvermählten, die Gekrönten bewohnen. Die beiden armen, armen Menschen! Und sie sind noch jung!

II

Von meiner Seealp!

Ich hielt es in der Residenz nicht aus.

Ich fühlte mich bei den Meinen, als steckte ich in einer Menschenmenge und würde zu Tode gedrückt, würde zerquetscht. Mein Herz zermalmten sie ja schon vorher, da sie die große, gräßliche Lüge über mich aussprachen und mich meines Vaters wahren Sohn nannten. Was sollte ich unter ihnen mit meinem zermalmten Herzen? Sind doch selbst sie, die an mich glaubten und mich liebten, still geworden, wenn ich jetzt an ihnen vorübergehe. So ging ich denn lieber ganz von ihnen und allen. Mein Gehen war Flucht. Niemand hielt mich zurück. Aber niemand verfolgt mich.

Es ist mein Glück, daß sie mich gehen ließen, daß ich mich hier verbergen darf, mich einhöhlen wie ein verwundetes, zu Tode getroffenes wildes Tier. Denn sie trafen mich durch ihre große, gräßliche Lüge zu Tode!

Mutter, auch du!

Einsamkeit! Heilige Einsamkeit, nimm mich auf in deine Arme, mich, den Ausgestoßenen, den Vertriebenen! Sei du mir Hüterin, Schützerin, Retterin!

Göttin sei du mir. Ich will dir in meinem Herzen, soviel darin in mir noch lebendig ist, Altäre aufrichten. Opfer will ich dir darbringen, dich anbeten und keine Götter haben neben dir. Dein leises Wehen allein tröstet den Beladenen, und dein bloßes Walten heilt den Wunden. Wer dir sich ergiebt, kann nie verlassen werden; wer an dich glaubt, wird niemals enttäuscht; wem du dich offenbarst, der erkennt die Gottheit.

Einsamkeit, gütige, liebevolle, mütterliche Einsamkeit, in mir den Königssohn verleugnend und abschwörend, nenne ich mich dein Kind.

*

Grade vor einem Jahre kam ich hier an. Ist das möglich? Liegt wirklich kein volles Menschenalter zwischen jenen und diesen Frühlingstagen? Damals lernte ich hier empfinden, ich sei jung; und heute fühle ich, es ist mit meiner Jugend vorbei. Wie ausgelöscht ist sie.

Damals schwor ich in dieser Felsenenge, ein guter Mensch zu sein und zu bleiben; und heute ist mir's, als gäbe es unter der Sonne nichts Erbärmlicheres, weil nichts Schwächeres, als menschliche Güte. Man sollte die „guten" Menschen mit Keulen erschlagen, wie einstmals zu Sparta die schwächlichen Kinder.

Obgleich ich inzwischen alt und bösartig wurde, fühlte ich mich gerührt, als ich gestern am See eintraf. Ein Titl. Oberhofmarschallamt hatte meine Ankunft natürlich rechtzeitig gemeldet, mit dem vorsorglichen Zusatz: Königliche Hoheit kämen im strengsten Inkognito und verbäten Höchstdieselben Sich daher jeden Empfang, welcher Art er auch sei.

Nichtsdestoweniger empfing man mich. Nur war keine wohllöbliche Behörde vertreten, und feierliche Ehrenpforten, servile Ansprachen, weißgewandete Jungfrauen gab es auch nicht. Dafür Fischer, Holzknechte und Bergvolk, alle im Sonntagsstaat. Alle drängten sich meinem Wagen entgegen, freuten sich, „juachzten". Und wie sie jauchzten! Als wollten sie mit ihrem Getöse den Weißen Kaiser zum Wanken bringen. Dazu schossen die Burschen ihre Büchsen ab — was für Büchsen! Dem finstersten Mittelalter entstammend, ehrwürdige Altertümer, die ins Nationalmuseum gehörten. Pulver hatten sie ins Rohr gepfropft, daß es das Eisen sprengen mußte. Das gab Blitz und Knall! Es war, als ob von allen Seiten Gewitter aufstiegen. Dazu das Echo! Dazu der Jubel! Bereits nach zehn Minuten wälzte sich der Pulverdampf gleich dichtem Nebel vom Gelände aus über den See.

Sie jauchzten und freuten sich. Wenigstens thaten sie so, als ob sie sich freuten, thaten, wie wenn sie an mich glaubten und mich liebten. Und ich, den Trug erkennend, ließ mich auf das bereitwilligste betrügen und war so gerührt, daß ich am liebsten hätte weinen mögen vor Glück, von Fischern, Holzknechten und Bergbauern scheinbar geliebt zu werden.

Es ist das eine Schwäche, die ich mir aus der Seele reißen muß, gleich Blütentrieben. Fort mit den schönen Wucherungen! Unkraut gehört in die Seele, die brennende Nessel, die stechende Distel, der Wunden reißende Dorn, daraus das Leben dem Kämpfer den Siegeskranz windet.

Mein Nachen war mit maiengrünem Buchenlaub bekränzt, daß er schier hochzeitlich anzusehen war. Als die nämlichen Bäume, mit deren Zweigen das Boot für mich geschmückt ward, in Herbstgluten flammten, ließ ich mit ihrem Scharlach das Gemach ausschlagen, darin ein toter Herrscher aufgebahrt lag, der mich seinen lieben Sohn nannte, an dem er Wohlgefallen hatte. Mit solchem Vatersegen auf mir schiffte ich mich ein zu seinem Sterbeort, der fortan meine Heimat sein sollte.

Die Freude des Volkes, sein Jubel, seine „Liebe" brausten hinter mir drein mit Donnergetöse. Wenn sie Wahrheit waren und aus dem Herzen des Volkes kamen, ob sie dann nicht machtvoller sich erweisen könnten als das Geschick, dem ich verfallen sein soll? ... Ein unheilbar Kranker durch Volksliebe geheilt, wäre das nicht aller Wunder größtes und schönstes?

Aber ich bin mit dem Bericht über meine Ankunft noch nicht zu Ende. Das Köstlichste kommt noch. Das Köstlichste von allem war der Augenblick, wo ich bei der letzten Wendung des Ufers die Seealp auftauchen sah — meine Seealp, zur Begrüßung ihres Herrn von Sonnenuntergangsgluten überschwemmt, Flur, Felsenhalde und alle Gipfel in dunkler Rosenröte entbrennend. Schon von weitem bemerkte ich zwei Männergestalten, die von den Häusern in gewaltigen Sprüngen über den Rasengrund zum Strande herunterliefen, wo sie sich wie Besessene gebärdeten.

Sie warfen ihre Hüte in die Luft, fingen sie auf, warfen sie wieder, wobei sie Laute ausstießen, mehr einem Gebrüll als einem Jauchzen, das es doch sein sollte, gleichkommend. Es waren der Tonei und der Stigei, die in der Weise von Urmenschen ihrer Freude über meine Rückkehr Ausdruck gaben, einer Freude, an die ich glauben will.

Bekränzt stand das Haus, das mein Asyl sein soll. Bis zum Giebel hinauf schlangen sich Tannengrün und junges Buchenlaub. In allen Zimmern noch der süße Duft wilder Alpenaurikeln, die mit ihrem goldigen Schimmer die Räume förmlich durchleuchten. Der Tisch war für uns gedeckt und mit Blumen bestreut, fast, als wenn Judika —

Es ist natürlich das Kavalierhaus, das ich bezog. Das Königshaus liegt verschlossen, wie ausgestorben und tot. Ich werde mich an den gespenstischen Anblick gewöhnen müssen.

Aber nicht gewöhnen will ich mich an die Lakaiengesichter! Ich möchte höchsten Orts darum einkommen, daß sie abberufen werden und ich mir selbst meine Leute wählen darf. Uebrigens würden Tonei und Stigei zu meiner persönlichen Bedienung vollkommen genügen. Es wird jedenfalls Kampf kosten — sogar das.

Später hatte ich dann seit langer Zeit wieder eine gute Stunde. Mitten in der Nacht stand ich auf und ging hinaus. Die Sterne schienen so hell, daß ich die Farbe der Krokus erkennen konnte, welche die Alpenwiese bedecken: weiß, lila, gelb. Wieder hörte ich das Rauschen aller der Wasserfälle, Bäche und Bächlein, die ringsum niedergehen. Die Eisgefilde des Weißen Kaisers schimmerten wie einsame, zu Wolkenhöhe emporgehobene weiße Blumenmatten, und in der dunklen Seeflut spiegelten sich die Sterne so lockend, daß ich am liebsten, wie ich ging und stand, hinabgetaucht wäre, um mir eines der Himmelslichter aus dem Wogenabgrund empor zu holen für mein sternenloses Leben.

Lange ging ich am Gestade auf und ab, andachtsvoll die Atemzüge der schlummernden Mutter Erde belauschend, tiefe Einkehr haltend, angstvoll aus dem Labyrinth meines Denkens nach einem Ausgange suchend und ihn nicht findend. Ueberwältigt von der Feierlichkeit der Stunde und der Größe meines Jammers, sank ich auf die Kniee, streckte dem gestirnten Himmel beide Arme entgegen und betete laut.

Nicht um Glück betete ich, sondern um himmlischen Schutz gegen die dunklen Gewalten in meiner Seele. Ich kann ihnen keinen Namen geben; aber ich muß sie empfinden.

Es muß weit mit einem Menschen gekommen sein, wenn er nicht mehr zu stammeln vermag: „Lieber, lieber Vater im Himmel, mache mich glücklich, der ich doch auch dein Sohn heiße."

Aber es giebt auf Erden viele Waisenkinder, die auch jenen Vater nicht haben.

*

Lange sprach ich nicht von meinem lieben Grafen. Ich scheute mich, seinen Namen selbst auf dem Papier zu nennen. Das hat seine Ursache in meinem schmerzlichen Zweifel, meinem qualvollen Mißtrauen, ob er wirklich mein Freund ist. Wenn es wahr ist, daß Fürsten keine Freunde haben können, warum sollte gerade ich eine Ausnahme sein von der Regel? Ich vermag keinen Grund dafür zu finden. Ich müßte für seine Freundschaft Beweise haben. Was aber heißen zwischen ihm und mir Beweise? Wie soll er mir seine Freundschaft beweisen, eine Freundschaft, so voller Uneigennützigkeit, wie ein wolkenloser Sommerhimmel voll Sonnenscheins ist. Darf ich als vollgültigen Beweis seiner Freundschaft nehmen, daß er meine innere Zerrissenheit erträgt — erträgt alle meine Abgründe und Dunkelheiten? Als Beweis, daß er mir auch jetzt folgte in diese Felsenenge, die einer Mönchsklause gleicht, und die für ihn, den glänzenden, zukunftsreichen Mann, ein Gefängnis sein muß? Könnte er mir nicht zum Wächter gesetzt sein mit Aussicht auf allerhöchste Belohnung, wenn er — mich gut bewacht? Gewiß wird er durch mich herrlich Carriere machen. Darum folgte er mir hierher, darum bleibt er bei mir.

Ich belausche und belaure ihn. Unausgesetzt bin ich ihm auf der Spur. Jedes seiner Worte lege ich auf die Goldwage. Ich versuche, mich in sein Inneres zu bohren, seine Seele zu durchwühlen, um eine Regung aufzuspüren, die meinem Zweifel, meinem Mißtrauen recht giebt. Ich zittere vor einer Entdeckung, suche und spüre aber doch. Und sollte ich finden müssen, so will ich fortan an nichts mehr glauben, was Menschenantlitz trägt.

Heute führte ich mit ihm folgendes Gespräch:

„Ich will mit Ihnen von meinem Vater reden."

„Muß es sein?"

„Ja . . . Mein Vater soll schon als Kronprinz leidend gewesen sein?"

„So hörte ich."

„In seiner nächsten Umgebung soll man es schon damals gewußt haben. Und man wußte, daß sein Leiden sich rapid entwickeln würde. Oder wurde ich falsch berichtet?"

„Ich glaube nicht."

„Trotzdem wurde mein Vater König."

„Allerdings."

„Sein Leiden wurde demnach verheimlicht?"

„Aus Staatsraison. Der König hatte sich schon als Kronprinz vermählt."

„Todsünde!"

„Zwei Prinzen wurden geboren."

„Todsünde! Zweifach und dreifach Todsünde!"

„Ohne Erben wäre das Land an ein andres Reich gefallen. Das mußte vermieden werden."

„Vermieden durch eine Reihe von Unthaten, begangen aus Staatsraison."

„Sie ist mitunter eine höhere Gewalt."

„Sagen Sie: eine Allmacht. In diesem Falle

beschloß sie, die stets nur des Landes Bestes wollen sollte, des Landes Schlimmstes, denn sie ließ ein degeneriertes Haus an die Regierung. Wie Sie hören, weiß ich Bescheid, wie es um uns steht."

Er gab keine Antwort. Was hätte er auch antworten sollen — trostlose Wahrheit, wie alles war. Nach einer Weile meinte er: „Was hätte man thun sollen?"

„Unser Haus mit meinem leidenden Vater erlöschen lassen; das Land einem andern Herrscherstamm übergeben — wohlverstanden, einem kraftvollen und gesunden Stamm, einem Stamm, dem die Zukunft gehört, der also fähig ist, selbst unsern Staat noch einmal groß und glücklich zu machen. Hätte mein Vater einen Freund gehabt, nur einen, so hätte dieser eine den König zur Abdankung zwingen müssen, aller Staatsraison zum Trotz."

Der Graf sah mich an . . . Ich werde seinen Blick niemals vergessen.

*

Heute fragte ich ihn, weshalb er mich bei unserm letzten Gespräche so ansah? Von seinem Blick verfolgt, mußte ich ihn fragen. Er erwiderte:

„Ich mußte denken, ob Königliche Hoheit sich hätten zwingen lassen, wären Sie an Ihres Vaters Stelle gewesen?"

„Sie meinen, falls ich einen Freund besessen hätte, der mir solchen gewaltigen Liebesdienst würde erwiesen haben?"

„Gesetzt, Königliche Hoheit hätten ihn besessen."

„Ich kann es mir nicht vorstellen."

„Und ich kann mir nicht vorstellen, daß Königliche Hoheit einen ‚solchen gewaltigen Liebesdienst' sich würden haben erweisen lassen."

„Sie glauben es nicht?"

„Nein."

Ich sah ihn an. Dann sagte ich:

„Ich könnte Ihr ‚Nein' für einen Beweis Ihrer Freundschaft nehmen, denn nur ein Freund ist im stande, auf solche Frage solche Antwort zu geben. Ich bedaure nur, niemals Gelegenheit zu haben, Ihre Freundschaft noch weiter zu erproben. Niemals werden Sie in die Lage kommen, mich zur Abdankung zu zwingen, da mein vollkommen gesund sein sollender Herr Bruder sich zwingen ließ, nicht abzudanken."

Er verneigte sich nur.

*

Es giebt mir viel zu denken, wie gut er mich kennt — vielleicht besser, als ich mich selbst kenne, da ich immer noch Stunden habe, in denen ich mich selbst belüge. Wohin kämen wir aber, wenn wir alles von uns wüßten? Auch das Allertiefste, Allerdunkelste, Allermenschlichste!

Eine solche Erkenntnis müßte selbst eine gesundere Vernunft in die Brüche bringen — und die meine soll ja so wie so von Anfang an nicht festgefügt gewesen sein. Es ist mir unheimlich, von einem Menschen so gut gekannt zu werden. Unter Umständen könnte der Mann gefährlich werden.

Zum Glück bestehen diese Umstände nicht.

*

Seit der Stunde meiner Ankunft will ich mich beim Tonei nach jemand erkundigen. Aber der Name will mir nicht über die Lippen. Was mag aus dem Menschen geworden sein? Ein Friedloser, Glückloser, durch das Bewußtsein seines Verbrechens Verurteilter und Gerichteter! Der Gedanke an seine That wird ihn verfolgen und hetzen, er wird die Furie sein, die an seine Fersen sich heftet, die Ruhe seiner Tage mordend und den Schlaf seiner Nächte. Von keiner irdischen Gerechtigkeit bestraft, ist er der göttlichen anheimgefallen, und diese hat ihn verdammt.

Hätte ich die Macht, so würde ich alle Gerichtshöfe abschaffen, alle bereits gefällten Urteile aufheben, alle Kerker öffnen, die Schuldigen ausschließlich dem Richterstuhl des eignen Gewissens überlassend. Wenigstens würden alsdann keine Justizmorde mehr geschehen, an deren Möglichkeit nur zu denken mir Grausen einflößt. Solche Betrachtungen sind bisweilen wie eine Regung meines alten Menschen. Ich beobachte jedoch, daß sie selten und immer seltener werden. Und es macht mich nicht einmal traurig.

Doch ich muß von dem Menschen berichten, dessen Namen ich nicht aussprechen kann. Tonei that es heute für mich. Ich fühlte mich erblassen und mußte mir Gewalt anthun, mich nicht abzuwenden.

„Du, Königliche Hoheit, weißt du denn schon, daß der Loisl Ehemann ist?"

„Ehemann? Der —"

„Freilich, der Loisl. Montag sind's grad zwei Wochen, daß sie Hochzeit gehalten . . ."

„Er hat seinen Schatz geheiratet?"

„Wen denn sonst wohl?"

„Ist das möglich?!

„Warum sollt' das nicht möglich sein? Mich wundert's, daß er mit der Hochzeit so lange gewartet hat bei seinem hitzigen Blut."

„Ich meinte, weil er doch nicht mehr beim Forstamt ist."

„Eine Dummheit war's von dem Loisl."

„Viel gespart wird er sich auch nicht haben?"

„Keinen roten Heller."

„Woraufhin hat er also geheiratet?"

„Das wissen Königliche Hoheit auch nicht?"

Bisweilen kamen dem Tonei die Lehren meines Herrn Kammerdieners in den Sinn, was alsdann jedesmal zur Folge hatte, daß er das brüderliche du mir entzog; glücklicherweise nicht für lange.

„Nichts weiß ich," erklärte ich ihm.

„Ist's möglich? Nicht zu wissen, daß das Fräulein Fritz die beiden zusammengebracht hat."

Fräulein Fritz! Das gute, . . aftvolle, prächtige Fräulein Fritz! Welche Welt stieg mit diesem Namen in mir auf, welche gute, leuchtende, herrliche Welt! Und darin ich selbst ein besserer Mensch, fast ein guter Mensch; jedenfalls ein glücklicher, glückseliger.

Damit war es vorbei.

Was hatte ich alles gethan, um jene Welt zu vergessen; welche Gewalt hatte ich mir angethan, um sie vergessen zu wollen. Anstatt gleich am ersten Tage zum Alphof hinaufzustürmen, hatte ich mich selbst wie mit Banden an die Scholle geheftet, um von der Stätte zurückzubleiben, wo ich nie wieder reinen Herzens weilen konnte.

Nein, nie wieder!

Jetzt war auch dieser Name ausgesprochen. Als ich ihn wiederholte, bebte meine Stimme:

„So, so! Fräulein Fritz hat die beiden zusammengebracht?"

„Ja, weißt, Königliche Hoheit, wenn das Fräulein Fritz zwei junge Leute, die sich gern haben, nur zusammenbringen kann! Auf der Welt thut das Fräulein Fritz nichts lieber. Auf dem Hof zu schaffen und zu arbeiten wie eine rechte Bäuerin ist gut; aber für zwei Liebesleut' Hochzeit zu richten, ist noch besser. Und wenn's gar zwei blutjunge und bildsaubere sind! Dann weiß sich das Fräulein Fritz vor lauter Freuden gar nicht zu lassen; nicht anders, als wenn es selbst eine Blutjunge und Bildsaubere wäre, die einen Blutjungen und Bildsauberen zum Manne bekäm'. Für den Loisl und seinen Schatz hat es eine Hochzeit gerichtet wie für einen Prinzen und eine Prinzessin — wahr ist's! Braten hat's gegeben und Torten und Wein! Roten und weißen! Und eine Musik war! Drei Fiedeln und eine Posaune, eine wahrhaftige! Und das Tanzen! Den Loisl und seinen Schatz hätt'st zusammen tanzen sehen sollen. Ich sag' dir, Königliche Hoheit, die beiden zusammen . . ."

„Getanzt hat der Loisl?"

„Wie ein Wilder! Die ganze Nacht durch! Das ist einer, der Loisl!"

Plötzlich schien ihm einzufallen, was für einer der Bursch war und wem er von ihm erzählte. Mein Gesicht konnte nicht bleicher sein, als plötzlich das seine ward. Der gute Bursch war zu Tode erschrocken.

Um ihn seine Fassung wiedergewinnen zu lassen, zwang ich mich, weiter von der Sache zu reden, als dächte ich mit keinem Gedanken daran, „was für einer der Loisl sei". Ich erkundigte mich möglichst gelassen:

„Das junge Paar ist wohl aus der Gegend fortgezogen?"

Es dauerte jedoch eine Weile, ehe Tonei im stande war, mir zu antworten. Stockend und stammelnd, mit ganz verstörtem Gesicht that er es endlich.

„Fortgezogen sind sie nicht."

„Nicht?"

„Ja, wissen S', Königliche Hoheit, das Fräulein Fritz hat sie bei sich behalten."

Ich rief aus:

„Sie sind auf dem Alphof?"

„Nicht auf dem Alphof."

„Wo denn sonst?"

„Das Fräulein Fritz hat den Loisl zum Waldaufseher gemacht und ihm die Alm zum Wohnen gegeben, wo seine Mutter war, weil der die Luft in den Höhen gut that."

„Seine Mutter ist jetzt gewiß bei ihm?"

„Freilich, das arme Weib."

Aber sofort ward er von neuem über seine Gedankenlosigkeit von Entsetzen ergriffen, daß ich ihm den Gefallen that, meiner Wege zu gehen.

*

Anstatt von seinem bösen Gewissen verurteilt und gerichtet, ein seliger Bräutigam; anstatt von dem Bewußtsein seiner Unthat für Lebenszeit verdammt, schwelgend in eines schönen Weibes Armen! Ich möchte den Menschen hassen und — muß ihn bewundern. Die Kraft muß ich bewundern, mit der er das Gräßliche aus seinem Leben hinwegräumt, einfach auslöscht.

Ich sagte es ja: das ist ein Königsmensch, dieser Totschläger und Vatermörder! So muß ein Mensch beschaffen sein, dessen Haupt eine Krone trägt: mit solcher Kraft über alles hinweg, was zwischen ihn und das Leben sich stellt. Hinweg selbst über das Grausige.

Nur ein Atom von der Kraft dieses Menschen, der mein Bruder ist, in meiner Seele, und ich wollte den grinsenden Wahnsinn aus meinem Hirn reißen, wie man von der Stirn eine Mücke scheucht. Mit solcher Titanenkraft begabt, wollte ich trotz allem und allem ein Herrscher sein, der — auch trotz allem und allem — ein Volk groß und glücklich macht.

Was schert mich das Volk, dieses Gemeinste von allem Gemeinen unter der Sonne! Gieb mir, du starker Sohn meines Vaters, Kraft von deiner Kraft, auf daß ich über den Kirchhof des Lebens, über meiner Wünsche und Hoffnungen Leichenfelder hinwegschreite wie über eine Blumenflur.

*

Die Nichte des Fräulein Fritz soll leidend sein — seit länger als einem halben Jahre! Krank soll die kleine Judika sein! Auch das erfuhr ich von Tonei. „Die wird nicht wieder." Er sagte es ganz gleichmütig.

*

Die wird nicht wieder . . .

Morgen gehe ich hinauf zu ihr, die um mich dem Tode geweiht sein soll — durch mich!

*

Ich war droben.

Judika sah ich wieder, die kleine Judika, und — dieses „Und" später!

Im Zusammenhange mit unserm Wiedersehen ist es ein großes, verhängnisvolles, Schicksal schmiedendes Wort. Denn ich habe nicht die Titanenkraft, kalt lächelnd zu morden.

III

Also ich war droben auf den lichten Höhen, und ich bringe von ihrem Glanze einen vollen Strahl mit mir in meiner dunklen Seele zurück.

Je mehr wir uns dem Alphof näherten, um so heimatlicher ward mir zu Mut. Mit jedem



Wint

Nach dem Gem



bens

von A. Fink

Schritte höher hinauf versank nicht nur die Erde unter mir, sondern auch die jüngste Vergangenheit mit allen ihren Schrecken, allem Grauen.

Die Wiesen waren gelbe, rote und blaue Blumenfelder; die blühenden Obstbäume webten um die grauen Mauern, um die schwärzlichen Schindeldächer der Bauernhöfe weiße und rosige Schleier; das Dunkel der Tannenwälder durchleuchtete das junge Laub der Lärchen und Buchen, um deren silberhelle Stämme Anemonen und Hundsveilchen in dichter Menge blühten. Schwärme von Bienen und Käfern umsummten, Schmetterlinge umgaukelten mich, und Vogellied begleitete mich auf meinem Wege empor, ein unsichtbarer Sängerchor des höchsten Herrn, seine Hofmusikanten. Einmal überschritten wir eine Matte, die wie Märchenland war: große, dunkelblaue Gentianen in solcher Fülle, daß von ihrem Grün nichts zu sehen war. Gentianenblaue Augen hatte das Kind, das leidend war, so krank, daß es „nie wieder werden sollte".

Krank war's, weil ich es auf den Mund geküßt hatte und weil das Wasser gar zu tief war. Daran sollte es sterben.

Ich hatte versprochen, Judika ein letztes, allerletztes Mal wiederzusehen. Jetzt sah ich sie wieder. Und ging ich dann fort, so sollte es ein Abschied werden, als ob sie auf ihrem Sterbebett läge — schon jetzt.

Und je näher wir kamen, um so mehr eilte ich. Mir war's, als müßte sie fühlen, daß ich unterwegs zu ihr sei, ihr bereits ganz nahe.

Gewiß würde sie mir entgegenkommen!

Aber wenn sie doch krank war?

Und sollte sie in Wahrheit schon jetzt eine Sterbende sein, so würde sie aufstehen und wandeln, dem Geliebten entgegen, dem Leben entgegen! Ganz gleich, was darauf folgte.

Jeden Augenblick glaubte ich eine feine, lichte Gestalt zu erblicken, mir entgegenschreitend. Denn ich konnte Judika, obgleich ich sie stets im Trauerkleide gesehen, mir nur in einem hellen Gewande vorstellen, gleichsam vom Schimmer umflossen, als würde die ganze Gestalt von ihrer himmlischen Seele durchleuchtet.

Sie kam jedoch nicht. Da ward ich fast böse auf sie.

Ich befahl Tonei — denn dieser begleitete uns —, wenn der Alphof in Sicht kam, kein „Geschrei" anzuheben, womit ich sein Jauchzen meinte. Er war daher etwas gekränkt, denn zu einer fröhlichen Ankunft und einem lustigen Abschied gehört nun einmal das Jauchzen, wie zum Gast eine gute Bewirtung. Nicht zu jauchzen war eine Unhöflichkeit, zu der ihn jetzt die Königliche Hoheit veranlaßte. Er hätte Höchstdieselbe für einsichtsvoller gehalten.

Inmitten blumiger Auen, von der Mittagssonne beschienen, voller Stille und Frieden lag der Hof vor uns. Niemand ließ sich blicken.

Ich bat Gebhardt, mit Tonei zurückzubleiben und mich allein gehen zu lassen. Mir war's wie einem, der nach langer Abwesenheit aus der weiten, wilden Fremde, in der es ihm herzlich schlecht ergangen, nach Hause wiederkehrte. Wäre mir der Hofhund nicht freudig bellend entgegengesprungen, sondern hätte mich für einen Unbekannten gehalten, so würde es mir sicher weh gethan haben.

Dort war die mit wildem Wein umrankte Laube; dort ging es in den Garten, wo im Juli die Himbeeren reiften; und drüben konnte ich ein Stück der Waldwiese sehen, auf der die einsame hohe Tanne stand, darin der Blitz eingeschlagen hatte.

Ich träumte gewiß nur, daß ich seit jener Gewitternacht ein andrer geworden, daß auch durch meine Seele ein flammender, zermalmender Strahl gezuckt hatte. Gewiß brauchte ich nur zu erwachen, um wieder zu zweit rote, reife Himbeeren zu pflücken und mit vieler Mühe im Bergbach buntgesprenkelte Forellen zu fangen.

Da ich ins Haus trat, erkannte ich die Ursache der Einsamkeit und Stille rings um den Hof; fernes, dumpfes Beten begrüßte mich, als träte ich in eine Kirche. Es war Mittagszeit, und Fräulein Fritz setzte sich gerade mit dem Gesinde zu Tisch. In diesem Augenblick stand das Kind unter dem Christusbild. Die feinen, blassen Hände gefaltet, das Köpfchen gesenkt, sprach es die Bitten vor, die die kleine Gemeinde murmelnd wiederholte.

Ich blieb stehen, lauschte und faltete unwillkürlich die Hände. Mein Mund blieb stumm. Aber indem ich an Judika dachte, wurden meine Gedanken zum Gebet.

Da ich sie nicht im Beisein der Knechte und Mägde wiedersehen mochte, ging ich wieder hinaus, leise, wie schleichend, als ob sie meinen Schritt hören und erkennen müßte. Ich hatte die Absicht, mich zu den beiden Zurückgebliebenen zu begeben, um ihnen zu sagen, wir wollten warten, bis das Mittagsmahl vorüber sei, doch plötzlich schlug ich, wie gewaltsam hingezogen zu dem Ort vergangenen Sommerglücks, eine andre Richtung ein, die nach dem Garten hin führte.

Gleich Mittagszauber ruhte es über der Stätte. Selbst das Vogellied war verstummt. Nur das Summen der Insekten ließ sich vernehmen, so fein, leise, geheimnisvoll, gleich einer mystischen Musik.

Auf den Beeten blühten weiße und gelbe Narzissen, Tulpen und Hyazinthen in allen Farben, ihre Düfte mit dem schwülen Wohlgeruch des lieben, altmodischen Buchsbaumes mischend. Noch niemals hatte ich solche ländliche Frühlingspracht gesehen.

Obstbäume gab es nicht auf dem hohen Alphof. Nur einen wilden Apfelbaum sah ich über einer blühenden Weißdornhecke aufragen. Ein mächtiger Stamm war's, bis zum Gipfel in Blüten stehend, die Knospen fast purpurn aus winzigen, ganz lichten Blättern leuchtend, von Bienen umschwärmt, daß der alte Baum zu singen und zu klingen schien.

Von einer Ahnung getrieben, daß ich sie dort finden würde, trat ich leise näher. Plötzlich begann mein Herz heftig zu schlagen, plötzlich versetzte es mir den Atem, und plötzlich stand ich vor ihr.

Die blühende Weißdornhecke hatte mir die Geliebte verdeckt.

Sie saß von mir abgewendet auf einer kleinen, grün gestrichenen Bank und schien in den Sonnenglanz und in die Frühlingspracht hineinzuschauen. Ich wollte sie leise anrufen: „Liebe, kleine Judika!" Jedoch eine jähe Angst erstickte meine Stimme. Sie könnte vor Schrecken, vor Freude den Tod haben! Denn ihre Gestalt ist noch feiner, noch zarter geworden, ganz unirdisch fein und zart! ‚Mit solcher Gestalt lebt man nicht lange', mußte ich denken und blieb stumm, bis in die tiefste Seele erschauernd. Wie sollte ich es nur anfangen, ihr meine Gegenwart bemerklich zu machen, ohne sie heftig zu erschrecken? Es überlegend und nichts findend, stand ich mit angehaltenem Atem.

Regungslos saß sie unter dem Blütenbaum. Ihre beiden Hände lagen matt in dem Schoß.

Noch immer trug sie ihr Trauerkleid. Auf dem schwarzen Stoff ruhten ihre Hände, wie die Hände einer Gestorbenen so weiß! Sie war ohne Hut. Ein Sonnenstrahl schimmerte auf ihrem Haupt. Wie eine Gloriole war's.

Ich fürchtete mich vor dem nächsten Augenblick wie vor etwas Schrecklichem, Unfaßbarem. Wenn sie wenigstens eine Bewegung gethan hätte! ... Im nächsten Augenblick schon wurde mein Wunsch erfüllt. Plötzlich schien sie die Nähe des Geliebten, dessen sie gewiß mit heißer Sehnsucht gedachte, zu fühlen. Ich sah, wie sie plötzlich zusammenfuhr, sah sie die Hand erheben und nach dem Herzen greifen, sah sie sich umwenden.

Schon war ich bei ihr, war vor ihr hingesunken, hielt sie mit beiden Armen umfaßt, ihren zitternden Leib an mich pressend, ihren leisen Aufschrei mit Küssen erstickend.

So blieben wir eine lange Weile ohne Worte. Nicht einmal unsern Namen konnten wir flüstern.

*

Welche tolle Einbildung war es doch von mir gewesen, zu denken, das Glück des Wiedersehens hätte sie töten können, einem Blitzstrahl gleich. Sie töten, die auf mich wartete, die wußte, daß ich kommen und sie an mein Herz nehmen würde, zum „allerletzten Mal!" Töten, sie, für die dieses „allerletzte Mal" das Leben bedeutete!

Was schwatzten die Leute von leidend und krank sein? Wie konnte der Tonei nur das schreckliche Wort von dem „nicht wieder werden" sprechen? Was fiel mir selber vorhin nur ein, sie für noch feiner, noch zarter als früher zu halten, mit weißen Totenhänden und einer Gloriole um das liebliche Haupt?

Nicht einmal bleich sah meine Sterbende aus! Ihr junger, süßer Mund war nicht röter gewesen, als ich ihn mit einer reifen Himbeere verwechselte, und in ihren gentianenblauen Augen strahlte ein wolkenloser Sommerhimmel.

Und wie ihr Herz pochte an meinem Herzen! Wie sollte ein solches, vor Zärtlichkeit und Liebe, vor Glauben und Glück laut pochendes Menschenherz jemals aufhören können zu schlagen?

Jetzt lachte sie mich sogar an mit Augen und Lippen. Was war da natürlicher, als daß ich diese beiden sofort küssen mußte, immer und immer wieder. Endlich brachten wir es dann dazu, uns bei Namen zu rufen, so leise, daß wir uns selbst kaum verstanden und als ob unsre Namen die gefährlichsten Heimlichkeiten enthielten. Darüber mußten wir lachen und uns küssen, und über dem Küssen vergaßen wir Gott und die Welt.

Ja, auch den leuchtenden Frühlingstag vergaßen wir über dem Glanz unsers Liebesglücks. Nur eines war uns bewußt, daß wir wieder beisammen waren! Und noch eines, daß wir beisammen bleiben würden „bis in alle Ewigkeit".

Herz gedrängt an Herz, flüsterten wir die selige Botschaft uns zu, vernahmen sie, glaubten sie.

Von dem wilden Apfelbaum wehten Blütenblätter auf uns nieder, gleich einem Symbol der Vergänglichkeit.

IV

„Judika! Wo steckst du nur wieder? So höre doch, Kind!"

Die kraftvolle, wohllautende Stimme von Fräulein Fritz war es, die uns aus unserm Himmel wieder auf die rauhe Erde herabriß. Aber auch hier war es jetzt himmlisch schön, mitten im Mai, unter dem schimmernden Blütenbaum, die Geliebte zur Seite. So konnte uns denn die rufende Stimme nicht viel anhaben. Wir fühlten uns nicht einmal als ertappte Sünder.

Wir liefen daher weder fort, noch versteckten wir uns. Wenn das Wasser auch tief, viel zu tief war, so dachten wir doch nicht des Wogenabgrunds zwischen uns, sondern nur daran, daß wir uns lieb, viel zu lieb hatten und voneinander nicht lassen konnten. Gewiß würde die suchende rufende Frau uns bedeuten, wir müßten uns trennen, wir jedoch würden mit Augen und Lippen sie anlachen, als ob sie gesagt hätte: ‚Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden.'

„Judika! Judika!"

„Hier!"

Wir riefen es beide wie aus einem Munde. Nicht doch, wir jauchzten es. Danach standen wir auf und gingen ihr Hand in Hand entgegen. Hand in Hand traten wir hinter der blühenden Weißdornhecke hervor.

Die Gute entsetzte sich bei unserm Anblick, als sähe sie uns zusammen auf der Bahre liegen. Und doch mußten wir miteinander ein Bild unsterblichen Lebens abgeben: zwei junge Menschen, die sich liebten, die glücklich waren, glückselig. Konnte es etwas Herrlicheres, etwas Heiligeres geben?

Hand in Hand standen wir vor ihr im Sonnenschein bei der blühenden Weißdornhecke.

Wir lachten sie aus über ihren Schreck, der sie sprachlos, regungslos machte. Ich rief:

„Da bin ich wieder! Und jetzt freuen Sie sich mit uns. Sie sehen ja doch, daß wir glücklich sind, glückselig . . . Nicht wahr, Judika, kleine, liebe Judika, das sind wir?"

Als liebliches Echo klang es zurück: „Das sind wir."

Sie sah es freilich, die Gute, aber sie freute sich nicht mit uns. Allerdings fragte sie nicht wieder, was daraus werden sollte? Sie sah ja vor sich, was daraus geworden war.

Als sie immer noch stumm blieb, löste Judika ihre Hand aus der meinen, trat dicht vor sie hin, sah ihr mit einem leuchtenden Blick in die klaren klugen Augen und sagte ohne das leiseste Beben in ihrer süßen Stimme:

„Du weißt, wie es um mich steht. Du weißt, daß ich hätte sterben müssen, wäre er nicht zurückgekommen, um mich in seine Arme zu nehmen. Siehe, er ist da! Jetzt will ich leben, jetzt wollen wir leben, und es ist uns einerlei, ob unser Leben das ist, was die Menschen Sünde und Schande nennen!"

Wer hätte diese holden Worte mit anhören können, ohne sagen zu müssen: „Nein, Liebste, keine Sünde und Schande! Nicht vor Gottes Augen und nicht vor den Augen der Menschen."

Meine Hand aus der Judikas lösend, ging ich zu ihr, die an der Verwaisten Mutterstelle vertrat, und sprach weiter, so leise, daß nur sie mich verstehen konnte.

„Ich bin seit der Stunde, in der Sie mit dem Grafen über den ‚guten' Prinzen gesprochen, ein schlechter Mensch geworden, mit Abgründen und Dunkelheiten in der Seele, von denen Sie nichts wissen, nichts wissen können. Es liegt in Ihrer Hand, mich wieder zu dem zu machen, was ich gewesen bin: zu einem guten Menschen. Wollen Sie, die Sie den Glauben an mich hatten, mich für Zeit und Ewigkeit verloren sein lassen?"

Ebenso leise und in tiefer Bewegung ward mir erwidert: „Was reden Sie? Wie können Sie anders geworden sein, als Sie waren? Wodurch anders? Und so plötzlich? Und wie sollte es in meiner Hand liegen, Sie zu verwandeln?"

„Indem Sie mir diese lichte Gestalt zur Seite stellen, diese reine Seele meinen Schutzgeist sein und bleiben lassen."

„Wie vermag ich Ihnen zu geben, was Sie sich bereits nahmen? Und wenn ich Ihnen Judika auch erst geben könnte, wie dürfte ich sie Ihnen verweigern? Erinnern Sie sich doch daran, was ich über Frauenliebe Ihnen sagte. Wie dürfte ich also dem jungen Kinde das Glück rauben, das auch eine unglückliche Liebe für uns Frauen ist?"

„Sie verstanden mich vorhin nicht! Nicht meine Geliebte soll sie sein, sondern mein Weib."

Das Wort war ausgesprochen! Das große, Wunder wirkende, befreiende, erlösende Wort, das die wilden Wasserwogen, die zwischen uns strömten, teilte wie ein Mosesstab. Und wir schritten trockenen Fußes hindurch, zu einem wonnigen Ufer hinüber.

*

Aber Fräulein Fritz wollte uns ihre Einwilligung nicht geben. „Mit meinem Willen darf es nicht sein! Es könnte ein Tag kommen, an dem ich . . ." Ich ließ sie jedoch nicht ausreden. Das starke Fräulein Fritz hatte die Fassung verloren. Außer sich rief sie:

„Nehmen Sie das Kind, und lassen Sie es in Gottes Namen nur vor Gott Ihr Weib sein. Ich will die Verantwortung tragen. Es wird darum doch eine rechtsgültige Ehe sein. Auch dann, wenn Sie sie wieder lösen, vielleicht lösen müssen. Aber wird Judika Ihnen angetraut, so ruht auf beiden ein Schwur, der den Mann an das Weib unlöslich bindet, und es könnte doch kommen, daß Sie sie wieder zurückgeben wollen, vielleicht zurückgeben müssen. Aber dann dürfen Sie nicht!"

Sie sagte in dieser Weise noch vieles. Judika stand daneben, hörte zu und schien nicht zu verstehen, daß es darüber so viel zu reden gab. Noch dazu solche ernsthaften, solche traurigen Dinge! Wie konnte man von einer Sache ernsthaft und traurig sprechen, die die reine Glückseligkeit war? Dabei so einfach! Wir hatten uns lieb, waren beisammen, blieben beisammen „bis in alle Ewigkeit".

So stand sie denn daneben, hörte verwundert zu, mit einem Lächeln, als wollte sie sagen: ‚Seid doch nicht thöricht, seht mich an! Seht, wie verständig ich bin. Und ich bin doch sonst nicht gerade sehr weise.'

Da bat ich ihre zweite Mutter, das lächelnde Wesen eine kleine Weile bei der Weißdornhecke stehen zu lassen und mit mir bis zu dem Apfelbaum zu gehen, wo das Kind unser thörichtes Gerede nicht hören konnte. Fräulein Fritz ging mit mir, und Judika rief uns fröhlich nach: „Länger als fünf Minuten bleibe ich nicht. Dann komme ich und belausche eure Heimlichkeiten . . . Wie könnt ihr vor mir nur Heimlichkeiten haben?"

Unter dem Apfelbaum sprach ich:

„Sie wissen, mein Vater war krank, aber Sie wissen nicht, daß ich meines kranken Vaters wahrer Sohn sein soll. Verstehen Sie mich wohl: in allem sein wahrer Sohn. Ich bedarf daher nicht nur eines Cherubs, ich könnte auch einer Wärterin, einer Wächterin bedürfen, wie solche meine Mutter meinem kranken Vater zeitlebens gewesen ist: aus höchster Pflicht. Ich aber will ein Weib haben, das aus höchster Liebe sein Leben für mich läßt. Judika soll mich durch ihre Liebe erlösen . . . Werden Sie jetzt immer noch sagen, daß Sie mir Ihr Kind meinetwillen nicht zum Weibe geben wollen?"

Als hätte sie das Haupt der Gorgo erblickt, stand sie wie in Entgeisterung. Ihr Blick hatte

einen Ausdruck, als wenn sie vor ihren Augen ein fürchterliches Geschick sich erfüllen sähe.

Ich rief:

„Wenigstens handle ich an Ihnen und Judika als ehrlicher Mann. Wäre ich schon jetzt derjenige, der ich jetzt sein soll, so hätte ich Sie und die Geliebte mit mir betrügen können ... Gehen Sie zu ihr! Sagen Sie es ihr! Vielleicht, daß auch sie Entsetzen ergreift und vor mir errettet. Dann mag, was Sie im Geiste sehen, an mir sich erfüllen, an mir allein."

Sie schaute mich voll tiefsten Mitleids an, mit einem Blick reinsten Erbarmens, und erwiderte: „Ich will mit Judika sprechen."

Dann ging sie von mir fort. Sie ging langsam, sehr langsam, mit mühsamen, müden Schritten, als wäre die kurze Strecke vom Apfelbaum bis zum Garten über den blumigen Rasen ein Dornenweg, der ihre Füße wund riß, und sie thäte den schwersten, den schmerzlichsten Gang ihres Lebens.

Nun war ich allein und hätte bedenken können, bedenken müssen. Wie hatte ich meines Bruders Braut genannt? Ein „Opfer!" Wie mußte ich heute mein liebes, holdes Kind nennen? Ein „Opfer!" Es sollte mir dargebracht werden, und ich ließ es mir darbringen. Schlimmer: ich forderte es für mich. War das nicht moralischer Verfall, „schon jetzt?"

Ich vermochte es einzusehen, darüber sogar zu reflektieren; aber ich war nicht mehr im stande, davon mich zurückzuhalten.

Das Verlangen nach des holden Kindes Besitz war stärker als mein ganzer sogenannter sittlicher Wille. Und wenn ich Judika zum Weib begehrte, so war das nur schnödeste Selbstsucht: einem uralten Mythus zufolge sollte die Opferung einer reinen Jungfrau aus höchster, heiligster Liebe eine bereits verlorene Menschenseele retten können. Judikas Leben, an das meine geschmiedet, würde die Dämonen der Finsternis scheuchen, daß sie über mich keine Gewalt gewönnen, würde mich dem Lichte erhalten.

Und schließlich ... Gerade wollte mein Geist in den Abgrund dieses fluchwürdigen Gedankens sich stürzen, als das Fräulein Fritz zurückkam — mit Judika!

Ich wußte es ja: sie wollte das Opfer sein. Und immer noch lächelte das Kind.

*

Von Judikas strahlendem, triumphierendem Lächeln — es war wie ein Sieg über allen Erdenjammer — ging für mich ein Zauber aus, der gleich einem Trunk des Vergessens wirkte. Sie lächeln sehend, ward ich mir von allem Dasein nur des Glanzes bewußt, der von diesem Strahl fortan für mich ausgehen, mein ganzes Leben überfluten sollte.

Wir gingen jetzt nach dem Hause, wo wir Gebhardt fanden, uns in lebhafter Unruhe erwartend und uns entgegenrufend: er hätte uns überall gesucht, wäre auch im Garten gewesen. Aber die Weißdornhecke hatte uns wie eine Wand verborgen gehalten.

Natürlich sah er sogleich, daß etwas Großes, etwas Entscheidendes geschehen sei. Die tiefe Ergriffenheit des guten Fräulein Fritz, Judikas unirdisches Wesen und mein eigner nachtwandelnder Zustand sprachen deutlich genug. Er erbleichte, ging rasch auf mich zu, wollte reden. Ich schnitt ihm jedoch das Wort vom Munde ab, ihn bittend, mich sprechen zu lassen. Darauf nahm Fräulein Fritz Judika schweigend bei der Hand und ging mit ihr hinweg. Da sagte ich es ihm denn.

Ich sagte ihm, daß ich mir das geliebte Weib gewonnen und daß ich, schon in den nächsten Tagen, selbst zum König gehen würde, um seine Einwilligung zu erbitten, nötigen Falls zu verlangen. Sie würde mir indessen sicher in Gnaden erteilt werden. Wer war ich, was war ich? Jemand, der für den Staat nicht in Betracht kam, gar nicht in Betracht kommen durfte. Je weniger ich mich in der Oeffentlichkeit bemerklich machte, je mehr ich daraus verschwand, um so besser für mich und alle. Diese Heirat mit einer Unebenbürtigen kam einer lebenslänglichen Selbstverbannung gleich, einem Selbstversenken in ein dunkles Privatleben. Anfangs würde aus der Sache allerdings Lärm entstehen. Aber nur anfangs. Auch einige Umstände würde sie machen. Man mußte meiner unebenbürtigen Gemahlin der Form wegen einen Rang verleihen, irgend einen Namen; mein Aufenthaltsort, möglichst fern vom Hofe, mußte bestimmt, mein ganzes fortan zum Glück vollkommen unoffizielles Hauswesen geregelt werden, — und dann durften wir untertauchen, verschwinden, durften sterben, verderben. Ein Titl. Oberhofmarschallamt würde fortan durch mich nicht mehr in Anspruch genommen werden.

Was der Graf mir bleichen Gesichts antwortete, will ich ein andermal aufschreiben. Es war — nein, heute nichts davon.

*

Später gingen wir, Judika und ich, auf die Waldwiese zu der einsamen Riesentanne. Sie war nur noch ein verkohlter Stumpf, der wie ein schwarzes Unheilsmal in den leuchtenden Tag aufstieg, eine Denksäule jäher Vernichtung inmitten all des Knospens, Treibens und Werdens. Wir aber nahmen den niedergebrannten Baum als ein Zeichen, daß wir weilen sollten und uns freuen im Sonnenglanz; denn Gott, der allmächtige Herr des Himmels und der Erde, hatte statt unsers Lebens ein Brandopfer angenommen.

Nirgends auf der ganzen weiten Flur war ein solches Blühen wie um den toten Stamm, der mit seiner Asche den Boden gedüngt. In dichter Menge wuchsen ringsum blaue und weiße Anemonen, daraus Judika einen Kranz wand. Diesen setzte ich ihr so feierlich auf, als wäre es eine Krone, nannte sie meine Königin und neigte mich vor ihr.

In dem Schmuck des Anemonenkranzes führte

ich sie zurück nach dem Alphof. Das Gesinde stand vor dem Hause versammelt, um mich zu begrüßen. Als die Leute mich mit der Bekränzten kommen sahen, eilten sie uns entgegen, einen Jubel anhebend, als hielte wirklich ein Königspaar Einzug in sein Reich.

So verlief unsre Brautfeier.

V

Von der Seealp. Einige Tage später.

Ich ging doch nicht selbst. Statt meiner begab sich der Graf zum König. Uebrigens gab ich ihm für Se. Majestät ein Schreiben mit. Dieses ist nur kurz, enthält jedoch alles, was ich in der Sache zu sagen habe: meinen festen Entschluß, meinen Willen.

Meiner Mutter zu schreiben, konnte ich mich nicht überwinden. Ich kann noch nicht jene Stunde vergessen, in der sie über meinem Haupte heiße Thränen vergoß und solche Größe zeigte — zu viel Größe. Etwas weniger Heroismus wäre mehr Mütterlichkeit gewesen.

Ist es Feigheit, daß ich nicht selbst ging, sondern den Grafen schickte? Die Sache ist groß. Für mich ist sie das Größte. Ich habe jetzt ein Recht, Hamlet zu citieren, denn Sein oder Nichtsein ist in diesem Falle die Frage. Das fühle ich. Das sagt mir eine innere Stimme. Und da ich in Gottes Namen auch Mensch bin, so... Der Trieb zur Selbsterhaltung ist eben doch der machtvollste aller Lebenstriebe, so gemein er auch ist.

Uebrigens glaube ich nicht, daß ich aus Feigheit zurückblieb. Nicht um einem Kampf um meinen größten und teuersten Besitz zu entrinnen, blieb ich, sondern um den Widerwärtigkeiten zu entgehen, all dem Häßlichen. Das ist nämlich ein gewaltiger Unterschied. Ich lebe jetzt in Schönheit, solange ich nicht grübeln muß. Meine Seealp, meine Einsamkeit; die Alpen rings um mich, die Wasserflut vor mir; die Stille und Ruhe; der Frieden und der Frühling — heilige Schönheit ist's! Und Schönheit ist mein Bräutigamsglück, ist das süße Mädchenantlitz in meinem Herzen, sein Lächeln und der Blick der Augen, daraus ihre unberührte himmlische Seele mich anstrahlt. Diese ganze Welt würde mir unfehlbar zerstört worden sein, wäre ich selbst zum König bitten und fordern gegangen. Endlich einmal brachte ich etwas Harmonie in mein zerrissenes Inneres! Ich weiß nur zu gut, daß es keine ewigen Melodien sein werden; aber schon jetzt gleich wieder neue Dissonanzen, das zu ertragen fühle ich mich nicht fähig.

Bis die große Affaire in der Hauptstadt geordnet, alle Formalitäten — und sie werden deren genug machen! — erledigt sind und die Genehmigung Sr. Majestät eingetroffen ist, halte ich mich vom Alphof fern, was doch höchst „korrekt" gehandelt ist. Aber ich schreibe. Tonei trägt jeden Morgen einen Brief von mir hinauf — bringt mir jeden Abend ein Brieflein zurück. Wie die steife Kinderschrift mich rührt! Jedes ihrer Worte ist wie ihr Lächeln. Mehr kann ich darüber nicht sagen. Ich schreibe und empfange Liebesbriefe — ich! Es ist so wunderlich.

Und wunderlich ist es für mich, zu denken, daß es jetzt auf der Welt jemand giebt, der ein Anrecht auf mich besitzt, gegen den ich Pflichten zu erfüllen habe, der fürder zu mir gehören und Leben sein soll von meinem Leben. Und daß dieser Jemand ein junges, zärtliches, in Liebe und Hingebung sich auflösendes hilfloses Weib ist, das mich dennoch stützen, halten, über Abgründe tragen soll...

Natürlich ist die Sache kein Geheimnis mehr. Mein Herr Kammerdiener und die Hoflakaien sind jedoch zu sehr mit Leib und Seele Ehrfurcht, Devotion und Unterthänigkeit, um den Eindruck, den das Ereignis auf ihre Gemüter macht, sich anmerken zu lassen. Jedenfalls finden sie die ganze Heiratsaffaire höchst überflüssig, da seine Königliche Hoheit nur zu geruhen brauchten —

Dagegen der Tonei und der Stigei! Sie begreifen nicht recht, daß ein Königlicher nicht auch eine Königliche zur Frau nimmt, aber ihr Nichtbegreifen stört sie weiter nicht in ihrer Freude. Und sie freuen sich unbändig. Meine beabsichtigte Heirat, die mich in den Augen der „Welt" herabsetzen wird, erhebt mich in denen dieser Naturmenschen. So gewinne ich denn bei Tonei und Stigei an Ansehen der Person, was mir unendlich schmeichelt. Zugleich bin ich ihnen — auch das fühle ich — menschlich näher gerückt, und wenn Tonei mich jetzt anspricht: ‚Du, Königliche Hoheit!', so klingt jetzt sein Du ganz kameradschaftlich, beinahe brüderlich. Wenn ein Titl. Oberhofmarschallamt das wüßte!

*

Längst müßten Depeschen angekommen sein. Warum bleibt alles stumm? Dieses nichtachtende Schweigen erregt mich, reizt mich. Ich suche Beruhigung in Judikas kindlichen Briefen. Sie wartet nicht angstvoll, sie ist nicht aufgeregt und gequält. Jene ganze Welt kümmert sie nicht. Was schert sie die Komödie, darin ich einen Prinzen darstelle? Ich bin für sie nur der Mann, den sie liebt, ohne dessen Liebe sie verwelkt wäre wie eine abgerissene Blume. Ich gehöre ihr, sie gehört mir. Was darüber hinaus geht, ist ihr verschlossen. Möge es ihr verschlossen bleiben.

Eines weiß ich gewiß: der König gönnt mir dieses Versinken in lange Liebesnacht. Nein, er beneidet mich darum. Seine Krone würde er darum geben, mit mir tauschen zu dürfen.

Aber ob ich seine Krone nehmen würde? Auch jetzt noch?

*

Eine Depesche! Endlich!

Sie besagt wenig genug. Vielmehr: sie besagt mehr als genug! Der Graf kommt morgen zurück. Seine Excellenz der Herr Staatsminister begleiten ihn. Also ward noch nichts beschlossen,

handelt es sich noch um Erfüllung von Formalitäten, bevor überhaupt beschlossen werden kann.

Daran erkenne ich die Welt, die meine Welt ist. Nicht mehr für lange!

*

Graf und Minister sind da. Es ist, wie ich dachte: Formalitäten über Formalitäten — Qualen über Qualen!

Eine ganze Rumpelkammer voll mittelalterlichen Kramwesens schleppten sie hierher in meine göttliche Einsamkeit.

Niemand will mir zu meinem Glück ein Hindernis in den Weg legen; der König ist so gnädig, zu gewähren. Kurzum, von allen Seiten kommt man mir bereitwillig und gütig entgegen.

Mir scheint, allzu bereitwillig, allzu gütig.

Trotzdem Formalitäten über Formalitäten? Und Formalitäten welcher Art! Ich soll auf die Thronfolge Verzicht leisten, falls Seine Majestät ohne Erben zu seinen Vätern versammelt werden sollten. Der ganze Akt soll streng geheim gehalten bleiben.

Hübsch ausgedacht, fein ausgesponnen! Weil ich für das Land ein Unglück sein werde, falls Seine Majestät ꝛc. ꝛc. Darum also so bereitwillig, so gütig und gnädig — darum!

Mir wird ein Dokument vorgelegt; mir wird die Feder gereicht — sie ist sogar bereits in Tinte getaucht. Ich brauche die eingetauchte Feder nur zu nehmen, brauche damit nur einige Züge zu thun; alles bleibt einstweilen aus Staatsraison ein Staatsgeheimnis und — das Land bleibt vor Unglück bewahrt, falls Seine Majestät ꝛc. ꝛc.

Ich nehme jedoch die bereits eingetauchte Feder nicht!

*

Seine Excellenz der Herr Staatsminister sind wieder abgereist. Gänzlich unverrichteter Dinge! Und man hatte höchsten Orts schon solche Freude gehabt, das Land vor Unglück bewahrt zu wissen. Einige Federzüge von mir, und es wäre geschehen gewesen. Was nun?

*

Also wäre es besser für das Land, daß es an einen fremden Staat fiele, als daß ich sein Herrscher würde? . . . Tausendmal besser, wie es scheint! Dabei steht es um jenes fremde Herrscherhaus kaum anders als um uns. Und trotzdem wäre es besser, unser Haus verlöschte mit meinem kinderlosen Bruder, als wenn ich, der ich für meines Landes Glück mein Leben lassen möchte, zur Regierung berufen würde . . .

Wie das in mir zerrt und reißt, wühlt und wütet. Wie das schmerzt!

Käme das Land nach uns an ein großes, starkes, machtvolles Staatswesen — ja dann! Käme es zum Beispiel an unsern uns feindlich gesinnten Nachbarn gen Norden. Täuscht mich nicht alles, wird diesem die Zukunft gehören. Und es wird eine große, ruhmvolle Zukunft sein, eine Zukunft, deren Devise „Völkerglück" lautet.

Wir hassen unsern von Kraft strotzenden, von Leben pulsierenden, von Werdedrang erfüllten Nachbarn gen Norden, hassen ihn, wie der Kranke den Gesunden haßt, der Unglückliche den Glücklichen, der Hungernde den Satten.

*

Inzwischen Depeschen über Depeschen: über meine Apanage — sie würde glänzend ausfallen —, über den Namen meiner unebenbürtigen Gemahlin — er würde der einer Gräfin von Sarns sein; über unsern zukünftigen Wohnort — mit Ausnahme der Residenz jeder uns beliebige Wohnort auf der Welt; über ein Sommerpalais und ein Winterpalais, über hundert andre große und größte Dinge, da es in unserm Leben bekanntlich nur große Dinge giebt.

Sie gebärden sich nämlich, als ob ich zu allerletzt doch unterzeichnen würde, als ob meine Verzichtleistung, die Entäußerung eines Königsthrons, das einzige Geringfügige und Kleine wäre, in Wahrheit eine Bagatelle, da es sich ja nur um eine Unterschrift handelt, die überdies streng geheim bleiben soll — fürs erste wenigstens.

Außer den Depeschen Briefe!

Briefe vom König, gnädige, gütige, brüderliche Briefe. Es ist, wie ich sagte: Seine Majestät gönnen mir mein dunkles, unebenbürtiges Privatglück von ganzem Herzen. Und auch das andre ist, wie ich wußte: Seine Majestät beneiden mich darum aus vollster Seele. Natürlich in aller Heimlichkeit! Denn sein königlicher Neid auf meine unkönigliche Liebesseligkeit wäre ein Verbrechen gegen das Land, das er groß und glücklich machen soll.

Briefe von der Königin-Mutter!

Meine Mutter war von jeher eine große Frau; doch in diesen Briefen zeigt sie sich mir am größten, noch größer fast als in jenem unvergeßlichen Augenblick ihrer Mutterzärtlichkeit, ihrer Thränen. Meine beabsichtigte Eheschließung mit einer doch so ganz und gar Unebenbürtigen vollständig ignorierend, bedeutet sie mir dadurch, daß sie sich darein ergiebt, erteilt sie mir damit stillschweigend ihren Segen, ohne den Kinder keine Häuser bauen können. Nach dieser Probe bin ich überzeugt, daß meine Mutter sogar die Größe haben wird, stillschweigend die Existenz unebenbürtiger Enkel, die ihr niemals zu Gesicht kommen werden, zu ertragen.

Und es schrieb mir die junge Königin: glückwünschend, innig, traurig, hoffnungslos traurig. Und alle schrieben mir in einer Weise, als stünde mein Verzicht nahe bevor.

*

Ich schrieb Fräulein Fritz und bat sie, Judika keine Zeitung lesen zu lassen; selbst keine zu lesen: mir zuliebe! Ich thue das nämliche und verbot dem Grafen, mir ein Wort von dem allen zu sagen, was in den Zeitungen über die neueste große Sensation am Hofe geschrieben wird.

Sie brachten natürlich längst die Sache, worüber sie auch natürlicherweise genauer informiert sind als wir oder selbst ein Titl. Ober-

hofmarschallamt. Das dunkelste Winkelblatt wird unsre hohe, reine Liebe in den Kot zerren, daß mich Ekel packen würde, wenn ich es wüßte. Meine Seele ist so wie so voll davon. Ich bin überzeugt, sie führten ihren Lesern bereits Judikas Porträt vor; und jede Standesdame sowohl wie jede Nähmamsell glossieren über meines Kindes süßes Gesicht. Der Nähmamsell wird mein Liebchen gefallen.

Wie viele, die dies Himmelsantlitz betrachten, werden sagen: ‚Und um die sollte es sich lohnen? Um die! Das hätte er billiger haben können.‘

Was wohl die Gräfin zu der Sache sagt? ... Gewiß das nämliche, was alle sagen: ‚Um die sollte es sich lohnen!‘ Was würde sie erst sagen, wenn sie wüßte, daß ich „um die“ Verzicht leisten soll. Eines Weibes willen Verzicht leisten auf einen Königsthron, zweier blauer Kinderaugen willen! Wie sie mich verachten würde, sie mit ihrer souveränen Kraft. Wie sie mich bereits jetzt verachtet!

*

Ich muß einen Entschluß fassen, muß die Entscheidung treffen. Unterzeichne und verzichte ich nicht, so unterzeichne ich mein moralisches Todesurteil, so verzichte ich auf mein Lebensglück.

Auf der einen Seite Liebe, Dunkelheit, Glück, Reinheit, Frieden, vielleicht Genesung und Rettung vor etwas Grausigem — auf der andern Seite beständig heimliche Erwartung, heimliche Hoffnung, heimliche Folterqualen, heimliche Todsünden und das ganze Chaos all der glanzvollen Nichtigkeiten jener Welt, die mir einstmals so furchtbar vorkam, aus der zu flüchten mir als höchstes Glück erschien.

Und da ich dem Lande ja doch nur zum Unglück gereichen würde, falls Seine Majestät ꝛc.ꝛc. ... Wäre es da nicht so viel besser, edler, stolzer, wenn ich dem Lande den Liebesdienst erwiese und mich durch einige Federzüge unschädlich machte? Aber ich würde mir dadurch selbst das Zeugnis ausstellen, unwürdig eines Thrones zu sein.

Und das ist nicht wahr! Darf ich mich selbst verleumden und verleugnen? Käme es nicht einer Selbstverstümmelung gleich, einem geistigen und moralischen Selbstmord schlimmster und schändlichster Art?

Ich darf nicht verzichten. Um meiner selbst willen darf ich es nicht. Aber nicht um mich handelt es sich, sondern um das Land.

*

In mir ist eine Unentschlossenheit und ein Wirrwarr, ein Kampf und eine Qual, die mich zu vernichten drohen. Ich muß damit zu Ende kommen — noch in dieser Nacht! Diese ganze Nacht will ich durchwachen. Bis morgen muß ich entschlossen sein.

Ich will heute nacht den Felsenpfad gehen, den ich mit meinem Vater stieg, und der dann zu seinem Todesweg ward. Vielleicht giebt der Himmel mir ein Zeichen. Ich wünschte, ein Orkan bräche aus, Stürme umtobten mich, wollten mich in den Abgrund niederreißen. Ich würde mich anklammern, wie mein Vater gethan. Und wenn meine Arme stark genug sein sollten, im Sturme zwischen Himmel und Erde an einer Klippe über dem Abgrund zu schweben, so — würde ich nicht unterzeichnen, würde ich nicht verzichten, wissend, daß über meinem Haupte die Krone schwebt, daß auf mein Haupt die Krone niedersinken muß.

Ich bereite mich zum Ausgang, zum Aufstieg. Ein Sturm! Ein Sturm! Ein Königreich für einen Sturm!

*

Ich kehrte zurück.

Eine wolkenlose, sternenvolle, leuchtende Nacht war's. Kein Lüftchen regte sich. Welche Feierlichkeit, welcher Gottesfriede.

Ich stieg empor, höher und höher, dem Sternenhimmel näher, immer näher kommend. Ich stieg, bis der Morgen graute, der Tag anbrach. Der Gipfel des Weißen Kaisers erglühte wie eine Krone aus rotem Gold. Ein Schimmer davon traf mein Haupt.

Ich bedarf für mein Haupt keines andern Glanzes. Ueber mir ein strahlender Aether, während die Tiefe unter mir schwarze Nebel füllten.

Ich aber will wandeln im Licht.

*

Ich befahl dem Grafen, zu depeschieren. Der Staatsminister soll kommen.

Ich will unterzeichnen, will verzichten. In mir ist's feierlicher Friede.

VI

Gestern war ich zum erstenmal wieder auf dem Alphof, um zu melden, es sei alles „geordnet“. Ich durfte nicht ahnen lassen, daß es Kampf gekostet, überdies welch einen Kampf; und ich scheute mich etwas vor den klugen, klaren Augen des Fräulein Fritz, die mehr sehen als andre.

Uebrigens verlief der Besuch besser, als ich besorgte. Ganz vergeblich habe ich doch auch nicht den hohen Kursus der Hofkunst durchgemacht. Obgleich ich ihn durchaus nicht cum laude absolvierte, bin ich im Vergleich zu den guten Leutlein auf dem Alphof im Heucheln und Lügen immerhin ein Meister.

Allerdings half mir der Graf. Seit dem großen Augenblick, da ich die geheimen Staatsakte unterzeichnete — selbst Seine Excellenz der Herr Minister schienen bewegt —, zeigt er ein andres Wesen gegen mich. Er ist unbefangener, freier, gerade wie von einer unsichtbaren, schweren Last befreit. Seine schönen Augen ruhen mitunter verstohlenerweise — denn ich beobachte gut, bemerke alles — mit einem bei ihm ganz ungewohnten Ausdruck von Weichheit, fast von Zärtlichkeit auf meinem Gesicht. Und dieser gute warme Ausdruck liegt in seiner Stimme, wenn er mit mir redet, liegt in seinem ganzen Wesen.

Wäre es in mir nicht gar so kirchhofmäßig ruhig, würde ich es gewiß mehr fühlen, mehr darüber mich freuen können. Jedenfalls betrachtet



Winterübungen der deutschen Kavallerie: Fortschleppen eines Geschützes durch Kürassiere

Nach einer Zeichnung von Adolf Wald (Text Seite 246)

mich seine wunderschöne Schwester mit durchaus andern Augen: mit verächtlichen! Ich weiß es so genau, als stünde sie in ihrer majestätischen Schönheit vor mir und sähe mir steif ins Gesicht mit einem Blick, der ihre ganze Verachtung ausdrückt: ‚Also ein solcher Schwächling sind Königliche Hoheit, dann allerdings —‘

Aber ich wollte vom Alphof reden, von Fräulein Fritz, das sich hintergehen ließ; von Judika, die nicht ahnt, daß man sie überhaupt hintergehen könnte.

Es war kein helles Wetter, was mir leid that; denn der sonnenlose graue Himmel drückte nicht allein auf das Bergland herab, sondern beschwerte auch mein Gemüt. Bei Sonnenschein und Vogellied wäre der steile Pfad hinauf zu meiner Braut — denn das war die kleine Judika jetzt — mit Genehmigung des gnädigsten Königs und einer weisen Regierung — an einem strahlenden Tage wäre der Weg zur Höhe empor dem Erklimmen einer Himmelsleiter gleichgekommen. Jedenfalls war er für mich eine via triumphalis, die ich nach dem ersten großen Siege meines Lebens schritt. Noch dazu war es ein Sieg über mich selbst, über die dunklen Gewalten in mir.

Dieses Mal — wir hatten uns verspätet, und die Essenszeit war bereits vorbei — fanden wir den Alphof voll geschäftigen Treibens. Pfinsten stand vor der Thür. Im Wohnhaus und in den Ställen wurde geputzt und gescheuert, wie es meine prinzliche Seele nicht geahnt hatte, daß auf der Welt geputzt und gescheuert werden konnte. Selbst das liebe Vieh wurde am ganzen Leibe gestriegelt und blitzblank gemacht, was es sich auch gutmütig gefallen ließ, als wüßte es, daß das lieblichste der Feste käme. Nur ein junger Stier rebellierte, doch half es dem Wildling nichts.

Wir trafen Judika mit ihrer Tante in der Wäschekammer, die der Duft getrockneter Kräuter, Rosmarin und Lavendel, füllte, und wo in altertümlichen, weitgeöffneten Schränken die Schätze der Hausfrau hochaufgeschichtet lagen, uns schneeig entgegenleuchtend. Ein langer Tisch war gleichfalls mit Linnenstücken beladen. Sie wurden geordnet und mit breiten, grünen Bändern zierlich zu Packen zusammengebunden. Das sorgliche Ordnen besorgte die Tante, das lustige Binden die Nichte.

Das Kind schien während meiner kurzen Abwesenheit gewachsen zu sein. Jedenfalls war es noch schöner, noch holdseliger geworden. Und wie es das Köpflein hielt! Von wem hatte es das gelernt? So rasch! Als ob meine kleine Judika eine Krone trüge. Nun ja! Jener längst verblühte Anemonenkranz lag unsichtbar immer noch auf ihrem Scheitel. Allen Monarchen Europas hätte ich meine Braut zeigen mögen, sie fragend, ob das keine von Gottes Gnaden geschaffene junge Königin sei?

Seitdem ich sie das letzte Mal gesehen, schien sie zu lächeln nicht aufgehört zu haben. Wohl weil sie immer an mich gedacht hatte. Ich stand daher nur als ihr verkörperter Gedanke vor ihr, mitten unter dem schimmernden Linnen, in das sie selbst gekleidet war; denn sie hatte die Trauer abgelegt und trug das lichte Gewand, darin ich sie mir zu tausend Malen vorgestellt. Wir waren im Augenblicke bei einander. Ich küßte sie, was sie nicht nur ohne jede Verwirrung geschehen ließ, sondern sie gab mir den Kuß in ebenso lieblicher Weise zurück.

Dagegen machte das gute Fräulein Fritz wieder ein sehr ernsthaftes Gesicht; aber Gebhardt kam mir zur Hilfe, führte sie sogleich mit sich fort, eifrig in sie hineinredend. Ich hatte ihn gebeten, der Guten gar nicht recht Zeit zum Fragen zu lassen, sondern ihr mitzuteilen: alles sei nicht gerade auf das schnellste, dafür aber auf das glücklichste erledigt; der König habe in die Heirat gewilligt und hege für uns die gnädigsten, die gütigsten Gesinnungen, wie Judika sehr bald selbst erfahren werde. Ich war dem Freunde dankbar, daß er mir diese Erklärungen abnahm. Mein Meisterheucheln hätte vor den klugen, klaren Augen der Frau vom Alphof schließlich doch zu Schanden werden können. Und dessen war ich sicher: hätte mein grimmiges Ringen sich ihr offenbart, hätte ich ihr vielleicht eingestehen müssen, was man von mir gefordert, und daß ich Judikas willen unterzeichnet und verzichtet hatte, so würde sie noch jetzt, kraft ihrer Mutterrechte auf das Kind, mir es verweigert, es mir noch jetzt wieder genommen haben.

Zum Glück blieb sie ahnungslos; und während Gebhardt mir den Freundschaftsdienst erwies, standen wir zwei vertraulich im Wohlgeruch von Rosmarin und Lavendel vor den offenen Wäscheschränken und zwischen all der schneeigen Linnenpracht. Ich berichtete meinem Bräutlein, daß es zwar die Frau Gräfin von Sarns heißen, aber mein christliches Ehegemahl sein werde. Denn waren wir als Mann und Frau dem Namen nach auch verschieden, so waren wir dafür in allem übrigen ein Herz und eine Seele.

Zuerst schaute sie mich aus großen Augen erschrocken an. Das machte die „Frau Gräfin“. Als ich sie jedoch auslachte, weil sie sich vor dieser vornehmen Dame zu fürchten schien, lachte sie schließlich mit. Zu meinem Leidwesen muß ich jedoch berichten, daß sie während unsers ganzen Beisammenseins unter dem Eindruck jener Persönlichkeit viel mehr als unter der ihres Herrn Verlobten stand. Ich ertappte sie verschiedene Male darüber, wie sie den fremden Namen leise sich vorsagte, als müßte sie ihn auswendig lernen. Sie that es mit einem Gesicht, als könnte sie den Namen ihrem Gedächtnis absolut nicht einprägen und fürchtete, wegen schlechten Lernens gescholten zu werden. Selbst das gute Fräulein Fritz, dem ich später die Gräfin von Sarns doch auch vorstellen mußte, hatte etwas gegen die Dame, so daß die Frau Gräfin auf dem Alphof ein entschiedenes Fiasko machte. Weshalb kam sie auch ungebetenerweise herauf?

Als ich mit Judika aus der Schatzkammer des Hauses trat, schien mir der umwölkte Tag viel weniger grau und seelenbedrückend. Fast schämte ich mich, verliebt zu sein, Bräutigam zu heißen und dabei Hunger zu fühlen, noch dazu wahren Bärenhunger! Den spürte auch Gebhardt, ohne jedoch dessen sich schämen zu müssen. Ich schob meinen unnatürlichen Appetit auf die Bergluft. Warum hatte sich Fräulein Fritz ihr Haus auf einen Alpengipfel gebaut? Also mußte sie uns auch satt machen. Hoffentlich gelang es ihr.

Um uns von unsrer Unruhe zu befreien, lief sie voller Hausfraueneifer heraus und — Judika lief ihr nach. So war es nicht gemeint gewesen! Wir hätten auch wirklich weniger gierig zu sein brauchen. Wenigstens zeigt ein gesitteter Gast es nicht so. Aber — „Königliche Hoheit sind auf dem besten Wege zu verbauern. Das kommt davon!"

Dann wurde von dem Kinde der Tisch gedeckt. Ich nenne Judika am liebsten mit diesem schönsten aller Namen; darum der schönste Name, weil er das Unschuldigste, Reinste und Holdeste nennt, was die Menschheit besitzt.

Das Kind hatte es so eilig, that so geschäftig. Wie ein Eidechslein schlüpfte es herein und hinaus, trug herbei, schleppte sich ab, plauderte dazwischen, lachte uns an — denn auch Gebhardt bekam von seinem Lächeln einen reichlichen Teil —, brachte immer noch mehr heran, war so liebenswürdig, so lieblich, daß ich dem Freunde zuflüstern mußte: „Ist sie nicht ein Königreich wert?"

Mir ward erwidert:

„Sie ist des besten Mannes wert, ist wert, von ihm lebenslang auf Händen getragen und als Kleinod behütet zu werden."

Er sagte es mit solchem schweren Ausdruck von Ernst und zugleich Melancholie, daß ich mich verletzt fühlte. Sprach er doch, als ob ich, der ich für das „Kleinod" den höchsten Preis gezahlt, des Juwels vollen Wert nicht erkennte. Zugleich — so wunderlich ist der Mensch — schmeichelte mir die Begeisterung für ein Wesen, das mit jedem Atemzuge mein war; und diese Empfindung von Freude war stärker als der Aerger über jene etwas allzu deutliche Mahnung.

Unsre Tafel ward unter dem Christusbilde geschmückt, das, da die Nelken noch nicht blühten, über und über mit Wiesenblumen bekränzt war, so daß sie des Heilands blutige Wunden verbargen. Selbst die Dornenkrone war mit goldgelben Adonisröslein umwunden und strahlte wie eine wunderbare Glorie.

Der Tisch war gedeckt, nur sein Schmuck fehlte noch, und Fräulein Fritz trug bereits eigenhändig das erste Gericht auf. Kurz entschlossen, stieg Judika auf die Bank und plünderte das Kruzifix, die Blumen von oben herab über den Tisch streuend. Auf den tadelnden Ausruf ihrer Tante erwiderte sie:

„Daran muß der liebe Gott sich gewöhnen, daß ich ihm von jetzt an von allem nur die eine Hälfte gebe, denn die andre gehört in Zukunft diesem langen, lieben Menschen. Die Blumen am Leibe unsers Heilands gönnt er mir vollends für meinen Schatz. Auch ließ ich die schönsten am Kreuz, und von den Adonisröschen nahm ich nicht eine. Nur die Apfelmyrten auf der Brust über dem Speerstich und die Maiglöckchen an den Füßen."

Sie sagte das so holdselig, daß wir uns nicht würden entsetzt haben, wenn ein Wunder geschehen wäre und der Gekreuzigte alle seine Blüten dem Kinde hinabgeworfen hätte: „Hier, kleine Judika! Schmücke damit für deinen Liebsten den Tisch. Aber ich schenke dir meine Blüten nicht etwa seinet-, sondern deinetwillen."

Gewiß hätte sie dann das blumige Gottesgeschenk gar nicht genommen.

*

Es gab so viel zu essen, daß unsre Gier hätte gestillt werden müssen, und wäre sie noch wilder gewesen. Die köstlichsten Dinge gab's, lauter Festgerichte! Auch eine mächtige Schüssel Forellen erschien; die gekrümmten, leicht aufgerissenen, bunt gesprenkelten Leiber wunderschön blau und jeder Fisch mit einer brandroten Geraniumblüte im Maul.

Als das lockere Fischgericht aufgetragen ward, begegneten sich Judikas und meine Blicke. Die Schelmin wurde nicht einmal rot, was eine kohlrabenschwarze Seele verriet; denn bei solcher Erinnerung nicht schamrot zu werden!

Fräulein Fritz wollte es sich nicht nehmen lassen, alle Schüsseln selbst aufzutragen. Natürlich wollte das Kind wieder Eidechse spielen, hinaus und hinein schlüpfen. Aber ich ließ es nicht fort. Still sitzenbleiben mußte es an meiner Seite. Und ich deuchte mich sehr gnädig, daß ich auf ihr flehentliches Bitten hin ihr zu gewähren geruhte, unsre Teller, Messer und Gabeln zu wechseln. Sie mußte jedoch das Abgeräumte auf einen Tisch im Zimmer stellen, von dem eine Magd es fortschaffte.

Endlich, es dauerte lange, setzte sich auch die Hausfrau zu uns. Vor uns dampfte der Kaffee und leuchtete in kleinen, geschliffenen Gläsern blutroter „Sherry brandy" Eigenbrau! Was jetzt wohl besprochen ward? Wer mir einmal gesagt hätte, daß ich dergleichen ganz einfach menschlich besprechen würde und nicht einem Titl. Oberhofmarschallamt überlassen müßte: meine Hochzeit nämlich. Wahr und wahrhaftig — da saß ich, da saß mein Freund, da saß meine Braut, saß die Brautmutter (in einer ordinären Bauernstube an einem höchst gemeinen Bauerntisch!), und wir vier besprachen, wann Hochzeit gehalten werden sollte, wo und wie?

Ganz wundervoll war's! Ich kam aus dem Staunen, aus der Freude gar nicht heraus. Fräulein Fritz wollte es sich nicht nehmen lassen, ihrem lieben Kinde die Hochzeit auszurichten, natürlich auf dem Alphof. Und wenn auch ihr Kind eine Gräfin würde (da war die unangenehme Dame

schon wieder!) und eine veritable Königliche Hoheit zum Manne bekam. Trotz jener beiden vornehmen Personen sollte es eine richtige Bauernhochzeit geben. Nun, mir war's recht, und ein Titl. Oberhofmarschallamt hatte hier nicht mit drein zu reden. Es war zu wundervoll!

Uebrigens bekam die Braut eine Aussteuer mit „wie eine Prinzeß". Darüber lachte die Braut, lachte der Bräutigam, lachte dessen Freund, lachte die Brautmutter. Wir lachten über die prinzeßliche Aussteuer wie über den köstlichsten Witz, wurden ernsthaft, fingen wieder an zu lachen, immer wieder. Kurzum, es gab die lustigste Hochzeitsbesprechung von der Welt.

Schließlich begann auch ich zu renommieren, eifersüchtig auf die Menge selbstgesponnener und selbstgewebter Leinwand der guten Brautmutter. Ich erzählte von unserm Sommer- und Winterpalais, fragend, wo meine Gemahlin zu residieren beliebte? Aber meine beiden Schlösser imponierten gar nicht, wurden auch wieder belacht, bis ich ärgerlich ward und sagte: ich würde die „ganze Geschichte" wohl doch einem Titl. Oberhofmarschallamt zum Arrangieren übergeben.

Da wurden sie still, gleich ungezogenen Kindern, denen die Wärterin den schwarzen Mann auf den Hals schicken will. Nun hatte ich meinen Triumph.

Bald darauf trieb die gestrenge Brautmutter uns fort: es wäre spät, wir hätten einen weiten Weg, und es schickte sich nicht für ein christliches Brautpaar, über Nacht unter einem Dache zu sein, worauf der Herr Bräutigam es abgesehen zu haben schien. Da half es denn nichts und wir mußten abziehen. Fräulein Tante und das Nichtchen gaben uns das Geleit, um uns sicher fortzuschaffen. Das Gesinde schrie und jauchzte hinter uns drein; und es schrie und jauchzte noch, als der Alphof schon weit hinter uns lag.

So war es doch noch ein strahlender Tag geworden.

*

Heute will ich aufschreiben, was Gebhardt mir sagte, als ich ihm auf dem Alphof meine Verlobung mitteilte. Heute finde ich den Mut dazu. Der Graf sagte mir ins Gesicht:

„Königliche Hoheit stehen im Begriff, ein Unrecht zu begehen, das sich rächen wird, nicht an Königlicher Hoheit, sondern an dem reinen, holden Geschöpf."

Dem kühnen Sprecher den Rücken zuwendend mußte ich denken: ‚Ein Opfer! Ein Opfer!'

Dasselbe hatte auch Gebhardt gesagt, nur mit andern Worten.

VII

Von der Seealp. Pfingstsonntag

Heute begingen wir unser offizielles Brautfest: auf meiner Seealp!

Außer Braut und Brautmutter war der ganze hohe Alphof zur Seematte herniedergestiegen. Eingeladen waren die Fischer und Schiffer, die Forstleute und Holzknechte und sonst noch allerlei Bergvolk. Die Verheirateten mußten Frauen und Kinder, die Ledigen durften ihre Schätze mitbringen und — auch ihre Kinder. Ländlich, sittlich! Wer auf dieser königlichen Jagd- und Lustalp wollte wohl den ersten Stein aufheben?

Judika und Fräulein Fritz kamen bereits am Vormittage, von Tonei und Stigei mit Schüssen und Jubelgeschrei feierlichst empfangen. Ich ließ die Tafel am Seeufer aufstellen und gab Befehl, nur Tonei und Stigei sollten uns bedienen. Für meine Herren Kammerdiener und meine Herren Hoflakaien war diese Anordnung eine tödliche Beleidigung, so daß ich erwartete, sie würden ersuchen, ihres Dienstes bei mir sogleich enthoben zu werden. Aber das Gesindel bezeigte sich serviler als je.

Judika, im schlichten weißen Kleide, einen Strauß bescheidener Pfingstrosen vor ihrer Kinderbrust, sah aus, als käme die Jugend, die Lieblichkeit und das Glück selbst in eigner Person zu mir Einsamem auf meine Alpenflur. Von Rechts wegen hätten unter ihren Schritten Blumen aufsprießen müssen: weiße Maililien! Fräulein Fritz trug ihr schönstes Gewand: eine prachtvolle Schürze aus violetter Seide über dem Faltenrock aus feiner schwarzer Wolle, aus dem mit silbernen Knöpfen reich verzierten steifen Mieder bauschte sich ein veilchenfarbenes seidenes Brusttuch; der Hals war in silberne Ketten förmlich eingewickelt, und auf dem dunklen Filzhut glänzte goldenes Geschnür mit langen, schweren Quasten. Dabei zeigte sie zu dem Kleide einer wohlhabenden Bergbäuerin eine Würde, die sogar mit einem Titl. Oberhofmarschallamt fertig geworden wäre. Nun erst kann man sich vorstellen, wie imponierend sie wirkte.

Jetzt glaubte ich den rechten Augenblick gekommen, um Thüren und Fenster des Hauses, darin der tote König aufgebahrt gewesen, zu öffnen, die himmlische Sonne hinein scheinen und es durch die Gegenwart des Kindes von neuem weihen zu lassen.

Als ich den lieben Frauen das Kavalierhaus, die Küche und alles übrige „Wirtschaftliche" gezeigt, führte ich sie auch in das Königshaus. Wir blieben jedoch schweigsam und wurden sehr ernst. Ich nahm mir vor, meinen Bruder um Erlaubnis zu bitten, das stummmachende Gebäude niederreißen und ein neues aufführen zu dürfen, denn ich hatte die Absicht, mit meiner jungen Frau sehr viel auf der Seealp zu wohnen, den größten Teil des Jahres wo möglich.

Unser Mittagessen gestaltete sich sehr vergnügt. Ich hatte den Tisch eigenhändig à la Judika mit Alpenrosen bestreut, den ersten großblütigen, dunkelroten, deren Blätter auf der Rückseite wie bronziert sind, und nur ländliche Gerichte bereiten lassen, damit mein Liebchen sich möglichst zu Hause fühlen sollte. Es war mir peinlich, in ihrer Gegenwart auf Gedeck, Geschirr und Silber beständig die

Königskrone sehen zu müssen. Später sollte auch das anders werden.

Daß ich nicht vergesse: der Graf brachte einen köstlichen Trinkspruch auf das „junge Paar" aus. Er sprach mit mühsam unterdrückter Bewegung und wie ein Poet. Das Kind weinte. Ich toastete auf Fräulein Fritz. Das war weniger erbaulich. Das Kind lachte.

Er ist wirklich ein seltsamer Mensch. Ich meine den Grafen.

Wir saßen noch behaglich bei Tisch, als unsre Gäste einzutreffen begannen. Allmählich kam Boot um Boot, und zuletzt wurden ihrer so viele, daß Judika mich am Aermel zupfte und mir zuflüsterte: „Hast du denn auch genug zu essen?"

Auch Fräulein Fritz schaute etwas bedenklich drein, als immer noch neue Kähne sichtbar wurden, und schien zu bedauern, vom Alphof nicht ihre gesamten Eß- und Trinkvorräte herabgeschickt zu haben. Ich beruhigte die Aengstlichen:

„An unserm Verlobungsfeste wird niemand hungern und dürsten und sollte jeder von ihnen solchen gewaltigen Appetit mitbringen, wie neulich wir auf dem Alphofe."

Fräulein Fritz klagte: „Es sind gewiß ein paar hundert. Und die vielen Kinder!"

„Für die sorge ich!" rief frohlockend mein großes Kind.

Ankunft und Empfang der Gäste fanden statt wie folgt.

Am Ländeplatz nahm ich mit Judika feierlich Stellung. Sobald ein Schiff in Sicht kam, wurde von den Insassen geschossen, gejauchzt, mit Händen, Hüten und Tüchern gewinkt und immer wieder geschossen. Das dauerte so lange, bis der Nachen anlangte; und es befanden sich auf dem See zehn und zwanzig Schiffe, deren Fahrgäste jauchzten, winkten und schossen. Die buntseidenen Schürzen und Brusttücher der Frauen leuchteten weithin über die strahlende Seeflut, die Burschen hatten ihre Joppen ausgezogen und zeigten ihre schneeweißen Sonntagshemden. Von den Alten kamen etliche in ehrsamen langen schwarzen und braunen Tuchröcken, die schon der Urahn getragen.

Alle waren in Feststimmung, freuten sich des leuchtenden Pfingstsonntags, freuten sich ihres Lebens und des Brautpaars, bei dem sie schmausen, trinken und sich freuen sollten.

Wir beide standen beisammen und begrüßten die Ausgestiegenen. Alle reichten uns die Hände: zuerst mir, dann Judika. Allen schüttelte ich die Hände, was ich nur schütteln konnte, und allen sagte ich: „Schön, daß ihr gekommen seid! Und das hier ist meine liebe Braut."

Die meisten duzten uns, und fast alle sagten zu mir: „Du hast dir aber eine Saubere ausgesucht! Glaub's eh, daß die dir gefällt."

„Freilich gefällt sie mir!"

„Uns freut's von Herzen."

Etliche meinten etwas bedenklich: „Sei nur immer fein brav zu ihr." Und die Höflichsten fügten hinzu: „Nimm's nicht für ungut. Aber wir reden schon so, wie mir's meinen."

Nein, ach nein! Ich nahm keinem seine Meinung übel.

Und immer wieder neue Schiffe! Immer wieder Schießen, Jubeln, Winken! Immer wieder Händeschütteln, Vorstellen und Braut und Bräutigam rühmen hören; denn bisweilen bekam auch ich meinen bescheidenen Anteil von dem allgemeinen Entzücken, das mein Kind bei diesen schlichten guten Leutchen erregte. Dann lagerte man sich auf der Alpenwiese, und es gab Kaffee mit Kuchen für Frauen und Kinder, Bier und Würste für die Männer. Aber auch die Männer tranken Kaffee und die Frauen und Kinder Bier. Der Kaffee wurde in gewaltigen Kesseln gebraut, gleich mit Milch und Zucker, und in nicht minder gewaltigen Kesseln wurden die Würste gesotten.

Nachdem der erste Hunger und der erste Durst gestillt waren — eine lange Reihe von Bierfässern ward ununterbrochen angezapft —, ging es an das Spielen. Es spielten Männer und Frauen, Greise und Kinder. Natürlich war auch Musik da: Fiedeln und Flöten. Sogar ein Trompeter war gekommen, und viele hatten ihre Zither mitgebracht. Die Spiele hatten Tonei und Stigei „arrangiert", und sie waren auch die maîtres de plaisir. Am Seeufer stand ein Maibaum aufgepflanzt, die höchste Tanne, die der Bergwald zu unserm Fest hatte hergeben können. Der abgeschälte und geglättete Stamm war durch Einreiben mit Oel noch glatter gemacht. Droben an der grün belassenen, in Goldflitter prangenden, mit bunten Seidenbändern geschmückten Spitze war der gleichfalls bebänderte und bekränzte Reifen einer großen Tonne befestigt, und daran hingen die Preise: Schinken, Würste, Seidentücher, Tabaksbeutel (gefüllt), Hosenträger, Gürtel und andre Herrlichkeiten mehr.

Nun wurde geklettert, ausgelacht und verhöhnt. Denn viele strebten an dem glatten Stamm empor, und die meisten glitten wieder herab. Wer sich jedoch einen Preis herunterholte, den belohnten Tusch und allgemeiner Jubel. Dann kam „Sacklaufen" mit Preisen, „Topfschlagen" mit Preisen, „Faßlbinden" mit Preisen, „Rangeln" mit Preisen und noch andres mehr, wobei es Schande und Hohnlachen oder Ruhm und Ehre zu holen gab, letzteres stets mit Preisen vereinigt.

Das waren die Spiele für Männer, Burschen und die größten Knaben. Für die Frauen, Dirnen und die Kleinen gab es Lotterien, Würfelbuden, Vogelabwerfen und Rätselspiele.

Und alles jauchzte, lachte, drängte durcheinander, freute sich, war seelenvergnügt. Die heilige Pfingstsonne schien, Fiedel und Zither erklangen, ein Faß nach dem andern ward ausgetrunken. Einem Gast nach dem andern mußte ich immer wieder die Hand schütteln und Rede stehen. Meine Hand schmerzte zuletzt, als hätte ich seit dem frühsten Morgen Steine gehauen. Aber schön war es doch.

Bei solch anstrengender Thätigkeit fand ich noch Zeit, mich über meinen feinen Herrn Grafen zu wundern, der sich gebärdete, als wäre er in „Gamsledernen" mit dem Adlerflaum am Hut auf die Welt gekommen. Er erkletterte den Maibaum, lief im Sacke, schlug nach dem mit Wasser gefüllten Topf, der an einem Stricke hängend über dem Haupte des Spielers geschwungen ward; er lief und sprang, er rang und warf die Geschicktesten und Stärksten, die Ueberwundenen weniger mit den verschenkten Preisen, als mit seinem hellen Lachen und herzhaften Händedruck versöhnend. Er war überall. Ich merkte es wohl: die schönsten Dirnen schauten ihm heimlich nach.

Fräulein Fritz überwachte die Bewirtung, die nach beendigtem Spiele eigentlich erst begann; denn nun kamen die Braten an die Reihe, die Schinken, die gekochten Pökelzungen, das geschmorte geräucherte Schweinefleisch. Alle aßen, so viel sie nur konnten, und — o Wunder! — alle wurden satt!

Und meine kleine Judika? Was that sie während der ganzen Zeit? Wo war sie? Immer unter den Kindern. Mitten darunter!

Sie sorgte für sie, als sei ihr jedes einzelne auf die Seele gebunden. Wie Kletten hingen die Kleinen ihr an. In ihrem weißen Kleide und dem Schmucke der Pfingstrosen glich sie einer Feenkönigin, die zu den Kindern gekommen war. Alle ihre Spiele spielte sie mit; sie haschte, tollte, jauchzte mit ihnen in heller Lust. Ich war über den Kindern vergessen. Pfui, das ist gelogen! Kaum kam ich in ihre Nähe, so schaute sie auf, so grüßten mich ihre Augen, lachte sie mich an. Aber von den Kindern wich sie nicht. Beim Vogelabwerfen gab es einen kleinen König und eine kleine Königin. Das winzige Herrscherpaar bekam von Judika Krönlein aus Almenrausch aufgesetzt und wurde von ihr mit rankendem Bergmoos drapiert. Dann ordnete sie den Zug. Die Musik mußte an die Spitze treten, Fiedeln und Flöten ertönten, und die Majestäten hielten auf der Alpenwiese feierlichen Umzug. Zwischen beiden schritt Judika einher, das Pärlein schließlich zu mir führend. Da ließ der Kollege meines königlichen Herrn Bruders ganz kecklich „den lieben Herrn Prinzen und seine liebe, wunderschöne Prinzessin" leben. Alle Kleinen schrieen Vivat und Hurra; die Großen schrieen Vivat und Hurra, die Musikanten bliesen Tusch und noch einmal und zum drittenmal Tusch. Es ging sehr lustig zu, und alle waren seelenvergnügt.

Aber die Feier war noch nicht aus, — ach, noch lange nicht! Der Himmel hatte uns zum Feste Mondschein beschert, und nachdem die Tafel — der blumengesprenkelte grüne Rasen bildete das Tischtuch — aufgehoben worden, begann der Ball. Ich mußte ihn eröffnen; aber nicht etwa mit Judika. Die älteste Greisin wurde mir zugeführt, und Judika erhielt als Tänzer den ältesten Greis. Alles vollzog sich mit starrer Feierlichkeit nach den Regeln einer Etikette, von der ein Titl. Oberhofmarschallamt hätte lernen können. Nach dem ersten Tanz noch viele andre Tänze. Und wenn ich dachte: „Jetzt endlich kannst du dir Judika holen!" so wurde mir von einem der beiden Zeremonienmeister Tonei und Stigei schon wieder eine neue Tänzerin zugeführt: zunächst alle alten, zuletzt alle jungen. Tanzen mußte ich mit einer jeden und war es auch nur einigemal rundum. Dann legte Tonei oder Stigei seine Hand auf meine Schulter, und die neue Tänzerin stand schon bereit.

Judika erging es genau ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Tänzer das Ablösen selbst besorgten.

Wir konnten zu einander nicht kommen. Der Tänzer waren zu viel. Auch Fräulein Fritz mußte tanzen! Die Gute drehte sich mit einem Ernst, einer Würde, wie ich sie noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Aber Ernst und Würde gehören zum Bauerntanz.

Gebhardt dagegen tanzte nur mit den Jungen und Jüngsten. Die schwerfälligste Dirne wurde von ihm geschwungen, als ob sie eine Sylphe sei. Leider war das Parkett unsers Ballsaals der Rasen; selbst für Gebhardt hatte daher das Schwingen seinen Uebelstand. Immerhin brachte er es fertig.

Aber solange die Welt steht, hat ein Brautpaar keinen solchen Festsaal gehabt. Ueber dem noch von seinem Winterschnee umhüllten Gipfel des Weißen Kaisers war der volle Mond aufgegangen. Je höher er stieg, um so strahlender erschienen die grauen Wände in seinem Schein, um so breiter und goldiger wurde die Lichtbahn auf dem Seespiegel, um so glanzvoller, verklärter, unirdischer die Nacht. Die wilde Felsenwelt verwandelte sich in geheimnisvoller Vollmondnacht in einen Kuppelsaal mit silbernen Wänden. Der Sternenhimmel bildete die Decke, in deren Mitte ein gewaltiger Diamant eingelassen war.

Da machte sich Judika von ihrem Tänzer los, eilte zu mir und rief: „Jetzt will ich mit meinem Bräutigam tanzen!"

Das geschah, und kein andres Paar tanzte zugleich mit uns, so daß wir durch den Mondglanz wie zwei einsame, selige Geister dahinglitten.

VIII

Aus dem königlichen Schloß. Nach Pfingsten

Es half mir nichts, ich mußte doch selbst kommen. In tiefer Nacht langte ich gestern an. Ich wollte meines Bruders getreuen Unterthanen keine Gelegenheit geben, mir zu zeigen, daß sie mir jetzt nicht mehr zujubeln. Aus diesem Grunde werde ich nach Möglichkeit alle Ausfahrten vermeiden und mich nicht genieren, den Wagen vollkommen schließen zu lassen. Selbstverständlich bleibe ich keine Stunde länger, als ich notwendigerweise bleiben muß; denn zwischen weiß und schwarz ist der Unterschied weniger groß als zwischen Alpenluft und Hofatmosphäre.

Aber kommen mußte ich; denn ich mußte dem König danken. Ich kann gelegentlich unbrüderlich fühlen; aber ich darf niemals unhöflich sein. Uebrigens bezeigten sich Seine Majestät in meiner großen Angelegenheit wirklich ungemein gnädig.

Ich gab Befehl, das Buch, darin Hofchargen und Lakaiengemüter unterthänigst ihren Namen für mich einschreiben, überhaupt nicht aufzulegen. Nach dem devoten Entsetzen meines Kammerdieners zu urteilen, begehe ich ein Verbrechen wider meine königliche Würde. Ich darf mir jedoch eine derartige Extravaganz gestatten — ward doch mein Name in einem ganz andern Buche ausgelöscht. Es heißt Weltgeschichte.

*

Hier ist mein heutiger Tagesplan:

Um elf Audienz bei Seiner Majestät dem König; um zwölf Empfang bei Ihrer Majestät der Königin; um zwölf ein halb Dejenner bei Ihrer Majestät der Königin-Mutter. Nachmittags muß ich noch einmal Seine Excellenz den Herrn Staatsminister in Privatgeschäften bei mir sehen; danach sollte ich die halbe Hofwelt empfangen, empfange jedoch nicht eine Seele. Statt dessen werde ich schreiben. Alsdann afternoon-tea bei der jungen Königin; alsdann Ausfahrt; alsdann Familiendiner zu Ehren des verlorenen Sohnes (der indessen noch gar nicht wieder nach Hause kam); alsdann das Schauspiel, das ich mir wohl schenken werde, trotzdem darin unsre erste Liebhaberin auftritt.

Den Grafen habe ich nach Möglichkeit seiner Dienste bei mir enthoben. Er mag seine Schwester besuchen und dieser stolzen Dame die Prinzenbraut schildern. Ich weiß meine kleine Judika gut bei ihm aufgehoben.

Meine kleine Judika!

*

Man fließt hier über von Huld und Güte für mich. Und das alles eines einzigen Federstrichs wegen! Da verlohnt es sich der Mühe, schreiben gelernt zu haben.

Der König empfing mich so sehr als Bruder, daß mein Haupt durch die feurigen Kohlen, die er darauf sammelte, eigentlich in Flammen lodern müßte. Seine Majestät umarmten und küßten mich zärtlich. Ich mußte bei Allerhöchstdemselben niedersitzen und erzählen: von Judika, von unsrer Liebe, unserm Glück. Fast gierig hörte mein Bruder zu. Ich hab's ja gewußt! Der König beneidet mich um Judikas süße Lippen, wie ein Verschmachtender in der Wüste, der eines an der Quelle Sitzenden gedenkt.

Dann sprach er von unsrer Zukunft, mit Sonnenschein sie malend, mit Vogellied und Lenzeslust sie erfüllend, mit Frieden und einem Hauch von oben herab. Es fehlte nur noch, daß er uns Hirtenkleider anzog und Herdenglocken ertönen ließ, um das Schäferidyll vollständig zu machen. Plötzlich stand er auf und sagte lebhaft erregt:

„Ich verstehe, daß ihr in der Einsamkeit leben wollt, verstehe es nur zu gut. Du magst auf der Seealp bauen und schaffen, wie es dir gut dünkt. Da jedoch selbst du Glücklicher dich nicht Jahr für Jahr in Schnee begraben lassen kannst, so mußt du durchaus noch einen andern Wohnsitz nehmen. Was meinst du zur Solitüde? Wie der Name besagt, flutet dort durchaus nicht der Strom der Welt. Das Schloß ist bequem, wohnlich, gut heizbar; man könnte es mit kleiner Mühe noch bequemer und wohnlicher machen, und du sargst dich doch nicht in einen Alpenwinkel ein. Du würdest leicht zu mir gelangen, und ich käme, solltest du das nicht wollen, leicht zu dir, falle ich deiner Hausfrau nicht lästig. Der Anblick deines Glücks wird mir wohl thun, als ob ich . . ."

Er verstummte, seufzte tief auf, versank in Gedanken. Da konnte ich ihn denn genau betrachten. Der König sieht schlecht aus, abgespannt, müde. Todmüde sieht er aus, schon jetzt.

Aus seinem Brüten auffahrend, rief er:

„Nicht wahr, du thust mir den Gefallen und lässest die Solitüde für dich einrichten? Der Aufenthalt dort bringt ja keinerlei Konsequenzen, weder für deine Frau noch für dich selbst, und — ich bitte dich darum."

Was blieb mir andres übrig, als zu erwidern: ich danke ihm für seine Güte und ich werde die Solitüde, in deren goldenen Gemächern Ahnen meines Hauses ihre schönen Freundinnen einzusperren pflegten, für uns einrichten lassen — da es in der That ohne jede Konsequenzen sein werde und wir dort genau so zurückgezogen leben könnten wie auf der Seealp.

Der König schien sich sehr zu freuen und meinte voll höchster Huld: „Was das Theater anbetrifft, so will ich dir eine möglichst diskrete Loge anweisen lassen. Deine Frau darf sich freilich nichts daraus machen, viel angestarrt zu werden."

Diese neue Gnade schlug ich gerührten Herzens aus.

Wir plauderten darauf noch von allerlei. Kein Wort sprach der König von sich selbst. Auch kein Wort über Politik! Der Königin erwähnte er flüchtig mit der vielsagenden Bemerkung: sie habe sich „bei uns noch immer nicht eingelebt". Und kein Wort sprachen Seine Majestät von jenen wenigen Federzügen unter der bewußten geheimen Staatsakte . . .

Schlag zwölf führte mich der König persönlich zu seiner Gemahlin. Indem wir uns den Gemächern der Königin näherten, verwandelte sich meines Bruders ganzes Wesen mit jedem Schritte mehr; und als man uns bei Ihrer Majestät anmeldete, schritt an meiner Seite eine königliche Repräsentationsfigur mit starren Zügen, leerem Blick. Die Veränderung, die mit ihm vorging, hatte etwas Gespenstisches.

In der That, die Königin hat sich bei uns noch immer nicht recht eingelebt, so große Mühe sie sich auch giebt, eingelebt zu scheinen — viel zu große Mühe! Sie nahm ein heiteres Benehmen an, das zu ihrem Wesen so wenig paßt, als wenn



Im neuen Nationalm

Nach einer Zeichnung von M. E.



useum zu München

xrascudts (Text S. 268)

sie, die Weiblichste der Weiblichen, Männerkleider trüge. Sie „fröhlich" zu sehen, macht unendlich traurig, und nie in meinem Leben hörte ich etwas so Melancholisches als ihr Lachen, zu dem sie in Gegenwart des Königs sich zwang. Zum Glück verabschiedete sich dieser sehr bald, mich zurücklassend. Jetzt lachte sie wenigstens nicht mehr.

Ich merkte meiner Schwägerin an, wie gerne sie von Judika gesprochen hätte. Sie unterließ es jedoch, weil sie nicht wußte, ob es dem König recht sein würde. Dank einer pompösen Oberhofmeisterin und ihres ehelichen Unglücks erschien sie mir überhaupt wie ein gefangenes Vögelchen, so eingeschüchtert und angstvoll. Gewiß wagt sie nicht, einen eignen Gedanken zu haben, und Empfindungen kommen vollends nicht in Betracht. Da sie so freundlich und so traurig war, begann ich — ganz gegen alle Etikette — von uns zu reden. Sogar vom Alphof, von Fräulein Fritz und unserm Brautfest auf der Seealp berichtete ich. Sie hörte zu, als ob ich Märchen erzählte. Ihre Augen, die das Weinen kennen, fragten unausgesetzt: ‚Ist das wirklich wahr? Giebt es das auf der Welt? Kann der Mensch so glücklich sein? Können zwei sich so lieb haben? Jeder den andern?' Am besten gefiel ihr das Bild: Judika unter den Kindern. Ihr Blick sagte: ‚Hätte ich dabei sein können!'

Da erschien eine ihrer Hofdamen, und das schöne Märchen war aus. Ihre Majestät erhoben sich, gaben mir die Hand, hauchten: „Bitte, grüße . . ."

Weiter kam sie nicht. Nach einer verlegenen Pause schaltete sie ein: „Aber ich sehe dich ja noch. Wie zerstreut ich bin."

Ich weiß, sie hätte gerne gesagt: ‚Gar zu gern möchte ich deine Braut kennen lernen.' Aber da es unmöglich war, daß Ihre Majestät jemals Judika kennen lernt, so stockte sie sogar bei dem Gruß an sie.

Ich entfernte mich, und etwas von der Traurigkeit, die die arme junge Königin als Lebensluft umgiebt, folgte mir.

*

Dejeuner bei der Königin-Mutter mit nur vier Couverts: Mutter und Sohn, die Frau Oberhofmeisterin, eine Hofdame, die jedoch nicht Gebhardts Schwester war. Man sprach, was man bei uns eben spricht. Einmal ward ich gefragt:

„Findest du den König nicht sehr gut aussehend?"

„Ausgezeichnet."

„Es geht ihm wundervoll."

„So scheint es."

Ein andermal: „Mit deinem Aussehen bin ich gar nicht zufrieden."

„Ich fühle mich brillant."

„Du solltest dich mehr schonen."

„Noch mehr?"

„Ich werde dir den Geheimrat schicken."

„Sehr gnädig."

„Treibst du viele Studien?"

„Ich lese bisweilen etwas."

„Ueberanstrenge dich nur nicht."

„Ich hoffe, es wird dazu nicht kommen."

„Das beruhigt mich sehr."

„Aber du brauchst dich meinetwegen nicht zu beunruhigen."

Ignoriert wurde von der Königin meine Braut, mein ganzes so vollkommen verändertes Leben, ignoriert wurde überhaupt alles, was zu ignorieren eigentlich unmöglich war.

Viel zu denken gab mir, daß die Mutter mit keinem Wort ihrer Schwiegertochter erwähnte. Ich konnte es daher nicht unterlassen, das Gespräch auf die arme junge Königin zu bringen. Meine Mutter ließ mich reden und — sprach sogleich von etwas anderm.

Nicht gerade taktvoll und zugleich etwas ungeschickt war es von mir, daß ich in meiner erregten Stimmung mich hinreißen ließ, in Gegenwart der Damen bei irgend einer Gelegenheit der Gräfin Thyra zu erwähnen. Ich versuchte, möglichst harmlos zu sein, benahm mich jedoch, wie ich selbst fühlte, ziemlich linkisch.

„Hat sich der Gräfin noch immer keine geeignete Partie geboten?"

„Eine Partie?"

„Nun ja."

„Ich wüßte nicht, daß die Gräfin an eine solche denkt."

„Fändest du es für eine junge Dame unpassend?"

„Ich bin nur erstaunt, von dir darüber zu hören."

Jetzt hätte ich klüglich schweigen sollen, war aber gereizt und sprach daher weiter: „Es ist gewiß ein großes Glück, in deiner Nähe leben zu dürfen, indessen —"

„Nun?"

„Indessen scheint mir die Gräfin bei Hofe denn doch andern Zielen zuzustreben."

„Höheren Zielen?"

„Wie man's nimmt."

„Uebrigens wollen wir das doch die Sache der Gräfin sein lassen."

Ich war im Beisein der Hofdamen abgefertigt, und mir war recht geschehen. Was kümmern mich auch die mehr oder minder ehrgeizigen Pläne dieses schönen Mädchens, das so ganz und gar nicht seines Bruders Schwester ist und zu dem mich trotzdem ein unerklärliches Etwas zieht: selbst jetzt noch!

Natürlich wird man der Gräfin jedes Wort dieses Gesprächs in veränderter Gestalt mitteilen. Sie wird mich noch mehr verachten, denn die ganze Unterhaltung war von meiner Seite sehr wenig gentlemanlike. Das ärgert mich an der Sache am meisten. Und daß ich selbst jetzt noch daran denken muß.

*

Soeben verließen mich Seine Excellenz der Herr Staatsminister. Nochmals ward alles in Betracht gezogen und bestimmt. Man ließ nichts außer acht; besonders nichts, was Form, Etikette und Zeremoniell betraf. Hier einige Proben:

Bekommen wir Kinder — sie führen selbstverständlich den Namen ihrer Mutter — so besitzen diese nicht die mindesten Ansprüche auf Privilegien irgend welcher Art. Sollte meine Frau eigne Dienerschaft halten, so darf diese nicht die königliche Livree tragen. Sie darf ohne mich in keiner Hofequipage ausfahren. Für den Fall meines Ablebens bezieht meine Witwe ein ansehnliches Jahrgehalt, hat jedoch die Wohnung, die sie gerade mit mir teilt — es müßte denn sein, daß es Privatbesitz wäre — binnen einer Woche nach meinem Tode zu verlassen. Sie darf nur ihr und ihrer Kinder Privateigentum mit sich nehmen.

In solcher Tonart geht es weiter. Ich bin abgespannt, nervös, fühle mich angeekelt.

*

Der Geheimrat ließ sich bei mir melden. Er kam auf Befehl der Königin-Mutter. Ich ließ unsern spiritus familiaris abweisen. Der fehlte mir gerade — der!

Schrieb ich auf, daß meine Mutter mich nicht eine Minute allein sah? Nicht eine Minute!

*

Ich ärgerte mich, daß ich beim Dejeuner heute meiner Mutter nicht sagte: ich fände den König miserabel aussehend, fände ihn schon jetzt todmüde, geradezu geisterhaft. Und weiter hätte ich erklären sollen: ich fände die Königin des tiefsten Erbarmens wert und zugleich anbetungswürdig. Und weiter: ich fände meine Braut einer himmlischen Erscheinung gleich, viel zu gut für diese Welt — für die Welt des Hofes wenigstens.

Unausgesetzt hätte ich zu meiner erhabenen Mutter von dem kranken König, der traurigen Königin, meinem reizenden Liebchen und meinem Glück sprechen sollen.

Das wäre etwas gewesen! Statt dessen schwatzte ich allerlei Thörichtes von der wunderschönen Gräfin. Wütend ärgere ich mich über meine Feigheit. Aber meine Mutter hat eine Art . . .

*

Ich ließ mich bei der Königin, bei der ich mit dem Grafen den Thee nehmen sollte, entschuldigen und fuhr hinaus zur Solitüde. Ohne Kavalier fuhr ich hinaus, was durchaus unzulässig war, was ich mir aber gestattete. Uebrigens besitze ich längst Narrenfreiheit.

Man fährt kaum eine Stunde von der königlichen Residenz nach dem Lustschloß. Dieses ist ganz das, was es sein soll: ein kleines, köstliches Asyl geheimer Vergnügungen im Stile des großen Sonnenkönigs. Sollte ich das Haus mit Judika wirklich bewohnen, müßte es durchaus neu eingerichtet werden, so vollkommen neu, daß jede Spur seiner ursprünglichen Bestimmung daraus vertilgt wird. Es dürfte nur lieblich und liebenswürdig sein, ohne einen Geruch jener schwülen Liebeslust, die jetzt seine schwere Goldpracht durchglüht, dem Faltenwurf seiner Sammet- und Seidenstoffe entströmt.

Trotz der Metamorphose, die mit dem Inneren des Hauses vorgehen müßte, würde ich mich nicht entschließen können, mit meinem Kinde dorthin zu kommen, wären die Gärten und der Park nicht wundervoll. Sie entstammen einer späteren Zeit und bilden eine Sehenswürdigkeit. Der Park gleicht einem Hochwald, enthält weite Wiesenflächen, Teiche und Seen; die Gärten zieren Fontänen und zahllose andre Wasserwerke. Ein Marmorvolk von Statuen ist in dem dichten Grün der Haine und Bosketts, auf den Rasengründen der Ufer und zwischen all den Brunnenbecken und Kaskaden aufgestellt, sehr barock, aber sehr pittoresk. Judika wird über manche olympische Gottheit laut auflachen. Auf den Teichen schwimmen Schwäne und blühen Wasserrosen. Die werden mein Kind freuen! Und freuen wird es sich über die Unmenge von Blumen. Große Strecken sind nur Blütenfelder. Es giebt künstliche Labyrinthe aus hohem Buchs; endlose Rosengänge, dunkle Lauben und kühle Grotten. Und überall Statuen, Statuen! Manche etwas gar zu indezent gekleidete Schönheit trägt ein Gewand aus Rosen und Caprifolium gewirkt. Kurzum, ich freue mich schon jetzt über die Freude, die mein Kind haben wird!

Diesem frohen Gedanken hing ich nach, die Gärten durchschlendernd. Da kam mir in einem der Laubgänge eine Dame entgegen. Die scharfen Strahlen der späten Nachmittagssonne durchdrangen die Blattwände und warfen glühende Lichter auf die langsam Schreitende, auf Kleid, Gesicht und Haupt, bestreuten zu ihren Füßen den dunklen Grund mit einem Gewirr hin und her zuckender Flämmchen.

Ich erkannte Gebhardts Schwester, ging rasch auf sie zu, mußte plötzlich denken: ‚Danke dem König nochmals für seine Güte, lehne aber entschieden ab, mit deiner jungen Frau die Solitüde zu beziehen, sei es auch nur für kurze Zeit.‘

Ich begrüßte die Dame, sagte irgend eine Phrase, die sie damit beantwortete, daß sie erklärte, auf ihrem Spaziergange sich verspätet zu haben und nun schnell zu ihrem Wagen müßte, da sie abends zum Diner befohlen sei.

An ihrer Seite bleibend, meinte ich höflich: „Hoffentlich habe ich den Vorzug, Ihnen heute gegenüber zu sitzen.“

Sie sah mich groß an, erwiderte nichts, schritt nur um so schneller dem Ausgange zu. Da ich sie um jeden Preis reden machen wollte, sagte ich plötzlich in einem ganz andern Tone:

„Ich dachte oft an unser Gespräch in dem Vorzimmer Ihrer Majestät. Der Gedanke daran gab mir die Kraft — denn wie Sie wissen, bin ich durchaus kein Held — mir jetzt mein Lebensglück zu erkämpfen.“

„Ihr Lebensglück?“

Es stieg heiß in mir auf. Sie wiederholte das inhaltreiche Wort in solcher gleichgültigen,

solcher nachlässigen Weise, daß es geradezu beleidigend war. Um so ernsthafter und nachdrücklicher klang meine Stimme, als ich antwortete: „Ich nenne nämlich meine Braut mein Lebensglück."

„Königliche Hoheit gestatten meinen Glückwunsch."

„Von dessen Aufrichtigkeit ich überzeugt bin. Also danke ich Ihnen."

Jetzt sprachen wir beide im typischen Hofton, der bei Hof eben doch der einzig richtige ist. Ich wollte der Gräfin noch ein gutes Wort über ihren Bruder sagen; aber das hätte meinen Ton unwillkürlich um einen Hauch wärmer machen können. Also schwieg ich, geleitete Gebhardts Schwester zu ihrem Wagen, verneigte mich, bestieg mein dicht verschlossenes Coupé und kehrte in die Residenz zurück, um Frack und weiße Krawatte anzulegen.

Es kann kein Zweifel mehr bestehen: sie verachtet mich, meiner Heirat mit einer Unebenbürtigen willen, nur um so mehr; und das ... Was im Namen alles Großen, Guten und Schönen auf Erden kümmert mich die Meinung dieser jungen Dame?!

*

Bei Tafel fragte mich der König über den Tisch herüber: „Du warst in der Solitüde?"

„Ja."

„Also bleibt es bei der Verabredung?"

Mir gegenüber saß wirklich die Gräfin. Bei der letzten Frage des Königs sah ich sie an. Auch sie blickte zufällig auf und zu mir herüber — mit einem sehr eigentümlichen Ausdruck, wie mir schien. Der König mußte seine Frage wiederholen: „Es bleibt bei der Verabredung?"

Ich wollte verneinend antworten. Aber die Gräfin ansehend und ihrem Blick begegnend, sagte ich: „Ich denke, es bleibt dabei. Du bist wirklich sehr gütig."

„Es freut mich, daß du das findest."

Und darauf mit lauter Stimme: „Ich bat meinen Bruder nämlich, mit seiner jungen Frau bisweilen die Solitüde zu bewohnen, und bin ihm dankbar, daß er meine Bitte erfüllt."

An der ganzen Tafel Todesschweigen. Meine Schwägerin wollte mir etwas Freundliches sagen, verstummte jedoch nach dem ersten Wort. Die Gräfin fuhr fort mich anzusehen mit demselben seltsamen Ausdruck in ihren schönen Augen. Darauf sprach meine Mutter mit allzu deutlicher Absicht und starkem Nachdruck von etwas durchaus Nebensächlichem.

Ich muß geträumt haben, daß diese Frau einmal in meinem Leben für mich eine zärtliche Mutter gewesen, da sie nur Majestät sein kann.

*

Ich besuchte dann noch das Schauspiel, von dem ich — es wurde eine Novität gegeben — den letzten Akt sah.

Ich saß in der kleinen Inkognitologe und hatte überdies die rote Seidenwand zwischen mir und dem ausverkauften Haus emporgezogen.

Von dem Stücke weiß ich nichts zu sagen, da es für mich ein Fragment war. Aber das Spiel der Heldin interessierte mich. Die junge Dame — denn sie ist in der That noch sehr jung — hat sich bis zum Pathologischen verinnerlicht. Sie agierte ihre Rolle nicht, sondern sie existierte darin. Sie hatte zu weinen, und ich sah ihre Wangen von Thränen überströmt; sie sollte verzweifeln, und ihr Gesicht wurde in dem Uebermaße ihres Jammers unschön, von Seelenqualen förmlich entstellt; sie mußte sterben, und ihr Todeskampf schien Wirklichkeit zu sein. Noch einmal zum Leben erwacht, sah sie den Geliebten, um dessentwillen sie starb. In dieser letzten Scene erhob sich ihre Kunst zu einer Höhe, daß sie mir nicht mehr wie Kunst, sondern wie eine Art von Autosuggestion vorkam. Und sicher befand sich die junge Tragödin in der Hypnose, denn als das Publikum sie immer wieder und wieder hervorjubelte, erschien sie mit dem Antlitz einer Nachtwandlerin. Kaum, daß sie im stande war, sich zu verneigen. Ich fand die rasende Menge bestialisch und die Schauspielerin bedauernswert. Natürlich liebt sie den König nach wie vor; und jedenfalls der König sie. Aber die Spatzen pfeifen auf den Dächern, daß Seine Majestät fortan nur noch hohe und höchste Pflichten erfüllen. Der Arme! Ich muß ihn immer wieder so nennen.

Nach dem Theater erlebte ich etwas, das ich mir nicht zu deuten vermag. Gott verhüte nur, daß ich darüber nach bekannter Weise zu grübeln anfange. Dergleichen kann ich jetzt weniger als jemals brauchen.

Hier stehe die Sache ohne jeden Kommentar.

Als ich das Schauspielhaus durch den Seiteneingang, der zu der kleinen, versteckten Loge führt, verließ — mit Absicht etwas spät —, harrte draußen eine vielköpfige, schweigsame Menge. Davon betroffen, blieb ich in der Thür stehen, wandte mich um und fragte den Lakaien: „Befindet sich hier auch der Ausgang für die Künstler?"

„Dieser liegt auf der andern Seite."

„Also wollen die Leute den König sehen?"

„Die Majestäten verweilten in der großen Loge (was ich wußte) und sind bereits ins Schloß gefahren."

„Worauf warten sie denn?"

„Um Königliche Hoheit zu sehen."

„Niemand weiß, daß ich das Schauspiel besuchte."

„Es muß doch wohl der Fall sein."

Ich stieg hastig ein, ohne zu grüßen. Sie umdrängten den Wagen in einer Weise, daß der Kutscher kaum fahren konnte.

Was bedeutet das?

Aber ich wollte nicht grübeln.

Morgen reise ich.

Zu Judika!

IX

Eze, Villa Bertola, Winter

Ein volles halbes Jahr schrieb ich kein Wort. Wozu hätte ich schreiben sollen, da ich glücklich bin. Einfach menschlich glücklich! Seit bald zwei Monaten bin ich mit meinem Kinde verheiratet; wir bewohnen an der wonnigen côte d'azur ein weißes Landhaus und sind glücklich, glückselig.

Gebhardt — er begleitet uns als mein Kavalier — machte diesen traumhaften Ort für uns ausfindig, mietete die Villa Bertola, richtete sie für uns ein und — da sind wir!

Wenn ich schrieb, wir befänden uns in Eze, so ist das nicht richtig. Eze ist ein uraltes Felsennest — ich glaube, es ward von den Sarazenen gegründet —, hängt an gelblich grauen, rötlich braunen, senkrecht abfallenden kahlen, himmelhohen Wänden, dermaßen eins mit diesen, daß selbst derjenige, der von dem Orte etwas weiß, ihn immer wieder für Klippen ansieht. Unter dieser seltsamen Menschenansiedlung, tief darunter, in einer sanften Bucht liegt ein vom Meer bespültes Gartengefilde, das ein zweites Hesperien ist: Orangenhaine mit Caruben, Palmen und Bananen dazwischen. Rosige Geranien und feuerrote Salvien, tiefvioletter Heliotrop und blaßblauer Jasmin bilden Hecken, ziehen sich die Mauern und Felswände empor, umranken die Stämme und durchschlingen die Wipfel. Und wo sonst noch ein Fuß breit Raumes ist, wuchern Rosen, Reseden, Nelken, Veilchen, Narzissen. Himmel und Meer erstrahlen in Azurbläue, Frühlingslüfte wehen, und die goldene Sonne der Provence leuchtet uns.

Unsre Villa ist an diesem glückseligen Gestade das einzige Haus. Sie liegt oberhalb der Landstraße, die nach Nizza führt, von dieser weit genug entfernt, um ihrem Getriebe und Staub entrückt zu sein. Auf der einen Seite sind La Turbie und Monte Carlo unsre Nachbarorte; auf der andern Beaulieu und St. Jean.

Während meine kleine Judika hier Erde und Himmel anstaunt, wie ein Elflein durch die Blütenbüsche schlüpft und in ihren weißen Gewändern der lichte Genius dieser lieblichen Stätte ist, versuche ich mehr und mehr aus meinem alten Selbst herauszukommen, Hülle auf Hülle abzuwerfen und nichts andres als glücklich zu sein, so recht gedankenlos, wo möglich ganz stumpfsinnig glücklich.

Da wir heute einen grauen Tag haben — es giebt hier wahrhaftig auch solche Tage — und Judika mit Gebhardt ausgegangen ist, wozu ich des Wetters wegen keine Lust hatte, so holte ich wieder einmal dieses Buch hervor, um nach langer Zeit einige weiße Seiten unnötigerweise mit Schriftzügen zu füllen. Als ob ich meiner Frau nicht selbst sagen könnte — was ihr sagen? Als ob meine Frau nicht ein süßes Kind wäre, das lachen und lächeln, Blumen pflücken, selber ein Blumenleben führen soll im Sonnenschein, unter einem leuchtenden Himmel.

Ich glaube, ich schrieb kein Wort davon auf, wie wir Hochzeit hielten? Anders, als wir geplant hatten; also nicht auf dem Alphof. Ich hatte ganz vergessen, daß ich immerhin ein königlicher Prinz bin und trotz aller Freiheiten, die ich eigenmächtig mir nehme, trotz aller Extravaganzen ein solcher auch bleibe. Der König wünschte eine andre und standesmäßige Feier, und ich mußte gehorchen. Uebrigens war sein Wunsch kein Befehl, sondern eine Bitte. Um so mehr mußte ich sie erfüllen. Wir hielten daher eine ganz „stille Hochzeit", wie man es im bürgerlichen Leben nennt. Ich begab mich im tiefsten Inkognito nach Schloß O.... Im tiefsten Inkognito kamen dorthin Seine Excellenz der Herr Staatsminister mit einer andern hohen Hofcharge; und gleichfalls im tiefsten Inkognito traf am Tage der Vermählung Judika mit ihrer Tante ein. Seit dem frühesten Morgen regnete es in Strömen, und im Park zeigte sich das erste herbstliche Laub. Seine Excellenz der Herr Staatsminister vollzogen im „weißen Saale" höchst würdevoll die Ziviltrauung; mein Graf und die hohe Hofcharge machten höchst würdevoll die Zeugen (mein Graf mit tragischem Ernst); das gute Fräulein Fritz (in starrer, grauer Seide als Dame gekleidet und „wie eine Gräfin" aussehend) bedurfte aller ihrer Kraft, um nicht eine Leichenbittermiene aufzusetzen; mein Kind, in einem einfachen weißseidenen Gewande, einem Hute mit mattrosa Krokus garniert, lächelte mich an.

Nachdem wir unterschrieben hatten, empfingen wir die Glückwünsche Seiner Excellenz des Herrn Staatsministers, der hohen Hofcharge, meines Grafen (dieser beständig mit seiner tragischen Miene) und des guten Fräulein Fritz. Seine Excellenz der Herr Staatsminister nannten meine kleine Judika feierlichst „gnädigste Frau Gräfin"; die „gnädige Frau Gräfin" machte ein zu Tod erschrockenes Gesichtchen, sah zu mir herüber, lächelte. Alsdann überreichte die hohe Hofcharge meiner Frau mit zermalmender Großartigkeit die Geschenke Ihrer Majestäten: vom König einen königlichen Brillantschmuck, von der Königin ein herrliches Perlencollier; von meiner Mutter ein kleines goldenes Kruzifix.

Inzwischen regnete es noch immer wie beim Weltuntergang. Es ward so dunkel, daß Kerzen angezündet werden mußten.

Alsdann wurde meine Gattin fortgeführt, ihre neue Kammerfrau küßte ihr die Hand, nahm ihr den hübschen, rosigen Blütenhut ab, und das gute Fräulein Fritz krönte das liebliche Haupt mit Myrtenkranz und Schleier.

Es dauerte lange. Gewiß zitterten die Hände, die mein Kind ankleideten, zu heftig.

„Als Opfer, als Opfer!" schrie es in mir, während ich wartete und mit Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister und der hohen Hofcharge Konversation machte, — über das Wetter!

Endlich erschien Judika, nicht mehr lächelnd, sondern von dem blassen Flor des Brautschleiers

wie von einem schimmernden Mysterium umhüllt; alsdann schritten wir im Zuge in die Schloßkapelle, die einem weißen Blütenhain glich. Wir knieten vor dem Altar nieder, und unsre vereinigten Hände empfingen den Segen.

Ich kann mich wirklich nicht mehr auf die Worte des Priesters besinnen. Ich kniete neben Judika, und während ich kniete, fiel mir ein, daß ich, als ich vorhin den Vermählungsakt unterzeichnete, an eine andre Unterschrift hatte denken müssen.

Der geistliche Herr sprach feierliche Worte, Judika an meiner Seite schluchzte leise, der Regen schlug gegen die Fenster, und der Herbststurm drang herein, daß die Kerzen hin und her flackerten und die Kälte mich schüttelte wie Fieberschauer.

Nach dem Anhören einer stillen Messe folgte ein pompöses Hochzeitsdejeuner, bei dem Seine Excellenz der Herr Staatsminister und die hohe Hofcharge viel sprachen; beide Herren hielten sogar Reden: Seine Excellenz der Herr Staatsminister auf das Brautpaar, und die hohe Hofcharge auf das in silbergraue Seide gehüllte Fräulein Fritz. Den ersten Toast brachte übrigens meine Wenigkeit aus; auf das Wohl Seiner Majestät des Königs von — Dänemark, wie ich fast gesagt hätte.

Nach diesem angenehmen Hochzeitsmahl verabschiedeten sich Seine Excellenz der Herr Staatsminister; und es verabschiedete sich die hohe Hofcharge. Auch das gute Fräulein Fritz sagte uns Lebewohl. Gebhardt begleitete sie nach Hause, bis zu ihrem hohen, herrlichen Alphof hinauf. Wir beide blieben zurück. Der Regen rauschte, der Sturm heulte, das erste welke Laub sank herab. Wir standen am Fenster, lauschten auf Regen und Wind, schauten zu, wie das welke Laub lautlos, lautlos herabsank.

*

Aber jetzt strahlt uns die Sonne des Südens; Himmel und Erde leuchten. Es leuchtet das Meer. Ein Blühen ohne Ende, eine Schönheit ohne Ende umschmeicheln uns; da müßte es doch auch ein Glück ohne Ende geben, wie es sicher Liebe ohne Ende giebt.

Wenn mein Kind — ich bleibe auch jetzt bei diesem Namen — mit mir durch die Frühlingspracht wandelt, versuchen wir uns vorzustellen, daß die Seealp eingeschneit ist, eingeschneit der Alphof. Die Briefe, die von diesen beiden geliebten Orten einlaufen, sind wahre Wintertragödien; obgleich Fräulein Fritz sehr fröhlich und Tonei äußerst „g'spaßig" von ihrer eisigen Einmauerung berichten. Für Tonei gab es lange Zeit keine Möglichkeit, durch die Schneemassen des rechten Ufers einen Pfad zu bahnen, und über den See konnte er auch nicht, da er zwar zugefroren war, aber das Eis nicht trug. Kürzlich wußte er nicht mehr, wo die Quelle lag. Der Sturm hatte die hohen, wegweisenden Stangen umgerissen und starker Schneefall sie zugeschüttet. Von den Häusern sind nur die Dächer sichtbar. Dabei Tag für Tag Sonnenschein und ein Himmel wie eine dunkelblaue Glasglocke.

Es muß von der Schönheit eines Märchens sein. Trotz all der Schrecken, mit denen der Winter dort die Menschen bedroht, wollen wir einen großen Teil des Jahres auf der Alp zubringen, sobald das neue Haus fertig steht. Das alte wurde schon im Herbst niedergerissen. Ich selbst machte die Pläne des „neuen Königshauses", das jedoch nur eine Prinzenhütte sein wird. Die von meiner schwärmenden Phantasie in jenem erhabenen Alpenwinkel aufgetürmte Gralsburg bleibt, wie so manches andre, ein Luftschloß. Immerhin soll auch die Hütte einem erfüllten Poetentraum gleich werden.

Während auf der Seealp die Welt in Schnee versinkt, wird für uns das Innere der Solitüde umgestaltet; denn wir müssen sie bewohnen, bis wir den Neubau beziehen können. Ich freue mich gewiß nicht darauf; aber es graust mir nicht davor wie meinem Kinde — was dieses freilich nicht eingesteht, da es mir Kummer machen könnte.

Müssen wir notgedrungen einmal von diesem Aufenthalt reden und wird Judika trotz aller Mühe, heiter zu bleiben, nachdenklich, so hole ich einen der Toneischen Schreibebriefe, lese dieses Dokument vor, darin auch meine Gräfin „Du, königliche Hoheit" angeredet wird, und entlocke ihren süßen Augen Lachthränen. So muß uns Tonei bisweilen aus einer schwermütigen Stimmung helfen. Judika wollte ihm zu Weihnachten eine gewaltige Kiste Orangen schicken, freute sich kindisch darauf und war sehr enttäuscht, als ich meinte, eine möglichst umfangreiche Sendung Tabak würde ihm lieber sein. Aber der Alphof erhielt Apfelsinen, in Laub und Blumen verpackt.

Um die Weihnachtszeit ward mein Kind melancholisch; und da Kinder um diese Zeit glückselig sein sollten, so that es mir in seiner Wehmut leid. Am Christabend war es mit allen seinen Gedanken von der wonnigen côte d'azur weit entfernt auf dem hohen, winterlichen Alphof, davon uns gar anmutig erzählend:

„Letztes Jahr buk ich das Klätzenbrot, nahm viel zu viel Rosinen, Feigen und Klätzen und bekam deswegen gezankt. Warum nahm ich wohl von allem viel zu viel? Weil ich sündhaft verliebt war und weil wir den prächtigsten Weihnachtskuchen meinem Prinzen in sein Schloß schicken wollten: wunderschön mit Rauschgold und bunten Seidenbändern verziert.

„Dieses Jahr muß die Bäuerin das Weihnachtsbrot selbst backen. Eine der Dirnen läßt sie's nicht thun. Sie könnte auch sündhaft verliebt sein und viel zu viel Rosinen, Feigen und Klätzen nehmen.

„Das Schwein ward auch schon geschlachtet, und die Leute halten strenge Fasten; nicht allein des lieben Jesuskindes und der ganzen Heiligkeit willen, sondern auch von wegen des Weihnachtsbratens.

„Das ganze Haus ist gescheuert, die Fenster blinken nur so, die Dielen sind mit feinem weißen Sande bestreut und in der großen Stube mit zerpflücktem Wacholder. Der duftet! Vor dem Bilde unsrer lieben Frau brennen geweihte Kerzen; denn eigentlich ist es der Festtag der Mutter.

„Ob zu Hause wohl eine schöne Christnacht ist? Der Mond scheint nicht, aber der Schnee leuchtet. Die Sterne funkeln und flimmern. Schon um zehn Uhr brechen sie auf für die Christmette; denn zwei gute Stunden brauchen sie bis zur Klosterkirche — wenn der Weg gut ausgeschaufelt ist. Nur die alte Wabi und der Sultan bleiben zu Haus. Die alte Wabi, um nach dem Weihnachtsbraten zu sehen, und der Sultan der Gesellschaft wegen; denn den Hof braucht in der Christnacht keine Seele zu hüten. Tante Fritz prangt in ihrer violetten Seidenschürze und ihrem violetten Brusttuch, und den ganzen Tag über denkt sie an eine, die von ihr fort ist und ihren Liebsten geheiratet hat.

„Jetzt gehen sie. Die Dirnen müssen die Windlichter tragen; denn die Burschen wollen ihre Büchsen abschießen.

„Von allen Höfen ziehen sie mit Lichtern und Fackeln durch die Nacht zur Christmette, und die Burschen schießen und jauchzen den ganzen Weg über.

„Vor der Klosterkirche versammeln sie sich. Alle sind da. Und alle warten auf die heilige Mitternachtsstunde. Ist sie gekommen, so schießen sämtliche Burschen zugleich ihre Büchsen ab. Darauf wird's still, ganz feierlich still. Dann fangen die Glocken an zu läuten inmitten der heiligen Stille. Die Klosterkirche ist wie ein Festsaal so voller Lichterglanz; drinnen ist die Krippe aufgebaut, und alle kommen, um die Botschaft zu hören:

„Frieden auf Erden und allen ein Wohlgefallen — euch ward heute der Heiland geboren."

*

Am Weihnachtstage fuhren wir nach St. Jean, stiegen durch die Olivenhaine bis zum Leuchtturm hinauf und suchten zwischen den Klippen nach wilden Narzissen. Das Kind pflückte von den weißen, stark duftenden Frühlingsblumen einen gewaltigen Strauß, freute sich darüber, blieb aber gedankenvoll.

Abends bekam Judika reich beschert: ein ganzes Modemagazin. Ich hatte in Nizza jedes Stück selbst ausgewählt oder bestellt, ohne mir dabei von Gebhardt helfen zu lassen. Es war also ein Stück meiner Liebe, die ich Judika aufbaute. Sie war jedoch über all die Herrlichkeiten aus Seide, Gaze und Spitzen derartig erschrocken, daß sie zu keiner rechten Freude kam.

Ich fürchte auch, das Kind wird sich schwer „einleben", wie mein Bruder es nannte.

XII

Eze. Villa Verlola

Wie verborgen unser weißes Haus zwischen Orangen und unter Palmen auch liegt, so weiß die Welt doch von uns. Wir können keinen Ausgang machen, keine Spazierfahrt unternehmen, ohne beobachtet und angestarrt zu werden. Man lauert uns förmlich auf, umstellt uns, verfolgt uns. Es soll Sympathie, Verehrung, Bewunderung ausdrücken und vergällt uns unser Idyll an diesen zauberischen Gestaden. Sympathien, wofür? Weil wir ein interessantes Liebespaar sind. Verehrung, weswegen? Etwa, weil ich ein Bürgerprinz sein möchte? Und nun gar ihre „Bewunderung"!

Besonders leidet Judika unter dieser Zudringlichkeit, dieser Neugierde, denn die Leute belagern drunten die Landstraße. Gebhardt erbebt jedesmal und macht ein Gesicht, als wollte er unter sie fahren. Da wir jedoch die Wege nicht durch Gendarmerie absperren lassen können, müssen wir es erdulden; oder wir dürfen den Park der Villa überhaupt nicht mehr verlassen. Wir bleiben auch mehr und mehr bei uns, wandeln wenigstens hier ungestraft unter Palmen. Sie beschatten uns in einer solchen Menge, einer solchen Pracht, als stünde das kleine weiße Haus in einer Oase oder an den Ufern des heiligen Nils.

Uebrigens — das muß ich von der lästigen Zudringlichkeit der Menschen doch berichten — scheint man Judika allgemein reizend zu finden. Sie wird niemals „grande dame" sein; denn sie ist mehr als das: von einer sublimen Poesie, einer unbewußten Frauenhoheit, die sie souverän macht. Wenn sie gegrüßt wird, was zu ihrem Entsetzen im Uebermaße geschieht, so nickt sie in tödlicher Verlegenheit den Leuten kaum merklich zu. Bei einer Fürstin würde diese Art von Grüßen als hochmütig erscheinen — bei Judika aber wirkt sie, als ob sie jeden auf das lieblichste anlächle, und alle Welt ist davon entzückt.

Und entzückt von meinem Kinde, mehr und mehr entzückt ist der Graf. Ich gewahre es mit stillem Staunen. Er besitzt keine Ahnung davon, daß ich in sein Inneres blicke und darin lese wie in einem aufgeschlagenen Buche. Da er in der Kunst, seinen eigensten Menschen zu verschleiern — und das auch vor mir — ein Meister ist, so zeugt meine Wahrnehmung von einer guten Schulung, zu beobachten und zu belauern. Wer frühzeitig lernt, in sich selbst zu schauen, schärft seinen Blick auch für andre. Aber es bedarf der Uebung. Und diese wiederum ist nur durch eine grenzenlose, eine trostlose innere Einsamkeit zu erlangen, ein Ding, das ich meinem Todfeinde nicht wünsche. Man muß es an sich selber erfahren haben, um zu wissen, was es heißt, eine Oede in sich zu tragen.

Also der Graf adoriert meine kleine Gräfin. Wäre Judika nicht die Gräfin von Sarns, so würde sie sicher sehr bald Gräfin von ... und

eine glückliche Frau werden. Das klingt ja, als sei mein Kind unglücklich.

Verhüte es Gott! Es lächelt mich an, pflückt wilde Narzissen, mit denen es sich für mich schmückt, ist rein und gut und hold, wirft von dem Glanze seiner Seele einen sanften Schein über mein verdunkeltes Leben, ist, mich beglückend, selber beglückt.

So ist es jetzt noch.

Wird es lange dauern? ... Kann es lange dauern? Muß die Nacht nicht einmal aufsteigen, allen Glanz löschend, wenn es auch ein Licht von oben wäre?

Jetzt denkt sie nicht an das, was ihr von mir gesagt ward; jetzt bekommt sie's noch gar nicht fertig, daran zu denken. Sie sieht mich an ihrer Seite, mit einem Menschengesicht, wie jeder andre es hat. Ich bin gesund. Ich blühe in Jugendkraft. Da glaubt sie denn — wie ich es selbst mehr und mehr glaube —, daß man ein düsteres Gewebe von Lügen um mich spann, das mich verschleiern, vor den Augen des Volkes verbergen, mich ersticken soll. Wird sie jedoch diesen Glauben an mich bewahren können, wie ich selbst das thue, wenn ich sie einmal in die Tiefen meiner Seele blicken lasse, in ihre Abgründe und Finsternisse? Denn sie wird nicht immer „mein Kind" bleiben: sie wird eines Tages mein Weib sein, Seele von meiner Seele. Wird dann nicht Zweifel sie befallen, Angst sie packen; wird dann das Unglück nicht kommen mit seinen ehernen, zermalmenden Schritten?

So lange als möglich muß ich meine befleckte, nachtdunkle Seele vor ihrer reinen und lichten angstvoll verborgen halten, muß sie so lange als möglich das lächelnde, mit Blumen sich kränzende Kind sein lassen.

Und ein andrer, noch finsterer, noch verderblicherer Schatten steigt drohend auf, bis jetzt allerdings nur in meiner Phantasie, die ja wohl krank sein soll. Wenn sie einmal erfahren sollte, was ich für sie hingab: meine Ansprüche auf einen Königsthron, wenn sie die Größe meines Opfers in seinem ganzen Umfange begreifen sollte — müßte nicht Verzweiflung sie fassen? Und was dann?

Also muß ich verschleiern, verbergen, angstvoll zudecken. Selbst meine Träume muß ich bewachen. Ich muß heucheln und lügen.

*

Es giebt einen, der alles weiß; einen, der mich genau ebenso belauscht und belauert wie ich ihn. Dieser eine ist mein guter Freund Gebhardt! Und es giebt einen, der ein Verbrechen begehen würde, könnte er dadurch Judika vor Unglück bewahren.

Und dieser eine ist mein guter Freund Gebhardt.

Denn mein guter Freund Gebhardt liebt meine Frau.

*

Es ist alles nicht so leicht und einfach, wie eine junge schwärmende Seele es sich denkt. Um sämtlichen Konsequenzen meiner Heirat zu entgehen, müßte ich mit Judika in Wüsten fliehen, in andre, als ich in mir trage.

Unser geliebtes Eze ist der einsamste Ort an dieser reichbevölkerten Küste. Nicht einmal eine Fischerhütte liegt unter uns am Strande. Aber rings um unsre Klippen braudet und braust der Ozean des Weltlebens. Wie es in Monte Carlo von zweifelhaften Individuen aller Nationen wimmelt, so in Mentone, in Nizza und Cannes von Königen und Fürsten. Natürlich wissen alle von mir und meiner holden Unebenbürtigen, halten alle über mich kursierenden Gerüchte betreffs meiner Unzurechnungsfähigkeit schon allein durch meine Heirat verbrieft und besiegelt.

Ich kümmere mich um niemand, bin daher gegen jedermann unhöflich bis zur Ungezogenheit. Bei dem Grafen laufen trotzdem häufig Anfragen ein, ob Königliche Hoheit Besuche annehmen. „Königliche Hoheit bedauern," lautet stets die Antwort. Der Graf entschuldigt mich mit sublimer Hofkunst nach allen Seiten hin; aber nach allen Seiten verletze und beleidige ich.

Und vollends gestern!

Ich durchschlenderte mutterseelenallein unser Gebiet, das einen großen Teil der Bucht umfaßt, schaute aus meinen immer grünenden, immer blühenden Einsamkeiten wie von einer hohen Warte herab auf das Getriebe der Landstraße, hörte das Brausen der Eisenbahnzüge, das Branden der Meereswogen, als mir ein Herr entgegenkam. Ich erkannte ihn sofort. Es war Prinz Adalbert, der, falls mein Bruder ohne Leibeserben das Zeitliche segnen sollte — wie der geheime Staatsakt bestimmt —, dermaleinst König von Staat Dänemark sein wird. Bei dem unerwarteten Anblick des jungen Mannes erfaßte mich eine Empfindung ... Die Gottheit liebt nicht, wen sie so fühlen läßt.

Seine Königliche Hoheit eilten auf mich zu, sagten auf das herzlichste und heiterste:

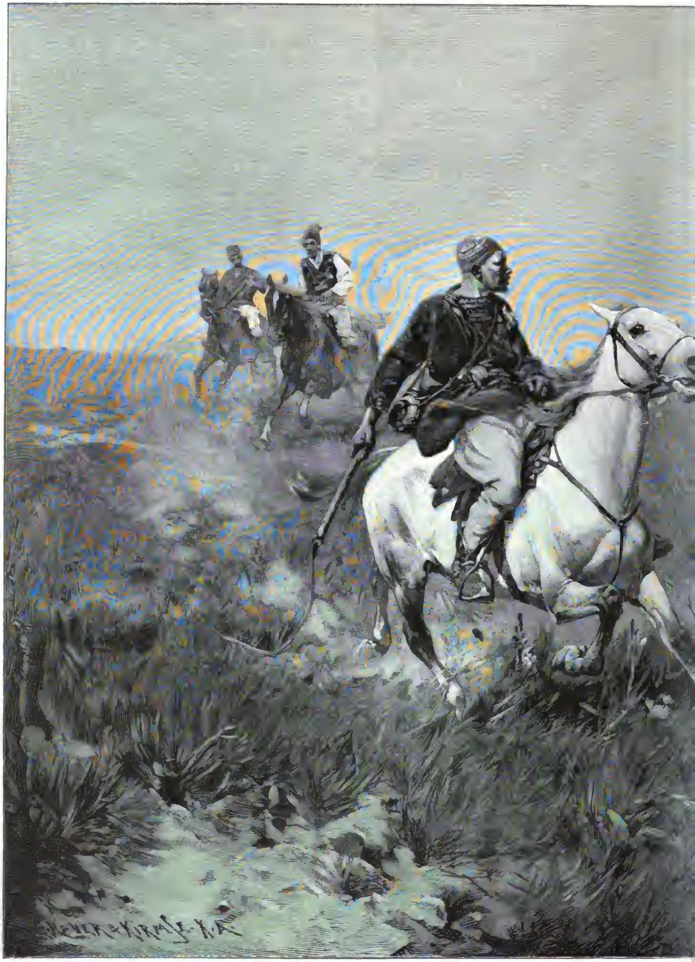
„Verzeih den Ueberfall. Ich bin in Villefranche und wollte dich gern sehen, da du jedoch unzugänglich bist und da ich, wie gesagt, deines Anblicks teilhaftig werden wollte, so wählte ich diesen Weg, um zu dir, du Unnahbarer, zu gelangen. Du wirst übrigens schlecht bewacht, denn ich fand unten das Thor offen und nirgends eine Menschenseele, die mich hätte hinauswerfen können. Also brauchte ich nur hineinzugehen und — da bin ich."

Meine Erwiderung lautete:

„Hättest du dich höflicherweise bei mir melden lassen, würdest du deinen für mich allerdings sehr schmeichelhaften Wunsch nicht durchgesetzt haben."

„Das dachte ich mir und kam daher nicht sehr höflicherweise unangemeldet. Der Empfang ist nicht besonders ermutigend; aber du übst an mir eben dein Sonderlingsrecht aus. Entschuldige mich, wenn ich dir sage, daß ich mich trotzdem freue, gekommen zu sein ... Du bewohnst ja ein Paradies!"

Was blieb mir anders zu thun übrig, als ihn in unserm Garten Eden zu dulden. Wir



Weidende Pferde in den

Nach dem Gemälde vo



Steppen der Ukraine

. Z. Ajdukiewicz

gingen weiter; ich stumm, er ohne Unterlaß plaudernd. Und welches Geschwätz der Mensch ausführte! Von den berühmtesten Pferden, die in Nizza laufen, den berühmtesten Schützen, die in Monte Carlo Tauben mordeten, den berüchtigsten „Damen“, die mit den berüchtigsten Lebemännern im Hotel de Paris ein vergnügtes Dasein führen, von seinem eignen Ruhm als grandioser Taubenschütze und routinierter Spieler, als Besitzer der kostbarsten Rennpferde.

Und dieses klägliche Menschenwesen sollte meiner Väter Erbe antreten! Dieser Entartete sollte besser sein als ich, sollte das Land, mein Land, segensreicher regieren, sollte das Volk, mein Volk, größer und glücklicher machen können als ich? Ich hätte mich auf ihn stürzen, ihn erdrosseln mögen. Solches dachte ich, während ich an seiner Seite durch all die blühende Pracht schritt.

Mit keinem Worte hatten Seine Königliche Hoheit zu erwähnen geruht, daß ich mich in der Villa nicht allein befand. Da kam uns in einem von hohen Salvien bestandenen Gange Judika entgegen. Die schönen Pflanzen prangten in voller, brennendroter Blüte. Wie wundersame Flammen schlug es zu beiden Seiten des schmalen Weges empor. Durch die Blumenlohe schritt, einer Erscheinung gleich, die feine, weiße Frauengestalt. Nie zuvor hatte ich mein Kind so herrlich gesehen.

Jetzt nahm ich Rache an ihm. Ich blieb stehen, dadurch ihn zwingend, gleichfalls stehen zu bleiben. Judika erwartend, sagte ich so kühl und gleichmütig wie möglich und mit einer lässigen Handbewegung nach meinem Begleiter hin: „Prinz Adalbert wollte dir seine Aufwartung machen. Leider hat mein Herr Vetter keine Zeit, mit uns zu frühstücken.“

Seine Königliche Hoheit, schon durch Judikas Erscheinung betroffen, waren jetzt vollends verblüfft. Höchstderselbe grüßten verwirrt, stammelten etwas. Judika grüßte mit ihrem leisen, lieblichen Nicken und ging in ihrer Verlegenheit an dem voraussichtlichen Erben der Krone vorüber.

Jetzt war ich so höflich, meinen plötzlich stumm gewordenen Besuch zum Ausgang zu geleiten. Vor einem zweiten Ueberfall Seiner Königlichen Hoheit bin ich sicher.

*

Nun machte ich doch bei jemand von meinesgleichen Visite! Aber dieser Jemand ist eine Frau und auch sonst eine Ausnahme von der Regel. Es ist die Königin von . . ., die auch als Mensch von Gottes Gnaden ist. Darum und nur darum begab ich mich zu ihr, ohne meinen Adjutanten, als schlichter Mensch.

Ihre Majestät bewohnt bei Mentone ein Landhaus, neben der Villa . . ., darin die Kaiserin . . . schwer bestraft, unter Palmen wandelt. Eine tragische Frauengestalt haust geschwisterlich neben der andern; denn eine solche ist auch die edle Schwärmerin auf dem Thron.

Ich fuhr mit der Bahn bis Roquebrune und ging dann zu Fuß die Landstraße einen steilen Hang entlang, den wilde, gelbe Margueriten mit Schimmer überzogen. Unmittelbar unter diesen goldigen Bollwerken stieg das Meer in fast schwarzer Bläue zu einem Aether empor, der eine Fortsetzung all des Glanzes der Wasserflut war. Sehr bald gelangte ich in eine Waldung hochstämmiger Oelbäume, deren vielfach gespaltene und gekrümmte silberhelle Stämme von dem schönsten Gartengrund aufstiegen, denn der Rasen darunter war ein einziges Beet von Narzissen, Anemonen und Veilchen.

Die Pinienwaldung des Vorgebirgs, darauf die beiden Landhäuser liegen, erfüllte ein Duft, als ob Hunderte von Orangenbäumen in voller Blüte stünden. Ich gelangte zuerst zu der kaiserlichen Villa, um welche die Wolke Wohlgeruchs wie Weihrauch schwebte. Der Duft entströmte den lichten Blumentrauben der Olea fragrans. Eine Hecke, hoch wie eine Mauer, umschloß das Tuskulum der unseligen Frau, die sich selbst zum Weiterleben verdammt, nachdem sie über ihr Reich eine blutige Sündflut hereinbrechen ließ und die Welt für sie zum Kirchhof ward. In einem Garten Eden gründete sie für ihr Alter ein Asyl. Für welch ein Alter, erfüllt mit welchen Gedanken, Erinnerungen, Gestalten — es muß eine Vernunft sein, von keinem Dinge auf Erden aus den Fugen zu bringen, wenn sie solche Gedanken, solche Erinnerungen und Gestalten zu hegen vermag und da bei Vernunft bleibt.

Das weiße Haus lag in tiefem Schweigen, in wahrer Totenruhe hinter seinen Blütenwänden, ein erfüllter Traum von Schönheit und Frieden . . .

Ich ging weiter. Wiederum der lieblichste aller Gartenzäune und ein Aroma wie von allen Wohlgerüchen Arabiens; dahinter wiederum ein weißes Haus unter Pinien, Palmen und Blütenbäumen am felsigen Gestade hoch über dem azurblauen Meer.

Ihre Majestät empfing mich in einem Gartensaal, der als feierliche Halle nach dem Meere zu sich öffnete. Weiße Marmorsäulen, bis zum Kapitäl von rosenroten Geranien umrankt, bildeten den Vordergrund zu dem strahlenden Bilde von Himmel und Meer. Unter einem der duftenden Bogen stand die Königin in einem schwarzen, schleppenden Kleide, gleich dem düsteren Genius allen Erdenleids inmitten einer Welt, die an dieser Stätte ein Hymnus auf die Schönheit war, ein hohes Lied glückseliger Lebensfreude.

„Du kamst allein zu mir?“

„Hätte ich das nicht sollen?“

„Da ihr zu zwei seid, gewiß nicht.“

Und sie reichte mir mit einem Lächeln, das wie ein guter Zauber wirkte, die Hand, so daß mir sogleich fast heimatlich zu Mute ward.

Nun gingen wir miteinander in der schönen Halle auf und ab. Ich mußte ihr von Judika erzählen und immer wieder von Judika! Sie hatte eine Art zuzuhören, die die Herzen erschließt,

daß ich mir Gewalt anthun mußte, um ihr nichts von dem Menschen in mir zu verraten, den nur ich kennen darf. Dann sprach sie über meine Ehe, mein Glück, mein Geborgensein in Schönheit und Liebe, — wie nur eine Frau sprechen kann, die des Lebens ganzen Jammer an sich selbst erfuhr und durch sich selbst überwand. Die Seele dieser Frau besitzt einen Flug von solcher Macht, daß er den am Boden haftenden Geist ihres Zuhörers aufhebt und mit sich davonträgt zu Sonnenhöhen empor.

Ich blieb bis zum Abend, mußte versprechen, Judika mitzubringen, für die mir die Königin eine Rosenknospe mitgab.

Jetzt bangt meinem Kinde vor dem Besuch bei der Majestät, sie möchte lieber im Verborgenen bleiben. Ich schildere ihr die Majestät der Frau, die nichts zu schaffen hat mit dem, was offiziell Kronen trägt, und frage sie, ob sie das Diadem auf ihrer eignen Stirn nicht fühle?

*

Heute erhielt ich die Gewißheit, daß mein Kind leidenschaftlich geliebt wird. Eigentlich bedurfte es dafür keines Beweises mehr. Nun ich ihn habe, stehe ich aber doch unter seinem Eindruck.

Wir, Judika, ich und der Graf, machten einen Ausflug nach St. Hospize. Von Beaulieu aus, wo man uns wieder in unausstehlicher Weise anstarrte, nahmen wir den Weg längs des Felsenufers, das gegen das Meer zu wie eine hohe Bastei steil abfällt. An einigen Stellen ist der Pfad so schmal, daß ein Fehltritt genügt, um zum Sturz in die Tiefe zu führen.

Ich ließ Judika vorausgehen, um sie beständig im Auge zu behalten. Bisweilen war's, als schwebte sie zwischen Himmel und Erde, am Rande des Todes. Sie sah so zart und leicht aus, daß mir der Gedanke kam: ‚Sollte plötzlich Sturm aufbrausen, so müßte er die feine Gestalt nehmen und in den Abgrund wehen.‘ In dieser Wahnidee befangen, war ich jeden Moment vorbereitet, sie vor meinen Augen versinken und verschwinden zu sehen.

Das unheimlichste jedoch war, daß ich meine Arme wie gelähmt fühlte, also nicht im stande war, sie nach der gleitenden Gestalt auszustrecken und sie vom Abgrund zurückzuhalten.

Wie von einem Banne erlöst, atmete ich auf, als der Weg breiter ward, vom Meere abzweigte und auf die nach St. Jean führende Landstraße einbog. Fortan gingen wir drei nebeneinander. Zufällig den Grafen ansehend, fiel mir seine große Blässe auf, und ich dachte noch: ‚Es ist ja beinahe, als hätte er dieselbe schauerliche Phantasie gehabt.‘

Wir durchschritten das hübsche Fischerdorf, dessen Bewohner im Schatten von Frankreichs mächtigsten und prächtigsten Oelbäumen ein Wald- und Meeresidyll leben, gelangten nach dem Ende der Halbinsel und hatten nun das Kap mit den alten Befestigungswerken dicht vor uns. Wir erstiegen die Felsenkuppe vollends, umgingen den Turm und befanden uns einem unvergeßlichen Bilde gegenüber.

Ein verlassenes, kleines graues Kloster, eine verlassene, kleine graue Kirche, mit verlassenem, kleinem grauen Gottesacker in trauervoller Einsamkeit an den kahlen, braunen Klippen hängend, mit dem Hintergrunde der purpurnen Meeresfläche, unter einem flammenden Abendhimmel. Auf dem Kirchhof eine einzige, vom Meerwind zerzauste Cypresse; die eingesunkenen Grabreihen von graugrünem Unkraut überwuchert; hie und da ein schiefes morsches Holzkreuz und ganz nahe der trümmerhaften Mauer ein einsames Grab, mit weißen Narzissen hoch überschüttet.

Die Blumen schienen frisch gepflückt. Und über dem grauen Gemäuer, dem düsteren Totenbaum, den schwarzen Kreuzen, dem weißen Grabhügel die violette Seeflut, der in Abendsonnengluten brennende Himmel . . .

Wir standen, schauten und sprachen kein Wort. Da hörte ich neben mir einen Ton wie ersticktes Schluchzen. Von meines Kindes Lippen kam der jammervolle Laut; und als ich es ansah, flossen Thränen die Wangen herab. Erschreckt rief ich: „Aber Judika!"

Sie bat zuckenden Mundes: „Lieber, sei mir nicht böse."

„Warum weinst du?"

„Ich mußte denken . . ."

Da sie stockte und verstummte, so drängte ich: „Was mußtest du denken, daß du darüber so bitterlich weinst?"

„Es fuhr mir nur so durch den Sinn."

„Was? Was?"

„Wenn ich sterben muß, möchte ich hier begraben sein; dann sollst du zu mir kommen und weiße Narzissen über mich schütten."

„Du sterben müssen?!"

Wiederum sah ich des andern Gesicht. Es war totenbleich, wie entstellt vor Entsetzen. Auch er blickte mich an. Schweigend standen wir uns gegenüber und schauten einander in die Augen. Da erhielt ich denn jene Gewißheit. Auch er weiß, daß ich sein Geheimnis kenne.

Manches wird jetzt noch schwerer sein.

*

Ich brachte der Königin meine Frau. Ihre Majestät umarmten und küßten Judika, ließen sie während der ganzen Dauer unsers Besuchs nicht von der Seite, sagten zu mir beim Abschiede: „Halte dein Lebensglück fest. Es ist ein Talisman."

Die Königin sprach aus, was ich seit dem ersten Tage meiner Verheiratung weiß: ich habe den Talisman, besitze das Lebensglück, das volle, reiche, große. Und doch und doch . . .

Oft frage ich mich: ob Judika glücklich ist, so überschwenglich glücklich, daß sie kein Ende absieht? Ob ihr bisweilen in einsamen Stunden, in wachen Nächten nicht einfällt, daß ihr Gatte seines Vaters wahrer Sohn sein soll, der Letzte, Allerletzte eines aussterbenden Königsgeschlechts?

Mir ist's, als müßte mein armes Kind inmitten ihres Glücks von Grausen ergriffen werden, bedenkend, daß... Wenn ein Tag käme, an dem Judika mir etwas anzuvertrauen hätte, etwas süß Geheimnisvolles, das sie mir doppelt heilig machen müßte, vielleicht — daß sie dann nicht mehr wünschen würde, in dem verlassenen Kirchhof am Meere ein Grab zu finden, darüber meine treue Liebe einen leuchtenden Narzissenhügel wölbt.

Denn in jener Stunde wünschte sich mein Kind von mir fort und im Schoße von Mutter Erde gebettet, nicht seinetwillen, sondern meinetwillen. Gerade, als ahnte sie, daß ich — schon jetzt — schon so bald... Ich kann es nicht hin schreiben.

Von meinem Bruder noch immer keinerlei Kunde, daß Aussicht vorhanden, dem Staate werde in einem Königssohn ein junger Thronerbe geboren.

XI

Aus dem Schlosse Solitüde. Frühling

Also wahr und wahrhaftig hier!

Wir kamen ungern, aber — wir kamen.

In Eze blieben wir so lange, bis von der Landstraße her der Staub wie Gewölk zu uns emporstieg, bis der Duft der blühenden Orangen unerträglich ward, bis die Sommergluten die letzten Rosen versengt hatten. Dennoch wurde uns das Scheiden schwer. Die Fremden waren vor der Hitze bereits geflohen. Es war daher rings um uns tief einsam geworden. Uebrigens fühlen wir beide mehr und mehr, daß für uns die Welt nur dort Raum hat, wo sie am einsamsten ist.

Am liebsten hätten wir gleich jetzt die Seealp bezogen. Aber der Neubau macht dort einen Aufenthalt für uns unerträglich. Ich hatte die Absicht, Judika für kurze Zeit auf den Alphof zu schicken, in der guten Meinung, ihr damit eine heimliche heiße Sehnsucht zu stillen. Aber mein Kind verlangte bei mir zu bleiben. Es lehnte mein liebevolles Anerbieten mit solcher Entschiedenheit ab, bat mit solcher flehentlichen Dringlichkeit, sich von mir nicht trennen zu müssen, daß mir's ganz bang ward. Warum will wohl Judika das gute Fräulein Fritz nicht wiedersehen? Gerade als scheue sie sich vor dem klugen, klaren Blick ihrer mütterlichen Freundin. Warum will wohl ich meine Frau nicht hinaufbegleiten? Gerade, als scheue auch ich mich vor den scharfblickenden Augen... So kamen wir denn hierher, in dieses ehemalige Lusthaus der Männer meines Stammes, darin es gespenstisch widerhallt von Seufzern, Schluchzen und Thränen.

Jetzt umfängt der keusche nordische Frühling das erinnerungsreiche Haus, und Judikas Gegenwart reinigt es von allen ruhelosen und unsauberen Geistern. Der Glanz seiner Räume ward übrigens, wenn auch nicht ausgelöscht, so doch nach Möglichkeit gedämpft. Weniger kostbare Stoffe und brillante Farben herrschen durchweg vor; gewisse Gemälde und Statuen hat man entfernt und überall Blumen aufgestellt. Die Gemächer, die meine Gräfin bewohnt, ließ der gute König sogar vollkommen neu einrichten. Lichte Farben, leichte Stoffe, nur einige wenige besonders hervorragende Kunstwerke und wo möglich noch mehr Blüten als in den übrigen Zimmern. In so heiterer und anmutiger Umgebung lebt sie sich hoffentlich bald ein.

Immerhin bleibt es schwer genug für sie. War ihr früher schon die Kammerfrau nicht angenehm, so leidet sie jetzt unter der Grandezza des Hofgesindes, mit dem ich nicht sogleich aufräumen konnte, da es mir vom König beigegeben wird und Seine Majestät mich mit brüderlicher Güte überschütten.

Die bloße Vorstellung, mit mir in einer königlichen Equipage auszufahren, flößt meinem Kinde solche Angst ein, daß ich mich noch nicht entschließen konnte, sie zu einer Spazierfahrt aufzufordern. Zum Glück ist der Park eine wahre Waldung, und da der König befahl, daß während der Dauer unsrer Anwesenheit die Gärten für das Publikum geschlossen blieben, so können wir uns darin ungestört aufhalten, stundenweite Wanderungen machen und uns ganz in unsre geliebte Einsamkeit hineinträumen. Das müssen wir auch, sonst stünde es bald schlimm um uns.

Sie ahnt natürlich nicht, daß ich dieses unheilvolle „Sonst" so genau gewahre, wie vor mir ein Spiegelbild. Jedenfalls sehe ich die Dinge in grausamer Klarheit, sie mir überdies mit der Wollust des Selbstquälens noch verzerrend, und jedenfalls thut sie ihr möglichstes, um sich selber zu täuschen. Was ich vermag, um sie in Illusionen zu erhalten, soll geschehen. Mit aller Anstrengung, aller Kraft will ich versuchen, sie in ein Traumleben zu wiegen. Wie aber, wenn es mir nicht gelingen sollte? Wenn sie niemals sich einleben würde, ein zehrendes Heimweh sie fassen sollte?

So frage ich mich angstvoll. Und ich frage mich immer wieder und wieder.

*

Mein Bruder erscheint einsamer, trauriger und müder als je, meine Schwägerin uneingelebter, meine Mutter unnahbarer, der spiritus familiaris geisterhafter und — unentbehrlicher als jemals. Wie soll das werden?

Zu mir sind die Majestäten sehr freundlich. Die Königin „möchte" Judika gern kennen lernen, was sie jedoch „etwaiger Konsequenzen wegen" nicht darf; der König sprach wieder davon, uns in der Solitüde zu besuchen, ohne indessen bis heute gekommen zu sein. Es ist fast, als scheute er sich. Jedenfalls gönnt er mir mein Kind nach wie vor von Herzen, beneidet mich nach wie vor in tiefster Seele. Für die Königin-Mutter giebt es keine Gräfin von Sarns. Mit dem Geschenke des kleinen goldenen Kruzifixes ward diese fremde Persönlichkeit für meine Mutter endgültig abgethan.

Und das ist gut.

Da ist noch eine andre Person bei Hofe. Sie kommt für mich weiter nicht in Betracht — nicht mehr in Betracht; aber sie existiert nun einmal und kann daher von mir nicht ignoriert werden. Gebhardts Schwester! Es beliebt der jungen Dame, mir gegenüber korrekter als jemals zu sein; zugleich hat sie — wahrscheinlich in Bewußtheit ihres machtvollen Weibseins — mehr als je etwas Souveränes, gewissermaßen Triumphierendes. Um ihr zu zeigen, daß ich ihre Macht nicht fürchte, sagte ich heute: „Gräfin erteilten früher der Solitüde den Vorzug, sich daselbst bisweilen der Einsamkeit zu ergeben."

„Früher, Königliche Hoheit."

Sie legte einen leichten Nachdruck auf das erste Wort. Mit aller mir zu Gebote stehenden Höflichkeit fuhr ich fort: „Der König hatte die Gnade, das Schloß aus Rücksicht für uns — wie Sie vielleicht wissen, bin ich verheiratet — schließen zu lassen. Selbstredend steht Ihnen der Park jederzeit offen. Er ist so groß, daß Sie kaum Gefahr laufen, meiner Frau zu begegnen."

„Königliche Hoheit sind außerordentlich gnädig."

„Hoffentlich lassen Sie sich nicht abschrecken."

„Ich werde mir gestatten, bisweilen von der gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen."

„Das sollte mich freuen."

Der höflichste Gruß meinerseits, die korrekteste Verneigung ihrerseits, und wir gingen auf das höflichste und korrekteste auseinander. Trotzdem bin ich wieder einmal unzufrieden mit mir.

*

Ich mache eine Wahrnehmung, die mich empört. Diese wankelmütige Menge! Denn des jungen Königs Popularität erblich so schnell, wie sie aufstrahlte. Und seitdem man davon munkelt, daß die junge Königin ihrem Gemahl vermutlich niemals einen Thronerben schenken wird, beginnt mein armer Bruder von neuem so unpopulär zu werden, wie er es als Kronprinz gewesen. Da nun der süße Plebs keine Gelegenheit versäumt, den König seine sublime Unzufriedenheit fühlen zu lassen, so muß dieser wohl oder übel merken, was nicht mehr zu verbergen ist. Der König weiß also darum, und der König leidet. Er leidet unausgesetzt, leidet schwer.

Und nun stelle man sich vor, daß das Gesindel anfängt, wieder mit mir zu kokettieren! Ich gewahre es, beachte es nicht, verachte es. Denn seitdem ich weiß, wessen Geistes Kind dieses „erlauchte Volk" ist, hat mich Ekel gepackt und und hält mich fest. Mir ist's, als könnte ein Monarch am Ekel vor dem Volksgeist zu Grunde gehen, wie ein Schwindsüchtiger an seinen kranken Lungen. Gott behüte jeden Fürsten vor diesem schwersten und schrecklichsten aller Herrscherübel.

*

Ich betreibe den Neubau auf der Seealp mit aller Macht, lasse die doppelte und dreifache Zahl von Arbeitern hingehen, setze Belohnungen aus für schnell Vollendetes, leide unter dem langsam schleichenden Fortschreiten der Arbeit, befinde mich in einem wahren Fieber von Unruhe und Ungeduld. Im Gegensatz zur Solitüde wünsche ich in dem neuen Hause nach Möglichkeit viel Pracht und Prunk, flammende Farben, Gold und Glanz — eben des Gegensatzes willen. Es muß märchenhaft sein, in einem Alpenwinkel, einer Felsenschlucht, einer Oede, inmitten tiefster Verlassenheit ein Feenschloß zu bewohnen.

Meinen Traum von einer Gralsburg hätte freilich nur mein Königtum erfüllen können. Aber auch ohne diese Erfüllung will ich unser Leben mehr und mehr zu einem Märchen umgestalten — eben des Gegensatzes willen!

*

Ich halte mich vom Hofe nach Möglichkeit fern, werde mich in Zukunft noch ferner halten. Ich kann das müde Antlitz des Königs, das hoffnungslos traurige der jungen Königin, die versteinerten Mienen meiner Mutter nicht mehr ertragen. Die schöne Gräfin ist in dieser leichenhaften Umgebung das einzig atmende Wesen. Eine Glutwelle von Leben geht von ihr aus und auf mich, den Lebendigen, über. Sie hat etwas Zündendes, etwas in Flammen Setzendes, Verzehrendes. Und das ist besser, ist tausendfach besser als ... Ich fliehe also auch hier nach Möglichkeit in meine geliebte Einsamkeit. Nur sie ist meinesgleichen! Uns Königlichen ist auf Erden allein das Einsame ebenbürtig. Wir müßten entweder in Wüsten oder auf Alpengipfel fliehen, um uns in einer unser würdigen Umgebung zu befinden.

*

Bisweilen glaube ich zu spüren, daß mein holder Talisman in seiner Zauberwirkung auf mich versagt, daß die Gegenwart meines Kindes in mir nach und nach an Macht über die Dämonen verliert, daß ich anfange, selbst gegen Judikas Lächeln unempfindlich zu werden.

Kann das möglich sein?

Ich will es nicht glauben, wehre mich, es glauben zu müssen. Ich belausche und belaure mich, um mich zu überzeugen, daß meine Wahrnehmung auf Irrtum und Selbsttäuschung beruht. Ich ängstige und quäle mich bei Tag und bei Nacht, denn ich habe von neuem böse, böse Nächte. Wird die Qual übergroß, so flüchte ich mich in die Tiefen des Parkes, möchte am liebsten in Oeden entweichen. Es muß eben doch allerlei in mir ruhn, was — Mir ist's, als sähe ich unsern spiritus familiaris sich vergnügt die Hände reiben.

*

Diese Nacht träumte mir von der Gräfin. Ich sagte im Traum zu ihr: „Du und ich, wir beide gehören zusammen, denn du bist auch ein Königsmensch."

Und sie antwortete: „Wir werden auch noch einmal aneinander geschmiedet."

Ich fragte: „Wodurch?“

„Durch Schuld. Oder bist du dazu zu feige?“

„Nein, nein!“

Ich schrie es laut auf und erwachte davon. Judika schlief fest. Wenn ich wieder einmal so unsinnig träumen, sie nicht fest schlafen und meine Träume belauschen würde . . . Ich muß besser auf mich acht geben; selbst in meinen Träumen.

*

In mir ist etwas, dem ich keinen Namen geben kann und das aus mir auszubrechen droht, gleich einem wilden Tier aus seinem Käfig. Ich ringe mit jenem gespenstischen Wesen in meiner Seele. Keine Worte nennen, wie ich ringe und leide.

Ich muß dieses Buch sorgfältig verwahren. Denn ließe ich es einmal liegen und fände Judika es zufällig . . . Ich will das Buch in eine Kassette legen, die ein überaus künstliches Schloß hat; den Schlüssel will ich an einer Kette befestigen und diese hinfort stets bei mir tragen. Ich will gut acht haben und scharf Wache halten.

XII

Aus dem Schlosse Solitüde. Bei glühendem Südwind

Der Scirocco, der seit einer Woche alles, was Odem hat, mit seinem Gluthauch versengt, muß auch mein Gehirn in Brand gesetzt haben.

Heute begegnete ich im Park, wo es am einsamsten und dunkelsten ist, der Gräfin und machte ihr eine Liebeserklärung. Jeden Tag durchstreifte ich den Park in der Hoffnung, ihr zu begegnen, jeden Tag sah ich mich in meiner Erwartung betrogen. Heute nun, bei dem mörderischen Südwinde, traf ich sie endlich, und heute brach das Fieber, brach die Raserei bei mir aus.

Es ist nicht Liebe. Ich kann nicht mehr Liebe fühlen, begreife nicht, daß ich es jemals vermochte. Was ich empfinde, ist Leidenschaft. Und Leidenschaft ist — das weiß ich seit heute — etwas viel Zwingenderes, Mächtigeres als Liebe. Es ist eine Gewalt! Keine Gewalt vom Himmel herab; dafür aber um so unwiderstehlicher, um so verderblicher, vernichtender. Leidenschaft ist um so vieles machtvoller als Liebe, wie des Bösen auf Erden mehr als des Guten ist.

Mein Blut steht in Flammen; meine Sinne lodern; meine Gedanken gehen auf in dem Brande.

*

Wie konnte es nur geschehen? Müßige Frage, da es geschehen ist. Geschehen mußte es wohl. Nur, daß es zu spät geschah.

Was sagte ich dem wunderschönen Weibe? Worte, Worte, Worte! Aber daß sie meine wahnwitzigen Worte anhörte! Sie wandte sich nicht ab, verbot mir meine sinnlosen Reden nicht, hörte sie an — mit ihrer Triumphatormiene.

Wie sie so dastand in dem fast schwarzen Schatten der Bäume mit ihrem weißen Gesicht regungslos auf meine wilden Worte lauschend, war sie von der Schönheit eines Dämons, der die Macht besitzt, einen Heiligen von der Gottheit zu reißen. Um wie viel mehr mich, der ich mich niemals an den Himmel gekettet fühlte.

Ein Mal doch! Ein einziges Mal, als Judika — Das kommt davon, wenn Kinder sich lieben. Wird der Knabe dann Mann, so —

Besinne ich mich recht, sagte ich ihr die nämlichen Worte, die ich im Traume zu ihr sprach: „Du und ich, wir beide gehören zusammen.“

Sie erwiderte jedoch nicht, wie sie in meinem Traume gethan: „Wir werden auch noch einmal aneinandergeschmiedet.“

Ich bin es bereits! Angeschmiedet bin ich ihr durch eine Schuld, die nichts wieder auslöschen kann. Jetzt muß auch sie die unzerreißbare Fessel tragen. Denn nur Schuld kettet zwei Menschen lebenslang aneinander. Jedes andre Band — und wäre es auch tausendfach geweiht und geheiligt — gleicht dem Gespinst, das ein Windhauch zerreißt.

Das habe ich an mir selber erfahren.

Sie hörte mich an, regungslos, schweigend. Aber ihre Augen flammten in dem weißen Gesicht. Was sagte meine Mutter mir einmal von ihr: „Die junge Dame ist schön, weiß, daß Schönheit Macht ist, und will sie ausüben.“

Auf mich wollte sie ihre Macht ausüben, und — sie übte sie aus. Sie siegte über mich.

*

Ehe sie sich abwandte und davonschritt, sagte sie etwas. Es waren zwei Worte: „Zu spät.“

Also würde sie — wenn es nicht zu spät wäre — so würde sie mich wieder lieben? . . . Dieses Wort zwischen ihr und mir will ich nicht hören! Es muß heißen: wäre es nicht zu spät, so würde sie meine Leidenschaft erwidern. Und diese erwidernd, würde sie —

Es darf nicht zu spät sein!

*

Tag für Tag suche ich jene einsame dunkle Stelle im Parke auf; Tag für Tag harre ich, hoffe ich; Tag für Tag läßt sie mich vergeblich harren und hoffen.

Es kann ja auch nicht anders sein, als daß mein Warten umsonst ist. Und doch gehe ich immer wieder hin. Wie könnte sie auch nochmals kommen, nachdem es „zu spät“ sein soll? Und doch denke ich nichts andres, als daß sie nochmals kommen muß.

Thut sie's, will ich ihr sagen: „Es darf nicht zu spät sein.“

*

Sie bleibt aus. Ich schreibe ihr.

*

Keine Antwort!

Seit Wochen war ich nicht bei meiner Mutter.

Heut werd' ich wieder einmal in die Residenz fahren. Mit einem Gesicht, daß ich mich

selbst nicht erkannte, als ich mich heute im Spiegel sah.

In welchem Tone sie sagte: „Zu spät."

*

Sie nahm Urlaub, ist abgereist: zu den alten Verwandten, die sie erzogen haben und bei denen sie sich so unglücklich fühlte, daß sie das einsame Schloß gegen den unseligsten Platz auf Erden vertauschte.

Dort hätte ihr Geschick sich auch erfüllt, wäre es nicht „zu spät" geworden. Und jetzt ist sie abgereist. Warum? Um durch diese stolze Flucht meinen Wahnsinn zu steigern. Denn ich vermag keinen andern Grund zu entdecken. Und wozu erst noch steigern, da es ja wohl zu spät sein soll?

Wir werden ja sehen.

*

Als man mir bei Tafel mitteilte: „Die Gräfin ist fort," hätte ich mich beinahe verraten und mußte mir Gewalt anthun, um möglichst gleichgültig zu äußern: „O, wirklich", um möglichst gleichgültig zu fragen: „Wann kommt sie wieder?" Es hieß: „In vierzehn Tagen", worauf ich mich plötzlich wie erlöst fühlte, denn ich war vorbereitet gewesen, hören zu müssen: „Niemals! Sie forderte ihre sofortige Entlassung" . . . Warum denn das? hätte ich fragen müssen; und man würde mir diskret zu verstehen gegeben haben: „Weil ein hoher Herr für die Dame eine unsinnige Leidenschaft gefaßt hat und weil an unserm Hofe dergleichen Skandale nicht geduldet werden." Auf diesen Bescheid hin hätte ich Seiner Excellenz dem Herrn Oberhofmarschall einfach ins Gesicht lachen müssen.

*

Sie ist fort, und ich kann ihr nicht nachreisen; ich muß bleiben. Ich muß warten.

Warten, worauf?

Daß sie mit ihrem weißen Gesicht wieder schweigend und regungslos in der mystischen Waldesdämmerung steht; daß sie schweigend und regungslos von mir sich küssen läßt? Denn: es darf und darf nicht zu spät sein!

Fortan werde ich hohnlächeln, höre ich die Menschen von „Liebe" reden. Liebe — ein Spielzeug ist's für Kinder. Gebt den Menschen Leidenschaft, und ihr gebt ihnen die Flamme des Lebens. Was thut es, daß sie eine unheilige Lohe ist, die den verzehrt, den sie ergreift!

*

Heute vertraute mir Judika ein Geheimnis an, das süßeste, das eine Frau ihrem Gatten anvertrauen kann. Das wunderschöne Weib hat recht gehabt: „Es ist zu spät."

*

Wir reisen ab, auf die Seealp.

(Schluß folgt)

Winterübungen der deutschen Kavallerie

(Siehe die Abbildung Seite 225)

„Ein echter Reiter soll alles können," sagt mit Recht Graf Lippe, der bekannte alte Kavallerist des 18. Jahrhunderts. Die Aufgaben, deren sich eine selbständige Kavalleriepatrouille versehen muß, sind allerdings der mannigfachsten Art; bald soll sie eine Eisenbahn zerstören, bald genau ausspähen und den Feind beschleichen, dann wieder unter den heikelsten Umständen fouragieren, wo möglich sich selbst das Korn mähen und zwischendurch auch einmal attackieren. Das will alles gelernt sein! Wenn nun gar die Patrouille das unerhörte Glück hat, eine Anzahl von Geschützen zu nehmen oder solche zu finden, die der Feind aus irgend einem Grunde stehen ließ, die aber als verloren zu betrachten sind, falls sie nicht sofort abgebracht werden können, so muß die Kavallerie darauf bedacht sein, so schnell wie möglich sich selbst ein paar feldmäßige Geschirre herzustellen, an denen die vorgespannten Pferde das Geschütz aus dem Bereich des feindlichen Feuers ziehen können. Hierbei handelt es sich um die technische Findigkeit der Reiter und auch um die Uebung, damit der Mann im Frieden schon einen Begriff davon bekommt, worauf er bei einem schnellen Anspannen von Reitpferden im Krieg hauptsächlich zu achten hat. Auf unserm Bilde sind die betreffenden Geschütze, die von der am Platze liegenden Artilleriegarnison gestellt wurden, mit drei Pferden bespannt. Das improvisierte Geschirr, aus Futterleinen, Vorderzeug und am Geschütz oder an der Protze selbst befindlichem Tauzeug hergestellt, ist den Rossen bereits an den Bauchgurten befestigt, und im strammen Galopp (einer Gangart, bei der die Lafette am besten das Gleichgewicht behält) suchen die schneidigen Reiter mit dem geretteten oder dem Feinde abgenommenen Geschütz das Weite. Manchmal wird bei der Uebung angenommen, daß Lafette oder Räder eines Geschützes zum Transport unbrauchbar geworden sind. Um nun das Rohr allein zu bergen, wird es aus dem Lager gehoben und unter der Lafette eines intakten Geschützes festgebunden, so daß auf diese Weise zwei Rohre befördert werden. Als Kaiser Wilhelm II., damals noch Prinz Wilhelm und Abteilungskommandeur beim 2. Garde-Feldartillerieregiment, seinem Großvater einst eine ganze Batterie vorführte, die von Pferden vorbeigezogen wurde, die nur mit Stall- und Fouragierleinen an die Geschütze gespannt waren, war der greise Herrscher über diese praktischen Uebungen sichtlich erfreut, die die Gewandtheit der Leute erhöhen und zugleich Nutzen für den Ernstfall bringen.



Die Venus von Arles
(Im Louvre zu Paris)

Arles

Das Altertum ragt in die Gegenwart mächtig herein, es bildet einen integrierenden Teil der Physiognomie der Stadt" — mächtig werden wir von der Vergangenheit angezogen, um so mehr, als die Gegenwart so sehr viel weniger bietet, aber nur in Bezug auf modernes Leben mit seinen Einrichtungen und Anhängseln.

Wer vermag sofort in dieser Stadt mit ihren engen Straßen, dem Mangel an eleganten Läden, ihrem spitzen Kieselpflaster und ihren 25000 Einwohnern den Platz zu erkennen, der einst mit der griechischen Seestadt Massilia erfolgreich in die Schranken trat, den Julius Cäsar zur Schiffswerfte machte, auf der er seine Seeschiffe zur Einschließung Massilias bauen ließ, den man einst wegen seiner glücklichen Lage pries, wo die Schätze des Orients, die Spezereien Arabiens, die Waren Assyriens, das Getreide Afrikas, Tiere und Waffen aus Spanien und Gallien zu Markte gebracht wurden? Wer wird ohne weiteres daran erinnert, daß einst über 100000 Einwohner innerhalb der Stadtmauern ihre Wohnstätten hatten, oder an die glänzenden Tage, die die Stadt unter Gallienus oder Constantius gesehen, und daran, daß wir uns innerhalb eines festen Platzes befinden, der ein Bollwerk der Römer gegen die germanischen Stämme war? Hier baute sich einst 306—330 Constantin der Große nahe dem Rhoneufer seinen Palast, der noch bis ins 13. Jahrhundert von den Gewalthabern der Stadt bewohnt wurde und auch jetzt in seinen Resten leicht kenntlich ist durch den halbrunden Ausbau mit dem eigenartigen Mauerwerk, bei dem zwei Reihen weißer Kalksteinquäderchen mit zwei Reihen Backsteinschichten der Höhe nach abwechseln. Oberhalb des Palastes baute derselbe Fürst eine steinerne Brücke nach der heutigen Vorstadt Trinquetaille, deren Widerlager auf dem rechten Ufer noch erkennbar sind. Unter Honorius war die Stadt Sitz eines Präfekten, 879 wurde sie zur Residenz des Königreiches Arelat erhoben, 1150—1251 bildete sie eine Republik, bis sie 1482 an Frankreich fiel und ihre frühere große Bedeutung verlor. Der Weg, der uns heute vom Bahnhof nach der „Place du Forum" bringt, wo unter Platanen noch einige Reste von alten Forumsgebäuden stehen und das gute Hotel Forum der Fräulein Michel seine gastlichen Pforten öffnet, ist gerade nicht sehr vertrauenerweckend.



Phot. Neurdein-Frères, Paris

Ansicht von Arles von Trinquetaille aus

Wir fahren durch enge Gäßchen, in denen der Hotelomnibus oft nur schwer seine Wendungen machen kann, aber wir werden dafür durch die Straßen und Anlagen an der „Promenade de la Lice“ und der „Avenue Victor Hugo“, durch den anstoßenden Stadtgarten und den Boulevard des Alyscamps, die alle abseits der Rhone liegen und mit schönen Platanen und Blumengärtchen besetzt sind, reichlich entschädigt. Das Straßenleben ist gerade kein bewegtes, kein großartiges Getriebe umgiebt uns. Dafür entschädigt uns aber das liebenswürdige, freundliche Wesen der Bevölkerung, und vor allem sprechen uns die durch ihre Schönheit berühmten Arlesierinnen in ihren reizenden Kostümen an. Wie sich die Sprache der Väter in ihrer Glanzzeit — das Provençalische — in reiner Form erhalten hat, so lebt heute noch bei den Frauen ein bestimmter körperlicher Typus fort, in dem manche altgriechische Züge erkennen wollen. Bald blond mit tiefblickenden blauen Augen, bald nur dunkle Haare mit dunkeln oder violblauen Augen, mit schönen vollen Brauen, gut geschnittenem Profil, nicht übermäßig groß und schlank, in reiferen Jahren eher etwas zum Embonpoint neigend, die niedlichen Häubchen mit Bandschleifen keck auf dem Hinterkopf tragend, mit Spitzentüchern den Oberkörper verhüllend, mit einem dunkeln



Kirchhof von Alyscamps



Phot. Neurdein-Frères, Paris

Römisches Theater

oder an Festtagen auch bunten Rock, der bis zum Knöchel reicht, die kleinen Füße in elegantem Schuhzeug zeigend, treten sie uns gegenüber — nicht herausfordernd, nicht ablehnend.

Doch zurück zur alten Stadt mit ihren Baudenkmälern — zum Amphitheater und dem Theater, den Hauptwahrzeichen des alten Römertums. Ersteres ist nicht so gut erhalten wie das im benachbarten Nimes, auch nicht so groß wie das aus der Zeit des Gallienus stammende in Verona, aber dafür schöner in den Einzelformen und vorzüglich in der technischen Ausführung. Ein Bau aus dem ersten und zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, steht es, aus weißem Kalkstein gefügt, da; elliptisch in der Grundform bei Achsenlängen von 136 zu 107 Metern, zwei Stockwerke hoch, die Außenmauern von 60 Rundbogenöffnungen durchbrochen und im Erdgeschoß von viereckigen Pfeilern, im Obergeschoß durch korinthische Halbsäulen gegliedert. Das abschließende Hauptgesimse mit der Attika ist in der Zeit verschwunden; dafür sind über den Eingängen im achten Jahrhundert Türme aufgebaut worden, von denen noch drei stehen. Im Innern siedelte sich später armes Volk an, dessen Wohnstätten aber in der Zeit von 1825 bis 1830 wieder aus dem Baue entfernt wurden. 26000 Zuschauer faßte einst der Bau, etwas mehr als die gesamte heutige Bevölkerung der Stadt.



Arena

Haben wir der technischen Ausführung schon Lob gespendet, so überrascht uns weiter die vollständig massive Durchführung des Baues aus Quadersteinen. Mörtellos, mit feinstem Fugenschluß sind sie aufeinander getürmt und in gewaltigen Stücken bis zu 4,72 Metern Länge bei entsprechender Höhe und Breite. Vollständig abweichend in der Konstruktion sind die äußersten Umgänge von denen verwandter Bauten auf italienischem Boden. Sie sind im Erdgeschoß nicht überwölbt, sondern mit horizontal lagernden Platten von 45 Centimetern Dicke und 3,24 Metern freier Länge gedeckt, die auf den mit Pilastern gegliederten Pfeilern ruhen und so ein viel reicheres und feineres Architekturbild abgeben als bei den Anordnungen von Tonnengewölben. Im Obergeschoß ist eine ganz eigenartige Lösung der Ueberdeckung zur Ausführung gebracht, indem dort, den 3,70 Meter weiten äußern Rundbogenöffnungen entsprechend, trichterförmige Tonnengewölbe angeordnet sind, die auf beinahe 5 Meter langen Architraven ruhen und von den Außenpfeilern nach den inneren Wandpfeilern freitragend gespannt sind. Zwischen den beiden genannten Architraven sind wieder Tonnengewölbe eingespannt, deren Längsachse mit der Umfassungswand des Baues parallel läuft. Die Gewölbe selbst sind aus Platten konstruiert, gleichwie am Amphitheater in Nimes, Ringe ohne Verband bildend, wie am Pont du Gard und an der alten Brücke von Avignon. Technisch alles höchst interessant und beachtenswert für Kenner und Laien. Von gleich hohem Interesse ist die noch gut erhaltene Ableitung der Tagwasser am Bau, die mit großer Ueberlegung und Sachkenntnis ausgeführt ist. Die senkrechten Abwasserkanäle, im Innern der Steinpfeiler ausgespart, und ihre Endigungen in Sammelbassins mit Abwasser nach den größeren Kanälen sind noch vorhanden. Trefflich erhalten sind auch noch die unterirdischen Behälter, die in zwei Reihen die Arena umziehen, und von denen aus acht niedrigen Oeffnungen die Tiere den Gladiatoren entgegengeschickt wurden, die selbst dort wieder abschließbare Gelasse hatten.

Das in unmittelbarer Nähe befindliche Theater ist zur Zeit des Augustus begonnen, aber erst im dritten Jahrhundert vollendet worden. Es hat die Größe des nahe gelegenen Theaters in Orange, ist aber nicht wie jenes nach griechischer Sitte an den Bergabhang gelehnt. Auch ist die

Unterlage der Sitze nicht aus diesem herausgemeißelt. Es ist vielmehr ein echt römischer Freibau mit reicher Außenarchitektur, von der noch einige Bogen erhalten sind. Ganz eigenartig sind dabei die Gesimse über den Eingängen zur Orchestra, wo die Architrave einen Triglyphenfries mit abwechselnden Stierköpfen und Rosetten tragen, der darüber liegende Fries reiches verschlungenes Rankenornament mit Putten, Vögeln, Panthern u. dergl. enthält. Von der Scene stehen noch zwei korinthische Säulen aus afrikanischem Breccienmarmor mit einem Architravstück darüber. Von den Sitzreihen sind wenigstens die untersten noch erhalten. Im Theater wurde auch die im Louvre befindliche hochberühmte Venus von Arles (1651, s. die Abb.) gefunden, und noch im fünften Jahrhundert wurde hier gespielt, wobei der Reiz schlüpfriger Scenen aus dem Mythenkreis der Frau Venus und des Bacchos die christliche Bevölkerung häufiger auf die steinernen Sitzreihen des Theaters lockte als in die weiten Hallen ihrer Kirchen.

Welches Arbeitermaterial an Zahl und Qualität war für diese Bauten nötig, und welche Vorrichtungen, um Steine von 5 Kubikmetern und mehr aus den Brüchen herbeizuschaffen, am Bau zu heben und zu versetzen, besonders wo es sich um Massen von 50 000 Kubikmetern und mehr handelte! Und dabei diese vollendete Technik, die sich getrost mit jener an den Perikleischen Bauten entwickelten messen kann. Welche Genauigkeit in der Fügung, welche Vollendung im Steinschnitt! Beschämt stehen wir heute vor solchen Leistungen der Baukunst und des Handwerkes.



Phot. Neurdein-Frères, Paris

Kreuzgang des Klosters St. Trophime

Aber auch diese Riesenbauten zerfielen, zu Falle gebracht durch die Vergänglichkeit des Materials, dann durch Aenderungen der Religionen, Sitten und Gewohnheiten, mehr aber noch durch Menschenhände, durch Versündigungen roher oder verbildeter Massen. In der Erhaltung, nicht Verhunzung, und Dienstbarmachung der Werke unsrer Väter zu andern Zwecken können wir von den heutigen Franzosen immerhin noch manches lernen. Jedenfalls finden wir bei ihnen verhältnismäßig wenig verfälschte Altertümer, die Studium und Wertschätzung irreführen.

„Morituri te salutant“, hören wir in der Arena die Gladiatoren rufen; von friedlicher römischer Begräbnisstätte, den Campi Elysei, grüßen uns die Geister der Verstorbenen und Gefallenen. In den Alyscamps oder Champs Elysées ist uns diese erhalten, sie bietet aber ein Bild des Verfalles und der Zerstörung, das uns ernst stimmt. Eine Pappelallee führt von der Fahrstraße zwischen den in Reihen aufgestellten, geplünderten antiken Sarkophagen hindurch nach der halb in Ruinen liegenden frühmittelalterlichen Kirche St. Honorat mit ihrem unvollendeten achteckigen Turme und ihrem geheimnisvollen, seltsamen Innern, das vier ungleich dicke gemauerte Säulen zeigt, von denen zwei einen Durchmesser von 3,10 Metern haben; auf unmotiviert aus ihnen heraustretenden Spitzbogen tragen sie eine achteckige Kuppel. „Allée des tombeaux“ wird heute der Weg mit den Sarkophagen genannt, die, meist einfach aus Steinen gemeißelt, mit dem Christuszeichen, mit Kreuzen, Kerbschnittornamenten u. dgl. geschmückt sind. Auch Bleisärge finden sich



Arlesierin

hier vor, die inden kirchlichen Seitengemächern aufbewahrt werden.

Als Begräbnisstätte war der Ort, den auch Dante im Inferno erwähnt, besonders im Mittelalter berühmt, da Leichen aus fernen Landesteilen hierher verbracht wurden, um in heiliger, geweihter Erde zu ruhen.

Dem heiligen Trophime, der diese Stätte zum christlichen Kirchhof weihte, ist aber auch die alte Kathedrale mit ihrem überreichen, schönen, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Hauptportal nach der Place de la République geweiht. Sechs zum Teil auf Löwen ruhende Säulen tragen einen reichen Figurenfries, über dem sich Rundbogen wölben, die einen Giebel tragen. Im Giebelfeld thront Christus als Weltrichter mit den Symbolen der vier Evangelisten. Das düstere dreischiffige Innere birgt einige Bilder und hat als besten Schmuck an den Wänden der Seitenschiffe elf alte Teppiche. Das Bedeutendste aber in architektonischer Beziehung ist und bleibt der Kreuzgang in seiner aus verschiedenen Bauperioden stammenden Ausbildung. Die Nordseite trägt das Gepräge des 12. Jahrhunderts, die Ostseite ist romanisch und wird in das Jahr 1221 gesetzt, die Westseite wurde um 1380 gebaut und die Südseite in gotischem Stile ums Jahr 1505. Die gekuppelten Säulchen sind mit überreichen phantastischen Kapitellen geschmückt und mit Architraven überlegt, auf denen die schön gegliederten Rundbogen ruhen. Mit reichem Figurenschmuck sind die Eck- und Zwischenpfeiler bedacht, im Stile der Zeit unbeholfen und roh von der Antike zehrend. Die Hallen sind mit glatten aus Quadern konstruierten Tonnengewölben überspannt, die durch Rippen geteilt sind.

Ein Bild stiller, poesievoller Abgeschiedenheit, das das Ungemach der Welt vergessen macht, lassen wir zurück und treten hinaus auf den Platz mit dem in Renaissanceformen erbauten Stadthaus, um hier nochmals durch den 15 Meter hohen Granitobelisken auf einem Brunnengestell an das Römervolk erinnert zu werden und noch mehr in dem am gleichen Platze stehenden Musée antique lapidaire, das, in der einstigen St. Annenkirche untergebracht, reich an Funden aus Arles und seiner Umgebung ist und auch die künstlerisch wertvollen Sarkophage aus den Alyscamps aufzuweisen hat. Neben verschiedenem Architekturdetail, das beinahe durchweg einen guten Stil verrät, ist es vor allen Dingen der sogenannte „Kopf der Livia“, der unsre Aufmerksamkeit fesselt. Er ist ein Bildwerk schönster Art aus poliertem weißen Marmor, bei dem das Fleisch wunderbar lebendig modelliert ist, wie es nur ein antiker Künstler verstand.

Nicht übergehen dürfen wir zum Schluß das „Museon Arelaten“, das durch den Feliber F. Mistral für provençalische Volkskunde ins Leben gerufen wurde und Hausaltertümer, Geräte, Münzen, Trachten u. dgl. enthält. Ansprechend sind zwei lebensgroße Trachtengruppen: die Beglückwünschung einer Wöchnerin und ein Weihnachtsmahl in der Camargue. Der Wöchnerin werden als Angebinde Salz, Brot, ein Ei und ein Streichholz von den Verwandten gegeben:



Phot. Neurdein-Frères, Paris — Musée lapidaire — Stadthaus — Römischer Obelisk — St. Trophime

Place de la République



Arena

Sagé coume la sau,
Bon coume lou pau,
Plen coume un iou,
Drè coume un brouquetto.

(So rein wie Salz, So gesund wie Brot, So voll wie ein Ei, So gerade wie ein Streichholz.)

Mit diesem Wunsche für die jungen Arlesierinnen und Arlesier scheiden wir von der ebenso guten als historisch interessanten und an Denkmälern reichen Stadt, deren Gastfreundschaft wir so gerne genossen.

Gleicht das heutige Bild der Stadt von Trinquetaille aus gesehen dem alten, das wir uns im Geiste von dem aus der Zeit Cäsars oder des Constantius machen, und wie verhält es sich zu dem ehemals unterlegenen, jetzt so herrlich emporblühenden Marseille? Die Rollen sind vertauscht, das ist der Lauf der Welt!

Dr. Josef Durm

Mein Lied

Wenn ich aus tiefster Seele singe,
Mich lockt nicht eitlen Ruhmes Glanz,
Mich lockt es nicht, daß ich erringe
Der Nachwelt welken Lorbeerkranz.

Ich mag den Namen nicht vererben
Der Zukunft blindem Zufallsspiel:
Er mag dereinstens mit mir sterben,
Wenn ich erreicht mein letztes Ziel.

Doch wenn von meinen Liedern allen
Nur eines wär' von Gott geweiht,
In meinem Volke nachzuhallen, —
O selige Unsterblichkeit!

Vielleicht, daß es die Mutter sänge,
Ihr Kind im Arm, mit leisem Mund,
Daß es zum Takt der Sense klänge
Im Abendlicht vom Wiesengrund.

Und wenn der Mann zur Hütte kehrte,
Der Knab', wenn er vom Hause schied,
Der Greis es seinen Enkel lehrte, —
In aller Herzen wär' mein Lied!

Und käm' es dann zu meinem Grabe
Mit leisem Klang dahergeweht, —
Ach, was ich auch gelitten habe,
Ich hätte nicht umsonst gelebt.

Aug. H. Plinke

Geistige Ansteckung

Von

Theo Seelmann

So etwas steckt förmlich an!" Wer hätte nicht selbst schon gelegentlich diese Worte gebraucht, wenn er sah, wie das eine oder andre Vorkommnis plötzlich hier und da ganz ähnliche Erscheinungen nach sich zog, wie eine aufzuckende Erregung mit einem Schlage große, breite Massen ergriff und durchflutete? Und dieses „so etwas" hat keineswegs einen beschränkten Ausdehnungskreis. Im Gegenteil. Die geistige Ansteckung geht von den mannigfachsten Anlässen aus und zieht ihre Fäden durch die verschiedensten Gebiete, nur daß wir uns ihrer das eine Mal mehr, das andre Mal weniger bewußt werden. Auch für die geistige Ansteckung ist zwar die Empfänglichkeit nicht überall gleichmäßig stark, aber dieser oder jener der unzählig wechselnden Formen, in denen sie aufzutreten vermag, entzieht sich völlig wohl niemand.

Fast auf jedem Blatt der Geschichte findet sich die Mitwirkung der geistigen Ansteckung vor. Der Cäsarenwahnsinn der römischen Herrscher, die Selbstaufopferungen während der Christenverfolgungen, die Vorstöße der germanischen Völker in das römische Weltreich, die Eroberungszüge der abendländischen Ritterschaft nach Palästina, bei ihnen allen hat die geistige Ansteckung bedeutsam mitgespielt. „Gott will es!" rief Peter von Amiens auf dem Konzil in Clermont aus, und „Gott will es!" antwortete ihm die tausendköpfige Versammlung wie aus einem Munde. „Gott will es!" war das entflammende Feldgeschrei der ersten Kreuzfahrer. Und wie die Großen, so die Kleinen. Kaum ein überzeugenderes Beispiel giebt es in der Geschichte als den Kinderkreuzzug vom Jahre 1212. Hier wirkte die geistige Ansteckung in vollster Reinheit. Denn was den eisengepanzerten Ritterscharen nicht gelungen war, konnte unmöglich den wehrlosen Kindern gelingen. Die Geißlerfahrten im 14., die Tanzwut im 14. und 15. Jahrhundert, sie konnten ihre große Ausbreitung nur erlangen durch die Mithilfe der geistigen Ansteckung.

Gerade diese letzteren Vorgänge erscheinen uns heute ganz unbegreiflich. Und doch fehlen damit verwandte Erscheinungen auch der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart nicht vollständig. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts brach in Norwegen die sogenannte Predigerepidemie aus, die sich in kurzem über eine große Reihe von Ortschaften erstreckte. Männer, Frauen und Kinder wurden von Zuckungen und krampfartigen Bewegungen befallen und von dem unwiderstehlichen Drang ergriffen, stundenlang zu predigen. Der bloße Anblick einer predigenden Gruppe genügte, um die Zuschauer zu dem gleichen Gebaren hinzureißen. Unter verschiedenen religiösen Sekten Nordamerikas taucht von Zeit zu Zeit eine wahre Selbstkasteiungswut auf, bei der es zu Geißelungen der härtesten Art kommt. Ganz ähnliche Erscheinungen sind in jüngster Zeit bei den in Kanada angesiedelten russischen Duchoborzen zu Tage getreten, von denen plötzlich Tausende ihre Niederlassungen verließen und unter den größten Selbstkasteiungen in religiöser Verzückung umherschweiften, um „Jesum zu suchen". Anklänge an die Tanzwut, die weniger ein Tanzen als ein Zittern und krampfhaftes Hüpfen war, werden immer von neuem beobachtet. Besonders treten derartige Anfälle bei Kindern auf. Ein solcher Fall ereignete sich Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in einer Dorfschule bei Liegnitz. Zuerst fing eine zehnjährige Schülerin ohne erkennbaren Grund mit der rechten Hand, dann mit der gesamten Körpermuskulatur zu zittern an. Nach einer halben Stunde verschwand dieser Zustand wieder. Am nächsten Tage zeigte sich das Zittern schon bei mehreren Schülerinnen, und zwar waren es nicht die nächsten Nachbarinnen des ersten Mädchens, sondern Kinder, die mehrere Bänke voneinander getrennt saßen. Von jetzt an wiederholten sich die Anfälle täglich und nahmen außerdem an Dauer zu. Eines Tages gesellten sich bei einem der Mädchen zu dem Zittern Krampfanfälle, so daß es unter die Bank stürzte. Das war das Signal, daß binnen kurzem auch bei einigen zwanzig andern Schülerinnen Krampfanfälle auftraten. Diese vermehrten sich dann noch weiterhin, so daß schließlich 38 Mädchen davon ergriffen wurden. Dann begannen die Sommerferien. In ihnen verloren sich die Anfälle, obgleich eine ärztliche Behandlung nicht stattfand. Die bloße Trennung der Kinder voneinander unterband die Fortdauer der geistigen Ansteckung. Denn um diese allein handelte es sich, da die Uebertragung eines Krankheitsstoffes durchaus ausgeschlossen war. Wie schon angedeutet, kommen derartige Krampfepidemien unter Kindern häufiger vor. Neuerdings erst wieder stellten sich in einer Ortschaft bei Papenburg in Hannover bei mehr als zwanzig Kindern während des Schulbesuches krankhafte Zuckungen ein, deren Entstehung ausschließlich auf geistige Ansteckung zurückzuführen war.

Ebenso leicht empfänglich wie Kinder sind die Frauen. Vor einigen Jahren erkrankte auf einem Gute in der Provinz Sachsen eine der aus Westpreußen stammenden Arbeiterinnen an Krämpfen. Wenige Tage darauf brachen bei zwei weiteren Arbeiterinnen, die den Anfällen beigewohnt hatten, ebenfalls Krämpfe aus. Wieder mehrere Tage später befielen noch weitere sechs Arbeiterinnen Krämpfe, die mit den ersteren in einem gemeinsamen Raume schliefen. Alle zusammen vollführten mit den Füßen Trittbewegungen, schlugen mit den Händen um sich, ohne Rücksicht darauf, ob sie eine Nachbarin oder die Wand trafen, bogen den Kopf und Oberkörper nach hinten und schleuderten den ganzen Körper mit einer solchen Kraft empor, daß sie aus der kauernden Stellung in die Höhe und zehn bis zwölf Fuß weit durch das Zimmer geschnellt wurden. Im Anschluß daran drehten sich und tanzten die Mädchen. Mitunter fing eine der Arbeiterinnen an zu lachen, und sofort lachten alle andern in so anhaltender Weise mit, daß sie sich

kaum wieder beruhigen konnten. Allmählich gingen dann die Anfälle wieder zurück, worauf die Mädchen ihre Arbeiten wie früher verrichteten.

Das, was man den Zug der Zeit nennt, ist ebenfalls zum guten Teil eine Folge geistiger Ansteckung. Die Rührseligkeit der Werther-Periode, in der man bei allen möglichen Gemütsstimmungen Thränen über Thränen vergoß, die Ausbreitung revolutionärer Ideen von Frankreich aus, der Spiritismus, die wechselnden Strömungen in Litteratur und Kunst, sie zeigen, wie die zündenden Funken, die von diesen oder jenen Punkten auffliegen, allenthalben Nahrung finden und ein Lauffeuer anfachen, das zeitweilig zu wirbelnden Lohen aufzuschießen vermag. Selbst krankhafte Vorstellungen prägen sich unter Umständen durch das Beispiel dem Geiste auf das tiefste ein. Das ständige Beisammensein mit Geisteskranken kann bei den Pflegern und Angehörigen die entsprechenden geistigen Störungen hervorrufen. In dieser Hinsicht geradezu berühmt geworden ist die französische Bauernfamilie Lochin, die aus Vater und Mutter und je zwei erwachsenen Söhnen und Töchtern bestand. Zunächst erkrankte die älteste Tochter an dem Wahn, verzaubert zu sein. Ihre Eltern und Geschwister pflegten sie und nahmen dabei langsam die Wahnideen der Kranken in sich auf, so daß eines Tages die ganze Familie glaubte, behext zu sein. Jetzt traten bei der ältesten Tochter Gehörs- und Gesichtstäuschungen auf, und sofort machten auch die übrigen Familienmitglieder dieselben irrtümlichen Wahrnehmungen. Alle hielten sich für vergiftet und besessen, wurden von Schwefelgeruch und Schnüren und Drücken an der Kehle gepeinigt, sahen den Teufel und zerrissen ihre Kleider. Schließlich übten sie Gewaltthätigkeiten gegen ihre Nachbarn, die ihnen angeblich üble Gerüche anbliesen. Es machte sich daher ihre Aufnahme in eine Heilanstalt nötig, aus der sie nach einiger Zeit als geheilt entlassen werden konnten. Zwei Jahre hindurch verhielt sich die Familie ruhig. Plötzlich wurde die Mutter ängstlich erregt. Etwas später erkrankte der älteste Sohn an denselben Erscheinungen, und in kurzem war wieder die ganze Familie geistesgestört, litt an lebhaftem Verfolgungswahnsinn und Sinnestäuschungen und wähnte sich vom Teufel besessen. Abermals in eine Heilanstalt aufgenommen, genasen alle bis auf die Mutter.

Einen fruchtbaren Boden für die Entwicklung der geistigen Ansteckung bieten die moralisch schwachen und krankhaft veranlagten Charaktere. Attentate, vielbesprochene Raubmordanfälle, aufsehenerregende Brandstiftungen erwecken oftmals den Widerhall gleicher Unthaten. Als Jack, der Aufschlitzer, im Londoner Osten sein Wesen trieb, tauchten ähnliche Unholde auch an andern Orten auf. Auch bei den Selbstmorden spricht geistige Ansteckung häufig mit. Fast in einer jeden größeren Stadt existieren Punkte, an denen Lebensmüde mit Vorliebe Hand an sich legen. Zahlreiche Beobachtungen stimmen darin überein, daß in einzelnen Familien eine wahre Selbstmordmanie herrscht, ja bisweilen läßt sich der Selbstmordtrieb durch eine Reihe von Generationen verfolgen.

Wir sind alle Kinder unsrer Zeit und Teile eines gemeinsamen Ganzen. Unmerkbar breitet auch über uns der Zeitgeist seine Fittiche, und die Schwingungen, die das Ganze durchbeben, pflanzen sich fort bis in unsre innerste Gedankenwelt. Das, was uns als unsre eigenste Schöpfung erscheint, ist oftmals nichts andres als der Nachhall eines Klanges, der aus der Ferne in unser Denken und Empfinden leise hinüberglitt. Wie sagt doch Goethe in der Walpurgisnacht des „Faust“? „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.“

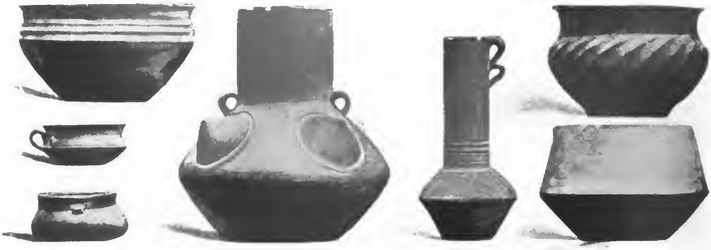
Bürgeler Kunsttöpfereien

Von

Else Franken

Von hohem kulturgeschichtlichen Interesse war Forschern wie Laien von jeher die Geschichte der Handwerke. Aus dem unmittelbaren Bedürfnisse des täglichen Lebens herausgewachsen und mit der Gesamtgeschichte der Völker oder auch nur einer engeren Landschaft eng verknüpft, entfalten sie sich und gelangen zu hoher Blüte, um in Not- und Schreckensjahren wieder auf ein kümmerliches Niveau herabzusinken, teilweise auch ganz zu verschwinden.

Vielleicht tritt das bei keiner Hantierung so auffällig zu Tage als bei der Töpferei. Wo die Töpfer gedeihen sollen, muß die Natur ihnen den Boden bereitet, den bildsamen Thon, mancherlei mineralische Schätze, Quarz, Kieselerde u. a., für sie geschaffen haben. Wo diese günstigen Bedingungen sich finden, da dreht der Töpfer seine Scheibe, wie er sie schon Jahrtausende vor unsrer Zeitrechnung in Aegypten, später in allen antiken Kulturländern gedreht hat. Auch das Grundieren mit pflanzlichen und mineralischen Farbstoffen, das Ausmalen, Aetzen oder Einritzen meist geometrischer oder streng stilisierter Pflanzen- und Tierornamente ist uralt. Viel später erst traten bildliche Darstellungen hinzu, Motive, dem Götterkult, dem häuslichen oder gewerblichen Leben entnommen. Und wieder sind es Wandfliesen und Vasenbilder, die schon zu Zeiten, aus denen kein litterarisches Dokument erhalten ist, den Töpfer als Dreher, Former, Maler zeigen — viel später erst am Brennofen, da ursprünglich die Geräte nur gefirnißt und an der Luft getrocknet wurden. Zu ungeahnter Größe entwickelte sich die Töpferkunst in der Blütezeit der italienischen Renaissance. Die della Robbia, besonders der alte Luca, hatten die Welt gesehen, die maurischen Vorbilder in der Alhambra, weiße und goldne Glasuren auf Hartmischungen in Oefen von bis dahin unerreichter Brennkraft in Fluß gebracht. Nun suchte der alte Luca jene Mischungen zu erproben, die ihn in Spanien entzückt hatten. Bleioxyd, Zinn, Antimonium, fast alle jene mineralisch-metallischen Schmelzen, mit denen das heutige Kunstgewerbe arbeitet, sind Erprobungen jener Zeit — nur daß



Nachbildungen von Gefässen aus der Bronze- und Hallstattzeit

sie zum Teil wieder verloren gingen und bald hier bald da neu entdeckt werden mußten.

Diese della Robbia stellen vielleicht am klarsten dar, was heutiges Kunstgewerbe neu anstrebt: daß der Künstler nicht nur die Kunst, sondern zugleich das Metier, die Stoffbehandlung genau verstehe, weil nur aus dem Verständnis der Materialien und Techniken die Grenzen sich ergeben, die dem Ideengehalte jeder Kunstübung gesetzt sind. Indem diese großen Italiener den Stoff, dessen sie sich bedienten, umwandelten, aus dem einfachen Töpferscherben, wie er dem Hausbedarf und dem Schmuckbedürfnis der Bescheidenen entsprach, eine Masse gestalteten, die Majolika, die durch ihre Festigkeit sich auch zu Architekturteilen, Nischen, Sopraporten, Wandfüllungen eignete, schufen sie eine neue Kunstgattung. Weil die Majolika den großen und mehrfachen Brand ertrug, bei dem der Töpferscherben zu Grunde gehen würde, so durfte der Pinsel individueller arbeiten, durften die Farben malermäßig gehandhabt werden, konnte das Dargestellte vom bloßen Ornament zum selbständigen Bilde sich wandeln.

Fast möchte es scheinen, als seien die Jünger der keramischen Kunst ebenso leidenschaftliche Experimentatoren gewesen als etwa die Alchimisten der „tabula smaragdina", der Goldmacherkunst.

Bernard Palissy, jener schon zum Tode verurteilte Hugenotte, dessen heute in allen Sammlungen hochgeschätzte Poterien der König Karl IX. so bewunderte, daß er ihm das Leben schenkte, war schon von seiner Familie des Wahnsinns bezichtigt gewesen. Sechzehn Jahre hindurch hatte er mit den Seinen gehungert, den letzten Pfahl des Gartenzauns, die letzte Dachschindel in seine gefräßigen, immer noch zu primitiven Oefen gesteckt. Endlich, zum Skelett abgemagert, in Lumpen hinsiechend, erzielte er den großen Brand, unter dem sich die Krüge und Schüsseln mit der dichten, starken, metallisch



Arbeiter an den Drehscheiben und beim Zusammensetzen einzelner Teile

schimmernden Glasur bedeckten, die allein gestattete, mit zarten Pinseln und fast unerhört reicher Farbenskala jene bezaubernden Ornamente zu malen, mit denen Palissy, der große Beobachter der Natur, seine Geräte überschüttete.

Aber Palissy starb in der Bastille als Märtyrer seines Glaubens und nahm seine Kunstgeheimnisse mit ins Grab. So mußten viel später immer wieder, in Meißen durch Böttger, in England durch den genialen Wedgwood, in Holland durch den Delfter Meister de Keyzer, der sich an chinesische Vorbilder hielt, in Ungarn und Böhmen die gleichen oder ähnliche Versuche und Entdeckungen gemacht werden.

Nun ist Bürgel in Thüringen noch heute eine kleine Landstadt, der die Eisenbahn in weitem Bogen ausweicht. Keines Medicäers Gunst hat ihr gestrahlt, aber weil um Bürgel herum die Thonlager und Zementbrüche reichhaltig sind, erbt die alte Handwerkstradition seit Jahrhunderten von Vater auf Sohn fort. „Ueberflieger“ sind die Thüringer nicht; beweglich wohl, auch zähe und genügsam. Nach den Darstellungen thüringischer Stammesgeschichte hatte sich viel Hunnenvolk an den Ufern der Saale niedergelassen, und die große Reisestraße der Geistlichkeit und des Handels führte mitten durch diese hügeligen Waldplateaus, zwischen denen die Kornbreite beengt und auf deren vielfach rauhen Höhen die Ernten karg und spärlich waren. Solche Stammesart ist zwar nicht kühn im Finden, wohl aber klug im Benutzen. Da kam es ihnen denn in allen ihren Hantierungen zu gute, daß die Handerer mit ihren Frachtwagen der Nürnberger und Augsburger Handwerksmeister, mit ihrer schon so viel älteren und feineren Kunstkultur, nur bis über den Rennsteig kamen und ihre hochgeschätzten Fabrikate fränkischen und sächsischen Spediteuren zum Weiterführen übergaben. Da zerschellte mancher Landsknechtskrug und manche prächtige Ofenkachel, wie wir sie heute im Germanischen Museum zu Nürnberg bewundern, und der Bruch kam gelegentlich auch in die richtigen Hände. So hob sich die Töpferei und wandelte das schlechthin bäuerliche Küchengerät — das seine primitiven Zierate aus Fleckchen und Schlängellinien zusammensetzt, ärmlicher oft an Ideen und Bildervorstellungen als die Töpfereien noch gänzlich kulturroher, wilder Völkerschaften — in das mehr kunstmäßig hergestellte Schmuck- und Prunkgerät.

Als das 1867 gegründete, erst nur Gewerbe-, später Kunstgewerbemuseum in Berlin in sein jetziges stolzes Heim einzog, wurde eine stattliche Vitrine voll Bürgeler Vasen und Krüge viel beachtet: reine Formen, damals überwiegend antiken, zum Teil etruskischen Modellen nachgebildet, tief- und warmtönige Glasuren fielen angenehm auf. Das Ornament litt vielfach unter dem — heute kaum mehr begreiflichen — Tiefstand des damaligen Geschmacks. Klotzig und ganz naturalistisch in prätentiösem Hochrelief gebildete Blumenstücke bedeckten die größeren Flächen; es hatten sich eben, wie damals bei so vielen kunstgewerblichen Leistungen, die Grenzen verschoben, die die Materialbeschaffenheit dem ästhetisch geschulten Sinne setzt. Heute scheint



Glasieren der rohen Thongefässe

die Bürgeler Keramik auf vorzüglichem Wege, sie schaut über ihre engen Heimatgrenzen hinaus und hat sich künstlerische Anregungen geholt, ohne darüber ihre Metiergrenzen verloren zu haben.

Verblüffend einfach sieht sich die Herstellung dieser fast ganz aus Handbetrieb kommenden Geräte an, wie sie uns in der größten der dortigen Fabriken durch den Besitzer Herrn Franz Eberstein und seine kundige Gattin in allen Stadien gezeigt wurde. Ein säuberliches Metier! Wer etwa gerade aus den sausenden und dröhnenden Maschinenhallen einer großen Industrieausstellung käme, den wehte es dort an wie eitel Kirchenluft. Nur ein kleines Maschinenhäuschen, in dem die Brocken zum feingelben Steinmehl gemahlen und zuletzt die kleinen Unebenheiten

an den fertigen Stücken abgeschliffen werden. Das Steinpulver kommt dann in Wasserbottiche, wird gesiebt, geknetet, getreten, bis es jene dem Roggenbrotteig frappant gleichende Masse bildet, die nun in kaltfeuchtem Raume ihrer Verarbeitung harrt.

Es kann nichts Lustigeres geben, als zu beobachten, wie sich unter den geschickten Händen auf der rotierenden Drehscheibe, bei wenigen Griffen und mit den allerprimitivsten Hilfsinstrumenten — kleinen Schwämmchen an Eisendrahtgriffen, kleinen Stäbchen oder Stempelförmchen — in wenigen Minuten die schöne, oft komplizierte Grundform einer Vase, eines Kruges erhebt. Helles Licht fällt in die großen, staublosen Arbeitsräume, in denen nur Leute mit feinerem Kunstsinn gebraucht werden können. Es muß ihnen oft ein flüchtig gezeichneter oder in Papier ausgeschnittener Umriß, eine einfache Profillinie genügen, um neue Formen danach zu drehen. Nur wo für den Handel Massenbestellungen erfolgen oder ganz kapriziöse Modelle vorliegen, werden besondere Gipsformen gegossen. Ein Tag genügt, um die biegsam weichen, nun schon mit Buckeln, Henkeln, Kränzen, Reliefierungen ausgestatteten Gefäße oder die mit Durchbruchmustern geschmückten Pflanzenkübel in Heißluftkammern erhärten zu lassen.

Die Glasurmasse ist dünnflüssig, teils farblos, teils mit jenen so schwer gefundenen Lösungen, mit Zusätzen von Zinn, Blei, Borax, Antimon versetzt. Der jaspisblaue Grund wird durch Kobaltoxyd, der grüne durch Chromoxyd gewonnen. Die Fabrik verfügt über eine fast unbegrenzte Farbenskala. Sie arbeitet nach allen nur in ihr Fach schlagenden Mustern und bekommt daher viele Aufträge von Sammlern und kunstgewerblichen Lehranstalten.

So entstehen auch, durch mehrfachen Glasurauftrag, die jetzt so beliebten Ueberfangglasuren, bei denen es scheint, als quölle Schnee oder rosiger Schaum über das dunkeltönige Gefäß, eine in Paris und Brüssel ziemlich gleichzeitig aufgetauchte, vermutlich bald vorübergehende Modelaune.

In jüngster Zeit ist das Institut in eine ganz neue Phase getreten, die vermutlich höchst belebend und bedeutungsvoll für Unterricht und Kunstverständnis werden wird. Es handelt sich um die absolut getreuen Nachbildungen archäologischer Funde, unter dem Rat und Einfluß eines jüngeren Gelehrten, Dr. Gustav Eichhorn in Jena. Die wissenschaftliche Welt hat heute die Tendenz, sich in früher nie geahnter Weise auch den Ungelehrten zuzuwenden. Fortbildungsschulen, Hochschulkurse, die Vorträge von Dozenten, die ganze Gastreisen absolvieren und für die es eigne Agenten giebt — fast schon so wie für die Künstler der Bretter und Brettel —, sie alle tragen ein großes Quantum von Wissensstoff in weite Kreise. Zudem sind auch bei uns allerorten Ausgrabungen vorgenommen worden, wo man nur hoffen durfte, auf die, wenn auch morschen und modernden Spuren einstigen Lebens und Blühens zu stoßen. Sachsen und Thüringen sind reich an ur- und frühgeschichtlichen Funden, und das Provinzialmuseum in Halle besitzt besonders reichhaltige und zuverlässig geordnete Sammlungen.



Einsetzen der Gefässe in Muffeln

In der Eversteinschen Fabrik werden diese Urnen, Schalen und Krüge peinlich genau mit allen Zufallsverletzungen und Farbentönungen nachgebildet und nur fester gebrannt als die gar zu porösen und leicht verletzbaren Originalgefäße. Sie werden für Lehrzwecke und Sammlungen gleich in den von Gelehrten festgestellten Gruppen oder Serien aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit geordnet. Andre Serien umfassen Geräte, bei denen römische Einflüsse aus der Kaiserzeit oder hunnische aus der Völkerwanderung maßgebend gewesen sind; was wir auf Seite 256 zur Ansicht bringen, ist eine Serie trefflich gelungener Nachbildungen von Gefäßen aus der Bronze- und Hallstattzeit.

Ebenso glücklich sind die antik-griechischen Gefäße nach den Schliemannschen Funden reproduziert. Sie haben, überdeckt mit der antiken grünen Patina, genau das Aussehen mattschwarzen Eisens. Hätten sie nicht im Innern die braune Thonglasur, so würden sie täuschend als Metall wirken. Nun wissen wir ja, daß dieser feine grüne Edelrost auf



Bürgeler Thonwaren

modernen Bronzen durch mehrwöchentliche Behandlung mit Schärfen — Essig, Kleesalz, Salmiak und Kohlensäure — erreicht wird, da aber handelt es sich um wirkliche chemische Veränderungen auf der Metalloberfläche. Ueber Methode und Substanzen, die auf dem Thon diesen Oxydationseffekt vortäuschen, beobachtet die Fabrik Schweigen, so freundlich und eingehend auch alles andre sonst gezeigt wird.

Für Vorträge über mannigfache Kapitel der Archäologie, speziell der Keramik, dienten bisher die abstrakten, körperlosen Wandtafeln. Nicht nur sie, sondern auch Sammlungen, Lehrmittelausstellungen, der Zeichen- und Modellierunterricht werden aus diesen Reproduktionen großen Nutzen ziehen. Für sie kann auch gar nicht das „neue“, d. h. neu ins Publikum gedrungene Kunstgesetz von Belang sein, daß ein Kunstgegenstand keinen andern Stoff vortäuschen solle, keinen Stoff, aus dem er gar nicht bestehe; denn diese Nachbildungen wollen in erster Linie nicht Kunstwerke mit Selbstzweck, sondern eben Demonstrationsmaterial im Dienste einer Lehre sein.



Bürgeler Thonwaren

Das neue Nationalmuseum zu München

(Siehe die Abbildung Seite 232 und 233)

Zu den prachtvollsten Monumentalbauten, die Neu-München unter dem Prinzregenten Luitpold erhalten hat, gehört in erster Linie Gabriel Seidls phantasievolles Gebäude des neuen bayrischen Nationalmuseums in der Prinzregentenstraße. Eigentlich bildet es einen Komplex von Bauten, von denen jeder auch äußerlich das Gepräge der Periode trägt, deren Erzeugnisse das Innere birgt. Der gleiche Grundsatz wurde bei der Ausstattung der einzelnen Säle und Gemächer festgehalten. Durch das Zusammenwirken des Architekten Seidl mit dem ihm kongenialen Maler Rudolf Seitz ist für das nach der Isarstadt kommende Fremdenpublikum eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges geschaffen worden. Auch die Einheimischen, sowie das in die „Münkastadt“ kommende ländliche Element suchen das Museum eifrig auf. An den Besuchstagen mit freiem Eintritt, Sonntag und Mittwoch, herrscht ein unaufhörliches Kommen und Gehen in dem prächtigen Vestibül und auf den Stiegen des imposanten Treppenhauses. Um in den Sammlungsräumen alle Stockungen zu vermeiden, wird den Besuchern überall durch nicht zu übersehende Wegweiser ihre Richtung vorgeschrieben, so daß ein Irregehen oder ein systemloses Kreuz- und Querwandern ausgeschlossen ist. Zugleich wird dadurch ein streng pädagogischer Gesichtspunkt verfolgt, den man auch für die Grundrißanlage maßgebend sein ließ, indem die Besucher die Denkmäler der verschiedenen Kulturepochen genau in chronologischer Folge besichtigen, wobei sie die betreffenden Gegenstände in Räumen finden, die ihrer Entstehungszeit entsprechen. Der Rundgang beginnt im Erdgeschoß rechts mit den prähistorischen Altertümern und erstreckt sich zunächst über sämtliche 48 Räume dieses Geschosses, die die kulturhistorischen Sammlungen umfassen. Dann steigt man zum ersten Stockwerk empor, in dem die reichen Fachsammlungen, die Erzeugnisse der verschiedensten Kunst- und Industriezweige, Jagd- und Kriegsgerät, Musikinstrumente, Kostüme, historische Kuriosa u. s. w. nebst der ganz einzigen Krippensammlung untergebracht sind. Im Untergeschoß befinden sich Folter- und Strafwerkzeuge, eine ganze Flucht von Bauernstuben mit „echten“ Einrichtungen und die Restaurationslokalitäten. Ebenfalls sehenswert sind die sieben Höfe und die Gärten des Nationalmuseums.

Ein Freier

Humoreske

von

Friedrich Gustav Triesch

Ja, gnädige Frau, murmelte der Hofrat, gedankenvoll die Stirn runzelnd, und lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, ich bin wirklich einmal allen Ernstes zu einer Heirat entschlossen gewesen. Daß nichts daraus wurde, daran ist eine böse Geschichte schuld. Niemand hat noch ein Sterbenswort von mir darüber erfahren. Die Menschen sind ja so schadenfroh, sie wären im stande, sich darüber lustig zu machen, und die Sache ist damals wahrhaftig nichts weniger als zum Lachen für mich gewesen!

Eine Witwe war's, so in den Dreißigern, aber vorzüglich konserviert. In dem herrlichen Marienbad hab' ich sie kennen gelernt. Prächtiger Wuchs, elegante Erscheinung! Augen hatte sie, einen Mund —! Und aus bester Familie, in den glänzendsten Verhältnissen — mit einem Wort: riesig sympathisch! Sie war, wie ich von ihrer Tante, einer scharmanten alten Dame, in deren Begleitung sie nach Marienbad gekommen war, erfuhr, eigentlich schon so halb und halb versprochen, und zwar mit einem Gutsbesitzer aus Pommern, dessen Besitz an den ihren grenzte.

Ja so, ich habe noch gar nicht gesagt, daß sie eine Norddeutsche war, dazu von hoher Statur, fast um einen Kopf größer als ich, aber dabei von einer ganz unbeschreiblichen Grazie! Lächeln konnte sie, lächeln — entzückend!

Der Baron — ja so, ich habe noch gar nicht gesagt, daß jener Gutsbesitzer auch da war, gleichfalls die Kur gebrauchte — war sicher um zehn Jahre jünger als ich, ein schöner, stattlicher Mann, so der richtige preußische Offizier — er hatte aber längst quittiert — trotzdem gelang es mir aber binnen kurzem, ihm ganz gehörig Konkurrenz zu machen.

Ich verstand es eben besser als er, die schöne Frau zu amüsieren, was freilich nicht viel sagen will, denn er war sehr ernst, sehr wortkarg und ohne einen Funken von Humor. Wenn ich einen Scherz, irgend ein Wortspiel ins Gespräch einflocht, worüber die schöne Frau meistens herzlich lachte, verzog er auch nicht einen Augenblick den strengen Mund, und er hat mich dann immer mit seinen ein wenig tiefliegenden graublauen Augen förmlich befremdet angesehen, ich möchte beinahe sagen mit einer Art von staunender Neugier, als ob ich irgend ein exotisches Tier gewesen wäre.

Als seine Kur beendigt war, kehrte er, auch nicht einen Tag zugebend, nach seinem Landgut zurück: er war furchtbar gewissenhaft und erklärte, sich auf seinen Verwalter durchaus nicht verlassen zu können. Die beiden Damen blieben noch, ich bin aber überzeugt, daß er sich meiner Person halber nicht einen Augenblick Sorgen gemacht, wohl gar nicht einmal bemerkt hat, wie sehr ich schon zu jener Zeit bei der Dame seiner Wahl in Gunst stand.

Nun hatte ich das Terrain völlig frei. Die alte Tante war auch auf meiner Seite, kurz, als ich den Abend vor ihrer Abreise mit einem Heiratsantrag hervorrückte, da erwiderte mir die schöne Frau ganz unverhohlen, daß sie sich über meine Erklärung aufrichtig freue, daß ich ihr aber bis zum Herbst Zeit zur Ueberlegung lassen müsse.

Dazu lag für sie aber auch noch ein besonderer Grund vor. Als junges Mädchen hatte sie einmal mit ihrem Papa, einem pensionierten Major, Wien besucht. Die reizende Stadt mit ihrer herrlichen Umgebung hätte nun ohne Zweifel den besten Eindruck auf sie beide gemacht, schließlich wäre ihnen aber doch durch allerlei Vorkommnisse — Konflikte des ebenso strengen als genauen Papas mit Kutschern und Dienstmännern, mehrere Fahrten in der, noch dazu bei sommerlicher Glühhitze, unsagbar überfüllten Pferdebahn — der Aufenthalt gründlich verleidet worden. Ob es ihr, der Norddeutschen, denn möglich sein würde, sich in Wien auf die Dauer behaglich zu fühlen, sich auch völlig einzuleben?

Aber selbstverständlich! Heut werde ihr ja Wien noch weit besser gefallen als damals! Heut fahre man ja in Wien wie ein Prinz mit der vor jedem Ueberzähligen streng gehüteten Elektrischen oder mit der Stadtbahn. Von einer Taxüberschreitung hätte ich außerdem schon seit Jahren nichts mehr gehört.

Das war auch so. Fiakern und Einspännern gegenüber hab' ich ein gewisses Prinzip. „Was bekommen Sie?" frag' ich am Schluß der Fahrt. Dann händige ich dem Kutscher den genannten Betrag nebst einem entsprechenden Trinkgeld ein, und damit basta! Keiner hat's noch gewagt, auch nur zu mucksen, ich habe noch nie einen Anstand gehabt!

Geduld also bis zum Herbst! Sie sei fest entschlossen, dann für eine ganze Woche nach Wien zu kommen, um — ich bat sie, aber erst nach Beginn der eigentlichen Saison, also im November, zu kommen — um die Stadt mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten, mit ihren Theatern und Konzerten, natürlich unter meiner Führung, genau kennen zu lernen.

Wir schieden, wir schrieben uns sehr oft, der November war endlich da, aber Ereignisse aller Art zwangen sie, ihre Abreise immer wieder aufzuschieben. Mittlerweile war der Januar herangerückt, meine Ungeduld, meine Sehnsucht kannten keine Grenzen mehr, da schickte ich eines Tages, es war an einem Donnerstag, kurz entschlossen eine Depesche an sie ab. Sie lautete etwa folgendermaßen:

„Von nächstem Montag ab Urlaub für ganze Woche erwirkt, um mich ganz widmen zu können. Später wichtiger Staatsangelegenheiten halber kaum mehr möglich. Drahtantwort, wann Glück habe, hier zu begrüßen."

Das Telegramm that seine Wirkung. Pünktlich traf die Antwort ein: „Ankunft Montag sechs Uhr morgens, Nordbahnhof. Freue mich herzlich."

Ich war glückselig. „Freue mich herzlich," hatte sie beigefügt; freilich war, allerdings nur für

mich bemerkbar, eine kleine Bosheit in der Depesche verborgen. Ich hatte ihr nämlich in meinen Briefen regelmäßig einen Zug vorgeschlagen — und sie hatte sich auch damit einverstanden erklärt —, mit dem sie abends in Wien angekommen wäre.

Nämlich — ja, da muß ich etwas nachholen! Die sonst so anbetungswürdige Frau hatte nämlich eine Eigenschaft, die mir schon in Marienbad gar oft schwere Stunden bereitete: sie stand schrecklich früh auf! Um fünf, sage schon um fünf Uhr früh fand sie sich Tag für Tag am Kreuzbrunnen ein, und sie rechnete es mir anfangs als eine Geringschätzung, in der Folge aber geradezu als eine Beleidigung an, wenn ich, was mir, du lieber Himmel, ja manchmal passiert ist, später als sie erschien.

Was für Vorwürfe sich da oft über mich entladen haben! Mitunter ging sie sogar so weit, darum die Wahrhaftigkeit meiner Gefühle in Zweifel zu ziehen. Du lieber Himmel, man kann ja ein Weib glühend verehren, sie anbeten, aber man muß doch nicht jeden Tag schon beim ersten Hahnenschrei damit anfangen! Um sieben, meinetwegen um sechs Uhr — ist denn das nicht auch früh genug?

Na, diesmal machte ich mir wegen des Frühaufstehens, das die schöne Frau gleichsam als eine Prüfung über mich verhängt hatte, keine Sorgen. Nun ja freilich: mitten im Winter, wo man der vielen Gesellschaften wegen ohnehin immer furchtbar spät ins Bett kommt, sich schon in aller Gottesfrühe in einem eiskalten Bahnhof mit seiner Zugluft einfinden — nein, das war gewiß kein Vergnügen, aber es lag doch nur bei mir, mich gehörig darauf vorzubereiten.

Für Sonntag war ich zu einer großen Soirée geladen, da schrieb ich natürlich sofort ab. ‚Du soupierst einmal gemütlich zu Hause,‘ sagte ich zu mir, ‚und Schlag zehn Uhr gehst du zu Bett!‘ Eins nur genierte mich dabei, und das war mein guter alter Johann, von dem meine über die Maßen neugierigen Schwägerinnen, wenn sie sich nur ein bißchen Mühe gaben — und sie gaben sich das bißchen Mühe gern —, alles erfuhren, was bei mir vorging.

Nun, den Johann räumte ich mir aus dem Wege. Sonntag nachmittag übergab ich ihm einen Galeriesitz fürs Burgtheater zu „Faust“, erlaubte ihm, nach der Vorstellung noch auf ein Glas Bier zu gehen, und schärfte ihm, bevor er wegging, noch ein, mich um fünf Uhr früh zu wecken und mir einen Fiaker zu bestellen, da ich jemand, und zwar einen alten Freund von mir, von der Bahn abholen wolle — er durfte ja beileibe nicht erfahren, daß es sich um eine Dame handle, noch weniger, gar um eine, die meine Frau werden sollte.

Ich war also frei, völlig ungestört! Bis acht Uhr abends blieb ich mutterseelenallein in meinem behaglich durchwärmten Junggesellenheim und benutzte die Zeit, um das für die nächsten Tage entworfene Vergnügungsprogramm auf Grund der neuerschienenen Konzert- und Theaterrepertoires zu revidieren. Sodann ging ich aus, um mir, was mir von meinem Hausarzt streng verordnet war, ein Stündchen in frischer Luft Motion zu machen und mir bei dieser Gelegenheit auch mein Abendbrot, einen kalten Aufschnitt, zu besorgen.

Es war bitterkalt. Ununterbrochen fiel dünner, staubähnlicher Schnee vom Himmel, und ein heftiger Nordwind peitschte ihn auch von den Dächern, so daß man oft minutenlang förmlich in eine Eiswolke gehüllt war. Trotz meines warmen Pelzes fror ich ganz jämmerlich, ich war wirklich froh, als ich mein Pensum erledigt hatte, da — etwa noch zehn Minuten von meinem Hause entfernt — erblickte ich einen Hund, so eine Art Pinscher, aber fast wie eine Dogge so groß, der, in größter Hast den Boden beschnuppernd, ängstlich nach allen Seiten lief und offenbar — bei diesem Unwetter war weit und breit kein Mensch zu sehen — seinen verlorenen Herrn suchte. ‚Armes Tier,‘ dachte ich, ‚dir kann geholfen werden!‘

Die Portiersleute in dem Hause, wo ich wohne, ein kreuzbraves Ehepaar, sind nämlich in der ganzen Nachbarschaft als große Hundefreunde bekannt. Treibt sich so ein herrenloses Tier herum — von mitleidigen Dienstmännern oder Kutschern werden oft welche herbeigebracht —, so gewähren sie ihm bereitwillig Obdach und führen es, und alles in der uneigennützigsten Weise, dem Eigentümer, den sie auf Grund der Markennummer ermitteln, wieder zu.

Ich beschloß daher, den Hund mitzunehmen, pfiff ihm wiederholt; aber mit jener Mißachtung, wie sie kaum ein andres Geschöpf als ein Hund zur Schau zu tragen vermag, lief er an mir vorbei. Das Tier dauerte mich, nach Halsband und Maulkorb konnte ich auf einen wohlhabenden Gebieter schließen, ich fuhr daher fort, ihn an mich zu locken. „Armes Hunderl,“ rief ich ihm endlich zu, „komm mit, ich führ' dich in ein warmes Zimmer!“

Es war merkwürdig, wie meine Stimme auf ihn wirkte; er blieb stehen, sah mich mit seinen runden, braunen Augen freundlich an, wedelte, aber nicht gar zu eifrig — sein „Herrl“ war ich ja doch nicht — und trottete dann, eine musterhafte Erziehung bekundend, knapp mir zur Seite einher.

Der Portier, den ich, er kehrte eben den Schnee weg, vor dem Hausthor antraf, kratzte sich verlegen hinter dem Ohr. Seine Alte hätte den ganzen Tag schauderhaftes Zahnweh gehabt, eben wäre sie eingeschlafen und er fürchtete nun, daß sein „Flockerl“, der seit einiger Zeit schrecklich eifersüchtig geworden, beim Anblick des fremden Hundes laut zu bellen anfangen werde.

„Dann geht's eben nicht!“ erwiderte ich. „Armes Hunderl, da kann ich dir nicht helfen!“ Und ich öffnete das Thor gerade nur so weit, um behutsam hineinzuschlüpfen. Diese Vorsicht war aber ganz überflüssig, denn der Hund machte, als wenn er alles genau verstanden hätte, nicht einmal den Versuch, mir zu folgen, sah mich aber mit seinen sanften braunen Augen, rein wie ein Mensch, so vorwurfsvoll, so unsäglich traurig an, daß ich's nicht übers Herz bringen konnte, ihn bei diesem Unwetter seinem Schicksal zu überlassen.

Von meinem Schützling begleitet in meiner Wohnung angelangt, drehte ich überall das elektrische Licht auf — die Räume kamen mir ohne meinen Diener gar so still, so einsam vor —, führte ihn in das an mein Schlafzimmer stoßende Kabinett, gab ihm Wasser, machte ihm aus einem Teil meines Aufschnitts und aus Brotstücken eine tüchtige Portion zurecht, die er mit großem Appetit, aber sehr manierlich, sich auch darin als ein wohlerzogenes Tier zeigend, verzehrte, worauf ich ihm sein mittlerweile von mir aus einem Plaid und einem alten Lodenmantel zusammengestelltes Lager anwies. Das sichtlich ermüdete Tier drehte sich ein paarmal schnuppernd um seine Achse, warf

sich endlich darauf hin, rollte sich wie eine Schnecke zusammen und schloß seine müden Augen.

Ich verlöschte nun das Licht im Kabinett, machte die Thür zu und begab mich, um mir meinen Thee zu bereiten, in die Küche — vor dem Anzünden von Spiritus in Wohnzimmern hab' ich nämlich einen heillosen Respekt! Als ich aber bald darauf mit dem Theekessel ins Schlafzimmer trete, da bietet sich mir ein Anblick, auf den ich wohl nichts weniger als gefaßt sein konnte: mein Schützling, der sich selber die Kabinettthür geöffnet hatte, stand vor dem Tisch auf einem Stuhl und war eben im Begriff, den letzten Rest meines Abendessens, ein saftiges Stück Roastbeef, vom Teller zu schnappen.

Ganz empört schrei' ich ihn an, er springt herunter, flüchtet vor mir durchs Zimmer, ich ihm nach — schwupps ist er aufs Bett gesprungen, legt sich platt darauf nieder und blinzelt, den Kopf zwischen den Vorderbeinen, ganz phlegmatisch zu mir herüber.

Na, jetzt verlor ich aber die Geduld! „Herunter vom Bett!" brüllte ich ihn an und griff nach meinem Spazierstock.

Da kam ich aber schön an: ein schauriges Geknurre, die hervorgequollenen Augen nahmen urplötzlich den Glanz einer blau angelaufenen Stahlklinge an, ein borstiger Kamm stieg den Rücken entlang empor, und seine langen, spitzen Zähne fletschend, schnappte er mit solcher Wucht auf den Stock los, daß ich ihn im Stiche ließ und mich eiligst in eine entfernte Ecke zurückzog.

Fort, schleunigst fort, das war mein einziger Gedanke. Ich habe aber kaum einen Schritt gethan, so stürzt der Köter auch schon mit einem Satz gegen die Thür und zeigt mir dumpf knurrend die Zähne!

Ich entschloß mich nunmehr, mildere Saiten aufzuziehen, rief ihn, um ihn zu versöhnen, indem ich mir dabei aufs Knie klopfte, freundlich an, aber das Tier hatte sein Vertrauen zu mir völlig verloren; ununterbrochen fuhr er fort, von seinem Posten aus — er war wieder aufs Bett gesprungen — jede meiner Bewegungen argwöhnisch zu beobachten.

Was hätte ich nun anfangen sollen, ich konnte mich doch nicht in einen Kampf mit dem grimmigen Köter einlassen! Also still abwarten, bis er ruhiger geworden! — Da hieß es aber, sich in Geduld fassen. Erschöpft sank ich endlich in meiner Zimmerecke auf einen Stuhl und blieb regungslos sitzen, denn, wie ich mich nur rührte, hob er auch schon, drohend und dabei knurrend, den Kopf.

Das Feuer im Ofen war längst erloschen, es wurde immer kälter, mein Hunger immer fühlbarer, das elektrische Licht aber brannte rein wie mir zum Hohn, denn ich pflege immer sehr sparsam damit umzugehen, natürlich ununterbrochen weiter.

Gegen ein Uhr morgens ging endlich draußen die Eingangsthür, mein Johann kam nach Hause. Ich schrie aus Leibeskräften — der Klingel, da sie neben meinem Bette war, konnte ich mich ja nicht nähern —, aber er hörte mich nicht. Zwei Uhr morgens war es schon, da fing der vermaledeite Köter endlich zu schnarchen an.

Auf den Zehen schleiche ich nach der Thür, schwupps — ist er aber auch schon hinter mir, diesmal aber, Gott sei Dank, ganz friedfertig. Ich mach' ihm auf, nun stürzt er ins Vorzimmer, kratzt an der Eingangsthür, hurtig öffne ich ihm, und draußen ist er! Hab' ich aufgeatmet!

So geschwind hat sich gewiß noch niemand ausgekleidet und sich ins Bett geworfen, wie ich damals. Nur ein Glas Wasser und ein Stück Brot hab' ich noch vorher verschlungen. Trotz aller Müdigkeit hab' ich aber eine Ewigkeit lang nicht einschlafen können ...

Plötzlich werde ich aufgeweckt. Mein Johann ist's. „Fünf Uhr, Herr Hofrat!"

Ich vermochte die Augen nicht aufzubringen. Wer nicht schon selber einmal nach durchwachter Nacht mit hungrigem Magen zu Bett gegangen und dann aus dem ersten Schlummer geschreckt worden ist, der kann sich nicht vorstellen, wie mir zu Mute war. Jammervoll! Und wenn es sich um mein Seelenheil gehandelt hätte, ich wäre jetzt nicht aus dem warmen Bett gestiegen.

„Geh zum Kuckuck!" brummte ich ihn an, „und laß mich schlafen!" Und ich drehte mich gegen die Wand.

Um neun Uhr stand ich auf, aber ich war todmüde und in einer Stimmung, daß ich meinen armen Johann, als er das Wort an mich richtete, förmlich niederdonnerte. Ich trachtete so rasch als möglich in das benachbarte Kaffeehaus zu kommen, nahm dort ein kräftiges Frühstück, das ich mit wahrem Heißhunger verschlang, holte mir aus der nahen Blumenhandlung einen Strauß prächtiger Rosen und, so gestärkt und ausgerüstet, fuhr ich nach dem Hotel.

„Die Gnädige," belehrte mich das Stubenmädchen, „ist gar nicht zu Bett gegangen. Sie hat nur rasch Toilette gemacht, und jetzt liest sie gerade ein Morgenblatt."

„So! Ei! Melden Sie mich."

Sehr beklommen trat ich ins Zimmer. Es war ja ganz unmöglich, ihr die Wahrheit zu sagen, denn bei der Mitteilung, daß ich rechtzeitig geweckt worden und trotzdem zu Bette geblieben war, hätte sie mir schnurstracks die Thür gewiesen.

„Verehrungswürdigste Frau," rief ich ihr schon in der Thür entgegen, „denken Sie sich mein Pech! Um halb sechs steig' ich in meinen Fiaker. ‚Nordbahnhof!' ruf' ich. Und ich überlasse mich den süßesten Träumereien. Der Wagen hält, ein Blick und ich bin starr! Unglücksmensch, schrei' ich den Kutscher an, das ist ja der Westbahnhof!"

„Genug, Herr Hofrat," unterbricht mich die schöne Frau mit Eiseskälte. „Ich habe befürchtet, daß Ihnen etwas zugestoßen sei, und darum habe ich gleich nach meiner Ankunft im Hotel den Lohndiener zu Ihnen geschickt. Ihr Diener hat ihm Auskunft erteilt: Der Herr Hofrat ist pumperlgesund. Er schläft noch. Um fünf hab' ich ihn wecken müssen, aber er war nicht aus dem Bett zu bringen! — So, das habe ich Ihnen noch mitteilen wollen. Und nun bin ich mit Ihnen fertig. Guten Tag!" Und sie verschwand ins Nebenzimmer ...

Ich bin lange, sehr lange untröstlich gewesen. Besonders bitter war es für mich, daß sie bald darauf den Baron, ihren Nachbar, geheiratet hat. Mit der Zeit hab' ich mich aber doch beruhigt. Wer weiß, hab' ich mir häufig vorgesagt, wer weiß, zu was es gut war!

Souvenir

Ein Winterabend. Draußen Flockentanz;
Die Lampe brennt; ich hab' versenkt mich ganz
In meine Bücher heut ... man träumt und träumt ...
Was ist die Uhr? Ei ... zehn! Beinah versäumt
Die Stunde schon. Gewiß, Madame wird schelten:
„Der junge Freund, er kommt mir allzu selten;
Doch — gar nicht kommen! nein, das leid' ich nicht ...!"
So ähnlich wird es sein, was sie jetzt spricht.
Mir ist es fast, als hört' ich ihre Worte ...
Dann sind sie still ... denn — trefflich schmeckt die Torte ...
Was kümmert's mich! es träumt sich gut allein,
Durchs Fenster schimmert der Laternenschein,
Der Wagen Rollen ist gemach verstummt,
Nur hier und dort, in seinen Pelz vermummt,
Ein später Wandrer ... Sinnend an die Scheiben
Hab' ich die Stirn gelehnt; ins Flockentreiben
Starr' ich hinaus. Da ... horch! war's Geigenklang,
Das weich und schmeichelnd an mein Ohr jetzt drang?
Ein Walzer ... ja! ich lausche ... und von Strauß,
Nicht irr' ich mich: der aus der „Fledermaus"!
Sie tanzen unten ... leise zieht ein Traum
Mir um die Schläfen wieder ... Zeit und Raum,
Was seid ihr beide? Doch nur leere Schemen;
Was ich besaß, ihr könnt es mir nicht nehmen!
Was ich erfaßt einmal mit heißen Sinnen,
In meiner Seele schläft's, und schlief es drinnen
Auch noch so lang, einmal erschallt ein Ruf,
Der es erweckt ...
Wie schön sie war!
Mohnblüten nur in ihrem dunkeln Haar,
Das dicht und voll, in Zöpfen, seidenweich,
Sich flocht um ihren Scheitel, kronengleich.
„Wir gehn doch heut?" Die lichten Augen fragen,
Sie fragen stumm; nichts weiß ich ihr zu sagen;
„Ja!" nick' ich bloß; sie hat mich schon besiegt,
Um ihren Mund ein glücklich Lächeln fliegt.
„Und doch — mich dünkt, sie klatschen und sie rümpfen
Die Nasen schon; ich höre sie schon schimpfen,
Die Hausgenossen, Freundinnen und alle.
Ist's — Laune nur?" ... „Nein, Ernst, wir gehn zum Balle.
Ich freu' mich drauf, o, sei'n Sie doch galant!
Ich komme ganz gewiß ... hier meine Hand." —
Ein Ball an Bord! Verankert liegt das Schiff
Im Hafen draußen. Rings auf jedem Riff,
Das steil emporsteigt, auf den weißen Dünen
Aufblitzt es jetzt von roten und von grünen
Entflammten Lichtern; taghell wird die Nacht.
Schon ausgeladen hat das Boot die Fracht
Der Badegäste. Knisternd rauschen Schleppen,
Tanzlust'ge Füßchen trippeln auf den Treppen
Empor zum Schiff, auf dessen weißen Planken
Gespensterhaft die dunklen Schatten schwanken
Im Fackelglanz. — Vor mir: welch schöner Fuß!
Da ... schrill ein Schrei! Das war ein schlechter Gruß!
O garst'ge Welle ...! Necken, Kichern, Lachen ...
Und wieder an das Ufer stößt der Nachen.
Ein neuer Zug. Wir schlüpfen ins Gewimmel;
Es tanzt sich schön so unterm Sternenhimmel ...
Musik, Musik! ... Das war ein sel'ger Reigen!
Ihr Köpfchen sah ich flüsternd sich mir neigen ...
Sie ist erschöpft! Der Wangen zart Oval
Gerötet leicht; ich leg' den Kaschmirshawl
Um ihre Schultern, aus dem dichten Schwarm
Führt an ein lauschig Plätzchen sie mein Arm.
Vor uns die See; her weht ein kühler Wind,
Sie schauert leis, und wie ein ängstlich Kind
Schmiegt fester sie sich an ... O thu's! vertrau
Auf mich, du darfst's getrost, o schöne Frau!
Ich weiß ja doch, woran dein Herz nur hängt,
Ich weiß ja doch, wohin es heiß dich drängt:
Zum fernen Heim im grünen Buchenwald,
Draus hell und froh der Kinder Stimme schallt;
An deinen Garten denkst du jetzt, ich glaube,
An deine Rosen, an die Epheulaube,
Wo gern du weilst, indes die Jungen toben,
Und manchmal auch, als kecker Gast, von oben,
Durchs Blätterdach, von kund'ger Hand geschnellt,
Der große Ball in deine Träume fällt ..
Ein heimlich Thränlein sah ich plötzlich fließen
Auf deiner Wangen Samt; mich dünkt, verdrießen
Will dich das Leben schon im Inselbade;
's ist auf die Dauer abgeschmackt und fade. —
Ob süße Pflichten du daheim versäumtest,
So denkst du wohl, indessen hier du träumtest
Und fröhlich warst. — Ja, könntest du jetzt fliegen,
Du flögst nach Hause gleich ...!
Im Takte wiegen
Die Paare sich aufs neue ... „Darf ich bitten?"
‚Ich danke ... nein!" Dann bist du fortgeschritten
Durch das Gewühl; du ziehst mich nach dem Boote,
Und lösest aus dem Haar dir eine rote
Mohnblüte leis und reichst sie mir. Im hellen
Mondlicht erglänzen zauberisch die Wellen
Und raunen sacht ... „Soll das ein Abschied sein?
Für deine Blume — Dank! ... Vergessen? ... Nein."

Franz Ritter v. Le Fort



Der neue österreichisch-ungarisc

Nach einer Zeichnung von Al-



e Panzerkreuzer „Mohács"

[Kircher (Text S. 272)

Pöchlarn und das geplante Nibelungen-Denkmal

Wenn man von Wien mit der Kaiserin Elisabethbahn westwärts hinauseilt, erreicht man nach Durchquerung seines villen- und bergreichen Zaubergartens, des Wiener Waldes, in ungefähr zweistündiger Fahrt die Donau und das an ihrem rechten Ufer auf einem nach dem Strome zu schroff abfallenden Felsen hochanstrebende Stift Melk. Zu seinen Füßen breitet sich nach Süden die freundliche Stadt aus, das einstmalige Medelicke des Nibelungenliedes, das Melicum der Römer; den nördlichen Abhang umspült der Strom. Wer dort an einem lichten Sommermorgen landet und zu dem weit ausgebauchten Altan der ehrwürdigen Benediktinerabtei aufschaut, genießt einen überwältigenden Anblick. In gewaltigen, blendenden Strahlen sprüht die Sonne durch die architektonische Herrlichkeit der Bogen, flüssiges Gold auf die Wellen legend, vom Grün der Auen smaragdartig widerfunkelnd und Säulen wie Balkon zu Lichtträgern gestaltend, wie sie großartiger nicht gedacht werden können. Von dem Altan blickt man in die westliche Donaulandschaft hinein mit der sich am linken Ufer erhebenden Ruine Weitenegg und dem hinter ausgedehnten, üppigen Auen versteckten, zum politischen Bezirk Melk gehörigen Städtchen Pöchlarn. Nur zwei Wegstunden vom Hochsitz der Benediktiner entfernt, bildet es seine nächste Station stromauf, ob man das Dampfschiff oder die Eisenbahn benutzt. Klein und unansehnlich, mit wenigen Ueberresten der großen historischen und sagenreichen Vergangenheit, schneidet es ein flaches Kreissegment in den Fluß. Ihm gegenüber, jenseits des Stromes, liegt Klein-Pöchlarn mit dem Aufstieg nach dem von tausend und abertausend Wallfahrern besuchten Maria-Taferl. Der Charakter der Landschaft ist gut bewaldetes, felsdurchsetztes Bergland, das auf dem linken Ufer nach dem Ostrong und in das höher gelegene Waldviertel, rechts in die Voralpen hinüberleitet. Wiesen, schön bestandene Felder und weit ausgedehnte Obstgärten sind Zeugnis der Fruchtbarkeit. Von Ybbs, der zur Zeit der Babenbergerherrschaft unzweifelhaft bedeutendsten Donaustadt oberhalb Wiens, wo der Strom, von Norden kommend, die Greiner und Sarmingsteiner Felsengen verläßt, um sich, ein ganz kreisförmiges Flachland, die sogenannte Scheibe, scharf umfließend, nach Osten zu wenden, bis Melk, dem Eingang in den interessantesten Teil seines deutschen Laufes, in die Wachau, weicht die zuweilen düstere Großartigkeit der Ufer freundlicherem Reiz. Die Poesie minniglichen Gesanges ruht auf Fluren und Gewässern. Vom zeitigen Frühjahr bis tief in den Spätherbst hinein liegt Wohlgeruch darüber. Aus der lebensfrischen Destillierkammer des Waldes, der Wiesen und Obstgärten, aus der Räucherschale würziger, porösem Boden entsprungener Kräuter steigt er auf. Ganz erfüllt ist von dem Duft gerade dieser Teil der Donau. Von beiden Waldufern legt es sich über den eilenden Strom wie ein Schleier von Wohlgeruch.

In die lieblichste, freundlichste Donaulandschaft fällt auch der anmutigste Teil der im Nibelungenliede zum Ausdruck gebrachten Geschehnisse. Hier holte Gotelinde, die Gattin des edlen Markgrafen Rüdiger von Bechelaren, der von seinem Herrn, dem König Etzel, gen Worms gesandt worden war, damit er in seinem Namen um die Hand Kriemhildens, der Witwe des vom grimmen Hagen erschlagenen Siegfried, werbe, die Braut mit ihrem Gefolge ein. Bis zur hohen Enns war sie ihr entgegengeritten, dort begrüßten sich die Frauen, während man zu Bechelaren die festlichen Empfangsvorbereitungen traf.

Das war freilich damals eine andre Stadt als jetzt. Sichere Spuren von der Burg des getreuen Markgrafen sind nicht mehr vorhanden, und vergebens hat man bisher nach ihrem Ort geforscht. Nur die Gewißheit ihres einstigen Bestandes ist erwiesen. Daran geknüpfte Vermutungen führten den Schriftsteller Wilhelm Schriefer und mich nach jenem Landstrich, etwaige Spuren aufzusuchen. Die Erwägung, daß das heutige Pöchlarn in keiner Weise so gelegen sei, um die Schilderung seiner Burg im Nibelungenliede zu rechtfertigen, ließ uns weiter südlich über die braune Erlauf nach Haarlanden wandern. Nahezu sicher ist es, daß dieser sehr wohlhabende Ort, dessen Bewohner etwas Selbstbewußtes, etwas von dem Stolze der ehemaligen Freibauern und Adalinge haben, gemeinschaftlich mit Erlauf und Ornding einmal zu Pöchlarn gehörte. Es war eine einzige große Stadt, das Augusta praeclara oder Arelate der Römer. Kaiser Valentinian erließ 365 ein auf sie bezügliches Gesetz. An der Kirche und in die Kirchhofsmauer eingefügt findet man noch einige sehr interessante Steine, die aus jener Zeit stammen. Sonst spricht nur noch ein hart an der Donau gelegener mächtiger Rundturm, der heute das städtische Acetylenwerk birgt, von der einstigen Macht. Ueber eine halbe Quadratmeile groß hat sich einst Arelate erstreckt. Nach dem heutigen Auseinanderliegen der damals dazugehörenden Ortschaften ist die Ausdehnung der Römerstadt zu ermessen, die großenteils auf einer von der Donau umschlossenen Insel aufgebaut war. Ein heute versiegter Arm des Stromes umspülte die südlichen Höhen, auf denen Haarlanden liegt. Man sieht dort eine Bodenerhebung, dem Uferdamm eines Strombettes vergleichbar, Wograin geheißen, die sich durch das Ackerland zieht und dem deutlich erkennbaren versandeten Laufe folgt. Vor noch kurzer Zeit will ein Ingenieur am Rande Pfähle mit Schiffsringen gefunden haben, wie man sie zum Anbinden der Fahrzeuge beim Landen braucht. Die Leute erzählen es, und daß man bei tieferem Graben überall auf Donausand stoße. Das sind augenfällige Beweise, die zu den aus dem Nibelungenliede selbst geschöpften hinzutreten. Dabei ist ein Umstand höchst interessant und bemerkenswert. Die Lage und Zusammengehörigkeit der Orte, die einst das alte Arelate bildeten, führt ganz von selbst zur Verquickung zweier sagenhaften Helden der Vorzeit. Der getreue Eckart und der getreue Markgraf erscheinen als ein und dieselbe Gestalt, die uns zwar in doppelter Verkörperung, aber unter demselben Prinzip unentwegter deutscher Treue überliefert wurde.

In Haarlanden stand ehemals ein Ritterhof, dessen mittelalterliche Spuren noch deutlich erkennbar sind.

Auch hat man solche eines andern Gebäudes unter der Erde gefunden, das einem römischen Schwitzbade ähnelte, sowie die Reste eines römischen, offenbar dem Bacchus und der Venus gewidmeten Tempels. Freilich sind das Erinnerungszeichen über Eckart und Rüdiger, über Severin und Etzel hinaus, aber was sonst die Erde birgt, davon erzählt die Ueberlieferung. Einfache, durchaus geschichts- und sagenunkundige Leute berichteten von einer verschollenen Ruine. Es geht von Mund zu Mund, ohne daß die Bewohner irgend welche Folgerung daraus zögen. Ein Zimmermann sprach von einer „Harlungaburg", eine alte Frau in Haarlanden wies nach dem unfernen Waldrande und meinte, dort habe die „Harlungaburg" gestanden.

Allerdings übersieht man von dort die am Eingang bezeichnete Donaugegend in wunderbarer Schönheit. Es drängt sich dem bewußten, von der Höhe Hinabschauenden fast unwillkürlich die Gewißheit auf, daß die Burg nur dort emporgeragt habe, diese Burg König Harlungs, der zu früh gestorben war, um seine Söhne vor den Nachstellungen des bösen Kaisers Ermanrich zu schützen, und die auch der von ihm bestellte graue Hüter und weise Warner, der getreue Eckart, vor schmählichem Untergange nicht hatte retten können — die Burg des getreuen Markgrafen Rüdiger, der bis in den Tod zu Kriemhilden hielt.

Von diesen beiden Getreuen hat der Gau nunmehr einen Namen erhalten, der sich in der Bevölkerung einzubürgern beginnt. Man nennt ihn den „Gau der Treue". Zwischen Melk und dem Lande um die Erlauf ist er gelegen und umfaßt das ganze Gebiet des einstmaligen Bechelaren, des Arelate der Römer. Dort ein großes nationales Nibelungen-Denkmal zu errichten, ist ein schöner Gedanke, der sicherlich in die Ausführung umgesetzt werden wird, sofern alle dazu berufenen Faktoren einmütig vorgehen. Oesterreich ist nicht Deutschland, Deutsch-Oesterreich nicht das Reich, aber beide gehören zusammen in Gesittung und Sprache, und die Donau ist ein deutscher Strom, der voll berechtigt ist, den Fuß eines Denkmals zu bespülen, das den Nachkommen Zeugnis ablegen soll von deutsch-österreichischer Treue und der Tüchtigkeit der Landesbewohner. In Deutschland fand der nationale Gedanke nach den kriegerischen Erfolgen der Jahre 1870—71 seinen Ausdruck in dem der Wiedererrichtung des Reiches geweihten Niederwalddenkmal, das Hermann-Denkmal und der Riesenbau auf dem Kyffhäuser versinnbildlichen dieselbe Idee. In Pöchlarn, im Herzen Niederösterreichs, möge sich nun gleichfalls ein Denkmal erheben, das zwar nicht von gewonnenen Schlachten erzählt, aber jene Helden der Sage und Vorzeit verherrlicht, die schon das Kindergemüt erfreuten und allen vertraut wurden. Mag auch noch über den Ursprung des Nibelungenliedes, dieses unvergleichlichen Heldenepos der Deutschen, gestritten werden, sicher ist, daß alle diejenigen



Pöchlarn a. d. Donau

Teile der Dichtung, die vom getreuen Markgrafen Rüdiger von Bechelaren erzählen, österreichischen Ursprungs sind, und daß die charakteristischen Züge des Markgrafen selbst, besonders in ihren seelischen Momenten unverwüstlicher Heiterkeit und urwüchsigen Frohsinns, so viel des auch dem modernen Oesterreicher anhaftenden, sprichwörtlich gewordenen Humors enthalten, daß der Held, ob aus der Wirklichkeit oder lediglich aus der Sage hervorgegangen, nur deutsch-österreichischem Boden und deutsch-österreichischem Denken und Fühlen entsprossen sein kann. Darum kann ein Nibelungen-Denkmal, das uns die nationale deutsche, im Markgrafen Rüdiger von Bechelaren erprobte Treue versinnbildlichen soll, nur an der Donau seinen Platz finden, kann es nirgends anderswo als im „Gau der Treue", und zwar in Pöchlarn selbst, errichtet werden.

Um dem auch vom niederösterreichischen Landtag unterstützten Unternehmen reichere Mittel zuzuführen, hat sich ein Komitee zur Veranstaltung von Festspielen gebildet, die in naher Zeit ihren Anfang nehmen sollen. Die vorbereitenden Arbeiten werden von dem Ausschuß des Nibelungen- und Volksschauspielvereins Bechelaren, der seinen Sitz in Wien hat, geleitet. Dem Verein strömen schon jetzt Mitglieder aus allen Schichten der Bevölkerung, Männer aller Parteischattierungen zu. Kein Unternehmen in Oesterreich dürfte jemals volkstümlicher gewesen sein.

A. M. Kolloden

Zur „Burentaktik"

Selten wohl ist ein Name so unglücklich gewählt worden, um die Wesenheit einer Sache zu bezeichnen, als das Wort „Burentaktik". Eine Taktik der Buren gab es nicht und giebt es nicht. Zur Zeit ihrer siegreichen Kämpfe am Tugela- und Riet-Fluß trat nur eine im Frieden organisierte Truppe ihrerseits auf, die Artillerie; ihre sonstige Streitmacht bestand in dem bezirksweise zusammengefaßten Aufgebot aller Waffenfähigen ohne irgend eine organisatorische Einteilung oder Gliederung, ohne irgend welche Schulung zu gemeinsamer Kampfthätigkeit. Man darf diese Abteilungen, die unter selbstgewählten Führern auf dem Kampfplatz erschienen und ihn wieder verließen, wie es ihnen gut dünkte, und wie jedem einzelnen sein Urteil, ob seine Anwesenheit auf dem Gefechtsfelde oder auf seiner Farm notwendiger sei, als richtig erscheinen ließ, nicht einmal als Miliztruppen, überhaupt nicht als Truppen bezeichnen. Und da kann man unmöglich von „Taktik" sprechen. Hätten die Buren Organisation, Taktik und die damit notwendigerweise verbundene Disciplin besessen, so würden die Engländer trotz aller Uebermacht schwerlich ihrer Herr geworden sein. Die Buren sind tüchtige Reiter, vortreffliche Schützen und als Jäger wie durch ihre Kämpfe mit den Eingeborenen zu großer Findigkeit und Geschicklichkeit in Ausnutzung des Geländes erzogen, aber sie sind keine Soldaten, und die mangelnde Organisation und Schulung machte sie unfähig, die anfangs so günstige Kriegslage auszunutzen; erst als es zu spät war, lernten sie im langwierigen Guerillakriege das im Frieden Versäumte.

Heißt „Burentaktik" die Ausgestaltung der Taktik, wie sie sich aus der Nutzbarmachung der im Burenkrieg gemachten Erfahrungen ergiebt? Nächst dem spanisch-amerikanischen Krieg ist es der einzige, in dem die neuen Waffen: Magazingewehr und Schnellfeuergeschütz, zur Bethätigung gekommen sind, und da jener recht wenig ausgiebig war, ist es allerdings von außerordentlicher Bedeutung, die im Burenkriege gemachten Erfahrungen zu Rate zu ziehen, da wir im übrigen nur auf Schießplatzergebnisse angewiesen sind. Wie wenig zuverlässig diese sind, darauf werfen freilich manche Ereignisse des südafrikanischen Krieges ein grelles Licht; aber zu zuverlässigen Folgerungen berechtigen immer nur einwandfreie, unparteiische oder von beiden Seiten erstattete Berichte über die nutzbar zu machenden Vorgänge. Damit sieht es jedoch noch recht dürftig aus, denn die britische Berichterstattung ist schon wegen ihrer Lückenhaftigkeit wenig geeignet, die Grundlage für wichtige Neuerungen abzugeben, und von seiten der Buren sind wir zunächst beinahe nur auf einzelne Mitteilungen von Mitkämpfern angewiesen. Einen Ueberblick über die Vorgänge im großen konnten diese aber kaum haben, da die Buren bekanntlich alle ihnen zuströmenden ausländischen Offiziere als gemeine Reiter verwendeten und nur wenige ausnahmsweise zu höheren Stellungen zuließen. Danach würde es zu reglementarischen Aenderungen noch zu früh sein. Aber man hat sich englischerseits, um gewissermaßen die Schuld an den anfänglichen Mißerfolgen von sich abzuwälzen, darauf berufen, daß die Truppen auf den Gefechtsfeldern Südafrikas nur das zur Anwendung gebracht haben, was sie von der deutschen Armee gelernt hätten; und wenn das der Fall wäre, wenn unser Reglement zu einem derartigen Angriffsverfahren die Handhabe böte, wie die englischen Generale es ausführten, dann könnte eine Aenderung allerdings gar nicht rasch genug erfolgen. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß auf unsern Manöverfeldern bisweilen Bilder einer veralteten und den modernen Feuerwaffen gegenüber unanwendbaren Angriffsweise zur Anschauung kommen, und englische Zuschauer mögen sie kritiklos in sich aufgenommen haben; das kann sich aber unmöglich auf die Ausbildung und Anschauung einer ganzen Armee übertragen, wenn nicht ihre Reglements derartige fehlerhafte Auffassung begünstigen. Es müßte also schon das englische Reglement genau dem deutschen entsprechen, und beide müßten solche veraltete Manöverbilder rechtfertigen, wenn der seitens der Engländer uns gemachte Vorwurf uns wirklich treffen und zu einer Aenderung unsrer Vorschriften veranlassen sollte. Nun zeigen aber beide Reglements wesentliche Verschiedenheiten, von denen ich nur die eine erwähnen will, daß das englische dem vordersten der drei Treffen (Einleitungs-, Durchführungs- und Reserve-Gruppe) die Erkämpfung der Feuerüberlegenheit ganz allein überläßt, während das deutsche die

zwei vordersten Treffen dazu verwendet wissen will, daß ersteres das zweite Treffen nur zum Sturm tambour battant einsetzt und das dritte ganz zurückhält, während das deutsche Reglement auch letzteres zur Herbeiführung der Entscheidung verwendet. Jenen reglementarischen Bestimmungen entsprach aber genau die Verwendung der Truppen seitens der englischen Generale, die niemals die ganze Kraft zur Durchführung ihrer Aufgabe einsetzten und das vorderste Treffen sich unter den Kugeln der Buren verbluten ließen. Daß man auch Kolonnenformationen bis dicht an den Feind heranführte, wovon selbst im englischen Reglement nichts steht, sei nur nebenbei zur Charakteristik der in Südafrika vorgeführten Taktik erwähnt.

Bot nun vielleicht das Angriffsverfahren der Buren Momente, die für uns zu verwerten wären? Natürlich legten die Schießplatzergebnisse der neuen Schußwaffen die Frage nahe, ob ein Frontalangriff im offenen Gelände überhaupt noch ausführbar sei, und man suchte nach Formen, die die angreifende Truppe ohne zerschmetternde Verluste das Angriffsfeld überwinden ließen. Um diese Fragen zu lösen, müßte eigentlich der Burenkrieg Anhaltspunkte bieten, aber er scheint sie vielmehr noch zu erschweren. Die Verluste erreichten auf beiden Seiten nicht die erwartete Höhe. Ein angriffsweises Verfahren der Buren ist (mit Ausnahme eines Angriffs auf die englische Stellung vor Ladysmith) im ersten Abschnitt des Krieges nur zweimal vorgekommen: bei Magersfontein und bei dem Kampf um den Spionskop. Im letzteren Falle werden uns die Verluste mitgeteilt: 70 Tote, 230 Verwundete, das wären 7,5 Prozent von den 4000 Mann, deren Beteiligung man annimmt. Es ist aber sehr fraglich, ob letztere Zahl stimmt und ob sie nur die bei dem Angriff auf die englische verschanzte Truppe auf dem Spionskop verwendete oder auch andre Abteilungen umfaßt; diese Zahl ist also ganz unzuverlässig. Wenn man nun etwa folgern wollte, daß die Buren so geringe Verluste erlitten, weil sie in kleinen Gruppen vorgingen, so würde man dem entgegenhalten können, daß sie auch keine Erfolge errangen. Sie haben wohl durch ihr mutiges Vorgehen die Engländer gehindert, die ganze Hochfläche des Berges in Besitz zu nehmen, womit ihre Stellung durchbrochen und der Kampf zu ihren Ungunsten entschieden worden wäre, aber sie haben nicht vermocht, jene von der Höhe hinunterzuwerfen. Der Rückzug der Engländer erfolgte freiwillig und, soweit sich übersehen läßt, auch nicht mit absoluter Notwendigkeit; die Buren sind also nicht dazu im stande gewesen, die Stellung zu durchbrechen und unhaltbar zu machen. Bei Magersfontein hatte allerdings das Vorgehen der Buren auf ihrem rechten Flügel den Erfolg, daß ein großer Teil der Hochländer-Brigade, nachdem sie viele Stunden lang im wirksamsten Gewehr- und Geschützfeuer ausgehalten hatte, feldflüchtig wurde; wir können auch annehmen, daß jene in ihrer gewohnten Jägerart nur sprungweise und mit Ausnutzung aller Geländedeckungen vorgingen, aber es fehlt jeder Anhalt, um ihre und die Verluste der Engländer bei diesem Vorgehen abzuschätzen.

Man hat andrerseits aus den geringen Verlusten der Engländer den Schluß ziehen wollen, daß das Vorgehen im Feuer der modernen Gewehre nicht verlustreicher sein werde als den Einzelladern gegenüber, wie wir sie 1870/71 in den Chassepots vor uns hatten. Zieht man in Betracht, daß die Gesamtverluste bei Colenso nur 5,8, bei den Kämpfen vom 19. bis 24. Oktober 1900 nur 7,2 und bei Magersfontein 7,4 Prozent betrugen, so ist das allerdings wenig gegen die 25 Prozent, die unsre Infanterie bei Mars la Tour einbüßte; und die Verluste einzelner Abteilungen, wie der Royal Dublin-Füsiliere bei Colenso, 23,9 Prozent, der Lancashire-Füsiliere auf dem Spionskop, 17,2 Prozent, und der Black Watch-Hochländer bei Magersfontein, 35,2 Prozent, erreichen bei weitem nicht die des Garde-Schützenbataillons bei St. Privat, 54 Prozent, einzelner Infanterie-Bataillone bei Mars la Tour, 52 und 68 Prozent, oder des französischen 2. Turko-Regiments bei Wörth, 86 Prozent. Trotzdem ist die Schlußfolgerung nicht richtig. Zunächst zählt Oberstleutnant v. Lindenau, dem ich obige Zahlen entnehme, bei den Verlusten der Engländer die Vermißten nicht mit, und doch ist anzunehmen, daß deren Zahl nicht nur viele verwundete Gefangene, sondern auch nicht aufgefundene Tote enthält. Zweitens sind offenbar die Stärkeangaben der beteiligten Truppen nur geschätzt, es können daher weder die absoluten Zahlen noch die Prozentzahlen Anspruch auf Genauigkeit machen. Bei dem Vergleich mit den Verlusten von 1870 bleibt aber zweierlei unberücksichtigt: die deutschen Verluste betrafen Truppen, die bis in die nächste Nähe der feindlichen Stellung vordrangen, den wirksamsten nächsten Feuerbereich überschritten und mit ihrem Blute den Erfolg erkauften, dagegen blieben die Engländer immer in größerer Entfernung vom Gegner liegen, unfähig, weiter vorzudringen, suchten sich hier so gut als möglich im Gelände zu decken und gelangten zum größten Teil gar nicht in den wirksamsten Bereich des Gewehres. Endlich aber war die Zahl der Gewehre, mit der die deutschen Truppen bei ihren Gegnern zu rechnen hatten, eine wesentlich größere, als sie die Engländer in den dünnen Linien der Buren vor sich hatten. In der 8—9 Kilometer messenden Linie von Colenso standen nach hoher Schätzung 3000 Buren, also auf je 3 Meter etwa ein Gewehr; dagegen hatte das Garde-Corps bei St. Privat mindestens 4 Divisionen auf die Frontausdehnung von 3 Kilometern vor sich, und die Zahl der Gewehre betrug 11 oder 12 pro Meter, also mehr als das Dreißigfache der Burenstellung. Selbst die besten Schützen können mit dem Magazingewehr einen solchen Unterschied in der Zahl der Gewehre nicht ausgleichen. Das Garde-Corps erlitt fast 30 Prozent, die Engländer, wenn ich die Hälfte der Vermißten mit einrechne, 6,5 Prozent Verlust; hätten sie aber anstatt 0,33 auf den Meter auch nur 4 Gewehre sich gegenüber gehabt, so würden bei gleichen Schießergebnissen ihre Verluste auf 78 Prozent gestiegen sein. Das ist mit der Vernichtung der Truppe gleichbedeutend. Nun hätten aber sogar die wenigen Buren die Wirkung noch steigern können, wenn sie die Tragfähigkeit der Waffe ausgenutzt, d. h. bereits auf größere Entfernung das Feuer begonnen und dann unausgesetzt Gebrauch von Schnellfeuer gemacht hätten. Ihre Gewohnheit aber war — und das war unter den obwaltenden Verhältnissen sehr richtig —, erst auf nahe, wirksame Abstände zu schießen und keine Patrone zu vergeuden, also nur einen Schuß abzugeben, wenn sie ihres Ziels sicher waren. Auf europäischen Kampffeldern wird man nicht so spar-

sam mit der Munition umgehen, und wenn die Treffer im Verhältnis zu dem Patronenverbrauch auch weniger zahlreich sein sollten, so wird doch deren absolute Zahl gewiß gesteigert werden.

Wenn man daher auch dem General v. Boguslawski darin beistimmen kann, daß an den englischen Mißerfolgen zum großen Teil die Ungunst des Geländes und der begleitenden Umstände, vor allem die mangelhafte Leitung der Gefechte und nicht die Wirkung der modernen Waffen allein die Schuld tragen, so erscheint doch seine auf den Vergleich der Verluste gestützte Behauptung, daß „die Entscheidung beim Gebrauche des Einzelladers ganz dieselbe gewesen wäre, und daß in einzelnen Momenten der Ausgang des Gefechts, selbst wenn der Verteidiger Vorderlader geführt hätte, kein andrer gewesen wäre", nicht gerechtfertigt. Man wird vielmehr notgedrungen mit einer wesentlichen Steigerung der Verluste bei einem Angriff im offenen Gelände rechnen müssen, wenn man nicht schwere Nackenschläge gewärtigen will. Auch bleibt, wenn wir von den Ergebnissen des Schießplatzes auch noch so viel abziehen, immer die Erfahrung bestehen, daß die Verluste des zum Angriff Vorgehenden in einem gewissen Verhältnis größer sein werden als die des in Deckungen liegenden Verteidigers. Dies beträgt 1:4 bis 1:5 beim stehenden Feuergefecht und steigt auf das Doppelte, wenn ersterer sich in Bewegung befindet.

Es kann nicht verwundern, daß die Heeresleitung trotz der scheinbar geringen Verluste der Engländer aus den Erfahrungen des Burenkrieges die Notwendigkeit ableitet, nach Mitteln sich umzuschauen, die den Angriff ohne unerträgliche Verluste ermöglichen; und es wird kaum etwas dagegen einzuwenden sein, daß sie zuvor Versuche mit dem ihr zweckentsprechend erscheinenden Verfahren anstellt, ehe sie reglementarische Aenderungen vornimmt. Sie folgt damit nur dem Vorbilde Friedrichs des Großen, der auf den Uebungsplätzen bei Potsdam gar mancherlei Exerzitien ausführen ließ, von denen weder etwas in den Reglements stand noch jemals hinein kam. Wir leben allerdings nicht mehr unter den Verhältnissen der Zeit des großen Königs, und jene Uebungen haben deshalb, wie wir sehen werden, etwas Bedenkliches; das Verfahren aber, das dabei zur Anwendung kommt, ist dasjenige, das man allgemein — unzutreffend, wie wir sahen — als „Burentaktik" bezeichnet. Es charakterisiert sich in folgender Weise: anstatt der dichten Schützenlinien, mit denen bisher der Angriff vorging, werden die Schützen anfangs sehr dünn, mit 10 und mehr Schritt Zwischenraum entwickelt; auch gehen sie nicht in langen, sondern in kurzen Sprüngen vor, nicht gleichzeitig in längeren Linien, sondern nur in kleinen Gruppen, möglichst unregelmäßig in räumlicher und zeitlicher Folge, um des Feindes Aufmerksamkeit leichter zu entgehen und weniger lange — während der Bewegung — seinem wirksameren Feuer ausgesetzt zu sein. Den lichteren Räumen im kleinen sollen auch lichtere Räume im großen entsprechen, d. h. Regimenter und Brigaden sollen größere Frontbreiten einnehmen und die Abstände in der Tiefengliederung gesteigert werden. Da nun aber die Feuerüberlegenheit, das anerkannt einzige und unentbehrliche Mittel, um des Feindes Widerstand zu brechen, nur durch eine möglichst große Zahl Gewehre in der Schützenlinie erreicht werden kann, ist die Haupt- und schwierigste Frage, auf welche Weise mit möglichst wenig Verlusten deren allmähliche Verstärkung auszuführen ist. Es geschieht nicht durch geschlossene Abteilungen, sondern gewissermaßen durch neue lichte Schützengruppen, die den ersten folgen, bis das Auffüllen die Schützenlinie auf die zur Erreichung der Feuerüberlegenheit notwendige Stärke gebracht hat.

Ohne weiteres ist ersichtlich, daß das Angriffsfeld sich alsbald mit Kampfatomen anstatt mit Gefechtskörpern bedecken wird, und daß bei der ungeheuren Erschwerung der Führung der Truppeneinheiten von jedem Mann eine bisher unbekannte Selbständigkeit und Entschlossenheit verlangt wird, daß also dies Angriffsverfahren die Erziehung und Ausbildung des Soldaten noch bedeutend erschweren wird. Daher wird nicht mit Unrecht von den Gegnern dieses Verfahrens auf die große Gefahr aufmerksam gemacht, die in der Verminderung des persönlichen Einflusses der Vorgesetzten auf ihre Truppe liegt. Es wird auf die zahlreichen Fälle hingewiesen, wo lediglich das Beispiel, der Zuruf des Offiziers, das Bewußtsein der steten Beobachtung durch sein aufmerksames Auge die Truppe zur mutigen Lösung ihrer Aufgabe veranlaßt und befähigt hat.

Unsre Zeit ist dadurch wesentlich verschieden von der Friedrichs des Großen, daß unser Verkehrs- und Nachrichtenwesen nichts an einem Ende des Staates sich ereignen läßt, ohne daß es am nächsten Tage am andern Ende bekannt wäre. Es ist deshalb natürlich, daß die „Burentaktik" kaum vom allerhöchsten Kriegsherrn in Versuch genommen war, als sie in allen Teilen des Reiches Nachahmung fand, obgleich sie den reglementarischen Bestimmungen nicht entspricht. Dadurch kommt aber die Stetigkeit und Gründlichkeit der Ausbildung der Truppe ernstlich in Gefahr, denn ein gewissenhafter Bataillonskommandeur wird vor die Frage gestellt, ob er nach dem Reglement oder nach den Grundsätzen der „Burentaktik" ausbilden soll; und hiermit erhält die andre Frage die Bedeutung der Dringlichkeit, ob eine Aenderung des Reglements notwendig ist oder nicht. Auch hierin sind die Ansichten geteilt, indem einerseits hervorgehoben wird, daß der weite Spielraum, den das Reglement der Ausführung seiner Bestimmungen läßt, auch für die Ausbildung eines neuen Angriffsverfahrens ausreiche, während von andrer Seite gerade dieser weite Spielraum bemängelt und aus ihm die Thatsache hergeleitet wird, daß jeder kommandierende General ein andres Angriffsschema aufzustellen in der Lage sei, worunter die Gleichmäßigkeit der Ausbildung notwendigerweise leiden muß. Es ist deshalb eine baldige Aenderung wenigstens der für den Angriff wesentlichsten Paragraphen nicht nur dringend zu wünschen, sondern auch mit einiger Bestimmtheit zu erwarten.

H. Frobenius

Der Kadi

Muslimanische Geschichten von **M. Sandor**

Im Mittelpunkte der orientalischen Märchenphantasie thronte seit jeher der Richter. In unendlicher Menge gehen die Volkserzählungen über seine Klugheit von Mund zu Mund, viele davon sind auch schon aufgezeichnet und durch die Uebersetzungen von „Tausend und eine Nacht" über die ganze Welt verbreitet. Freilich sind gerade die besten, in europäischen Zeitschriften gedruckten Anekdoten vom weisen Kadi im Abendlande entstanden, aber auch auf dem Balkan beschäftigt sich die Dichtung der Gebildeten und Ungebildeten gern mit der Gestalt des weißbärtigen „Kadija". Zu seiner Findigkeit blicken Muslimanen und Christen mit gleichem Vertrauen auf, an seiner Habsucht und Bestechlichkeit reibt sich der scharfkantige Witz des Volkes. Unsre deutsche Bezeichnung „Richter" vermag den Begriffsinhalt des Wortes „Kadija" nicht zu erschöpfen. Der Richter im Reiche der Pforte, wo Kur'an und Tschitap (die heilige nachmuhammedanische Schrift) noch immer die obersten Gesetze sind, deckt auch mit einem guten Teil seines Wirkungskreises den Boden des kirchlichen Lebens: er bestimmt zum Beispiel im Verein mit dem Muftija, einem hohen Würdenträger der Kirche, den Gang des Festkalenders. Dafür greift aber der Mufti wieder mit mächtiger Hand ins Rechtsleben ein und giebt seine „Fetfa" (Gutachten) in schwierigen Fragen ab, nach deren Wortlaut sich der Kadija bei seiner Entscheidung richten muß.

Der Tiefstand der ottomanischen Gesetzgebung (Kanum) läßt natürlich dem Gewohnheitsrecht und dem freien Ermessen des Richters einen breiten Spielraum. Auch das Verfahren mag in jedem Valiluk (Landschaft) des Sultans ein durchaus verschiedenes sein. In der Herzegowina mußte zum Beispiel vor der Occupation für einen Mord, dessen Thäter unentdeckt blieb, der ganze Polizeibezirk (Mahala) herhalten und den Angehörigen des Erschlagenen ein Blutgeld entrichten. Gelang es aber, den Sünder zu erwischen, so fällte der Kadija über ihn alsbald das Todesurteil. Der Wahrspruch ging mit allen Akten nach Konstantinopel, wo der Schejch ul Islam, der erste Hüter des Glaubens, ihn prüfte und bestätigte. Dann folgte am Orte der That eine Scene, deren Tragik das Blut in den Adern starren macht. In Gegenwart des Mörders und des Scharfrichters befragte nämlich der Kadija dreimal die Erben des Toten: „Begehrt ihr den Vollzug des Urteils?" Sobald die Frage zum drittenmal bejaht war, lag der Kopf des Missethäters im Sande. Uebten die Erben aber Gnade, dann kam der Verurteilte mit einer Kerkerstrafe davon. Doch das Leben des Kadija bewegt sich sonst in ruhigeren Bahnen. Die kleinen Zänkereien der Tscharschija (Geschäftsviertel) vertreiben ihm die Zeit. An der Verschlagenheit der Armenier, Griechen und Zigeuner, an dem starrköpfigen Trotze der eignen Genossen übt und mißt er seine Weisheit. Eheschließungen und die ziemlich häufigen Scheidungen, Verlassenschaftsangelegenheiten und dergleichen beschäftigen ihn vorwiegend.

Den Tod auf der Pilgerreise nach Mekka zu finden, gilt dem Osmanli für sehr verdienstlich. Wer sich auf die weite Fahrt zur Tschaba, dem heiligen Steinwürfel, begiebt, rechnet immer mit der Möglichkeit, nicht mehr zurückzukommen, und verteilt daher Haus und Habe unter seine Kinder. Also that es auch Salih-beg. Als er zurückgekehrt war, bereute er es tief. Seine Kinder wollten ihn, einen König Lear des Ostens, nicht im Hause dulden. Hadschi Salih-beg war aber schlau, viel schlauer als die ungetreuen Kinder. Er lieh sich von einem seiner alten Freunde eine Rolle Dukaten und zählte sie in der Stille nach dem Akscham (Vesper) in seiner ärmlichen, schmalen Stube. Die Kinder im Zimmer nebenan horchten beim Klange des Goldes überrascht auf. Von nun an gingen sie dem Hadschi (Mekkapilger) wetteifernd um den Bart und behandelten ihn mit zartester Aufmerksamkeit. Wenn sie ihn um den Verbleib seiner Schätze befragten, wies er auf einen versiegelten Topf im Winkel des Gemaches und sagte geheimnisvoll: „Nach meinem Tode werdet ihr euern Teil erhalten." Hadschi Salih-beg starb endlich, umgeben von seinen Lieben, eines ruhigen Todes. Der Musliman wird sofort begraben, wenn die Leiche erkaltet ist. Aber ehe sich die Erben noch Zeit genommen hatten, den Vater zu bestatten, trugen sie den schweren Topf gemeinsam und argwöhnisch aufeinander zum Kadija. Der sollte den kostbaren Inhalt aufteilen. Der Kadija schlug die Ferajsa (Erbrecht) auf, las lange, lange darin und sprach: „Eure Sache ist ungemein verwickelt, denn jeder von euch hat schon bei Lebzeiten des Hadschi seinen gebührenden Anteil erhalten. Möge denn Allah selber über den Rest entscheiden. Ich will diesen Topf hoch an der Decke des Gemaches aufhängen. Ihr schart euch alle um mich, der Schreiber wird das Gefäß mit einem Hiebe zerschlagen, und was dann auf jeden fällt, sei von Rechts wegen sein Eigentum."

So geschah's. Der Kadija aber stellte sich gerade in die Mitte, nachdem er seine Turbanbinde recht weit aufgelockert hatte, um eine möglichst große Summe zu erhaschen.

„Schlag zu!" befahl der Richter. Der Schreiber schwang den Stock, und aus dem Topf fiel ein großer Stein dem Kadija gerade auf den Scheitel.

Die ottomanische Regierung traut den eingeborenen Beamten selber nicht. Sie pflegt die Richterstellen mit Leuten aus entfernten Provinzen des Reiches zu besetzen. So kam auch einst nach Bosnien ein Kadija aus Angura in Kleinasien, der weder die Sprache noch auch die Sitten seines neuen Bezirkes kannte. Eine orientalische Griechin hatte sich vor dem Asiaten wegen Diebstahls eines Ferkels zu verantworten. Der Kadija, der in seiner islamitischen Heimat nie ein Schwein gesehen hatte, nahm mit Widerwillen den Namen eines Tieres in den Mund, das der Kur'an als unrein brandmarkt. „Hast du das kleine Schwein gestohlen?" ließ er die Sünderin befragen.

„Ja, Herr!" antwortete sie, und der Dolmetsch übersetzte.

„Was hast du mit dem Ferkel gethan?"

„Gegessen habe ich es," entgegnete die Griechin erstaunt.

„Und die Haut?"

„Die erst recht!" Der Angeklagten lief das Wasser im Munde zusammen bei der Erinnerung an die knusprige Mahlzeit.

„Nun," sprach der Kadi, „wenn du so sehr Hunger littest, daß du sogar die Haut des ekelhaften Tieres verschlungen hast, magst du frei ausgehen."

In alter Zeit pflegten sogar die Bauern der österreichischen Militärgrenze das bündige Verfahren des Kadija einem langwierigen Prozesse bei ihren zuständigen Militärgerichten vorzuziehen. —

Wohnte da irgend einmal vor 1873, als die kaiserlich königliche Militärgrenze noch in ihrem starrsten Glanze stand, auf dem kroatischen Ufer der Save ein Bauer Namens Pavao Nigrin. Er besaß ein recht armseliges Häuschen, das, wie es dort der häufigen Ueberschwemmungen wegen eben üblich ist, auf hohen Pfählen stand. Pavao Nigrin würde es gerne gesehen haben, wenn sein Sohn geheiratet hätte. Aber der junge Luka sträubte sich immer. Es sei kein Platz für eine junge Frau im Hause, sagte er. Pavao Nigrin wußte Rat. Luka solle ein Stockwerk auf das Haus setzen und oben wohnen. Der Sohn war's zufrieden. Er fuhr in den Wald, hackte etliche Buchen um und baute sich über der väterlichen Wohnung ein luftiges Gelaß.

Als Pavao Nigrin einst hinaufstieg, um das junge Ehepaar zu besuchen, gefiel es ihm oben gar wohl. Die Wände waren frisch, die Fenster blank, und Lukas Frau hielt auf Ordnung und Sauberkeit. Wenn der Alte diese Stube mit der seinen unten verglich, kam ihm die Wohnung oben begehrlicher vor. Kurz und gut, der Vater verlangte auf einmal, oben zu hausen, und wies seinem Sohne das untere Zimmer an. Luka, und wohl noch mehr Lukas Frau, mochten davon nichts wissen; sie hätten sich das neue Stockwerk erbaut und wollten es auch besitzen. Es kam zu endlosen Streitigkeiten, bis sie beschlossen, den Fall vor den Kadi drüben im Türkischen zu bringen.

Pavao und Luka Nigrin ruderten im Nachen über die Save.

Der Kadija ließ sich den Gegenstand vortragen. Daß die Sache im österreichischen Auslande geschehen sei, focht ihn nicht im mindesten an — genug, wenn er seine Urteilsgebühr bekam. Er holte den Tschitap hervor und blätterte und blätterte.

Dann ging ein Strahl der Erleuchtung über sein Antlitz. „Bekreuzige dich, mein Sohn!" sagte er.

„Ich werde mich doch nicht vor einem Türken bekreuzigen?" entgegnete Luka erzürnt.

„Nun? — Wird's?" sprach der Kadija befehlend.

Luka bekreuzigte sich: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes . . ."

„Halt!" donnerte der Kadija. „Thu's noch einmal!"

Luka wiederholte, Stirn und Mund berührend: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes . . ."

Der Kadija rief: „Wo ist der Vater?"

Luka zeigte auf die Stirn.

„Und der Sohn?"

Luka wies auf den Mund.

„Siehst du? Der Vater oben — der Sohn unten! So will es euer Glaube. Geh hin, Luka Nigrin, und handle nach seinen Geboten!"

Der neue Panzerkreuzer „Mohács" der österreichisch-ungarischen Marine

(Hierzu die Abbildung Seite 264 und 265)

Der auf der kaiserlichen Werft in Pola nach Plänen des obersten Schiffbauingenieurs S. Popper erbaute Panzerkreuzer „Mohács" stellt einen verstärkten Typus der bisherigen Schiffe dieser Klasse dar. Bei einer Länge von 117 Metern beträgt die Breite 18,96 Meter, die Seitenhöhe vom Kiel bis zum Oberdeck 11,84 Meter, der mittlere Tiefgang mit kompletter Munition und 400 Tonnen Kohle 6,54 Meter, die Wasserverdrängung 7400 Tonnen. Die Maschinenanlage besteht aus zwei unter Panzerdeck befindlichen vertikal viercylindrigen Tripel-Expansionsmaschinen von zusammen 13 000 Pferdekräften, die dem Schiffe eine durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit von 21,50 Knoten in der Stunde verleihen, während die Dampfkraft mit zwölf weitrohrigen Jarrow-Kesseln in drei gesonderten Räumen erzeugt wird. Der Kohlenvorrat beträgt 1000 Tonnen und reicht auf 5000 Seemeilen bei 10 Knoten Fahrgeschwindigkeit. Die Armierung besteht aus zwei 24 Centimeter-Schnellladegeschützen L/40, d. h. 40 Kaliber Rohrlänge, in einem gemeinsamen sogenannten Doppelpanzerturm am vorderen Oberdeck, fünf 19 Centimeter-Schnellladegeschützen L/42, wovon vier in je einem Panzerreduit im Batteriedeck und eines in einem Panzerdrehturm am achteren Oberdeck; ferner befinden sich vier Stück 15 Centimeter-Schnellladegeschütze L/40 am Batteriedeck in sogenannten Panzerreduits, neun Stück 7 Centimeter-, zwölf Stück automatische 37 Millimeter- und zwei Stück automatische 8 Millimeter-Maschinengewehre, bezw. Mitrailleusen am Oberdeck, auf den Brücken und im Gefechtsmast. Zwei Landungsgeschütze und zwei Unterwasser-Torpedolancierrohre vervollständigen die artilleristische Armierung. Die Panzerung erstreckt sich vom Vordersteven bis zum Achterturm und beträgt im Gürtel 210 Millimeter; sie reicht bis 1,80 Meter unter und 2 Meter über Wasser, die Kasematten bezw. Türme haben einen Panzer von 240 Millimetern Stärke, die Querwände einen solchen von 200 Millimetern, das Panzerdeck hingegen eine Stärke von 50 Millimetern. Um selbst bei schwerem Leck ein Sinken des Schiffes zu verhindern oder doch möglichst zu verzögern, ist der unter Wasser befindliche Doppelboden mit einer großen Zahl wasserdichter Zellen versehen und sind zahlreiche Querschotten angebracht worden. Die maschinelle Anlage ist die denkbar vollkommenste, wie überhaupt alle neuesten Errungenschaften der Technik bei dem Bau und der Einrichtung dieses neuen Panzerkreuzers Anwendung gefunden haben.

Alex Kircher



Ein neu entdecktes Gemälde von Thomas Gainsborough: Königin Charlotte von England

In der Staatsgemäldegalerie zu Stuttgart

Zwei Porträts von Thomas Gainsborough in der Stuttgarter Staatsgemäldegalerie

Von

Professor K. Lange in Tübingen

Soviel ich weiß, gab es bisher keine Originale Thomas Gainsboroughs auf dem Festland, wenigstens keine, die den Kunstforschern bekannt geworden wären. Selbst Hannover, wo man sie am ersten erwarten sollte, scheint nichts derart zu besitzen. Wollte man den größten Porträtmaler Englands, einen der feinsten Koloristen des 18. Jahrhunderts kennen lernen, so mußte man nach England reisen. Das Schloß Windsor, der Buckinggam-Palast in London, die Dulwich-Galerie, Edinburgh und ein paar Schlösser und Landsitze des englischen Adels bergen seine Meisterwerke, die etwa 200 Schöpfungen, die ihm den Weg zur Unsterblichkeit gebahnt haben.

Seit einigen Wochen kann sich Stuttgart diesen Stätten seiner Verehrung an die Seite stellen. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des württembergischen Königshauses zum englischen, die Heirat des Erbprinzen Friedrich mit einer Prinzessin des Hauses Hannover im Jahre 1797 erklären die Thatsache, daß sich seit jenem Jahre im Königlichen Schlosse zu Ludwigsburg zwei hervorragende Bildnisse des Meisters nach Mitgliedern der englischen Königsfamilie befanden. Aber eine seltsame Verkettung von Umständen, auf die ich hier nicht näher eingehen will, trägt die Schuld, daß diese Bilder den zahlreichen Besuchern des Schlosses bisher völlig entgehen konnten. Auch für mich bedurfte es einer genauen Durchmusterung des in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Ludwigsburg zurückgebliebenen Gemäldebestandes auf die Frage etwaiger Ueberweisungen an die Staatsgemäldegalerie hin, um diese verborgenen Schätze ans Tageslicht zu fördern.

Nachdem die Entdeckung einmal gemacht war, wurde die Kuratel der Königin Charlotte Mathilde-Stiftung, zu der diese Bilder gehören, ersucht, bei dem Könige Wilhelm II. ihre leihweise und stets widerrufliche Ueberweisung an die Stuttgarter Gemäldegalerie zu beantragen. Dies ist denn auch geschehen, und so konnten die Bilder dank dem regen Interesse, das Seine Majestät an dem Gedeihen der Gemäldegalerie nimmt, dort an einem Ehrenplatz in dem neu eingerichteten Saal der Engländer, Franzosen u. s. w. (J der neuen Ordnung) aufgehängt werden.

Das erste der beiden Porträts stellt in ganzer Figur die Königin Charlotte von England, Gemahlin König Georgs III., das kleinere, ein Profilbrustbild, ihr früh verstorbenes Söhnchen, den Prinzen Octavius, dar. Die erstere war die Mutter der Königin Charlotte Mathilde von Württemberg, der die beiden Bilder früher gehörten, der letztere ihr frühverstorbener 13 Jahre jüngerer Bruder. Es ist begreiflich, daß die beiden besten Familienporträts, die die Prinzeß Royal bei ihrer Verheiratung in ihre neue Heimat mitnahm, die beiden Personen darstellten, die ihr daheim die liebsten gewesen waren, die Mutter und das offenbar zarte Brüderchen. Das Originalporträt des Königs, das sie auch mitbekam, vermachte sie ihrer Schwester, so daß von ihm nur eine schwächere Wiederholung, das bisherige Gegenstück zu unserm Porträt, in Ludwigsburg vorhanden ist. Von ihren übrigen Verwandten in England besaß die Königin nur Miniaturporträts und Kupferstiche. Die ganze Sammlung nebst dem Mobiliar der von ihr bewohnten Gemächer in Ludwigsburg, Monrepos und Teinach vermachte sie bei ihrem Tode 1828 der Königlichen Familie als Fideikommiß unter dem Namen Königin Charlotte Mathilde-Stiftung. Hätte damals die Staatsgemäldegalerie schon bestanden, so hätte sie ohne Zweifel die beiden künstlerisch wertvollsten Gemälde unbeschadet des Eigentumsrechts der Königlichen Familie für jene bestimmt, und man kann wohl sagen, daß König Wilhelm II. von Württemberg durch die Ueberweisung der Bilder an die Gemäldegalerie den letzten Willen der hohen Stifterin erst vollständig in ihrem Sinne durchgeführt hat.

Ueber die Persönlichkeit der beiden Dargestellten und die Urheberschaft Gainsboroughs an diesen Bildern kann kein Zweifel bestehen. Gainsborough war in der Zeit, in der sie entstanden, der bevorzugte Porträtmaler der Königlichen Familie. Er hatte sich 1774 in London niedergelassen und scheint schon wenige Jahre darauf bei Hofe eingeführt worden zu sein. Zu Ende der siebziger und in den achtziger Jahren hat er sowohl den König und die Königin als auch sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses einzeln und in Gruppenbildern, in ganzer Figur und als Brustbilder wiederholt gemalt. Er genoß eine entschiedene Bevorzugung vor seinem großen Landsmann Reynolds, was wohl teilweise seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, teilweise aber seiner idealisierenden, das Häßliche abschwächenden Kunstrichtung zugeschrieben werden muß.

Die dargestellten Persönlichkeiten werden nicht nur im Testament der Königin Charlotte Mathilde genannt, sondern ergeben sich auch aus einem Vergleich mit den in Windsor-Castle befindlichen Brustbildern derselben Persönlichkeiten, die wir nach den Braunschen Photographien abbilden.

Die Königin ist auf unserm Porträt noch etwas jugendlicher dargestellt als auf dem in Windsor, und man wird kaum fehlgehen, wenn man die Entstehung des ersteren in die Mitte oder die zweite Hälfte der siebziger Jahre setzt, also in die Zeit, als sie 35 bis 40 Jahre alt war. Die Behandlung des Gesichts ist noch nicht so frei und locker, wie es Gainsborough in seiner letzten Zeit liebte, sie hat etwas Glattes, Vertriebenes, was auf seine frühere Kunstgewöhnung hinweist.

Das Brustbild des Prinzen ist, wie ich glaube, etwas später entstanden. Prinz Octavius, der seinen Namen daher erhielt, daß er der achte von neun Söhnen des Königlichen Paares war, ist nur

vier Jahre alt geworden. Er kam 1779 zur Welt und starb 1783. Da er auf dem Bilde als etwa vierjähriger Knabe dargestellt ist, muß es ungefähr im Jahre 1783 entstanden sein. Aus derselben Zeit dürfte auch das en face-Porträt in Windsor stammen, das wir wiedergeben. Wahrscheinlich sind die beiden Bildnisse nach den Skizzen entstanden, die Gainsborough am Totenbette des Prinzen anfertigen durfte. Es ist erstaunlich, wie er es verstanden hat, die toten Züge ins Leben zu übersetzen.

Leider läßt sich aus den drei Testamenten der Königin Charlotte Mathilde (von 1808, 1816 und 1828) und dem nach ihrem Tode aufgenommenen Inventar ihrer Nachlassenschaft, die ich auf dem Königlichen Haus- und Staatsarchiv einsehen durfte, eine Bestätigung des Namens Gainsborough für diese Bilder nicht erbringen. Sie werden in den Testamenten gar nicht, in den Inventaren zwar mit der Bezeichnung der dargestellten Personen, aber ohne den Namen des Malers erwähnt. Das erklärt sich auch sehr einfach. Die Königin selbst hatte keine Veranlassung, die Bilder aufzuführen, da sie die englischen Familienporträts bis auf einige für ihre Geschwister bestimmte Legate im ganzen dem Königlich württembergischen Hause vermachte. Und die württembergischen Hofbeamten, die bei ihrem Tode das Inventar ihres Nachlasses aufnahmen, kannten den Urheber der Bilder wahrscheinlich nicht, wußten jedenfalls nicht, was es heißt, ein Porträt von Gainsborough zu besitzen. Die Königin selbst, die die Gemälde in ihrer Heimat hatte entstehen sehen und deren gutes Gedächtnis für historische Fakta ebensosehr gerühmt wird wie ihre Kunstliebe, wußte natürlich, von wem sie stammten. Aber sie hatte, wie gesagt, keine Veranlassung, es zu sagen. So erklärt sich der eigentümliche Umstand, daß der Name Gainsborough gerade bei diesen Bildern nicht erwähnt wird, wohl aber bei einem Porträt des Königs und einem Kniestück der Königin, die als Legat in den Besitz ihrer Schwester Elisabeth, Landgräfin von Hessen-Homburg, kamen.

Leider ist das englische Beibringensinventar auf dem Stuttgarter Archiv nicht vorhanden, und die Ehepakten erwähnen die Bilder nicht. Doch hoffe ich, daß sich noch Beweise in England finden werden, und möchte hierdurch englischen Gelehrten Anregung zu weiteren Nachforschungen geben. Bis dahin muß es uns genügen, daß die beiden Bilder, wenn auch nicht äußerlich beglaubigt, so doch durch Auffassung und Ausführung in gleicher Weise als Werke Gainsboroughs bezeugt sind. Dieser hat ja seine Werke niemals mit seinem Namen bezeichnet. Aber auch die künstlerische Handschrift ist eine Bezeichnung. Und wer hätte in der ganzen englischen Malerei jener Zeit denselben leichten Pinsel geführt? Wer ein Auge so leicht, ja man kann sagen leichtfertig besessen, und dabei doch so lebendig und beweglich zu zeichnen gewußt? Wer hätte diese wundervolle Harmonie in hellen gebrochenen Tönen, die bei dem Prinzenbildnis fast wie Pastell wirken, jemals erreicht? Das graugelbe Jäckchen mit der blauseidenen Schärpe, dem weißen Kragen und dem blonden Haar, das sich so weich und schmelzend auf dem neutralen violetten Ton der Wolken abhebt, — kann man sich etwas koloristisch Schöneres denken?

Und dann die Königin, bei der zu allen diesen malerischen Vorzügen noch ein hervorragender Sinn für vornehme Repräsentation, für weiblichen Liebreiz und königliche Würde kommt!

Königin Charlotte von England war eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, die jüngste Schwester des damals regierenden Herzogs. König Georg III. erkor sie bald nach seinem Regierungsantritt 1761 zu seiner Gemahlin. Er war auf sie aufmerksam geworden durch einen Brief, den sie, die Sechzehnjährige, das Jahr vorher an Friedrich den Großen gerichtet hatte, um ihn gleichzeitig zu seinem Siege bei Torgau zu beglückwünschen und die Verwüstung ihres Heimatlandes durch die ewigen Truppendurchzüge in beweglichen Worten zu schildern. Friedrich der Große hatte dem jungen König von England diesen Brief, wie es heißt, zugeschickt, und dieser glaubte demnach bei der Schreiberin alle die Eigenschaften vermuten zu dürfen, die für eine englische Königin wünschenswert waren. Ihr protestantisches Glaubensbekenntnis, ihre Parteinahme für Preußen, gepaart mit echt weiblichem Gefühl und einer für ihr Alter hervorragenden litterarischen Geschicklichkeit, alles das nahm ihn für sie ein, und die bald darauf eröffneten Verhandlungen führten zu einer Werbung, die natürlich nicht zurückgewiesen wurde.

Die Prinzessin hatte in Mecklenburg in ländlicher Zurückgezogenheit eine gute Erziehung genossen und zeichnete sich durch rasche Auffassung, lebhaftes Wesen bei sanftem Temperament aus. Außerdem war sie musikalisch, sang und spielte Klavier, worauf der König besonderen Wert legte. „Sie ist gefühlvoll, munter und liebenswürdig,“ sagt Walpole, „redet viel, ist leutselig, leicht im Verkehr und nicht in Verlegenheit zu setzen.“ Schön im eigentlichen Sinne war sie nicht, und der König scheint in dieser Beziehung, als er sie zum erstenmal sah, etwas enttäuscht gewesen zu sein. Aber Gainsborough war nicht der Mann dazu, die Fehler der Natur unkorrigiert zu lassen. „Er gewinnt selbst unsrer alten Königin Charlotte eine malerische Seite ab,“ hieß es in späteren Jahren.

Die Hoffnungen, die man auf die neue Königin setzte, sollten nicht getäuscht werden. Ihr Verhältnis zum König ist immer das beste gewesen. Fünfzehn Kinder entsprossen ihrer Ehe, und der Lebenswandel des königlichen Paares war so tadellos, daß man auf das gute Beispiel, das der Hof in dieser Beziehung gab, die verhältnismäßige Ehrbarkeit der englischen Gesellschaft inmitten der sonstigen sittlichen Verwilderung der Zeit zurückführen durfte. Das einzige, was man ihr vorwarf, war eine gewisse Sparsamkeit, und diese glaubt man auch unserm Porträt noch anzusehen: ein einfaches, weißseidenes Kleid ohne Verzierung umschließt die Formen, um die Arme ist ein dünner schwarzer Spitzenshawl geschlungen, kein Schmuck bis auf ein leise angedeutetes Perlenhalsband charakterisiert sie als Königin. Der bewegliche Ausdruck des Gesichtes mit dem verbindlichen schalkhaften Lächeln erinnert uns daran, daß sie in jüngeren Jahren eine geistreiche Konversation liebte und selbst mit Vorliebe Anekdoten hörte und erzählte. Später muß das etwas nachgelassen haben, worüber man sich ja auch bei der großen Zahl ihrer Kinder nicht wundern kann. Doch zeigt uns unser Porträt, daß sie ihre Jugendfrische ziemlich lange bewahrte. Man sieht ihm nicht an, daß sie, als es gemalt wurde, schon



Königin Charlotte von England

Nach dem Gemälde von Thomas Gainsborough in der Windsor-Galerie

mindestens zwölf Kinder hatte. Das Glück des Familienlebens spricht aus ihren Augen, und man darf vermuten, daß das Bild vor den Prüfungen der achtziger Jahre, dem frühzeitigen Tode der beiden letztgeborenen Prinzen Octavius und Alfred,



Prinz Octavius von England

Nach dem Gemälde von Thomas Gainsborough in der Windsor-Galerie

und der zunehmenden Schwermut des Königs, die schließlich in völlige geistige Umnachtung überging, entstanden ist.

Die Technik, in der das Bild gemalt ist, ist höchst instruktiv. Warme braune Lasuren bilden die Untermalung des Kleides, dessen weiße Farbe mit jenen breiten und flüchtigen Pinselstrichen hingesetzt ist, die Reynolds, nicht ohne die Zöglinge der Akademie vor dieser genialen Freiheit zu warnen in seiner am 10. Dezember 1788 zu Ehren des verstorbenen Gainsborough gehaltenen Rede folgendermaßen charakterisierte: „Die Flüchtigkeit, die wir an seinen besten Arbeiten bemerken, darf nicht immer als Nachlässigkeit gelten. Es muß anerkannt werden, daß diese Manier Gainsboroughs, die Farben unvermittelt nebeneinander zu setzen, sehr viel zu der wirkungsvollen Leichtigkeit beiträgt, die eine so hervorragende Schönheit seiner Bilder ist. Und es ist gewiß, daß alle jene seltsamen Flecken und Striche, die man bei genauerer Prüfung in Gainsboroughs Bildern bemerkt und die selbst geübten Malern eher ein



Ein neu entdecktes Gemälde von Thomas Gainsborough: Prinz Octavius von England

In der Königl. Staatsgemäldegalerie zu Stuttgart

Werk des Zufalls als der Absicht zu sein scheinen, daß dieses Chaos, diese grobe, formlose Masse, von einer gewissen Entfernung betrachtet, wie durch Zauber Form annimmt, und daß alle Teile an ihren richtigen Platz rücken, so daß wir, trotz dieses Scheines von Zufall und flüchtiger Nachlässigkeit, nicht umhin können, der vollen Wirkung des Fleißes Anerkennung zu zollen."

Arme und Hände sind in der Ausführung absichtlich vernachlässigt. Sie zeigen, wie Reynolds in derselben Rede sagt, „nicht mehr, als was gewöhnlich zur Untermalung gehört." Auch dieses Verfahren entschuldigt der vornehme Rivale in geistreicher Weise, indem er die feine Bemerkung macht, „daß der allgemeine Eindruck, der in dieser unbestimmten Behandlungsweise liegt, genügt, um den Beschauer an die Natur zu erinnern. Die Einbildungskraft ergänzt das übrige und für sich vielleicht befriedigender, wenn nicht gar genauer, als der Künstler es mit aller Sorgfalt nach Möglichkeit hätte thun können."

Ganz besonders frappant ist die außerordentliche Dünne und Leichtigkeit der Malerei. Alles ist wie hingehaucht. Nur im Gesicht und den Haaren liegen dickere Farbschichten übereinander, und leider haben sich die braunen Töne infolge der Benutzung von Asphalt in ihrem Volumen stark verändert, so daß die obere Schicht rissig geworden ist und die Untermalung durchscheinen läßt. Und da sieht man denn, wie der Maler den Eindruck des Puders auf Wangen und Haaren herausbekommen hat: indem er die Zeichnung und Modellierung in der Untermalung ausführte und darüber alsdann die Fleischfarbe des Gesichts und das Grau der Haare mit einem dünneren Ton lasierte, so daß die Untermalung grau und kreidig durch die obere Farbenschicht hindurch scheint.

Die eigentliche Stärke Gainsboroughs liegt entschieden in der Farbe. Auch bei dem großen Porträt ist das Kolorit meisterhaft. Das weiße Seidenkleid mit den dünnen braunen Schatten, die zarte meltauartige Farbe des Gesichts, das leuchtende Braunrot des Vorhangs rechts und das bräunliche, schmutzige Grün der Landschaft links im Parke, alles das ist zu einer wundervollen Harmonie zusammengestimmt. Die Fähigkeit des Malers, die Ausführung gerade so weit zu treiben, wie es zur Erzeugung einer möglichst starken Illusion nötig ist, erscheint bewundernswert. Dem gegenüber treten die geistigen Qualitäten mehr zurück.

Wir müssen uns überhaupt bei der kunsthistorischen und ästhetischen Würdigung Gainsboroughs nicht irre machen lassen durch die Mode, die in der Kunsthistorie eine Zeitlang herrschte, noch auch durch die enormen Preise, die seine Bilder neuerdings im Kunsthandel erzielen. Er ist gewiß ein hervorragender Maler gewesen, der größte des 18. Jahrhunderts neben seinem französischen Geistesverwandten Antoine Watteau. Aber den älteren Meistern der Porträtmalerei, einem Tizian und Rembrandt, einem Rubens und Velazquez ist er nicht ebenbürtig. Schon das eine scheidet ihn von ihnen, daß seine Stärke nicht in der Charakteristik männlicher Individuen liegt. Weibliche Anmut und kindliche Unschuld sind seine Lieblingsstoffe, eine Eigenart, die gerade in unsern Bildern hervorragend zur Geltung kommt. Besonders der Liebreiz jugendlicher Frauen hat seinen Pinsel öfter beschäftigt als der Ausdruck ernster geistiger Arbeit und eines kräftigen, energischen Charakters. Als Seelenmaler bleibt er wirklich etwas auf der Oberfläche, und eine intime Darstellung der Natur um ihrer selbst willen lag ihm ziemlich fern. In dieser Beziehung ist er ein Epigone van Dycks. Es ist kein Zufall, daß er auf seinem Sterbebette zu Reynolds sagte: „Wir kommen alle in den Himmel, und da werden wir mit van Dyck zusammen sein." Hatte er doch schon im Leben den großen Flamländer stets vor Augen gehabt. Und die Schwächen der van Dyckschen Kunst treten bei ihm in gesteigerter Weise hervor. Man halte eine dieser leblosen, puppenhaften Hände neben eine der eleganten, spitzfingerigen Hände van Dycks und dann wieder eine solche neben eine in den Umrissen lebendig, wenn auch barock geschwungene Hand des Rubens, und stelle an die Spitze die rechte Hand Christi auf Tizians Zinsgroschen, und man wird sofort sehen, daß dieser Entwicklungsgang von der Renaissance zum Rokoko nicht einer aufsteigenden, sondern einer absteigenden Linie gleicht.

Gainsborough ist eben ein Rokokomaler, — damit ist alles gesagt, im Guten wie im Schlechten. Von den Niederländern und Watteau hat er am meisten gelernt, sie hat er kopiert, an ihnen sein Auge gebildet. Sonst war er ein Naturkind, das wenig von den alten Meistern wußte, um so mehr aber von der Natur, die ihm von Jugend auf Lehrmeisterin war. Das erhielt ihn frisch und verhinderte den wirklichen Verfall. Es ist ein letztes Aufflammen des malerischen Geistes, des technischen Raffinements vor dem Eintritt der klassizistischen Bewegung, was seiner Kunst die historische Bedeutung giebt. Und wir können seine Schwächen ruhig zugeben, ohne seinen malerischen Blick, seine Fähigkeit der Konzentration, seine geniale Leichtigkeit, seinen hervorragenden Farbensinn irgendwie zu unterschätzen. Die Geschichte der Malerei weist nicht so viele Maler von dieser Bedeutung auf, daß wir Grund hätten, einer neuen Mode, einer Reaktion gegen das Rokoko zuliebe ihm einen niederen Rang anzuweisen.



Ein echter „Chouan“ (Gegner der Republik)

Der Sardinenfang an der Küste der Bretagne

Unter den Fischern an der Küste der Bretagne herrscht zurzeit, wie aus den Tagesblättern bekannt ist, bitterstes Elend. War schon während der vorletzten Sardinencampagne dieser sonst so ausgiebige Zweig der Fischerei fast völlig versiegt, so sind während der letzten Fangperiode die Sardinen aus bisher nicht aufgeklärten Gründen gänzlich ausgeblieben. Alle Anstrengungen der Fischer waren vergeblich, und ihre Lage ist nun um so kritischer, als sie ihre letzten Mittel für Anschaffung der Netze und Lockspeisen verbraucht haben.

Bei der großen Bedeutung, die die Sardine nicht nur für einen erheblichen Teil der französischen Küstenbevölkerung, sondern auch für die ganze Welt hat, dürften einige Mitteilungen über den Fang dieses Fisches von Interesse sein. Von Rothan bis zur Bai von Lannion, besonders aber zwischen Sables d'Olonnes und Camaret gewährte bisher der Sardinenfang fast der Hälfte der gesamten Küstenbevölkerung den Lebensunterhalt. Unzählige Mengen dieses kleinen Fisches bevölkerten sonst das Meer längs der Küsten der Bretagne und der Vendée, und Millionen von ihnen wurden alljährlich gefangen. Das Städtchen Douarnenez zählt 800 Boote, die mit 4000 Fischern bemannt sind; ihr Fang belief sich in jeder Campagne auf ungefähr 800 Millionen Sardinen, die in 40 Millionen Büchsen konserviert wurden. Dieselben Zahlen, sogar noch höhere, galten für Concarneau, während eine andre Ortschaft, Audierne, deren Bucht als außerordentlich fischreich galt, mit 150 bis 200 Booten im Jahre 400 Millionen Fische erbeutete und somit 20 Millionen Büchsen lieferte. Als weitere Mittelpunkte für den Sardinenfang wären noch das schon oben erwähnte Camaret und Sables d'Olonnes, Morgat, Saint Guenolé, Kerity, Guilvinnec, Latudy, Douëlan, Port-Louis, Belle-Isle, Quiberon, Le Croisic, die Insel d'Yeu, La Turbelle u. s. w. zu nennen. Die Gesamtzahl der Menschen, die sich am Sardinenfang beteiligen, wird auf 40000 geschätzt, während eine noch größere Menge von Männern und Frauen damit beschäftigt ist, die gefangenen Fische einzusalzen oder in Oel zu sieden.

Im Jahre 1872 kosteten 1000 Sardinen 64 Mark, 1880 war der Preis schon auf 20 Mark gefallen, in neuerer Zeit war er sogar noch erheblich niedriger. Wenn gegen den Schluß der Fangzeit der Fisch seltener wird, bezahlen ihn, so wenigstens bis 1900, die Konservenfabrikanten mit 8 bis 12 Mark für das Tausend, während der Campagne selbst aber schwankte der Preis zwischen 1,60 und 4 Mark. Dieser niedrige Preis war eine Folge des kolossalen Ueberflusses an Fischen und der immer größer werdenden Zahl von Fabriken, in denen die gefangenen Fische verarbeitet werden. Die meisten Fabriken produzierten mehr, als sie verwerten konnten; sollen doch drei Viertel von ihnen nicht bloß die Produktion eines, sondern sogar zweier Jahre auf Lager gehabt haben. Natürlich war dementsprechend auch die Menge der Fischer von Jahr zu Jahr ganz beträchtlich gewachsen. Trotzdem die Fischerei so wenig einträglich war, verließen alljährlich zahlreiche Landleute ihren Grund und Boden, um sich als Sardinenfischer anwerben zu lassen. In Concarneau bestand denn auch während der Fangzeit die Hälfte der Bootbesatzungen aus Fremden. Crozon und Umgegend schickten jährlich allein ungefähr tausend



Junges Mädchen aus Fouesnant (Departement Finistère)



Mit dem Leben fertig

Freiwillige nach Douarnenez, die man hier die Crozonaiser „Schwalben" getauft hat, weil sie mit diesen Vögeln kommen und gehen.

Der Ueberfluß an Fischen war in einzelnen Häfen, wie z. B. in Camaret, so groß, daß die Bootbesitzer sich gegenseitig verpflichtet hatten, mit einem Male nicht mehr als 10000 Fische zu fangen, um dadurch so lange wie möglich den Preis von 4 Mark für das Tausend zu erhalten.

Den Ertrag des Verkaufs teilt man in zwei gleiche Teile, von denen der eine zur Deckung der Unkosten bestimmt ist, während der andre dem Bootbesitzer und seinen Leuten, gewöhnlich deren fünf, zufällt. Wenn man jeden Tag 10000 Sardinen, das Tausend für 4 Mark, verkaufte, so würde die ganze Campagne nicht gerade als besonders günstig, doch auch nicht als schlecht gelten. Zufälligkeiten aller Arten beeinträchtigen übrigens den Erfolg der Fischerei; so das schlechte Wetter, die Launen des Fisches, der, auch wenn er bis dahin in großen Mengen aufgetreten war, plötzlich verschwindet, vor allem aber die Hitze, die in wenigen Stunden die ganze Ladung verderben kann. Daß die Kaufleute bei reichlichem Fange die Preise zu drücken versuchen, ist natürlich. Früher, und dies ist noch nicht allzu lange her, konnte ein Bootbesitzer während einer Fangzeit nach Abzug aller Unkosten 1200 Mark verdienen; in den letzten Jahren erlitten die meisten bei einer drei- bis vierfachen Menge von gefangenen Fischen noch Verluste. Ein Mann einer Bootbesatzung, der in fünf Monaten angestrengtester Arbeit und unter mancherlei Entbehrungen 320 Mark erübrigt, gehört zu den Bevorzugten.

Das Boot kostet mit voller Ausrüstung durchschnittlich 1600 Mark. Es hat zwei Masten und mißt gewöhnlich 28 Fuß. Aushalten kann es zehn Jahre, mithin müssen jährlich 160 Mark für seine Amortisierung abgeschrieben werden. Kostspieliger ist die Erneuerung der Netze. Jedes Boot muß davon einige zwanzig und zwar verschiedenster Art, von 46 bis 75 Millimeter Maschenweite, führen, da die Größe der Sardine außerordentlich verschieden ist. Der Preis eines solchen Netzes beträgt, je nach der Beschaffenheit der Maschenweite, 56 bis 88 Mark. Gerät nun ein Thunfisch oder ein andrer Sardinenjäger von ähnlicher Größe in ein solches Netz, so zerreißt er es gewöhnlich derartig, daß es sich nicht mehr ausbessern läßt. Infolgedessen müssen in jedem Jahre zwei bis drei, in manchem sogar vier Netze ersetzt werden.

Die größten Kosten verursacht aber der für den Sardinenfang nötige Köder. Er ist es, dessen scharfer Geruch jeden belästigt, der einen Sardinenhafen besucht: ein Präparat, das aus den Eiern und Eingeweiden des Kabeljaus hergestellt wird. Der beste Köder kommt aus Bergen in Norwegen. 1900 kostete das Fäßchen 32 bis 40 Mark; es hat aber auch schon 104 Mark gekostet. 1898 sind allein für den Hafen von Douarnenez 2018064 Kilo, ungefähr 15000 Fäßchen, dieses Präparates von Bergen aus eingeführt worden. Jedes Boot braucht während der Fangzeit bei normalem Erscheinen der Fische mindestens 20 Fäßchen, also für 640 bis 800 Mark. Rechnet man nun, daß für den Fang von 10000 Sardinen für 9,60 Mark Köder nötig ist, so sieht man, was bei einem Verkaufspreis von 2,40 Mark für das Tausend dem Bootbesitzer für Amortisierung des Bootes und Erneuerung der Netze übrig bleibt.



Junge Mädchen aus dem Departement Morbihan

Amerikanischer Köder kostet nur 16,80 Mark das Fäßchen, er ist aber auch erheblich schlechter als der norwegische. Der



Jungvermähltes Paar aus dem Departement Morbihan

französische Köder, den die Kabeljaufänger von Paimpol herstellen, wird mit 22,50 bis 24 Mark bezahlt; er ist zwar besser als der amerikanische, kommt aber dem norwegischen ebenfalls nicht gleich. Vielfach verwenden die Fischer noch eine Substanz, die im Handel als Erdnußkuchen bezeichnet wird; es ist der mehlartige Rückstand der Erdnußsamen nach der Entölung (Arachis hypogaea, eine in den Tropenländern Amerikas einheimische, jetzt auch in Spanien, Italien und Frankreich kultivierte Pflanze aus der Familie der Leguminosen). Allein für sich kann dieser Kuchen aber nicht benutzt werden; man muß ihn mit Rogen im Verhältnis von 1 zu 2 mischen.

Die Lebensgewohnheiten der Sardine sind noch nicht mit völliger Sicherheit bekannt. Früher glaubte man, daß sie nur ein Wanderfisch sei und aus den hochnordischen Meeren in die südlicheren ziehe, während man später durch sorgfältigere Beobachtungen ihre Lebensweise besser feststellen konnte und sich nunmehr für berechtigt halten darf, von ihr aus auf die des Herings zu schließen. Nach Couch leben die Sardinen im Januar verhältnismäßig vereinzelt auf dem Grunde des Meeres, vereinigen sich aber gegen den März hin in Heere, die sich bald auflösen, bald wieder sammeln und bis zum Juli in einer gewissen Verbindung bleiben. Die Fülle an Nahrung auf einer bestimmten Stelle des Meeres und die Fortpflanzung tragen zu diesen Vereinigungen und ebenso zu den Bewegungen, die das Heer ausführt, wesentlich bei. Die Sardine gehört zu den gefräßigsten Fischen, verzehrt jedoch fast nur kleine Kruster, vorzugsweise eine zwerghafte Garnele, von der man oft viele Tausende in dem bis zum Platzen gefüllten Magen findet. Ihr zu Gefallen hält sie sich auf dem Boden des Meeres auf und durchsucht nach Art der Karpfen den Sand oder die Lücken zwischen den Steinen im seichten Wasser. Glaubwürdige Fischer erzählen, zuweilen Myriaden von Sardinen in solcher Weise beschäftigt gesehen zu haben. Die



In der Kirche



Strickende alte Frau

Laichzeit fällt in die Herbstmonate, doch findet man in einzelnen Jahren bereits im Mai viele laichfähige Sardinen, kann also von einer streng bestimmten Fortpflanzungszeit eigentlich nicht sprechen.

Die Beschaffenheit des Wassers wie das Wachstum des Fisches verändern sehr schnell die Qualität. Fabrikanten und Fischer führen die Ueberlegenheit der Bretagner Sardine in Bezug auf Feinheit und Schmackhaftigkeit des Fleisches auf die bessere Nahrung zurück, die sie an der Küste erhält, wo ja sechs Monate hindurch im Ueberfluß Köder ausgestreut wird und außerdem von den Fabriken her, in denen die Sardinen eingelegt werden, enorme Mengen Oel ins Meer fließen.

Die Fischerei beginnt um die Mitte April an den Küsten von Saintonge; hernach erscheint der Fisch ganz plötzlich mehr nördlich. Mit den ersten Juniwochen kommt er nach Port-Louis, Concarneau und Douarnenez; vom 15. Juli bis 15. September nimmt er — wenigstens war dies in früheren Jahren der Fall — überall überhand. Gegen Ende des Herbstes, wenn das Meer unruhiger wird, verlangsamt sich die Fischerei, um Mitte November ganz aufzuhören. Kühne und unerschrockene Fischer, die schlechtes Wetter nicht fürchten, fangen im Winter auf offenem Meere Sardinen, wohl der beste Beweis dafür, daß die Fischchen die früher angenommenen weiten Wanderungen nicht unternehmen, vielmehr auch während des Winters in den heimatlichen Breiten bleiben und dann allerdings tieferes und weniger kaltes Wasser aufsuchen.



Junges Mädchen aus Ploërmel

Wird die Ankunft der Fische angekündigt, so setzen die Fischer ihre Netze in stand und teeren die Boote. Alsbald versucht man auf offenem Meere den ersten Fang. Man muß zuvörderst mehrere verschiedene Netze einigemal ins Wasser senken, um das Maß des Fisches kennen zu lernen. Dies sind sogenannte Driftnetze von durchschnittlich 15 Meter Länge und 3 bis 4 Meter Breite, die durch Bleigewichte in die Tiefe gezogen und oben durch Korkstücke schwimmend gehalten werden. Man versenkt ein solches Netz am hinteren Ende des Bootes in der Art, daß es mittels der vorerwähnten Einrichtung im Wasser eine zum Grunde des Meeres senkrechte Wand bildet. Die Netzfäden sind blau gefärbt und so dünn, daß die Sardine sie nicht bemerkt. Die Maschenweite muß genau zur Größe des Fischkopfes an den Kiemen passen. Sind nun die Netze aufgestellt, so streut der Fischer vom Boote aus um die Korkstücke herum den Köder aus. Die Sardine stürzt gierig auf diesen, und diejenige, die dabei den Kopf durch die Netzmaschen hindurchsteckt, bleibt mit den Kiemen hängen, so fest, daß sie sich, wenn die Maschenweite richtig gewählt ist, unter keinen Umständen befreien kann. Der Fischer erkennt am Glanze der Schuppen, wie groß die Menge der gefangenen Fische ist. Erscheint sie ihm genügend, läßt er das Netz ins Boot ziehen. Mit einem einzigen Fange können fünf- bis zehntausend Fische erbeutet werden. Ist noch Zeit, so wird wohl ein zweiter Zug versucht, doch muß man sich damit beeilen, da die gefangenen Tiere, besonders bei heißem Wetter, ohne Salz sehr schnell verderben. Von schreienden Möwen umgeben, die der Anblick der erbeuteten Fische erregt, segeln die Fischer dem heimatlichen Hafen zu.

An der äußersten Spitze der Hafenmole erwarten die Einsalzer und die Kaufleute die Ankunft der Fischer. Bevor noch das Boot angelegt hat, wird der Kauf durch Zeichen und Zuruf abgeschlossen. Jeder Fabrikant hat bestimmte Bootbesitzer, von denen er kauft, und so ist denn schon vom Hafendamm aus eine Verständigung und eine Vereinbarung des Preises möglich Die Preise steigen oder fallen entsprechend der vermuteten Höhe des eingebrachten Fischertrages.

Die Großfabrikanten, die auf Güte ihrer Marken halten, kaufen die ersten Schiffsladungen, vor allem frische Fische, und bezahlen auch demzufolge gut. Zu Ende des Marktes kommen die kleinen Fabrikanten — und es sind deren eine Legion —, um ihren Bedarf zu decken. Sie bieten oft so niedrige Preise, daß die Fischer es vorziehen, ihre Beute wieder ins Meer zu werfen.

Bei Beginn der Rückkehr hissen die Fischer ihre Netze am Maste in die Höhe, um sie zu trocknen. Ist der Markt beendet und die Qualität der Fische kontrolliert, zählen sie die Sardinen zu 200 in runde Körbe, die die Schiffsjungen dann den Einsalzern und den Fabriken, in denen die Fische in Oel gesotten werden, zutragen. Dabei müssen die Menschen in manchen Häfen, in denen die Boote zur Ebbezeit nicht anlegen können, oft bis zur Brust im Wasser waten.

Von Mitte Juni bis Michaelis schlafen die Bootsleute an Bord, nur Sonnabends kommen sie abends an Land zu ihren Angehörigen. Sonntags wird nicht gefischt, dafür aber sind die Gastwirtschaften um so gefüllter. Ein altes Sprichwort sagt, daß der Montagsfang um so ergiebiger ist, je größer am Sonntag die Trunkenheit. Thatsäch-

lich ist nun auch der Ertrag am Montag gewöhnlich größer als an andern Tagen, aber einfach deswegen, weil die Sardinen achtundvierzig Stunden lang nicht beunruhigt wurden, vor allem aber, weil sie während dieser Zeit durch das Fehlen des Köders hungrig geworden sind und ihm daher dann gieriger nachgehen.

An Bord leben die Bootsleute von minderwertigen Sardinen oder von einer Suppe aus Pironen, kleinen Fischen ohne Handelswert. Ein Topf wird über einem Holzfeuer am Fuße des großen Mastes aufgestellt und darin aus Pironen, ein wenig Schwarzbrot, Salz und, wenn der Fang ein guter gewesen ist, unter Zusatz von etwas Butter die Suppe bereitet. Für das Nachtlager wird aus einem Segel und Rudern eine Art niedrigen Zeltes hergestellt, das dem verankerten Boote das Aussehen eines riesigen Holzschuhs verleiht. „Ich kenne," so schreibt Remy Saint-Maurice, „kein kurioseres Schauspiel als eine Fahrt durch den Hafen von Douarnenez an einem Wochentage nach Sonnenuntergang, wenn alle die zahllosen Sardinenboote ihre Nachttoilette angelegt haben."

Schließlich seien noch einige allgemeine Mitteilungen über die sardinenfangende Bewohnerschaft der Bretagne angeführt. Eine Abnahme ist im Gegensatz zur jetzigen Bevölkerung Frankreichs nicht bemerkbar. In Douarnenez übersteigt trotz der schlechten gesundheitlichen Verhältnisse die Zahl der Geburten die der Todesfälle um das Doppelte. Die Einwohnerzahl dieser Stadt mit der dazu gehörigen Umgebung ist in 20 Jahren von 12000 Seelen auf 22000 gestiegen. Der Ueberfluß an Menschen in dieser Gegend hat naturgemäß zahlreiche Auswanderungen zur Folge. So sind mehrere Sardinenhäfen, wie Kerity, Guilvinnec und andre Kolonien, von Douarnenez aus gegründet. In Guilvinnec trifft man denn auch überall unter den Frauen die in Douarnenez gebräuchliche Kopfbedeckung. Vor ungefähr 20 Jahren mit größter Anstrengung auf einer unfruchtbaren dürren Düne angelegt, hat Guilvinnec jetzt schon über 3000 Einwohner, ist heute der vierte Sardinenhafen dieser Gegend und folgt unmittelbar nach Audierne.

Die Sittlichkeit dieser gesamten Bevölkerung ist bei weitem besser als ihr Ruf. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß die Männer zuweilen im Trinken sich übernehmen, bedenkt man aber, wie hart und schwer ihr Beruf ist, so erscheint dies entschuldbar, um so mehr, als sich ihnen im übrigen nur Gutes nachsagen läßt. Bewundernswert fleißig sind die Frauen und Mädchen, dabei fröhlich und heiter, in den wenigen Mußestunden oft ausgelassen lustig, ohne im geringsten gegen Anstand und Sitte zu verstoßen. Alles in allem besitzt also Frankreich in den Sardinenfängern eine gesunde, lebenskräftige Bevölkerung, einen Menschenschlag, der durch die Schwere seines Berufs gestählt und gekräftigt ist.

C. Müller

Unsre Abbildungen veranschaulichen eine Reihe charakteristischer Typen der bretonischen Küstenbevölkerung. Namentlich die wetterfesten, ernsten Züge der Alten lassen deutlich gewahren, wie hart der Kampf ums Dasein ist, den die Fischer und Schiffer hier zu führen haben. Der Bretagner hat eine vorwiegend melancholische Gemütsstimmung, eine lebhafte, poetische Einbildungskraft und eine geradezu leidenschaftliche Liebe für seine Heimat; er ist ein kühner Seefahrer und tapferer Soldat, stolz auf seine Abkunft und anhänglich an das Alte. Treu bewahren die Bretonen die überlieferten Sitten und Bräuche ihrer Vorfahren, desgleichen die alten Trachten, die zumal bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung höchst eigenartig sind. Ebenso halten sie fest an dem Glauben ihrer Väter und an ihrer Sprache, die einen Teil von dem britischen Zweige des keltischen Sprachstammes bildet. Seit der Einverleibung in Frankreich ist das Bretonische zwar aus der oberen Bretagne durch das Französische ganz verdrängt und auch sonst stark eingeschränkt worden; in der Basse-Bretagne dagegen hält es sich, namentlich auf dem Lande, wenngleich mit vielen französischen Worten durchsetzt, und wird noch von mehr als einer Million Menschen gesprochen. Bis zur Revolution hatte die Bretagne einen eignen Landtag; während der Revolutionskämpfe war sie der Schauplatz eines blutigen Bürgerkrieges gegen den Republikanismus. Auch in der Gegenwart sind die Bretonen, wenngleich gute Franzosen, doch großenteils keine allzu begeisterten Republikaner.



Vor der Schule

Bettelkätter

Von

Lotte Gubalke

Das war damals, als das Betteln noch nicht zu den verbotenen Dingen gehörte, als es noch keine Wohlthätigkeitsvereine gab und den Leuten etwas fehlte, wenn sie das Lied missen mußten, das einst Freitags oder Sonnabends auf ihrem Hausflur hergebetet wurde. Manchmal war's auch ein Psalm oder ein alter Spruch. Zuweilen standen die Heischenden auch stumm da, riefen nicht einmal „Holla!", sondern warteten, bis zufällig jemand daher kam und nach ihrem Begehr fragte.

Kätter Kallmorgen, von der ich erzählen will, gehörte nicht zu den Stummen, aber sie würde auf eine Frage nach ihrem Begehr sicherlich nur mit einem Achselzucken geantwortet haben. Was sie wollte? Nun, ihren Zins. Die Brosamen, die von der Reichen Tische fielen, von denen sie seit Anbeginn ihres Daseins lebte! Kätter (Käthe) gehörte eigentlich niemand an. Schon ihre Mutter hatte nicht sagen können, wer ihr Vater sei, und sie teilte mit ihr dies Schicksal. Ja, ihre Mutter starb, als sie ihr das Dasein gab, und nun führte Kätter das Leben eines Gemeindekindes. Ich will nicht sagen, daß die armen Leute, die für ein paar Heller sich ihrer erbarmten, unmenschlich mit ihr umgegangen wären. Sie hatten aber selbst ein Häuflein hungriger Kinder zu versorgen, und als Kätter die Masern bekam, da wurde sie infolge schlechter Wartung ein wenig „dählsch". Kein Mensch machte viel Wesens davon. Man suchte der Sache eine gute Seite abzugewinnen und verwies Kätter an die allgemeine Menschenliebe. Zum Glück besaßen die Kallmorgens ein Wohnrecht, das den Familienangehörigen ein kleines Stübchen in einem Hause der Sperbergasse einräumte. Da konnte Kätter gut leben bis ans selige Ende, und das hat sie auch wirklich gethan.

Seit ihrem sechzehnten Jahre lebte sie da. Jetzt war sie über die dreißig und hatte sich vollständig an das Bettelleben gewöhnt, das nur hie und da von irgend einer kleinen Arbeitsleistung, die in einem Botengang oder leichter Feldarbeit bestand, unterbrochen wurde.

Kätter kam pünktlich an jedem Sonnabend kurz vor dem Sechsuhrläuten. Die Hände in die Schürze gewickelt, stand sie da auf dem Hausflur, rieb sich den Rücken an dem Thürpfeiler und trat von einem Bein auf das andre. Im Winter klagte sie über die Kälte, im Sommer über die Hitze. In ihrem Bettelgeschäft war Ordnung und System. Montags und die folgenden Tage ging's zu den Leuten, die ihr vom Sonntag her ein Stück altgewordenen Kuchen oder einen Bratenknochen gaben. Ende der Woche besuchte sie die „Frommen" und begründete ihre Bitte damit, daß sie keinen „Kirchenheller" habe. So herunter war sie nämlich doch nicht gekommen, daß sie nicht allsonntäglich in ihrem Kirchenstuhl gesessen hätte, „um Gott die Ehre zu geben". Und wenn nun der Kirchenälteste mit dem Klingelbeutel kam, da hätte Kätter Kallmorgen bloß nicken sollen? Nein, das ging nicht. Die frommen Leute sahen es ein und gaben ihr reichlich. Ehe sie in die Kirche ging, säuberte sie sich am Bach, der durch die Straße an den Häusern vorbeifloß und in dem die Leute gleichzeitig Erdäpfel und Windeln wuschen, strich sich das schwarze Haar glatt und machte es mit einem Stümpfchen Talglicht glänzend. Dann nahm sie ihr rotes Schnupftuch, legte es säuberlich zusammen, setzte sich ein Weilchen darauf und ersparte auf diese höchst einfache Weise Mangel und Bügeleisen. Das also geglättete Tuch wurde auf das Gesangbuch gelegt, und dann ging's in die Kirche. Da sang Kätter laut und hell mit, ohne sich beirren zu lassen. Während der Predigt schlief sie und fuhr nachher mit einem merklichen Ruck in die Höhe, wenn die Orgel von neuem begann.

Kätter Kallmorgen lebte noch zu einer Zeit, da es keine Kreisblätter gab und nur ganz wenige Leute die „Morgenzeitung" oder die „Didaskalia" hielten. Darum fand sie willig Gehör bei Knechten und Mägden, bei Kindern und zuweilen auch bei der heranwachsenden Jugend, wenn sie zwischendurch beim Auslöffeln ihrer Kaffeesuppe Mordgeschichten und Tagesneuigkeiten erzählte. Kam sie doch nicht nur im Städtchen in alle Häuser, sondern wanderte auch manch liebes Mal über Land, besonders zur Zeit, wenn das Obst reifte. Kätter besaß ein wohl assortiertes Obstlager im Bettstroh.

Ihre ganz besondere Gönnerschaft hatte sie der Familie des Doktors Lehstmann zugewandt. Die drei schmucken Söhne gefielen ihr nicht nur darum, weil sie eine offene Hand hatten, sondern auch weil sie einem armen Menschen ein freundliches Wort gönnten. Karl, der Maler, verewigte sie in seinem Skizzenbuch, Georg, der Student, schrieb sich die alten Lieder auf, die sie herbetete, und Richard, der junge Assistent seines Vaters, ließ sich von ihr erzählen, in welchen Häusern die Mädels schon morgens in aller Frühe ebenso schmuck aussähen wie abends auf dem Kasinoball. Ja, die Herren Lehstmänner! Nichts kam ihnen gleich! In lauten Selbstgesprächen sang Kätter ihr Lob, und wehe dem, der widersprochen hätte!

Leider teilten im Städtchen nicht alle Leute diese Begeisterung. Da war vor allen Dingen der Richter Dahlberg, dessen Garten an den des Doktors Lehstmann stieß. Gerade auf der Grenze stand ein Apfelbaum, und durch diesen war Feindschaft entstanden zwischen den Familien Lehstmann und Dahlberg.

Wem gehörte der Baum? Dahlbergs war es sonnenklar, daß er ihnen gehöre. Der Urgroßvater hatte ihn gepflanzt, das stand aktenmäßig fest. Und wiederum konnten Lehstmanns beschwören, daß dieser Apfelbaum ihr Eigentum sei. Ein alter Stammbuchvers und ein Brief vorerwähnten Urgroßvaters gab Kunde, daß er diesen Apfelbaum einem weiblichen Glied der Familie Lehstmann, das er in treuer

Liebe verehrte, geschenkt habe. Gerade nun in der Zeit, da unsre wahre Geschichte spielt, war der Streit um den Baum heftig entbrannt. Frau Doktor Lehstmann war eine resolute praktische Frau. Sie las die Aepfel einfach auf, die in ihren Garten fielen, und stützte die über den Zaun hängenden fruchtbeschwerten Aeste, um später in aller Seelenruhe die Aepfel einzuernten. Gerade als sie die letzten Aepfel in den Korb legte, erschien Richter Dahlberg in der Gartenthür und verlor für einige Augenblicke die Sprache. Frau Rosalinde Lehstmann aber sagte lächelnd: „Guten Morgen Herr Nachbar, wohl bekomm Ihnen Ihr Teil," und schritt leichtfüßig mit dem gefüllten Korb davon.

Richter Dahlberg konnte nichts gegen diese Auffassung der Dinge sagen. Frau Rosalinde hatte alle Gesetzesparagraphen auf ihrer Seite! „Daß sie recht haben, ist eine Sache für sich," sagte er: „daß sie aber ihr Recht ausüben, das ist taktlos und unnobel. Ich wünsche keinen Verkehr mehr mit dieser nach der Gefühlsseite hin degenerierten Familie!"

„Die paar Aeppel!" meinte Kätter jedesmal, wenn sie mit einem Seitenblick auf den besagten Apfelbaum durch den Garten auf Doktor Lehstmanns Haus zuging. Und dann erzählte sie von der Tyrannei des Richters Dahlberg, die sich immer weiter ausdehne. Nicht einmal das bißchen Kirchenschlaf wollte er ihr gönnen! Woher wußte er denn, daß sie schlief?! Muß einer schlafen, wenn er sich nach dem Gesang bequem im Kirchenstuhl zurecht rückt und die Augen zumacht? „Ich mache die Augen zu," rief Kätter, „weil mich sonst die Staatshaube der Frau Richter in der Andacht stört und weil ich dem Richter Dahlberg sein Gähnen nicht sehen mag. Ueberhaupt Richter Dahlberg! Als Gott diesen Mann fertig aus dem Erdenkloß geknetet hatte, aus dem alle Menschen entstanden sind, fiel er ihm aus der Hand vor Schreck, und noch dazu auf die Butterseite, daher die platte Nase von Richter Dahlberg! Mir käm's nicht darauf an, nie mehr bei ihm um einen Kirchenheller vorzusprechen, aber wozu den Leuten, die's nicht brauchen, etwas schenken?"

Diese Rede hielt Kätter in mehreren Variationen, wenn sie den Grenzweg zwischen den Gärten entlang ging. Die ganze Familie Dahlberg stand bei Kätter in geringem Ansehn, ausgenommen Fräulein Mila.

Und das hatte seinen Grund. Mila Dahlberg und Richard Lehstmann dachten: was geht uns der Streit der Alten an! Seit Kätter die beiden jungen Leute einmal an einem Märztag gegen Abend unter dem Apfelbaum hatte stehen sehen, Hand in Hand, da hatte sie den Schluß gezogen, daß nicht nur die Märzluft kalt wehe und dies ein Grund sei, eng aneinander geschmiegt hinter einem breiten Baumstamm Schutz zu suchen, sondern auch, daß Liebe eine ebenso zarte wie heimliche Angelegenheit sei. Kätter wurde die seltsame Beschützerin der Nachbarskinder. Wenn sie auf Dahlbergs Hausflur stand und Fräulein Mila mit flinkem Schritt daherkam, ein Butterbrot auf der einen Hand, in der andern einen Topf Kaffee — obendrein folgte zuletzt noch ein Heller nach —, dann sang sie das Loblied der Herren Lehstmanns. Und Mila blieb wohl ein wenig länger neben ihr stehen, als nötig war, und that auch ab und zu eine Frage. Und wenn Kätter sagte: „Nur weil ich gerad auf dem Weg bin zu den Lehstmanns, soll ich vielleicht ebbes bestellen?" so schüttelte Mila erst den braunen Lockenkopf und zuckte die Achseln, um zu guter Letzt doch einen Gruß zu bestellen. Aus dem Gruß war nach und nach eine Botschaft geworden. Etwa wie folgt: „Kann sein, — ich weiß noch nit genau — vielleicht daß ich heut abend die Landstraß' entlang gehe, bis zum Kinderkreuz, wo die Steinbank steht" — oder: „Heut geh' ich aber ganz bestimmt auf den Friedhof, meiner Großmutter Grab zu begießen."

Dann sagte nachher Kätter auf Lehstmanns Hausflur: „Den Dahlbergs ihre Mila geht heut im Abenddämmer zum Kinderkreuz! Ich thät' mich halb tot fürchten, wenn ich da allein auf der Steinbank sitzen sollt'! Wo doch ein eigner Vater seine Kinder umgebracht hat!" Oder sie rief: „Nein, wie die Mäderchen von heutzutage sind! Fräulein Mila will das Grab von ihrer Großmutter begießen, und statt daß sie die Magd mitnehmen thut, geht das lose Mädchen allein! Wenn sich's nun an der schweren Gießkanne verheben thät'!"

Mila Dahlberg saß weder allein am Kinderkreuz, noch trug sie die schwere Gießkanne. Richard Lehstmann verstand Kätters Klage, und Kätter kannte ihre Leute. Auch den alten Richter Dahlberg hatte sie richtig taxiert. Der war ein alter Filz. Selbst als der Krieg ausbrach, alle Welt Frieden miteinander schloß in dem Gedanken, daß nun ein großes zerrissenes Vaterland geeint sei und der alte Lehstmann die Hand zur Versöhnung über den Gartenzaun streckte am Vorabend jenes Tages, da seine drei Jungen nach Frankreich zogen, blieb er hart. Auch Milas Thränen erweichten nicht sein Herz. Wieder war Kätter die Botin, die alle guten und traurigen Nachrichten von einem Haus nach dem andern trug.

Einmal kam Kätter zu ganz ungewöhnlicher Zeit angestürmt. Richard Lehstmann war verwundet! Die alten Eltern wollten ihn selbst heimholen. Bei Erstürmung der Spicherer Höhen war's geschehen: wie er die Fahne retten wollte, da hatten sie ihn in die Brust geschossen. Frau Lehstmann packte schon die Koffer! Mila wollte dem Freund gern eine liebe Botschaft senden — aber wie? Kätter wußte Rat: sie hatte einen alten Himmelsbrief in ihrem Gesangbuch liegen. Der stammte von einem alten Vagabunden, den sie auf ihren Bettelwegen kennen gelernt. Der hatte ihn auf der Brust getragen, als er die Düppeler Schanzen hatte stürmen helfen. Den Himmelsbrief wollte sie Richard Lehstmann als Pflaster auf seine Wunde schicken. Kein Mensch konnte ihr verdenken, wenn sie von Fräulein Mila Dahlberg die Adresse schreiben ließ, und sah's am Ende einer, wenn das liebe Mädchen noch etwas in das Couvert steckte — vielleicht eine Haarlocke oder ein Vergißmeinnicht? Es hat niemand nach diesen Dingen geforscht. Aber Richard Lehstmann hat diesen Himmelsbrief, den seine kluge Mutter ihm mitnahm, auf dem Herzen getragen und ist ziemlich schnell so weit genesen, daß er heimtransportiert werden konnte. Und wie Kätter die Kunde zu Mila brachte, daß er morgen heimkommen werde, da rief diese in ihrer Freude: „Kätter, alleweil wünsch' dir etwas, ich schlag' dir nichts ab — nicht einmal eine ganze Cervelatwurst — oder einen Schinken."

Aber Kätter wünschte sich nichts dergleichen. Eine Weile blieb sie stumm, dann hub sie an: „Dieweil ich in Ehren alt geworden bin und wahr und wahrhaftigen Gott eine ehr- und tugendsame

Jungfrau blieb, die der Pastor ohne zu lügen von der Kanzel schmeißen könnte . . ."

„Sprich," rief Mila, „was willst du?"

„Guck," fuhr Kätter fort, „die Welt ist so schlecht! Man glaubt einem armen Tier, das in mancherlei Versuchung war, nit, daß es eine unschuldige Waise blieb . . . Aber ich möcht' gern im Sarg mit einem Jungfernkranz liegen, in einem anständigen Sterbekleid vor unsern Herrgott hintreten, und eine ‚Gualande' will ich über das Leichentuch haben, aus Buchsbaum und roten Papierrosen — das wäre mein einziger Begehr!"

Mila legte ihre feine Rechte in die gelbe verschrumpelte Hand Kätters und schloß mit ihr diesen Pakt ab.

„Von einer Singeleich wag' ich nit zu reden" — sagte dann noch Kätter.

„Auch die sollst du haben," versprach Mila tief bewegt. Sie dachte daran, wie neben einem jungen, heißgeliebten Leben der Tod gestanden hatte und daß immer noch nicht alle Angst und Not vorbei sei. Darum seufzte sie: „Ach, wie mag es wohl in Frankreich aussehen!"

„Wer kann das gewisse?" sagte Kätter gelassen. „Und da mer's nit gewisse kann, so soll mer's beste annehmen, hoffen und glauben, denn so sagt der Herr Pfarrer, wenn er auf die Ewigkeit zu sprechen kommt."

Richter Dahlberg hatte 23 Jahre lang geglaubt, daß er das Regiment in seinem Hause führe. Aber als nun der junge Lehstmann zum erstenmal, auf den Arm seines Vaters gestützt, durch die Straßen der Stadt ging und alle Welt den jungen Helden feierte, da entstand im Hause Dahlberg eine Revolution, weil der Richter nicht an dem Festmahl teilnehmen wollte, das die Bürgerschaft zu veranstalten gedachte. Jetzt lernte er das Rednertalent seiner Frau kennen. „Vaterlandslosigkeit" war das geringste, was sie ihrem Manne vorwarf. Er gab nach, und als man dann unter den Klängen der alten Lieder, die Dahlberg und Lehstmann als flotte Burschen einst gemeinsam gesungen hatten und bei Rheinwein, der goldig im Glas blinkte, Versöhnung feierte, gab es zwei glückliche Menschen mehr und eine Woche nachher ein Brautpaar. —

Eines Tages blieb Kätter aus. Ihren Bettelpfennig holte sie nicht, also mußte sie krank sein. Doktor Lehstmann stieg die steile Treppe in ihr Stübchen hinauf und fand das alte Mädchen kränker, als er geglaubt hatte. Er verschrieb Tropfen zur Stärkung, sorgte für Essen und Pflege, aber schon am andern Tag kam die Kunde von Kätters Tod.

Mila erinnerte sich ihres Versprechens. Sie schnitt Zweige von ihrem Myrtenbaum und band einen Kranz, und auch eine Guirlande wand sie. Richard Lehstmann reichte ihr die Rosen zu, die sie zwischen den Buchsbaum fügte. Dann kaufte sie ein anständiges Totenkleid, bestellte die Totenfrau und ging hin zu Kätter, die ihr ein Stück froher Kindheit und seliger Jugend bedeutete. Sie half die Tote schmücken und setzte ihr, nachdem die Totenfrau das alte welke Gesicht gewaschen und das wirre Haar geglättet hatte, den Kranz mit vor Wehmut zitternden Händen auf.

„Schlaf in Frieden, Kätter," sagte sie leise, dann wollte sie zurücktreten.

Da schlug Kätter Kallmorgen die Augen auf, schaute erstaunt auf ihr weißes Kleid und den grünen Kranz mit den roten Rosen — hob langsam und schwerfällig den Arm und tastete nach ihrem Jungfernkranz — dann sagte die Totgeglaubte mit zitternder Stimme, während die Totenfrau und Mila in starrem Entsetzen zuhörten, weil sie zu träumen glaubten:

„Gott auf deinem Himmelsthron, daß unser eins so was erlebt! Richters Mila hält ihr Wort und setzt der Bettelkätter einen Jungfernkranz auf! . . . Aber ich bin nicht gestorben, ich nahm von den guten Tropfen — viel hilft viel —, da schlief ich ein — nun hab' ich mich gesund geschlafen."

Mit bekannter Zungenfertigkeit, aufrecht im Bett sitzend, mit weißem Kleid und grünem Kranz angethan, fuhr sie fort:

„Und ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der was davon merkte, wie schön das thut, wenn er für das ewige Leben zurecht gemacht wird — ich, Kallmorgens Kätter! Denn ich wachte schon auf — so halb und halb bei dem Waschen —, ich mocht' das Werk nit stören — drum ließ ich mir's gefallen!" . . .

Kätter lebte noch manches Jahr. Milas Kinder konnten der Uralten noch einen Kirchenheller in die Hand drücken. Seit dieser Krankheit war Kätter noch ein wenig „dählscher", meinten manche Leute. Vielleicht aber war sie gar nicht einmal so dumm, wie es den Leuten vorkam, wenn sie jetzt ihre Bittreden nicht mehr mit den Worten einleitete: „Seht, ich bin eine arme Waise," sondern stolz sagte: „Ich bin eine Witwe geworden, ich war dem Tod mit einem grünen Kranz angetraut — aber es kam anders, als alle Welt glaubte, ich ging ganz heil aus diesen Geschichten hervor."

Klopstock und der Sport

Sport ist heute die Losung des Tages. Vielen mag das als eine Laune der Zeit, als ein Spiel der Mode erscheinen, und doch dürfte auch das kein Zufall sein, sondern seine psychologische Begründung haben. Der moderne Mensch zerrüttet in dem aufregenden Kampf ums Dasein, dem Hasten und Jagen des Lebens, einer ungeheuren Fülle von Eindrücken ausgesetzt, seine Nerven, und da muß dann der Rückschlag in dem Bestreben erfolgen, den Körper zu stählen, ihn widerstandsfähig zu machen. Auch die Körperübungen haben ihre Geschichte im Volke und in der Schule, sie fanden Feinde und Freunde, je nach der Strömung der Zeit. Heute sind sie die Losung des Tages, und so lange nicht Uebertreibung die Feindin des Guten wird, können wir die sportfrohe Stimmung der modernen Menschen nur freudig begrüßen. Von diesem Standpunkte aus wollen wir Klopstocks gedenken, denn hundert Jahre sind am 14. März verflossen, seitdem er seiner geliebten Meta im Tode folgte. Und er verdient ein Gedenkblatt: hat er doch die zweite Blütezeit unsrer Litteratur angebahnt, ihr Würde und Schwung verliehen und die blinde Nachahmung gebrochen. Trotzdem sind seine Werke vergessen, denn sie gingen aus einer Zeitströmung hervor und verschwanden mit ihr. Seine Persönlichkeit aber wird unvergänglich bleiben, denn Klopstock hat Vorzüge, die allen Zeiten trotzen, alle überdauern, und besonders seine Neigung für den Sport macht ihn zu einem Genossen der Modernen.

Der Dichter hatte einen festen, männlichen Charakter, so fromm, schwärmerisch und empfindsam er auch war. Dies bekundete er besonders im Verkehre mit den Großen der Erde, die ihn schätzten. Frische des Geistes und der Empfindung bewahrte er sich bis in sein hohes Alter, er verdankte sie seinem gesunden, gestählten Körper, den er seinem Willen unterthan zu machen wußte. Und doch erschien er eher schwächlich als für Kraftproben geeignet, denn Klopstock war kaum mittelgroß, zierlich gebaut, seine blauen, verhältnismäßig kleinen Augen sahen wohl sehr gut in die Ferne, doch nicht gut in der Nähe, so daß er beim Lesen und Schreiben eine Brille tragen mußte; auch seine zierlich frisierte Perücke, seine sorgfältig gewählte Kleidung — er trug meist einen perlfarbenen Gala- und einen roten plüschenen Oberrock — hatte nichts von der sorglosen Kraftgenialität der Stürmer und Dränger. Doch auf mannigfachen Gebieten des Sports war er Meister.

Einige Jahre seiner ungebundenen Jugend verbrachte Klopstock auf dem Pachtgute seines Vaters, dem schönen Friedeburg an der Saale, in Gottes freier Natur seine Kräfte stählend, und mancher Jugendstreich zeugt von Mut und Stärke. Dieser Bethätigung der Körperkraft blieb Klopstock sein Leben lang treu, wie er auch immer jung blieb unter der Jugend und im Genusse der ungekünstelten Natur. Nicht mit Unrecht rühmt der französische Schriftsteller Chênedollé an ihm das freie und offene Wesen und die kindesgleiche Reinheit. Ihn hatte Gott gesegnet, daß er ihn in der schönen Umgebung von Kopenhagen leben ließ, ihn hat er geprüft, da er ihm keine Kinder gab, denn Klopstock wurde unter Kindern zum Kinde. Wie gerne machte er Ausflüge mit seinen Freunden, deren Frauen und Kindern, wie lustig konnte da der Messiassänger werden, besonders wenn er an der Spitze einer tollen Knabenschar durch dick und dünn kletterte, sprang und watete, den Weg durch Gestrüpp einschlug, einsame, unwegsame Pfade aufsuchte, Gräben mit Baumästen überbrückte oder unter einer schattigen Eiche zu heiteren Spielen



Friedrich Gottlieb Klopstock († 14. März 1803)

einlud. Diese Liebe wandte er auch geistig hochstrebenden Jünglingen zu, deren Vorbild und Förderer er wurde.

Mit besonderer Begeisterung hing Klopstock an der winterlichen Natur. Galt es den Zauber einer Winterlandschaft zu schildern, fand auch der sonst in seraphischen Gefilden schwebende Dichter kräftige Farben und wußte anschaulich zu wirken. Ihn zog es mit magischer Gewalt zur spiegelnden Eisfläche. Schreibt er doch an Denis, den Wiener Barden, dem er Braga, den nordischen Apollo, Tialf und Uller als die rüstigsten Schlittschuhläufer der nordischen Götterwelt preist, mit herzlicher Begeisterung: „Es giebt für mich gar keine Leibesbewegung, die meiner Gesundheit so vorteilhaft ist als diejenige, über die ich bisher gescherzt habe. Ich liebe das Reiten und meilenlange Spaziergänge, aber das Schrittschuhlaufen ist noch viel etwas andres!" Wie der Liedergott Braga leicht über das Eis hin zu schreiten — Klopstock tritt für die Form Schrittschuh ein — gilt ihm nicht nur als das gesündeste, sondern auch als das schönste Vergnügen, denn in der Schlangenlinie des Eislaufes will er das Geheimnis der Schönheit entdecken; er schätzt die Holländer gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind, er will Deutschlands

Gaue durch Kanäle verbinden, damit man es auf Schrittschuhen durchreisen könne. Klopstock ist der Apostel dieses Sports, und mit glühendem Eifer sucht er ihm Anhänger zu werben. Cäcilie Ambrosius, mit der der Dichter, ohne sie zu kennen, einen empfindsamen Briefwechsel führte, möchte er zu seiner Schülerin machen, indem er ihr die Eisfreuden vorzaubert. Er plant, unter dem Patronate Bernstorffs eine Akademie der Eisläufer errichten zu lassen, und auch die Damen will er zu dieser Leibesübung bekehren. So schreibt er an Gleim: „Ich habe eine große, erhabene, wichtige, schwere Sache vor, ich will unsre jüngsten und leichtesten Damen hier zu Schrittschuhläuferinnen machen!" An Gleim sandte er auch folgendes scherzhafte Rezept: „Es ist doch ewig schade, liebster Gleim, daß Sie, wenn Sie kränkeln, sich nicht durch Schrittschuhlaufen kurieren können. Es ist dies eine von den besten Kuren:

„Recipe, den 4. März 1766.

Drei helle Stunden des Vormittags,
Zwei des Nachmittags,
Gute Gesellschaft!
Viel Frühstück.
Item ein wenig Nordwind zum Trunke bei der Arznei.
Treib dies acht Tage hintereinander! Probatum est!"

Klopstocks Werbearbeit war nicht fruchtlos, auch andre Dichter tummelten sich bald auf dem Eise; ich erinnere nur an Gerstenberg, Matthias Claudius, Herder und Goethe. Letzterer erzählt in „Dichtung und Wahrheit", wie Klopstock während seines Besuches in Frankfurt nur vom Reiten und Schlittschuhlaufen gesprochen habe, so daß man etwas enttäuscht war, da man den Dichter des „Messias", nicht einen Sportsman erwartet hatte. Und Goethe schildert auch, wie er selbst oft morgens aus dem Bette sprang, eine schöne Stelle aus einer Klopstockschen Eislaufode ausrief und dann mit Freunden bis zum sinkenden Tage, immer Klopstocks gedenkend, des Eises frische Freuden genoß. „Fürwahr, diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen aufruft und ein stockendes Alter abzuwehren geeignet ist." So urteilt Goethe, der in Weimar das Schlittschuhlaufen hoffähig machte. Der Messiassänger aber würdigt diese Kunst auch der Verherrlichung durch einige schöne, frische, lebensvolle und farbensatte Oden, von denen eine sogar einen humorvollen Zug trägt.

Der „Eislauf" preist vor allem den unbekannten Erfinder des Schlittschuhes, den er höher schätzt als den ersten Schiffsbauer.

„Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand!
Und sollte der unsterblich nicht sein,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, mutig im Lauf, niemals gab,
Welche der Reiche selber nicht hat?"

Dann fordert er den jungen Freund, der ihn zu dem Lingbyer See begleitet, auf, die Melodie zu einem Eistanze zu erfinden, die von dem Waldhorn begleitet werden soll. Sonst war wohl Klopstock kein Freund des Tanzes, doch auf dem Eise in der herrlichen Winterlandschaft, da gefiel ihm die schöne gleitende halbkreisförmige Bewegung, nur das Kunstlaufen erschien ihm wenig ästhetisch:

„Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht!"

Und da er in dieser Kunst Meister war, so pflegte er auch gerne zu belehren und warnte eindringlich vor keckem Wagemut, der verhängnisvoll werden könne.

„Zurück! laß nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!"

Selbst im Versmaße sucht er des Eislaufes Bewegungen nachzuahmen in seiner Ode „Braga", die den nordischen Gott als Erfinder und Meister des Eislaufes preisen sollte, um das Alter und die Bedeutung dieser Kunst hervorzuheben. Wandor, Wittekinds Barde, erzählt einem Freunde, wie ihm an einem sonnenklaren Wintertage auf der Eisbahn Braga selbst erschien, die Füße mit silberglänzendem Stahle bewehrt, wie er sich als den Erfinder des Schlittschuhlaufes pries und dann entschwebte.

„... Es wehet ihm sein goldnes Haar,
Seiner Ferse Klang fernte sich hinab am Gebirg ..."

Dramatisches Leben enthält „Die Kunst Tialfs", eine Ode, die uns eine längere Eisfahrt in einem anschaulichen Bilde vorführt, worin alles von der erfrischenden und erheiternden Eisluft belebt ist. Er läßt einen Barden seine Verlobte zu dem am Abend stattfindenden Balle abholen, zwei andre sind ihm entgegengefahren, begegnen dem Festzuge auf dem Eise und begleiten ihn dann zu dem Festorte. Es ist ein buntes Bild, wie der Bräutigam, auf den Stahlschuhen fortgleitend, dem in Hermelinpelze gehüllten, im Eisschlitten ruhenden Mädchen Liebesworte zuflüstert und neben dem jungen Paare die fröhlichen Freunde einherschweben, wobei sie Rheinwein trinken und Eislieder singen, von den verderblichen Waken, vom bösen Tauwinde, von der Todesfahrt eines Jünglings, von Gletscherthoren und dem auf Schneeschuhen auf dem hartgefrorenen Bergschnee laufenden Normannen,

„von des Normanns Sky. Ihm kleidet die leichte Rinde der Seehund;
Gebogen steht er darauf und schießt mit des Blitzes Eil'
Die Gebirg herab!
Arbeitet dann sich langsam wieder herauf am Schneefelsen."

Humoristisch ist die Ode „Der Kamin". Wie der Wucherer Alfius bei Horaz die Seligkeit des Landlebens preist, dem er sich widmen will, trotzdem aber ruhig in der Stadt bleibt, so feiert der Weichling Behager abends am Kamin die Freuden des Eislaufes, indem er die Reize eines Dezembermorgens preist, die Schönheit und Gesundheit des Eislaufes hervorhebt und auch den Zauber einer Mondscheinfahrt auf glitzernder Fläche schildert.

„So ertönet das erstarrte Gewässer
Hinter den Fliegenden.
Mit Gefühle der Gesundheit durchströmt
Die frohe Bewegung sie,
Da die Kühlung der reineren Luft
Ihr eilendes Blut durchwehn
Und die zarteste des Nervengewebs
Gleichgewicht halten hilft."

So rühmt Behager mit Emphase das köstliche Wintervergnügen, dann gürtet er fester seinen Pelz, schürt den Brand im Kamine, läßt den Punschnapf mit köstlichem Naß füllen — und bleibt zu Hause.



Der Retter in der Not

Nach dem Gemälde von A. Weczerzick

„An des Schwatzenden Stahlen nagei indes der Rost.“

Elegisch nimmt der Dichter in der letzten dem Eislaufe gewidmeten Ode Abschied von den Winterfreuden:

„Also muß ich auf immer, Krystall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder am Fuß schwingen die Flügel des Stahls?
Wasserkothurn, du warest der Heilenden einer: ich hätte,
Unbeseelet von dir, weniger Sonnen gesehn!

Er denkt zurück an die glücklichen Stunden, die er des Morgens und Abends auf dem Eise verlebte, gedenkt aber auch des Unfalles, der ihn dem Tode nahe brachte, und seines Retters, des Predigers Beindorf. Klopstock war nämlich einst im Lingbyer See eingebrochen, sein Begleiter, damals ein junger Mann, stand ratlos da, der Dichter aber schwamm rüstig, als die Eisdecke immer wieder sich löste, und gab dann dem kopflosen Helfer kaltblütig die Weisung, niederzuknien, den einen Schlittschuh vorwärts in das feste Eis einzuhacken, um sich anstemmen zu können, und ihm dann das eine Ende seines Schnupftuches zu reichen. So wurde Klopstock gerettet, allerdings mehr durch eigne Geistesgegenwart als durch fremde Hilfe.

Auch als leidenschaftlicher Reiter hatte Klopstock, der einen scharfen, ausdauernden Galopp liebte und nicht wie Gellert oder Gleim fromme Pferde wählte, sondern an feurigen und schnellfüßigen ungarischen, ukrainischen und arabischen Rossen seine Lust hatte, manchen ernsten Unfall erlitten. So stürzte er, wie er im Jahre 1788 an seinen Freund Ebert schreibt, mit einem Pferde, das er vom Herzog von Oldenburg erhalten hatte, so unglücklich, daß er sich das Knie verletzte und längere Zeit hinkte, trotzdem erlahmte seine Leidenschaft nicht, und er mäßigte auch nicht die Gangart seiner Pferde. Als er einst Gleims Leibroß bis zur völligen Erschöpfung ermüdet hatte, ließ sich sogar dieser begeisterte Freund des Dichters zu einem gereizten Briefe hinreißen, und eine längere Entfremdung der beiden Männer war die Folge. Damals schrieb Klopstock an Gleims Tante: „Wenn ich ein Pferd hätte, das in den olympischen Spielen den Preis des Wettlaufs davongetragen hätte, so würde ich dennoch einen solchen Brief an einen Freund nicht geschrieben haben. Ich will nichts davon erwähnen, daß ich an dem zu starken Reiten des Kerls ebenso unschuldig als Sie war. Ich hatte es mit der größten Ueberwindung meiner selbst in einem kleinen Trabe hinübergeritten. Wäre es mein Pferd gewesen, so hätte es mit der Schnelligkeit einer Weiberzunge eilen sollen.“ Dabei war aber Klopstock nicht bloß ein Kenner der Pferde, wie aus Goethes Berichte und dem Umstande hervorgeht, daß er von fürstlichen Gönnern den Auftrag erhielt, dänische Rosse zu beschaffen, sondern er liebte auch dieses edle Tier wie einen treuen Freund und Gefährten. Das erhellt besonders aus seinen schönen Reiteroden. In einer davon („Unterricht“) schildert er dem Dichtergrafen Stolberg, wie er die von diesem gespendete Stute „Iduna“ in mancherlei Künsten unterwiesen und ihr Sattelzeug prächtig geschmückt habe. Auf diesem schmucken Pferde sprengte er oft gegen die östlich von Hamburg gelegenen Dörfer Ham und Horn. Oder der Dichter schildert uns einen erfrischenden Morgenritt in der herrlichen Herbstlandschaft, er plaudert mit „Iduna“, deren Wiehern und Niesen er launig als beifällige Zustimmung auslegt, er schmeichelt ihr und ermahnt sie, wenn sie ihn durch allzu hastiges Fressen auf grasreicher Flur in der Betrachtung der prächtigen Natur stört. Und auch sonst können wir aus Klopstocks Dichtungen und vielen Briefstellen sein Bemühen entnehmen, sich in die rätselhafte Tierseele zu versenken; der empfindsame, gemütvolle Dichter reitet auch mit ritterlicher Glut, in seinen Adern rinnt echtes Reiterblut. Und diesem Sport blieb er bis in sein höchstes Alter treu und neckte den greisen Gleim wiederholt, daß er kein Pferd mehr zu besteigen wage. So schreibt er, selbst schon 71 Jahre alt, an den um ein Lustrum älteren Freund: „Aber, Gleim, warum unterstehen Sie sich denn, daß Sie so lange leben, da Sie doch nicht reiten? Damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie mir sagen, Sie wären zu alt dazu! Sie erinnern sich, daß Juba noch in seinem fünfundneunzigsten Jahre ritt.“ Ebenso war Klopstock ein flotter Fahrer, und er rühmt sich oft in seinen Briefen, mit einem „olympischen“ Viergespann in kurzer Zeit weite Strecken durcheilt zu haben.

Wie er ein Meister war auf der gefrorenen Wasserfläche, so war er auch mit der sommerlichen Flut vertraut. Auf seinen Ueberfahrten von Dänemark nach Deutschland erwies er sich stets als seetüchtig, und ebenso war er ein kühner Schwimmer,



Klopstocks Grabstätte auf dem Friedhof zu Ottensen

dem Graf Friedrich von Stolberg, als er mit Klopstock im Eutiner See badete, voll Bewunderung zurief: „Was würde Lavater nicht darum geben, Sie zu sehen! Er ließe Sie wahrlich so in Kupfer stechen!“ Oft badete er mit Lessing, mit dem er in Hamburg bekannt wurde; eine Flut vereinte die beiden Feinde der französischen Dichtung, den seraphischen Messiassänger und den schneidigen Freigeist und kühnen Kämpen. Welche kindliche Lust dem Dichter das Baden machte, beweist der Umstand, daß er ganze Briefe mit seinen Berichten über die Wasserbelustigung füllte und mit Behagen die Gegenden beschrieb, die hiezu Gelegenheit boten. Da liebte der bejahrte Dichter mancherlei Scherz und Schabernack, der zur Genüge seine frische, gesunde Natur bezeugt. „Stolberg“, schreibt er an Schönborn, „deklamierte einmal Verse aus Homern, und ich machte die Gestus dazu, auf der Fläche des Wassers nämlich und ihm oft ins Gesicht. Wenn er es mit Poseidaonen zu laut machte und es gar selbst sein wollte, so bekam er selbst Wellen ins Gesicht, daß er fliehen mußte.“

Auch dem edlen Weidwerk blieb Klopstock nicht fremd. Zwar war er kein ausgesprochener Nimrod, doch sahen die weiten Forste des Selkethales, wo Klopstock als Gast des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg-Falkenstein weilte, oft hernieder auf den edlen Jäger, und noch heute hat sich das Andenken daran in diesem deutschen Gau erhalten.

Auch das Ballspiel, das heute im Vordergrunde des sportlichen Interesses steht, übte Klopstock, und seine kräftige Schwungkraft war bei den dänischen Hofdamen besonders gefürchtet. War er aber an das Haus gefesselt, so spielte er gern Billard oder Schach; auf einen Sieg war er sehr stolz und hörte es nicht gern, wenn der verlierende Partner unachtsam gespielt zu haben behauptete. Dagegen mochte er das lange Sitzen am Kartentische nicht leiden. Ein eigenartiges Vergnügen des Dichters und seines Hamburger Kreises war das Sprichwörterspiel. Klopstock erklärt dieses seiner bereits erwähnten Freundin Ambrosius folgendermaßen: „‚Sprichwörter spielen‘ heißt irgend eins, das ein wenig unbekannt ist, pantomimisch, ohne ein Wort dabei zu sagen, so deutlich und so versteckt vorstellen, daß es eine andre Partie Spieler raten kann und doch nicht leicht rät. Wenn diese dreimal falsch geraten hat, so müssen sie spielen, und solange wir ihre Sprichwörter raten, so müssen sie immer fortspielen. Unterdes kommt die Hauptsache vornehmlich auf die burleske Vorstellung an.“

Sportlichen Freuden bewahrte der Dichter auch im vorgerückten Alter, als die Bequemlichkeit und Behaglichkeit im trauten Heim ihn immer mehr anzog, ein warmes Interesse und frische Anteilnahme; weitere Spaziergänge, ein Ritt oder Bewegung im Hausgarten erhielten seinen Körper bis zu der Stunde lebensfrisch, da sein feuriges Auge brach. Und wenn auch dem Dichter der seiner Dichtung entfremdete Geist unsrer Zeit Schmerz bereitet hätte, zur Freude würde es ihm doch gereichen, wenn er den Thatendrang und das Kraftbewußtsein des sportfrohen modernen Menschen sähe. Mag ihm der Messiassänger wenigstens in dieser Beziehung ein Vorbild sein! Leo Langer

Die Erforschung der Luft durch Drachen und Ballons

Wer hätte wohl früher gedacht, daß der Drachen, einst ausschließlich ein Spielzeug für kleine und große Kinder, das zu Ehren kommt, wenn um die Herbstzeit ein frischer Wind zu wehen beginnt, in den Dienst der Wissenschaft gestellt würde? Und doch ist dem so. Schon seit etlichen Jahren werden in Amerika und Frankreich Drachen, allerdings von besonderer Konstruktion, dazu benutzt, die oberen Luftschichten zu ermitteln, Forschungen, die eines der besten, ja vielleicht das einzige sichere Mittel sind, das Wetter vorauszusagen. In Dänemark trat vor einigen Monaten eine Drachenstation großen Umfangs in Thätigkeit, und neuerdings hat auch das Königl. Meteorologische Institut in Berlin bei Tegel ein Aeronautisches Observatorium errichtet, bei dem Drachen und Ballons zur Verwendung kommen.

Für die Feststellung der Richtung und Geschwindigkeit des Windes bis zu gewissen Höhen hat man in den Wolkenbeobachtungen längst ein geeignetes Mittel. Professor H. H. Hildebrandsson in Upsala führt schon seit drei Jahrzehnten derartige Beobachtungen aus, und im Verein mit dem Engländer Sir Ralph Abercrombie stellte er für die verschiedenen Wolkenformen eine Klassifikation auf, die internationale Geltung erlangt hat und auf deren Grundlage in den meisten zivilisierten Ländern eine Menge Forschungen über Gang, Höhe und Geschwindigkeit der Wolken ausgeführt wurden. Schwieriger dagegen ist die Ermittelung der Temperatur und der Feuchtigkeit in den verschiedenen Luftschichten. Sie kann wohl durch Luftschiffer bewirkt werden, aber am praktischsten geschieht dies durch Aussendung von Drachen oder Ballons, die selbstregistrierende Instrumente mit sich führen, und hierbei nehmen Drachen den wichtigsten Platz ein.

In Europa genießt schon seit Jahren das Observatorium in Trappes auf dem Gebiete der Erforschung der höheren Luftschichten einen großen Ruf. Diese in der Nähe von Versailles belegene Anstalt wurde von dem Professor Teisserence de Bort gegründet und hat hauptsächlich Wolkenbeobachtungen ausgeführt, wobei die Höhe der Wolken über der Erde teils durch photographische Aufnahmen, teils durch Messungen ermittelt wurde, die von zwei verschiedenen, einige Kilometer voneinander entfernten Punkten aus stattfanden. Außer den Forschungen, die in Trappes und andern Plätzen Europas vor sich gehen, lassen eine Anzahl meteorologischer Institute, wie bekannt sein dürfte, an bestimmten Tagen zu gleicher Zeit unbemannte Ballons aufsteigen, die mit selbstregistrierenden Instrumenten versehen sind und zahlreiche Aufschlüsse über Wind- und sonstige Verhältnisse in den höheren Luftschichten ergeben, und diese vielseitige Thätigkeit führte schließlich dahin, daß im Mai 1902 in Berlin ein meteorologischer Kongreß abgehalten wurde, der u. a. ein wichtiges Unternehmen zeitigte. Der französische Gelehrte Professor Mascart lud

nämlich Dänemark und Schweden ein, in Gemeinschaft mit Frankreich in Jütland eine Drachen- und Ballonstation zu errichten, und nachdem die beträchtlichen Mittel beschafft waren, wurde die Station errichtet und in Betrieb gesetzt. Sie ist das größte Unternehmen dieser Art und dadurch von besonderer Bedeutung, daß die Forschungen, die im August 1902 begonnen haben und bis zum Frühjahr 1903 dauern, ununterbrochen vor sich gehen. Daß Jütland gewählt wurde, hat seinen guten Grund. Es ist in meteorologischer Beziehung eines der interessantesten Gebiete Europas, da hier die meisten Stürme herrschen und die Westwinde, die von der Nordsee kommen und den großen Unwetterzentren folgen, über Jütland ihren eigentlichen Mittelpunkt haben.

Die Station liegt auf der dem Hofjägermeister Krabbe gehörigen Besitzung Hald in der Nähe von Wiborg und hat, abgesehen von den meteorologischen Verhältnissen, auch insofern einen äußerst günstigen Platz, als sie von ausgedehntem ebenen Heideland umgeben ist und ein ungehindertes Aufsteigen der Drachenballons gestattet. Für die meteorologische Drachen- und Ballonstation bei Tegel bietet die Nähe Berlins und der Umstand, daß die Station am Rande des Tegeler Schießplatzes liegt, auf dem fortwährend Truppen üben, ein Hindernis, aber trotzdem gelang es im Dezember 1902 an einem Tage, wo der herrschende Wind die Drachen über die von großen Wäldern bedeckte Gegend von Spandau trieb, mit Hilfe eines 10 Kilometer langen Drahtes eine Höhe von 5475 Metern zu erreichen. Bisher hatte die meteorologische Beobachtungsstation in Trappes mit 5200 Metern den höchsten Aufstieg zu verzeichnen. Im übrigen ist jedoch die deutsche Station mit vollkommen so guten Maschinen und Instrumenten wie die ausländischen Anstalten dieser Art versehen. Ihr Hauptfehler besteht nur in der Beschränkung des Platzes, und dieser Umstand dürfte wohl schließlich dazu führen, daß die Station nach einer günstigeren Gegend verlegt wird. Ein Draht von 10 Kilometern Länge würde beispielsweise über ganz Berlin hinweggehen, und die daran befestigten Drachen würden im Falle des Reißens des Drahtes, ein Vorkommnis, das nicht zu den Seltenheiten gehört, über Fernsprechleitungen und elektrische Bahnen, über Straßen und Plätze geschleift werden und Unheil aller Art anrichten.



Drachenstation auf Jütland

Unter den Gebäuden einer Drachenstation ist in erster Reihe die Halle zu nennen, von der aus die Luftfahrzeuge ihre Reise in die höheren Regionen antreten. Sie ist an der einen Seite offen, und um dieses Gebäude je nach der Windrichtung stellen zu können, muß es drehbar sein. Zum Auflassen und Einholen der Drachen dienen Winden, die mit Elektrizität getrieben werden und an denen sich der Draht ab- oder aufwickelt. Die Drachen selbst, die jetzt für Erforschung der höheren Luftschichten hauptsächlich zur Verwendung kommen, sind sogenannte Kastendrachen, eine Erfindung des Australiers Hargrave. Sie bestehen aus einem kastenartigen, von dünnen, zähen Holzleisten und Stahldrähten zusammengesetzten Gestell, deren oberes und unteres Drittel straff mit einem geölten Zeugstoff bespannt ist. Ihr Gewicht beträgt höchstens 10 Kilogramm, während der Registrierapparat, der in den Drachen aufgestellt oder in einem besonderen Korb angebracht wird, nur 1 Kilogramm wiegt. Ist der erste Drachen aufgeworfen, mit dem Draht verbunden und die Winde in Bewegung gesetzt, dann steigt er mit außerordentlicher Geschwindigkeit. In Abständen von 1000 bis 1500 Metern spannt man noch weitere Drachen an den Draht, bis drei oder vier dieser Luftgefährte unterwegs sind, und der Apparat macht nun während der Dauer seines Aufenthalts in den Lüften die gewünschten Aufzeichnungen, indem verschiedene Stifte auf einen Cylinder, der mittels eines Uhrwerks bewegt wird, Diagramme zeichnen. Nach Ablauf einer gewissen Beobachtungszeit werden die Drachen durch die elektrische Winde herabgeholt. Herrscht Windstille oder ein Wind, der für die Aussendung der Drachen nicht günstig ist, wird der Registrierapparat mittels eines Drachenballons aufgelassen. Ein solcher Ballon hat die bekannte cylindrische Form, ist aber für diese Zwecke nur von geringerem Umfang und besteht aus gummierter Baumwolle. Infolge seiner Konstruktion und der Art, wie er am Draht befestigt ist, wirkt er wie ein Drachen, bleibt also auch bei frischem Winde in der Höhe, während ein kugelförmiger Fesselballon zur Erde herabgedrückt werden würde.

Wie man sieht, sind es ziemlich einfache Mittel, mit denen sich heutzutage eine Erforschung der Luftverhältnisse bis zu beträchtlicher Höhe ausführen läßt, und da die Kosten einer Drachenstation sich nicht übermäßig hoch stellen, wäre zu wünschen, daß die meteorologische Wissenschaft aller Länder in den Stand gesetzt würde, dauernd eine Anzahl solcher Stationen zu unterhalten. Erst dann wird es möglich sein, eine sichere Grundlage für Wetteransagen zu gewinnen und letztere immer vollkommener zu gestalten, wie dies vor allem im Interesse der Landwirtschaft und der Schiffahrt liegt.

F. Mewius

Sollen wir uns das Fleisch mit Chemikalien versetzen lassen?

In der Volksernährung muß es als oberstes Prinzip gelten, nur unverfälschte, von chemischen Zusätzen freie Nahrungsmittel in den Handel zu bringen. Sie sollen rein, so wie die Natur sie produziert hat, ohne künstliche Präparation, der Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden. Mit Recht hat man es als unstatthaft bezeichnet, wenn zum Beispiel den Gemüsekonserven durch Kupferlösung eine schöne grüne Farbe, manchen Fruchtkonserven durch Fuchsin eine intensiv rote, den Würsten durch unterschwefligsaures Natron ebenfalls ein brillantes Rot gegeben wird. Man betrachtet es mit Recht als Fälschung, wenn etwa der Milch behufs Konservierung Salicylsäure zugesetzt, wenn das Mehl mit Mineralstaub gemischt wird, wenn Bier, Wein oder Milch gewässert werden.

Alle derartigen künstlichen Veränderungen sind unlautere, auf Täuschung des Konsumenten berechnete Manipulationen, die der Treue und dem Glauben in Handel und Wandel zuwider laufen, Ansehen und Vertrauen in die Reellität der Landwirtschaft schädigen. Deutschlands Viehzucht und Ackerbau haben es, sollte man meinen, nicht nötig, beim Absatze der Produkte zu allerhand Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen. Gewiß setzt die Mehrheit der tüchtigen Landwirte eine Ehre darein und betrachtet es als selbstverständlich, daß aus ihren Händen keine minderwertige Ware auf den Markt kommt. Sie fühlen ganz richtig, daß künstliche Konservierungs- und Präparationsmethoden meist etwas von Unreellität an sich haben und daß Präservemittel ein Luxus sind, den man durch ausreichende Produktion und raschen Konsum entbehrlich machen kann.

Das gilt ganz besonders vom Fleisch. Es liegt auf der Hand, daß den Großimporteuren des Auslandes, zumal Amerikas, daran gelegen sein muß, das nach Europa gesendete Fleisch in schönem, frischem Aussehen und anscheinend auch in gutem Zustande zu erhalten. Die bedeutendsten, kapitalkräftigsten Produzenten legen naturgemäß Wert auf Präservemittel, die ihrem Interesse fast unentbehrlich sind, obwohl ja auch die Kälte für den überseeischen Fleischtransport von hohem Nutzen ist und vielfach Verwendung findet, während die Konservierung, beziehungsweise Sterilisierung des Fleisches durch hohe Hitzegrade zwar theoretisch vorgeschlagen, aber praktisch noch nicht verwirklicht worden ist. Den Chemikalien hat nun das Kaiserliche Gesundheitsamt mit Fug und Recht einen Riegel vorgeschoben, indem es deren Anwendung behufs Konservierung des Fleisches untersagte. Diese oberste Instanz in Fragen der Hygiene ist auf Grund der dort angestellten Versuche zu dem Ergebnis gekommen, daß die Borsäure teils ihren Zweck verfehlt, teils gesundheitlich nicht indifferent, also für den Konsumenten keineswegs gleichgültig und harmlos ist.

Wie bekannt, wurden die Resultate, zu denen das Kaiserliche Gesundheitsamt gekommen war, von autoritativer Seite als irrig bezeichnet, wird die Korrektheit der Versuche angezweifelt. Diesen Stimmen stehen aber andre gegenüber, die die chemischen Präserve- und Zusatzmittel als bedenklich, ja als gefährlich verwerfen. Die Gründe der letzteren verdienen hier etwas eingehender betrachtet zu werden, damit man zu einem objektiven Urteil gelangt.

Was zunächst die Wirkung des Natriumsulfats auf das Fleisch betrifft, so ist es kein Konservierungs-, sondern ein Verschönerungsmittel. L. Janke und A. Stroscher haben festgestellt, daß das genannte Salz den roten Blutfarbstoff am Verblassen hindert, dadurch allerdings dem Fleisch, soweit das Mittel von der Oberfläche aus in dieses eindringen kann, eine schöne rote Farbe verleiht, daß es ihm also den Anschein der Frische, das appetitliche Aussehen gewährt. Allein die tieferen Schichten des Fleisches, bis zu denen es nicht gelangt, kann es in der Entfärbung nicht aufhalten. Natürlich bleibt, wie bekannt, Hack- und Wurstfleisch, wenn es vor der Mischung mit Natriumsulfat behandelt war, durch und durch schön rot. Diese den Konsumenten über das Alter des Fleisches täuschende prächtige Farbe, die übrigens bei schon grau gewordenem Fleisch nicht mehr nachträglich hervorgerufen werden kann, hindert nun durchaus nicht etwa im Sinne einer Konservierung die Zersetzung durch Fäulnis. Das Natriumsulfat wirkt nicht keimtötend, ja es hemmt nicht einmal die Entwicklung der Fäulniserreger und vermag deren Thätigkeit, den Zersetzungsvorgang, nicht aufzuhalten. So kann es kommen, daß ein Fleisch, das den Anschein der Frische besitzt, im Innern thatsächlich schon verdorben, also ungenießbar ist; die künstliche Rotfärbung, die ästhetisch etwa auf derselben Stufe steht wie das Schminken des Gesichts, ist aber auch ekelhaft. Man zerschneide nur einmal eine frisch gekochte, saftige Brühwurst, die auf solche Weise „präpariert" war: die hervorquellende, unnatürlich rote Flüssigkeit kann dem Hungrigsten den Appetit verderben.

Die Borsäure dient in erster Linie nicht zur Verschönerung des Fleisches. Sie soll auch seine Frische nicht „vortäuschen", sondern sie erhalten. Sie soll das Fleisch oder auch die bekannten, in Dosen versendeten Würstchen konservieren und könnte dies natürlich nur thun, wenn ihre keimtötende Kraft in der für die Ernährung zulässigen Stärke wirklich ausreichte. Allein sie ist ein schwaches, unzuverlässiges Mittel von nur sehr mäßiger bakterienhemmender Wirkung. Die Zersetzung des Fleisches kann sie nur kurze Zeit aufhalten.

Was die Wirkung der erwähnten Chemikalien auf die Gesundheit betrifft, so geht aus den Untersuchungen und Experimenten von J. Kisters, E. Rost, A. Heffter, Schlenker & Forster, G. Sonntag, Franz Hofmann, R. Boehm und Rubner mit Sicherheit hervor, daß derartige Konservierungsmittel keineswegs, wie manche meinen, unschädlich und unbedenklich sind. Im Gegenteil! Ist schon die schweflige

Säure gesundheitsschädlich, so ist es noch mehr die Borsäure, die im amerikanischen Fleisch und in Würstchen bis zu 3 Prozent und mehr nachgewiesen wurde. Bereits eine Tagesdosis von 1 Gramm, die aber bei borisiertem Fleisch bis auf 3 Gramm steigen kann, ist mit Wahrscheinlichkeit schädlich, und zwar um so sicherer, wenn sich diese Dosis täglich wiederholt. Nach übereinstimmenden Beobachtungen verursacht nämlich die Borsäure: subjektive Beschwerden, Uebelkeit, Brechreiz, Diarrhöe und 4 bis 10 Tage lang Eiweißausscheidung durch die Nieren. Erst nach dieser Zeit ist sie wieder vollständig aus dem Körper ausgeschieden, während sie, täglich genossen, sich in ihm aufspeichern und dadurch in ihrer ungünstigen Wirkung auf die Nieren noch verstärken muß. Die Ausnutzung der Nahrungsmittel, speziell des Eiweißes, wird herabgesetzt; infolgedessen wird mehr als normalerweise Stickstoff ausgeschieden, und das Körpergewicht sinkt.

Nicht weniger schädlich wirkt das Natronsalz der Borsäure, der Borax, auf den Menschen.

Tierversuche sind zahlreich angestellt worden, um zu konstatieren, wie die Borsäure den Organismus beeinflußt. Es zeigte sich an Hunden und Kaninchen, daß alle Versuchstiere auf das in der Stärke von 1 bis 3 Prozent gegebene Mittel reagierten und daß einzelne starben. Von besonders hervortretenden Symptomen bemerkte man Erbrechen, Durchfall und verminderte Freßlust. Wenn man die Borsäurelösung nicht bloß über die Magen- und Darmschleimhaut hinfließen, sondern, wie dies ja in Wirklichkeit beim Fleischgenuß der Fall ist, bis zum Ablaufe der Verdauung mit der Schleimhaut in Berührung läßt, so zeigt diese schwere Schädigungen und erweist sich als stark angegriffen. Sie bietet das Bild entzündlicher Reaktion und ist geschwollen; ihre Oberhaut ist abgestoßen, bisweilen sind selbst ganze Schleimhautfetzen abgelöst. Stellenweise sind die Darmzotten durch Nekrose abgestorben. Fische, in ¼prozentige Borlösung gesetzt, erkrankten an Reizung des Darmes; Frösche in einprozentiger Borlösung wiesen Schädigungen der Oberschleimhaut und Blasenbildung der Haut auf; in dreiprozentiger Borlösung starben sie.

Nach alledem muß man zugeben, daß die Borsäure ein starkes Zellgift ist. Sie zur Konservierung von Fleisch zu verwenden, ist entschieden gesundheitswidrig und um so bedenklicher, weil der Käufer meist nicht in der Lage ist, die Stärke des Zusatzes zu kontrollieren. Demzufolge kann das Urteil des Reichsgesundheitsamtes, das die Anwendung von Borsäure für unstatthaft erklärt, nur als vollkommen gerechtfertigt bezeichnet werden.

Dem konsumierenden Publikum ohne sein Wissen und sein Einverständnis mit Bor behandeltes Fleisch zu verkaufen, würde also unhygienisch und demgemäß zu mißbilligen sein, mögen auch die durch das Verbot betroffenen deutschen und ausländischen Interessentengruppen noch so sehr für das Präparat eintreten. Die Borsäure ist und bleibt ein fremdartiger Zusatz. Das Volk aber will sein Fleisch ohne solchen genießen und hat ein Recht darauf, für sein Geld unpräpariertes Fleisch zu erhalten.



Phot. A. Krenn, Zürich

Uebungen der Gotthardtruppen mit Schneeschuhen



Abfahrt der Funkenwagen-Telegraphenstation

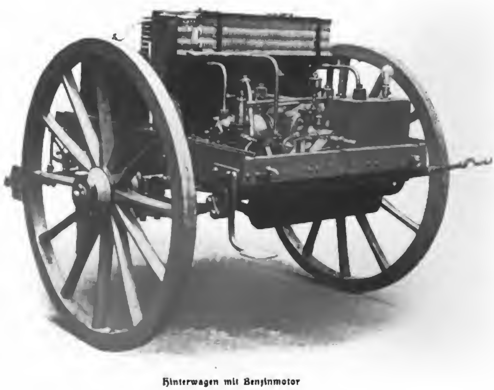
Die Funkentelegraphie in der Armee

Von

Otto Jentsch

Welche Wichtigkeit die moderne Kriegstechnik einer zuverlässigen und schnell einzurichtenden Telegraphenverbindung zwischen den einzelnen Truppenteilen und Heeresverbänden beilegt, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß man in den letzten Jahren in den meisten Ländern mit stehenden Heeren besondere Vorkehrungen getroffen hat, die die Einrichtung einer sicheren Feldtelegraphie im Ernstfalle gewährleisten. Deutschland hat in den vor einigen Jahren neugebildeten drei Telegraphenbataillonen in Berlin, Frankfurt a. d. Oder und Coblenz eine telegraphentechnische Spezialtruppe erhalten, deren Einrichtung und Ausrüstung als mustergültig allseitig Anerkennung findet. Frankreich und Italien haben in ähnlicher Weise vor kurzem ihre Feldtelegraphie reorganisiert; Oesterreich-Ungarn und Rußland verfügen ebenfalls über wohlausgerüstete Feldtelegraphenformationen.

Bei der Feldtelegraphie kommt es in erster Linie auf die schnelle Herstellung einer sicheren telegraphischen Verbindung zwischen der Heeresleitung und den in der Operationszone vorgeschobenen Truppenteilen an. Es werden also namentlich in der Nähe des Feindes oder beim Vormarsch die Feldtelegraphenstationen meist als „fliegende Stationen" heute hier, morgen dort zur Einrichtung kommen. Wenngleich es einer gut geschulten Truppe bei Verwendung isolierten Leitungsdrahtes möglich ist, 1 Kilometer Feldtelegraphenleitung schon in 15 Minuten herzustellen, so reicht diese Geschwindigkeit doch noch nicht aus, wenn es sich um den Vormarsch größerer Kavallerieformationen handelt. Zieht man ferner in Betracht, daß die Feldtelegraphenleitungen nicht nur durch Witterungseinflüsse beschädigt werden, sondern auch namentlich in der Nähe des Feindes leicht der Zerstörung durch gegnerische Patrouillen ausgesetzt sind, so ergiebt sich von selbst, daß die Militärverwaltungen der Entwicklung der Funkentelegraphie, die eine Drahtleitung zwischen den Stationen entbehrlich macht, überall das größte Interesse entgegenbrachten und



Hinterwagen mit Benzinmotor

deren Verwendung für Feldzwecke sofort in Aussicht nahmen.

Praktische Erfolge sind allerdings mit der Funkentelegraphie im Feldkriege bisher noch nicht erzielt worden. Marconi hat mit seinen Funkentelegraphenstationen im Transvaalkriege glänzendes Fiasko gemacht, und von den beiden fahrbaren Funkentelegraphenstationen, die die Nachrichtenexpedition des Deutschen Flottenvereins seinerzeit mit nach China genommen hat, hat auch nichts verlautet. Damals war die Funkentelegraphie für Feldzwecke noch nicht reif; sie steckte noch in den Kinderschuhen. Mit der anfänglich zur Verwendung kommenden älteren Marconi-Schaltung, d. h. der direkten Erregung des Senderdrahtes durch den elektrischen Funken, konnte man zu Lande keine großen Entfernungen sicher überbrücken.

Die Mißerfolge bei der Verwendung seines älteren Systems im Transvaalkriege haben Marconi inzwischen veranlaßt, besondere fahrbare Funkentelegraphenstationen für Kriegszwecke zu konstruieren, bei denen an Stelle der früheren einfachen hohen Luftdrahtleitung, die nur eine geringe elektrische Aufnahmefähigkeit hat, metallische Cylinder mit großer elektrischer Kapazität treten. Als Fahrzeug nimmt Marconi den Thornycroft-Dampfmotorwagen, der jetzt in England allgemein für schwere Lasten gebräuchlich ist. Der Wagen hat eine Tragfähigkeit von 5 Tonnen und kann 20 bis 25 Kilometer in der Stunde zurücklegen. Der hintere Raum des Wagens ist als Telegraphenstation eingerichtet und enthält sämtliche Apparate und Batterien. Auf dem Dache ist der die Luftleitung ersetzende Cylinder angebracht, der nach Bedarf und ohne Zeitaufwand in die Höhe gerichtet oder flach auf das Dach gelegt werden kann. Der Cylinder besteht aus Zinkblech, hat eine Länge von 8 bis 10 Metern und ist vom Wagen vollständig isoliert. Die Punkte, an denen die Funkenwellen nach innen geleitet werden, bezw. auf den Cylinder übergehen, liegen an der Spitze des Cylinders; sie sind mit den Apparaten im Wagen durch isolierte Drähte verbunden. Der Wagen ist so fest gebaut, daß selbst bei schlechter Wegebeschaffenheit im Fahren eine telegraphische Verständigung erzielt werden soll. Die Tragweite einer solchen fahrbaren Marconi-Station beläuft sich auf 30 bis 35 Kilometer. Von der deutschen Heeresverwaltung sind seit länger als zwei Jahren die eingehendsten Versuche mit der Verwendung der Funkentelegraphie für Feldzwecke angestellt worden. Die Leitung der Versuche untersteht dem Luftschifferbataillon; um sie hat sich auch der leider im besten Mannesalter bei einer Luftballonfahrt verunglückte Hauptmann Bartsch v. Sigsfeld in hervorragender Weise verdient gemacht. Die Versuche haben zur Annahme des Funkentelegraphensystems von Professor Braun geführt. Es ist den vereinten Arbeiten des Luftschifferbataillons und der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie System Professor Braun und Siemens & Halske gelungen, fahrbare Funkentelegraphenstationen mit einer sicheren Reichweite bis 100 Kilometer zu schaffen. Für diese Stationen hat man von der Cylinderanordnung Marconis keinen Gebrauch gemacht, sondern man benutzt eine einzelne, recht hoch geführte Luftleitung in Gestalt eines an einem Fesselballon befestigten litzenförmigen Stahldrahtes. Bei günstigem Winde kann die Luftleitung auch durch einen gewöhnlichen oder einen amerikanischen Kastendrachen in die Höhe geführt werden. Durch die hohe Luftleitung wird erreicht, daß der von ihr ausgehende elektrische Wellenzug ohne Behinderung durch Bodenerhebungen, Türme u. s. w. frei durch den Aether sich fortpflanzen kann und den störenden Einflüssen der Elektrizität des Erdbodens möglichst entzogen wird.



Hinterwagen mit Hebereinrichtung

Die einfache Luftdrahtleitung hat zwar gegenüber der Marconischen Cylinderluftleitung nur eine geringe elektrische Aufnahmefähigkeit; dieser Mangel wird aber bei der Braunschen Anordnung dadurch vollständig ausgeglichen, daß die vom Senderdraht in die Luft ausgestrahlte elektrische Energie ihm sofort wieder aus einem Energiereservoir zugeführt wird. Dieses elektrische Energiereservoir ist der von Professor Braun zur Erzeugung reiner und nach-

haltiger elektrischer Schwingungen konstruierte Leydener Flaschenstromkreis. Die einzelne Leydener Flasche besteht aus einer isolierten Glasflasche, die innen und außen bis auf einen freigelassenen Rand mit Stanniol bekleidet und mit einem in einen Knopf endigenden Draht zur Zuleitung nach innen versehen ist. Dieser Draht muß mit der inneren Belegung sich in gut leitender Verbindung befinden. Die leitende Verbindung der äußeren Belegung mit dem Zuleitungsknopf durch den sogenannten Auslader bringt Entladung der Flasche in Form eines elektrischen Funkens hervor. Die Uebertragung der elektrischen Wellen aus dem geschlossenen Erregerkreise in die Luftleitung erfolgt durch elektromagnetische Kuppelung, d. h. die Luftleitung wird durch Induktion in elektrische Schwingungen versetzt. Zu diesem Zwecke ist in den Leydener Flaschenkreis die primäre und in die Luftleitung die sekundäre Spule eines Induktionsübertragers besonderer Bauart eingeschaltet.

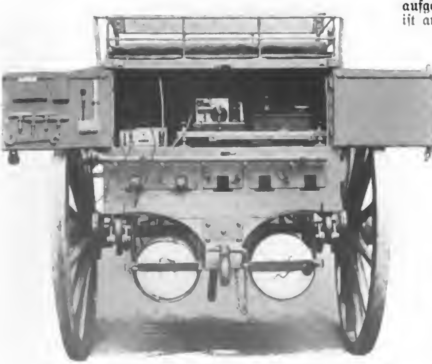
Das vollständige Apparatsystem und alle Hilfsmittel für eine solche bewegliche Funkentelegraphenstation sind in einem sechsspännigen Fahrzeug untergebracht, das aus einem Vorder- und einem nach Art des Protzensystems angehängten Hinterwagen besteht. Zu einem Funkenwagen gehören 1 Offizier, 1 Unteroffizier und 6 Soldaten sowie das vom Train zu stellende Fahrpersonal. Zwei unsrer Abbildungen zeigen eine fahrbare Funkentelegraphenstation beim Abmarsch und im Betrieb. Im Vorderwagen sind die Empfangsapparate, im Hinterwagen die Sendereinrichtungen untergebracht. Die Abbildung des Vorderwagens läßt rechts das elektrische Auge, d. h. den eigentlichen Wellenempfänger oder Fritter erkennen, der infolge der ihm durch die Luftleitung zugeführten elektrischen Wellen leitend wird, hierdurch den Stromkreis des neben ihm stehenden, mit ihm zusammengeschalteten Relais schließt und dadurch den in der Mitte sichtbaren Morse-Schreiber bethätigt. Für den Betrieb des Fritterstromkreises und des Morse-Systems kommen Hellesen-Trockenelemente der Firma Siemens & Halske zur Verwendung. Die Fritter haben Stahlelektroden, zwischen denen sich eine Füllung aus gehärtetem und gesiebtem Stahlpulver befindet. Solche Fritter sind fast unbegrenzt haltbar, sehr empfindlich und sicher wirkend; durch einen kleinen Ringmagneten kann ihre Empfindlichkeit während des Betriebes reguliert werden.

Reicht die Stärke der ankommenden Funkenwellen zur sicheren Bethätigung des Fritters und Morseschreibers nicht aus, so kommt ein sogenannter Mikrophonfritter zur Verwendung, der durchaus sicher arbeitet und dreimal so empfindlich wie der Stahlfritter ist. Er gestattet jedoch die Aufnahme der Telegramme nur mittels des Telephons, also nur nach dem Gehör. Der von Dr. Köpfel konstruierte Apparat enthält ein Mikrophon einfachster Bauart, das lediglich aus einem an einer Blattfeder befestigten harten Stahlplättchen besteht, gegen das eine meist zu einer Spitze ausgebildete Kohlen- oder Stahlelektrode durch eine Mikrometerschraube gepreßt wird. Das Mikrophon ist mit einem Trockenelement und einem Telephon zusammengeschaltet; der so gebildete Wellenempfänger spricht auf jede elektrische Welle an. Er kann also auch zum Abfangen von Telegrammen feindlicher Funkenstationen benutzt werden.

Am Untergestell des Vorderwagens sind Stahlblechcylinder aufgehängt, in denen das zur Füllung der kleinen Fesselballons erforderliche Wasserstoffgas mitgeführt wird. Eine Anzahl Ballonhüllen und Drachen sind in dem Wagen vor Witterungseinflüssen gesichert untergebracht.

Die in den Hinterwagen eingebaute Gebervorrichtung wird durch drei unsrer Abbildungen veranschaulicht; der Wagenkasten ist bei der Aufnahme der Bilder abgehoben worden, um die Apparate freizulegen. Der Stromerzeugungsapparat besteht aus einer Dynamomaschine, die von einem Benzinmotor mit fünf Pferdekräften Stärke angetrieben wird. Der Benzinbehälter ist am Untergestell des Hinterwagens aufgehängt. Der Rippenkühler des Motors ist an einer Zwischenwand über der Mitte des Wagens angebracht; er steht mit dem Kühlmantel durch zwei Rohrleitungen in Verbindung, in denen eine kleine Rotationspumpe für die Bewegung des Kühlwassers eingeschaltet ist. Die Rotationspumpe erhält ihren Antrieb von der Motorachse. Die Dynamomaschine leistet 2,5 Kilowatt*) bei 120 Volt Spannung; diese elektrische Leistung hat sich für die bei der Funkentelegraphie im Felde zu überwindenden Entfernungen als ausreichend erwiesen.

Auf der andern Hälfte des Hinterwagens ist die Dynamomaschine aufgestellt; sie speist den rechts neben ihr sichtbaren Funkeninduktor von 40 Centimetern Schlagweite. Die sekundäre Spule des Funkeninduktors endet in Metallkugeln und bildet mit einer Batterie von Leydener Flaschen den Braunschen



Vorderwagen mit Empfängereinrichtung

*) 1 Watt ist das Einheitsmaß der elektrischen Leistung; 1000 Watt gleich 1 Kilowatt gleich 1,36 Pferdekräfte.

geschlossenen Schwingungskreis für die Erzeugung der Funkenwellen. Auf einer Metallkugel sammelt sich die positive, auf der andern die negative Elektrizität an. Der Luftraum zwischen den beiden Polkugeln heißt die Funkenstrecke. Sobald die Leydener Flaschen mit Elektrizität voll geladen sind, erfolgt der Ausgleich der elektrischen Spannungen zwischen den Polkugeln der Funkenstrecke als Lichtbogen. Der Ausgleich oder die Entladung ist eine schwingende; die elektrische Erregung ruft Wechselströme hervor, die mit einer durch das Auge nicht wahrnehmbaren Geschwindigkeit bis zu 100 Millionen Mal in einer Sekunde zwischen den Polkugeln der Funkenstrecke hin und her pendeln. Hierdurch gerät der ganze Stromkreis in schnelle und kräftige elektrische Schwingungen, die in der oben angegebenen Weise durch elektromagnetische Kuppelung dem Senderdraht aufgezwungen und von diesem in den Luftraum ausgestrahlt werden.

enorme Zeitaufwand, der bei der jetzigen Feldtelegraphie für die Herstellung und den Abbruch der Leitungen erforderlich ist, kommt also bei der Verwendung fahrbarer Funkenstationen für die Zwecke der Feldtelegraphie in Wegfall. Sie werden daher bei einem Feldzuge vornehmlich in der vordersten Operationszone von Nutzen sein, wo ihr Standort einem öfteren Wechsel unterliegt.

Vorbedingung aber für die Verwendung von Funkenwagenstationen im Felde überhaupt ist deren unbedingte Betriebssicherheit. Rastlosen zweijährigen Bemühungen des Luftschifferbataillons und der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie ist es schließlich gelungen, den mit dem Braunschen System ausgerüsteten Funkenwagenstationen eine solche Betriebssicherheit zu geben. Bei den letztjährigen Kaisermanövern haben diese Funkenwagenstationen ihre Feuerprobe bestanden; es wurde durch sie der wichtige Nachrichtendienst zwischen der Manöver-



Funkenwagen-Telegraphenstation im Betriebe

Bei einer Funkenwagenstation kommen insgesamt 40 Leydener Flaschen zur Anwendung, die in zwei gleichen Teilen symmetrisch zur Funkenstrecke angeordnet sind. Für die Leydener Flaschen ist die Röhrenform gewählt. Die Röhren bestehen aus starkem Glase, sind innen und außen mit einem Belag aus Zinnfolie versehen und haben eine bestimmte elektrische Aufnahmefähigkeit. Jede Röhre kann, wenn sie mechanisch oder elektrisch durchschlagen wird, auf einfachste Weise durch eine andre ersetzt werden.

Die Inbetriebnahme einer Funkenwagenstation kann nach dem Auffahren in wenigen Minuten erfolgen. Sobald die Luftleitung mittels des Fesselballons oder Drachens in die Höhe geführt ist und die Dynamomaschine durch den Benzinmotor bethätigt wird, kann ein betriebssicherer Telegrammverkehr mit den übrigen in der Reichweite des Funkenwagens liegenden Funkentelegraphenstationen aufgenommen werden. Bedingen die kriegerischen Operationen eine Verlegung der Stationen, so wird der Benzinmotor abgestellt und die Luftleitung eingeholt; die Funkenwagenstation ist dann ebenfalls in wenigen Minuten zum Abmarsch bereit. Der leitung, dem betreffenden Corpskommando und einer Kavalleriedivision zur vollen Zufriedenheit der Militärverwaltung vermittelt. Im allgemeinen erstreckte sich der funkentelegraphische Verkehr auf Entfernungen von 40 bis 50 Kilometern, in einzelnen Fällen wurden jedoch auch 60 bis 80 Kilometer überbrückt. Versuche ergaben eine sichere Verständigung auf 100 Kilometer. Eine betriebssichere Ueberbrückung solcher Entfernungen genügt für die Verwendung der Funkenwagen im Felde. Es wird daher in Zukunft nur noch darauf ankommen, die Einrichtung der Funkenwagenstationen möglichst zu vereinfachen und ihren Betrieb zu einem absolut sicheren zu gestalten.



Otto Jentsch

Litteratur

Wohl selten ist einer Veröffentlichung reinwissenschaftlichen Inhalts in Laienkreisen mit solchem Interesse entgegengesehen worden, wie dem Erscheinen eines vollständigen Abdrucks des von dem Berliner Assyriologen Professor Delitzsch jüngst in Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares gehaltenen zweiten Vortrages über das Thema „Babel und Bibel". Die Ausführungen des gelehrten Forschers haben einen vor Jahresfrist gehaltenen Vortrag über dasselbe Thema ergänzt und eingehender dargelegt, in welch enger Verbindung das hebräische Altertum mit der babylonisch-assyrischen Welt steht. An der Hand der neuesten Forschungen und Ausgrabungen, der Denkmäler und Keilschrifttexte beweist er den Zusammenhang der biblischen Ueberlieferung mit jener altbabylonischen Kultur. Seine Darlegungen haben nun ein solches Aufsehen erregt und so lebhafte Erörterungen für und wider hervorgerufen,



Phot. Carl Günther, Berlin

Professor Friedrich Delitzsch

daß man in den weitesten Kreisen das Bedürfnis empfand, nachdem Delitzsch sich gegen verschiedene Irrtümer und Mißverständnisse in den Berichten über seine Rede zu verwahren genötigt gesehen, eine authentische Wiedergabe seiner Worte in die Hand zu bekommen. Diesen Wunsch erfüllt der soeben von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebene Abdruck unter dem Titel: „Zweiter Vortrag über Babel und Bibel von Friedrich Delitzsch. Mit 20 Abbildungen" (Preis 2 Mark). Der Verfasser weist zunächst auf die Schwierigkeiten hin, die einseitige Rücksichtnahme auf dogmatische Fragen den reichen Ergebnissen altbabylonischer Forschung bereitet. Er geht dann näher auf die neuen Erkenntnisse ein, die uns die mühseligen Ausgrabungen auf den babylonischen und assyrischen Ruinenstätten, von denen die Illustrationen eine anschauliche Vorstellung geben, bereits vermittelt haben und noch unausgesetzt vermitteln. Auch für jeden Laien sind von höchstem Interesse die Darlegungen, wie gerade durch die Keilschriftforschung auf die Sprache des Alten Testaments vielfach erst ein neues Licht gefallen ist, und was für überraschende Gleichklänge die babylonisch-assyrische Litteratur mit der alttestamentlichen aufzuweisen hat. Nicht minder anziehend sind die Wiedergaben aus dem jetzt im Original gefundenen großen Gesetzbuch des Königs Hammurabi, die uns zeigen, daß in Babylonien schon um 2250 v. Chr. ein hochentwickelter Rechtsstaat bestand. Wohlthuend berührt die ruhige, durchaus objektive Schreibweise des Autors, die er auch seinen Widersachern gegenüber beibehält. Zuletzt stellt er noch einen dritten (Schluß-)Vortrag in Aussicht, der lehren soll, daß ihm „Erhalten und Bauen weit mehr am Herzen liegt als Erschüttern und Abtragen wankend gewordener Pfeiler". Diesen Eindruck muß jeder Unbefangene auch aus der vorliegenden Schrift gewinnen, die niemand ungelesen lassen sollte, der an dem geistigen Ringen und Streben der Gegenwart seinen Anteil nehmen will.

— Das Rechtsbewußtsein des Volkes empfindet es höchst peinlich, wenn die Rechtsprechung an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten voneinander abweicht. Für solche Unterschiede giebt es zahlreiche und gewichtige Erklärungen und Entschuldigungen, und ganz werden sie vielleicht nie sich vermeiden lassen, allein anzustreben bleibt die einheitliche Rechtsprechung dennoch mit allem Nachdruck, und deswegen ist der Wahlspruch: „Ein einig Volk, ein einig Recht, eine einige Rechtsprechung!" ein schöner und berechtigter. Ihn stellt Dr. Hs. Th. Soergel an den Schluß seines Vorworts zu dem soeben erschienenen 3. Jahrgang seiner „Rechtsprechung" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Preis geb. 4.80 Mark), da er seinem Werke erhofft, es möge dazu beitragen, daß die Rechtsprechung in Deutschland eine immer gleichmäßigere werde. Der zweite Jahrgang dieses handlichen und außerordentlich klar und schön gedruckten Buches umfaßte — da auch der Inhalt des ersten hineinverarbeitet worden war — die gesamte Rechtsprechung der beiden Jahre 1900 und 1901. Er erlebte binnen kurzer Zeit fünf Auflagen, da die juristischen Kreise alsbald erkannten, welchen Wert diese fortlaufende Ergänzung der in Gebrauch befindlichen Kommentare und Handbücher der berücksichtigten Gesetze namentlich für alle Richter, Rechtsanwälte und Notare besitzt. Der neue, dritte Jahrgang trägt den vollständigen Titel: „Rechtsprechung 1902 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. und Zw. V. G., nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet." Neben den Entscheidungen auf den Gebieten des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Einführungsgesetzes dazu, der Zivilprozeß-, der Konkurs- und der Grundbuchordnung, sowie des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit bringt dies in der That einem längstgefühlten Bedürfnis entsprechende Handbuch auch noch die gesamte bisherige Rechtsprechung zum Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung. Als ein fernerer Fortschritt des neuen Jahrgangs muß hervorgehoben werden, daß man bei den einzelnen Entscheidungen nicht mehr wie früher bloß eine, sondern die verschiedenen Zeitschriften als Quelle angeführt findet, sowie daß er durch fortlaufende Verweise auf die früheren Jahrgänge deren bequeme Benutzung vermittelt und einen raschen Ueberblick über den Stand der Judikatur 1900—1902 bietet. Bei den Juristen gilt Soergels „Rechtsprechung" bereits als ein geradezu unentbehrliches Vademekum, so daß wir ihnen bloß das Erscheinen des neuen Jahrgangs auf dem Büchermarkte anzukündigen brauchen. Es soll jedoch der Hinweis nicht unterlassen werden, daß auch zahlreichen Laien, insbesondere allen Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Hausbesitzern, Banquiers u. s. w. das Buch in vielen Fällen die wertvollsten Dienste zu erweisen vermag.

— Unlängst hat einer der berühmtesten Aerzte der Gegenwart, Hofrat Professor Dr. H. Nothnagel, in einem öffentlich gehaltenen Vortrage die Forderung aufgestellt, die Medizin müsse sich selbst entbehrlich machen. „Eine Paradoxie," setzte er hinzu, „und doch ist dies nach meiner tiefinnersten Ueberzeugung die eigentliche und wahrhafte Aufgabe der Medizin. Um es sofort scharf umrissen zu formulieren, ist dieses so zu verstehen: nicht die Therapie, sondern die Prophylaxe, nicht die Heilung, sondern die Verhütung der Krankheiten muß das Endziel der Medizin sein." Es kann dies Ziel jedoch nur erreicht werden, wenn außer den Aerzten auch die Laien selbst dabei mitwirken, und dies wiederum ist allein zu ermöglichen durch zweckentsprechende Aufklärung und Belehrung über das ganze Gebiet der Hygiene und über das Verhalten in gesunden und kranken Tagen. Eine solche Belehrung bietet nun in anerkannt mustergültiger Weise Dr. med. C. Sturms: „Die natürliche Heilweise" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Dieses zweibändige und reichillustrierte Werk will eben in erster Linie den Krankheiten vorbeugen, was selbstverständlich am besten und sichersten durch eine vernünftige Lebensweise zu erreichen ist. Um diese zu lehren, beginnt der Verfasser mit einem allgemeinen Teil über den Bau des menschlichen Körpers, den Stoffwechsel und die Arbeitsorgane und schließt daran die Pflege des gesunden Menschen. Die gesondert behandelte Hygiene der Jugend sollte von allen Eltern und Erziehern gelesen und beherzigt werden. Der dritte Teil bringt zunächst Allgemeines über Krankenpflege und erörtert dann die Krankheiten und Leiden der einzelnen Körperteile, woran sich als Anhang die naturgemäßen

Behandlungsmethoden der Krankheiten in systematischer Schilderung (von Dr. G. Lehnert) schließen. So bietet das empfehlenswerte Werk, dem behufs besserer Veranschaulichung nicht weniger als 268 Abbildungen im Text, 30 farbige Tafeln und 2 Modelle des männlichen und weiblichen Körpers beigegeben sind, auf jeder Seite wichtige Fingerzeige, wie man sich seine Gesundheit erhalten oder die schwankend gewordene wieder kräftigen kann.

— Als vor kurzem der bekannte bayrische Hofschauspieler Konrad Dreher sein fünfundzwanzigjähriges Bühnenjubiläum feierte, hat die Tagespresse seinen Verdiensten als Darsteller, seiner stets einer durchschlagenden Wirkung sicheren Verkörperung komischer Figuren volle Würdigung zu teil werden lassen. Es sollte jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß Dreher auch ein nicht minder eigenartiger und meisterhafter Humorist mit der Feder ist, wie vor allem seine bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen beiden Werke: „Kirchweih“ und „Münchner Or'ginale“ darthun. Beide enthalten von köstlicher Laune eingegebene und von Witz und Humor sprühende Gedichte in oberbayrischer Mundart, die der Verfasser in souveräner Weise beherrscht und zu den drolligsten Wendungen und Wirkungen zu benutzen versteht. In der „Kirchweih“, auf gut bajuvarisch „Kirta“ geheißen, werden zunächst die Hauptmomente eines derartigen Volksfestes, die kirchlichen wie die weltlichen, in einer Reihenfolge von köstlichen Genrebildern vorgeführt und dann die dabei am meisten in den Vordergrund tretenden Typen einzeln geschildert. Um die schlagende Wirkung dieser urwüchsigen Dichtungen noch zu erhöhen, haben hervorragende Meister wie Franz von Defregger, Wilhelm Diez, F. A. von Kaulbach, Hugo Kauffmann, Eduard Grützner, A. Oberländer, Klaus Meyer, Walter Firle, Heinrich Lossow, Hugo Engl, Franz Stuck u. a. wahrhaft klassische Illustrationen dazu geliefert. — Die „Münchner Or'ginale“ verkörpern in frischen, charakteristischen Versen Typen aus dem Straßen- und Volksleben der „Münkastadt“:

„Or'ginale ist dies Buch genannt,
Figuren sind's, die stadtbekannt,
Getauft mit reinstem Isarwasser,
Als wie ich selber — der Verfasser.“

Den Charakterkopf des Dichters selbst führt uns Lenbachs Meisterstift vor Augen, Oberländer einen Münchener Packträger, H. Albrecht den volkstümlichen Humoristen „Papa Geis“, Franz Stuck den „Wagelprotz“; die übrigen Illustrationen haben E. Grützner, R. Seitz, A. Hengeler, F. A. von Kaulbach und andre treffliche Künstler geliefert. Allen Freunden eines heiteren Humors und des bayrischen Volkslebens seien die beiden elegant ausgestatteten Sammlungen bestens empfohlen!

— Der Bericht über die erste italienische Nordpolfahrt 1899—1900, das Unternehmen des Prinzen Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzogs der Abruzzen, ist jetzt unter dem Titel „Die Stella Polare im Eismeer“ erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Trotz der kurzen Dauer dieser Entdeckungsfahrt ist durch eine tollkühne Schlittenexpedition ein Punkt erreicht worden, der dem Nordpol viel näher liegt als der nördlichste, von Nansen erreichte. Nach einer lehrreichen Einleitung über die sorgfältigen, wohlüberlegten Vorbereitungen für die Reise lernt der Leser an der Hand des fürstlichen Verfassers das Leben an Bord der „Stella Polare“ während ihres Vordringens bis zur nördlichsten Insel und während der langen Polarnacht kennen. Da Schiff und Mannschaft Gefahr liefen, mußte es ganz geräumt und auf dem wüsten Kronprinz Rudolf-Land ein Winterquartier gesucht werden. Die Darstellung gipfelt dann in dem dramatischen Bericht, den Kapitänleutnant Cagni über seine nun folgende Schlittenexpedition erstattet. Dem Herzog selbst mußten zwei erfrorene Finger amputiert werden, so daß es ihm versagt war, an dem Vorstoß teilzunehmen, der Italien dem Pole am nächsten brachte. Leider gingen drei blühende Menschenleben elend zu Grunde. Graf Querini, der Bergführer Ollier und der Norweger Stökken kamen nicht wieder, obwohl sie, fast angesichts des Landes, ins Winterquartier zurückgesandt worden waren. Und welche Qualen mußten die übrigen erdulden! Tag für Tag verzeichnet Cagni bei den monatelangen Wanderungen über die unter dem Einflusse des Windes und der Strömung sich stauenden und pressenden Eisfelder des Polarmeeres mit erstarrten Fingern den furchtbaren Ernst der Lage. Auch der Bericht des Arztes der Expedition, der den Schluß des Werkes bildet, ist von hohem Interesse. Von besonderem Reiz sind die in zwei Farben ausgeführten Separatbilder und namentlich die zwei farbigen Panoramen.

— Die „Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs“, die ihre Tochter Thea Ebersberger herausgiebt, bringen manches Bemerkenswerte über diese Dichterin, deren sogenannte historische Romane einst vom Publikum verschlungen wurden, heute aber kaum noch antiquarischen Wert haben (Leipzig, Schmidt & Günther). Ohne Frage war Klara Mundt, wie sie mit bürgerlichem Namen hieß, eine reichbegabte und federgewandte Frau, und nicht nur als Gattin des seinerzeit geschätzten Schriftstellers Theodor Mundt, eines Hauptführers des „jungen Deutschland“, sondern auch in eigner Person rühmte sie sich der Freundschaft hervorragender Zeitgenossen. Mit einer großen Anzahl bedeutender Männer und Frauen stand sie in enger Verbindung und hätte so zu deren Charakteristik viel Interessantes berichten können. Hinter so hohen Erwartungen bleiben nun wohl diese Blätter zurück, die sich mehr als leichte Plaudereien geben, aber auch aus ihnen läßt sich manches Bemerkenswerte herauslesen. Um einiges hervorzuheben, nennen wir vor allem die Erinnerungen an Louis Napoleon und an die Gräfin Ida Hahn-Hahn und deren Vater, den vielgenannten „Theatergrafen“, der in der deutschen Bühnengeschichte eine so sonderbare Rolle spielt. Für die Bewohner Mecklenburgs sind ferner von besonderem Reiz die Schilderungen aus der guten alten Zeit dieses Landes, in dem Luise Mühlbach ihre heitere Jugend verlebte.

— Den Nebentitel „eine Geschichte aus dem Winkel der Welt“ verleiht Bernhardine Schulze-Smidt ihrem neuen zweibändigen Roman „Ein Bruder und eine Schwester“ (Dresden, Carl Reißner). Die Kennzeichnung ist zutreffend, denn einen Hauptteil des Werkes nimmt die Schilderung eines traulichen, reichen Familienlebens ein, das in den innigen Beziehungen eines früh verwaisten Geschwisterpaares seinen Mittelpunkt hat. Paul Heyses anmutiges Gedicht:

Ein Bruder und eine Schwester, —
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester,
Als eins zum andern hält,

bildet das Lebensmotto der beiden trefflich gezeichneten Hauptpersonen, denen sich noch eine Reihe nicht minder kernig entwickelter, sympathischer Figuren anreiht. Besonders sei hiervon die rührende, vom anheimelnden Reiz der Liebenswürdigkeit umwobene Gestalt der Großmutter hervorgehoben. Ueber diesen engen Kreis stillen Familienlebens hinaus führt uns die Dichterin weit in die Ferne, fast durch die ganze geographische Ausdehnung der deutschen Lande. Von dem norddeutschen vornehm-bürgerlichen Landgut, von dem es uns wie frischer Erdhauch anweht, gelangen wir in das kunstfrohe München und von dort in die erhabene Gebirgswelt. In begeisterter Schilderung wird uns die majestätische Schönheit der Dolomiten vorgeführt, wir machen die Fahrt nach Weißlahnbad und zum Karersee mit, besteigen den Delagoturm und sehen entzückt die Rosengartengruppe im Zauber des Mondlichtes vor uns stehen. Im Verlaufe der Handlung bleiben auch die Geschwister nicht vor den Gefahren bewahrt, die die Anforderungen des Lebens mit sich bringen, aber als edle Menschen finden sie für die Verwicklungen die rechte Lösung. Wer von seiner Lektüre durchaus Spannung und Aufregung verlangt, dürfte bei dem Roman kaum auf seine Rechnung kommen, aber es ist ein Werk voll tiefer Stimmungen und von anheimelndem Reiz, eine Schöpfung echter Poesie.

— „Auf dem Wege zum Paradies“ hat Martha Renate Fischer nach der ersten der Geschichten ihren neuen Band thüringischer Novellen benannt (Leipzig, F. W. Grunow). Er enthält fünf Erzählungen, in denen die Begabung der Dichterin für feine Kleinmalerei und humoristisch gestimmte Färbung zu gewinnendem Ausdruck gelangt. Zwar sind nicht alle Novellen durchaus heiteren Charakters, aber auch den ernster getönten weiß die Autorin Züge ihrer schalkhaften Eigenart einzufügen. Am bedeutendsten erscheint uns die Erzählung „Die Liebesfüße“, die die Abenteuerchen eines naiven Dorfkindes ergötzlich schildert. — Der gleiche Verlag bringt in dritter Auflage das Buch „Kleine Frauen“ von Louisa M. Alcott. Es ist kein straff geführter Roman, sondern mehr eine Folge von Scenen aus dem Leben des geschwisterlichen Vierblatts, das auch treu zusammenhält, nachdem aus den Kindern große Leute geworden sind. Die Schilderungen muten etwas altfränkisch an, aber mit jenem traulichen Duft, wie er Großmutters Truhe entströmt, wenn das junge Volk einmal an den sorgfältig gehüteten Schätzen sich weiden darf. Darum werden auch die herangewachsenen Mädchen von heute das liebenswürdige Buch mit Behagen lesen.

— Der Meister der Jagdnovelle in den Bergen, Anton von Perfall, hat unter dem Titel „Der Almschreck“ drei Geschichten vereinigt, in denen Ernst und Humor so glücklich wechseln, daß es einen guten Zusammenklang giebt (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.). Den tiefsten Eindruck hinterläßt die erste der drei Geschichten, in der der „Almschreck“, ein gefürchteter Wilderer, der durch die Unbill der Menschen zu Einsamkeit und Verbrechen getrieben worden ist, durch die furchtlose Liebe einer jungen Almerin wieder der menschlichen Gesellschaft gewonnen wird. In der Feinheit des Lokalkolorits, das den Hauptreiz dieser Erzählungen ausmacht, thut's keiner Anton von Perfall so leicht gleich.



Der Grosse Kurfürst als Kurprinz

In einem der belebtesten Teile des Berliner Tiergartens, auf dem sogenannten Schneckenberg, wird ein Denkmal seinen Platz erhalten, das den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jünglingsalter darstellt. Mit der Ausführung des Bildwerks wurde vom Kaiser Wilhelm Professor Gerh. Janensch betraut, der seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst hat. Mit der Linken die ihn begleitende prächtige Dogge am Halsband fassend, stützt der Kurprinz die den großen Schlapphut haltende Rechte in flotter Haltung gegen die Hüfte. Das Monument, in Marmor ausgeführt, wird eine Höhe von fast 4 Metern erhalten, wovon 2,30 Meter auf die Figur entfallen.

Die Hussiten im Berliner Künstlerhause

Die allbekannte, auch durch die Dichtung verherrlichte Legende von den „Hussiten vor Naumburg" war der Gegenstand des vom Verein Berliner Künstler am 14. Februar veranstalteten Winterfestes. Die strenge Geschichte will zwar nichts davon wissen, daß im Juli 1432 die alte thüringische Stadt dadurch von der Berennung befreit worden sei, daß die liebe Schuljugend das Herz des Hussitenführers Prokop zu rühren verstand, aber in der Volksmeinung hat die Sage feste Wurzeln geschlagen, und noch heute findet alljährlich in Naumburg das Hussiten- oder Kirschenfest statt, zu dem von nah und fern die Mengen herbeiströmen. Wunderbar echt nun hatten die Berliner Künstler den großen Festsaal ihres Heims im Charakter der Zeit umgestaltet. Man sah die Mauern und Basteien mit den dahinter aufragenden Dächern und Türmen der bedrängten Stadt, ebenso das im Waldesschatten aufgeschlagene Hussitenlager, im Vordergrunde das große Zelt Prokops. Auf diesem Schauplatz ging das von Marx Möller gedichtete Festspiel in Scene, das in frischen Versen die Hussitensage behandelt und seinen Gipfelpunkt in dem Aufzuge der rosenbekränzten Kinderschar hatte, deren rührender Anblick das harte Kriegerherz erweichte.



Der Grosse Kurfürst als Kurprinz. Von Gerhard Janensch

Ludwig Manzel

Zum Vorsteher des akademischen Meisterateliers für Bildhauer in Berlin ist an Stelle von Reinhold Begas, der dieses Amt aus Gesundheitsrücksichten niedergelegt hat, Professor Ludwig Manzel ernannt worden. Am 3. Juni 1858 zu Kagendorf bei Anclam in Vorpommern geboren, besuchte Manzel von 1875 bis 1881 die Berliner Hochschule für die bildenden Künste, wo er Schüler von Fritz Schaper wurde, und vervollständigte seine Ausbildung durch mehrjähriges Studium in Paris. Nachdem ihm



Phot. Wilh. Fechner, Berlin
Prof. Ludwig Manzel

schon 1886 eine ehrenvolle Erwähnung zu teil geworden war, erhielt er 1891 die kleine goldene Medaille für sein Werk „Friede durch Waffen geschützt“, das später, in Bronze ausgeführt, vom damaligen Kultusminister Bosse seiner Vaterstadt Quedlinburg überwiesen wurde. Das Hauptwerk Manzels, der imposante Monumentalbrunnen in Stettin, brachte ihm 1896 die große goldene Medaille für Kunst ein. Die Nationalgalerie besitzt von ihm die Gestalt einer Feldarbeiterin, die bei der Heimkehr ihr „Abendlied“ singt, und einen weiblichen Studienkopf (s. die Abbildung). Für Anclam schuf er ein Denkmal Kaiser Wilhelms I., für die Siegesallee die Gruppe des Kurfürsten Friedrich I., für Braunschweig das Denkmal des Herzogs Wilhelm, eine seiner bedeutendsten Arbeiten, und für das Reichstagsgebäude die Statue des Kaisers Heinrich III. Im Jahre 1895 zum Mitglied der Akademie der Künste erwählt, trat er 1897 in den Senat ein. Auch der Landeskunstkommission gehörte Ludwig Manzel an.

Die Ausgrabung eines unterirdischen Felsengebirges bei Hamburg

Durch einen glücklichen Zufall ist in der Umgegend von Hamburg-Altona eine höchst interessante Naturmerkwürdigkeit zu Tage gefördert worden. Als man vor drei Jahrzehnten bei Langenfelde an der Altona-Kieler Bahn eine umfangreiche Thongrube auszuschachten begann, um Material für eine nahgelegene Ziegelei zu gewinnen, stieß man bald auf eine Schicht mitteltertiären Glimmerthons, die sich auf einem einstmaligen Meeresboden dort abgelagert hat, in einer um endlose Zeiträume zurückliegenden Erdperiode, als in jenen Breiten noch ein heißes Klima herrschte. Der Thon enthält zahllose prächtig erhaltene Reste und Versteinerungen von Meerbewohnern der verschiedensten Arten, Rückenwirbel von Walen und Haifischen,



Phot. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe
Staatsminister a. D. Dr. Wilhelm Nokk †



Vom Hussitenfest im Berliner Künstlerhause

Haifischzähne, Schnecken, Muscheln u. s. w., die meisten von Seetieren, die heute lebend nicht mehr vorkommen, ein kleinerer Teil von solchen, die noch jetzt die Ozeane der Tropen und sudtropischen Gebiete bevölkern. Als man nach einigen Jahren wegen des stark zunehmenden Wasserandranges nicht tiefer graben konnte, mußte man in wagerechter Richtung weitergehen. Dort endete plötzlich der mit Versteinerungen durchsetzte Glimmerthon, und es erschien eine noch viel ältere Thonschicht mit seinen Quarzkrystallen; ein Thon von dieser Art ist sonst bisher nirgends gefunden worden. Bei der Fortsetzung dieser Ausschachtungen traten nun im vorigen Jahre ganz eigenartige, knollenförmig geschichtete Gipsmassen zu Tage, die man anfangs für isoliert im Thon liegende Felsblöcke hielt. Bald aber stellte es sich heraus, daß man zusammenhängende Felsmassen, aus Gips und sogenanntem Marienglas bestehend, vor sich hatte, die in der Urzeit den Thon durchbrochen haben. Von diesen unterirdischen Felsengipfeln, die dazumal das Meer bedeckt haben mußten, sind, wie auf unsrer Abbildung zu sehen, bereits mehrere Kuppen freigelegt worden. Zwischen zweien von ihnen hat man eine breite Lücke durch das Felsgestein gebrochen, um eine Feldbahn anlegen zu können. Wahrscheinlich gehört dies Felsengebirge gleich den Lüneburger und Segeberger Kalkbergen der Keuperformation an. Das Vorkommen großer Felsmassen in jener Gegend ist um so merkwürdiger, als sonst auf viele Meilen im Umkreis, bis auf die eben genannten Kalkberge, die Kreideablagerungen bei Stade und die Insel Helgoland, keine zu Tage tretenden Felsen bekannt sind. Man darf mit Recht darauf gespannt sein, was für fernere Entdeckungen hier etwa noch gemacht werden. Namhafte Geologen haben sich bereits an die Forschungsarbeit gemacht, und erst kürzlich wurden Bohrungen in den Felsen bis zu 15 Metern Tiefe vorgenommen.



Vom Hussitenfest im Berliner Künstlerhause

Die Wiederherstellung zweier Münchener Dürer-Bilder

In dem Saale III der Alten Pinakothek zu München, der Albrecht Dürers gewaltigste Schöpfung, die Doppelbildnisse der Apostel Johannes und Petrus, Markus und Paulus — auch die „vier Temperamente“ genannt —, enthält, befindet sich noch ein zweites hervorragendes Werk des großen Nürnberger Meisters: das Paumgartnersche Altarwerk. Dieses Altar-Tryptichon gilt als das liebenswürdigste und bedeutendste unter den Gemälden religiösen Inhalts aus der Zeit vor seiner italienischen Reise (1505) und zeigt im Mittelbild die Geburt Christi, während die Seitenflügel die ritterlichen Bildnisse zweier Stifter aus dem Hause Paumgarten oder Baumgarten schmücken. Als der bayrische Kurfürst Maximilian I. 1613 das wertvolle Werk von den Nürnbergern geschenkt bekam, wurden vor der Absendung Kopien angefertigt, die sich jetzt im Germanischen Museum und in der Lorenzerkirche befinden. Fischer, der Hofmaler Maximilians, übermalte dann die Dürer-Bilder zum Teil im Geschmack seiner Zeit. Dr. K. Voll, der Konservator der Pinakothek, hat nun, nachdem er die späteren Uebermalungen nach den Kopien genau festgestellt und zugleich nachgewiesen hatte, daß die Dürersche Fassung diesen Aenderungen an Größe und Kraft weit überlegen war, die Flügelbilder durch den auf diesem Gebiete bestens bewährten Professor Hauser in ihrer alten Gestalt wiederherstellen lassen. Diese Restaurierung ist ausgezeichnet gelungen, und der Beschauer des Altars empfängt jetzt, wie unsre Abbildungen des früheren und des jetzigen Zustandes der Flügelbilder deutlich erkennen lassen, den Eindruck, als ob ein entstellender Schleier von ihnen weggezogen sei. Das Format hat, nach Abtrennung der angefügten Streifen, die alte, weit geringere Breite erhalten. Die hinzugemalten Schlachtrosse und die grüne Landschaft im Hintergrunde sind verschwunden; beide Figuren stehen auf einem hellen Erdstreifen vor dem dunklen, leeren Hintergrunde. Die beiden Ritter haben die plumpen Helme verloren und tragen jetzt schmucke Goldhauben und eine Fahne am Lanzenschaft: der nach rechts blickende Stephan Paumgartner hält eine Kreuzesfahne, der nach links schauende Lukas eine Fahne mit dem Kopfe eines Hirsches, der zwischen dem Geweih ein Kruzifix zeigt; der erstere, der früher sich auf einen Schild stützte, hebt nunmehr den von ihm erlegten Drachen am Hals empor. Es sind also die beiden Heiligen Georg und Eustachius (oder Hubertus), die nach der Sitte der Zeit in voller Porträtähnlichkeit die Züge von zwei, den Altar stiftenden Patriziern trugen. Auf der bisher rot übermalten Rückseite des linken Flügels ist bei dieser Gelegenheit eine Madonna wieder zum Vorschein gebracht worden, die als eine der lieblichsten Schöpfungen Dürers bezeichnet wird.



Graf Krafft von Crailsheim

Graf Krafft von Crailsheim

Graf Crailsheim, der bisherige bayrische Ministerpräsident, der seinen Abschied genommen, hat sein verantwortungsreiches Amt seit dem 31. Mai 1890 geführt, ist also fast 13 Jahre lang der leitende Staatsmann des Königreichs Bayern gewesen. Am 15. März 1841 zu Ansbach geboren, studierte er in Erlangen, Leipzig und Zürich die Rechtswissenschaften, wurde 1868 Bezirksamtsassessor und im Verfolg seiner Laufbahn 1879 Geheimer Legationsrat. Im März 1880 übernahm er das Ministerium des Aeußern und im Mai 1890 als Nachfolger des Ministers von Lutz den Vorsitz im Ministerrat. Seine Erhebung in den Grafenstand erfolgte vor zwei Jahren.

Ein wiedergefundenes Gemälde von Tizian

Eine ungemein wertvolle Entdeckung wurde kürzlich in England gemacht: man hat ein von Tizian gemaltes Bildnis aufgefunden, das Isabella von Este, die Gemahlin des Markgrafen von Mantua, Gian Francesco Gonzaga, darstellt. Eine Kopie dieses Porträts von Rubens' Hand befindet sich in der Kaiserlichen Galerie zu Wien, die auch ein zehn Jahre vorher gleichfalls von Tizian gemaltes Bild Isabellas als Original besitzt. Der jetzt in England wieder entdeckte Tizian, der in den Besitz des Herrn Leopold Goldschmidt in Paris übergegangen ist (s. die Abbildung), war einst Eigentum König Karls I. und wurde nach seiner Hinrichtung auf Cromwells Anordnung mit vielen andern Kunstgegenständen verkauft; seitdem war seine Spur verloren gegangen. Dies Porträt ist von ebenso hohem geschichtlichem wie künstlerischem Interesse. Isabella von Este, Markgräfin von Mantua, die Schwester Alfonsos von Ferrara und Mutter Federigo Gonzagas, war eine der anziehendsten und hervorragendsten Frauen des Renaissancezeitalters, eine Kennerin und Beschützerin der Kunst und eine feine Diplomatin. Es ist ein Schreiben von ihr aus dem Jahre 1534 erhalten, in dem sie ein älteres Porträt von Tizian zurückverlangt, das sie ihm behufs Anfertigung einer Wiederholung geliehen hatte. Letztere ist offenbar das in der Kaiserlichen Galerie zu Wien befindliche Bildnis, auf dem die Markgräfin in einem prächtigen Kostüm und im Glanze jugendlicher Schönheit dargestellt ist. Dies Werk des größten Meisters der venetianischen Malerschule hat jedoch im Ausdruck des Gesichts wie in den Händen und in der Haltung des Körpers etwas Unpersönliches, Kaltes und Leeres. Zu dem jetzt wieder aufgefundenen Porträt dagegen hat Isabella dem Maler zweifellos persönlich gesessen, und getreu hat er sie dem Körper wie dem geistigen Ausdruck nach so wiedergegeben, wie sie sich zur Zeit ihrer vollen Reife darstellte. Tizian stand in engen Beziehungen zu den Höfen von Ferrara und Mantua; er war von 1516 an häufig der Gast Alfonsos von Ferrara und seit 1522 auch Federigo Gonzagas. Um diese Zeit muß er das Porträt gemalt haben, als Isabella nicht unter vierzig und nicht über fünfzig Jahre alt war. Das wohlerhaltene Bildnis zählt zu den schönsten Tizians und zeigt seine Kunst auf ihrer vollen Höhe. Von einem dunkelgrünen Hintergrunde hebt sich die als Halbfigur in Vorderansicht gemalte Gestalt der Markgräfin ab. Sie trägt ein dunkelrotes Kleid mit weiten Puffärmeln; das Oberhemd läßt den Hals, um den ein Perlencollier geschlungen ist, und die obere Partie der schöngeformten Büste frei. Die rechte Hand hält die Falten des schweren Kleiderstoffes gerafft. Auf dem zierlichen Haupte mit goldbraunem Haar trägt sie einen turbanartigen Kopfputz. Der feingezeichnete Mund lächelt, und die in feuchtem Glanze schimmernden Augen verleihen den sanften Zügen der gereiften Frau noch jugendliches Feuer. Unverkennbar hat Tizian dieses Bildnis mit besonderer Sorgfalt und mit einer Art von zärtlicher Sympathie gemalt, mit so viel geistiger Grazie hat er diese üppige Schönheit, die bereits ihren Höhepunkt überschritten hat, geschmückt. Von besonderem Interesse ist es, die Kopie von Rubens mit diesem Original zu vergleichen. Auch das Werk des niederländischen Meisters ist schön, allein es zeigt nicht die erlesene Feinheit, die Tizian dem seinen gegeben hat. Alle Formen erscheinen robuster; die Wangen, der Mund und die Hand sind derber, und das runde Antlitz trägt einen mehr bürgerlich-gemütlichen Zug. Rubens hat eben seine Art zu sehen und zu fühlen der des Italieners untergeschoben.

Ein Luftschifferdenkmal

Auf dem Gelände des neuen Kasernements des Luftschifferbataillons am Tegeler Schießplatz bei Berlin ist dem



Studienkopf. Von Ludwig Manzel (in der Berliner Nationalgalerie)

Hauptmann Hans Bartsch von Sigsfeld, der vor einem Jahr bei einer Fahrt mit dem Ballon „Berson“ auf belgischem Boden ums Leben kam, ein Denkmal errichtet worden, das das Offiziercorps und der Verein zur Förderung der Luftschiffahrt gestiftet haben. Es ist ein Werk des Bildhauers Hans Weddo von Glümer und zeigt einen sich verjüngenden Granitfelsen mit dem von uns abgebildeten Epitaphium aus Bronze. Das lebendige und ausdrucksvolle Profilbild des Verewigten ist umgeben von Eichen- und Lorbeerzweigen; darunter erscheint die mit dem Relief verbundene Inschrifttafel, an der Mohnranken leicht angedeutet sind. Der künstlerische Denkstein wird von Tauen eingehegt, die an den Seiten von Sauerstoffcylindern gehalten werden.



Der Berlinerthor-Brunnen in Stettin. Von R. Felderhoff-Berlin.

Der Stettiner Monumentalbrunnen von R. Felderhoff

Die in erfreulicher Weise aufblühende Hauptstadt Pommerns, Stettin, hat unlängst einen neuen Schmuck erhalten durch den von Bildhauer R. Felderhoff in Berlin entworfenen und erbauten Monumentalbrunnen am Berlinerthor. An der der Stadt zugekehrten Innenseite des Thores erhebt sich in einer muldenartigen Vertiefung die Hauptgruppe des Brunnens: eine auf einer Muschel stehende, zwei Seepferde zügelnde weibliche Figur, die auf den aus Sandstein hergestellten Felsen ruht. Der gleichfalls aus Sandstein gefertigte Wasserüberfall besteht aus dem zum Teil architektonisch ausgebildeten oberen Bassin, aus dem sich die Seepferde erheben, und aus den beiderseits anschließenden, mehr naturalistisch gehaltenen Felspartien, die bis auf den Grund des unteren Bassins beziehungsweise Bassinrandes hinabreichen. Die weibliche Figur nebst Gewandung ist, ebenso wie die Seepferde und die Muschel, in Bronze gegossen, 3,24 Meter hoch und hat ein Gewicht von 1152 Kilo. Die beiden Seepferde mit Fischschwanz sind 3 Meter lang, besitzen eine Scheitelhöhe von 1,9 Metern und wiegen zusammen 1858 Kilo. Die 3,45 Meter lange und 2,35 Meter breite Muschel hat ein Gewicht von 997 Kilo. Die Gesamtkosten für die ganze Anlage belaufen sich auf ungefähr 55000 Mark.



Phot. Charles Scolik, Wien

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich †

Gärtnerische Anlagen zu beiden Seiten vervollständigen in schönster Weise das Ganze, dessen Schöpfung die Stadt kunstliebenden Bürgern verdankt, die durch freiwillige Beiträge die Mittel aufgebracht haben.

Weibliche Feuerwehren

In England bestehen schon längst weibliche Feuerwehren. Im Royal Holloway College übt die als Hauswehr eingerichtete und bestens bewährte weibliche Feuerwehrabteilung regelmäßig mit Handspritzen, Hydranten und Eimern; auch im Girton College bilden sich die Studentinnen neben ihren andern Thätigkeitszweigen im Feuerlöschwesen aus. Noch zahlreiche andre Lehrinstitute, ferner große Geschäfts- und Warenhäuser u. dgl. m. in England werden zu bestimmten Fristen von Inspektoren besucht, die die dort studierenden oder angestellten Damen im Feuerlöschwesen unterrichten. Die australische Stadt Arundale (Neusüdwales) besitzt gleich verschiedenen Orten des englischen Mutterlandes seit kurzem eine vortrefflich geschulte und ausgerüstete weibliche Feuerwehr.

Das grösste Kraftübertragungswerk Europas



Phot. Karl [illegible], Berlin

Staatsminister Rudolf von Delbrück †

Nicht unter der Brücke, die von der badischen Stadt Kleinlaufenburg auf dem rechten Rheinufer nach dem gegenüber liegenden schweizerischen Großlaufenburg führt, beginnt der „Laufen“, eine einen Kilometer lange, von Felsklippen eingeschlossene Enge, die der Rhein in Stromschnellen durchfließt. Der schon seit einer Reihe Jahre bestehende Plan, diese Stromschnellen der Industrie dienstbar zu machen und sie durch Errichtung eines elektrischen Kraftübertragungswerkes auszubeuten, ist jetzt der Verwirklichung nahegerückt. Ein Bankkonsortium, die Schweizer Druckluft- und Elektrizitätsgesellschaft Bern und die Firmen Felten & Guilleaume in Mülheim a. Rh. und de Ferranti in London umfassend, hat bereits neue Pläne mit Erläuterungen von Oberingenieur Trautweiler-Straßburg



Das jüngst ausgegrabene unterirdische Felsengebirge bei Hamburg



Alter Zustand



Neuer Zustand

Der Nürnberger Patrizier Lukas Paumgartner. Von Albrecht Dürer

den in Basel zusammengekommenen Vertretern Badens und der Schweiz vorgelegt. Es beabsichtigte, 30000 Pferdekräfte zu gewinnen, während die staatlichen Behörden volle Ausnutzung der Wasserkräfte, die 50000 Pferdekräfte ergeben würde, verlangen. Die Verhandlungen ergaben ein sehr befriedigendes Ergebnis, auch mit den Laufenburger Gemeindebehörden und den Fischereiinteressenten von Dogern und Waldshut wurde bereits eine Einigung erzielt. Man darf noch in diesem Jahre die Konzessionserteilung für das geplante Kraftübertragungswerk erwarten, das das größte von ganz Europa werden soll.

Zwergvölker im afrikanischen Urwald

In der österreichischen Monatschrift für den Orient macht Johnston Angaben über die Zwergvölker, die er im Urwald von Britisch-Uganda angetroffen. Er unterscheidet vor allem zwei Typen, die eine mit schwarzer Hautfarbe und hartem, krausem Haar auf dem Leibe, die andre mit roter oder gelber Hautfarbe und rötlichem Haupthaar. Die jungen Zwerge sind fast vollständig behaart, und die Frauen besitzen nicht selten stattliche Schnurrbärte. Die Nase ist groß und platt, hat kaum noch einen Rucken und breite Flügel. Die Oberlippe ist nicht wulstig, wie bei den Negern, sondern lang und wenig aufgebogen.

Beseitigung der Pflanzenbarren im oberen Nil

Die englische Regierung geht mit aller Thatkraft an die Beseitigung der unter dem Namen „Sudd“ bekannten Pflanzenbarren am oberen Nil, bestehend aus gewaltigen Massen von Wasserpflanzen, die die Schiffahrt dort erschweren und lange Zeit unmöglich gemacht haben. Der Weg war seither noch auf eine Strecke von 40 Kilometern bei Hellet-Nuer gesperrt, und die Schiffe mußten durch eine Anzahl zusammenhängender Ueberschwemmungsbecken fahren, die nicht über 1,3 Meter Tiefe hatten, während das eigentliche Nilbett 7 Meter Wasserhöhe aufweist. Ein Dampfer unter Major Mathews bemüht sich nun, diese Schranken zu beseitigen. Die über dem Wasserspiegel liegenden trockenen Pflanzenmassen werden durch Verbrennen beseitigt. Von den unter dem Niveau des Stromes befindlichen Pflanzenmassen werden mit langen Sägen große Blöcke abgeschnitten, um die dann ein Drahtseil gelegt wird. Die Enden des Drahtseiles werden beiderseits am Schiffe befestigt und dann geht es mit voller Kraft rückwärts. Die Arbeit ist äußerst schwierig, denn das Tau rutscht oft ab, und gar nicht selten mißlingen die Versuche dutzendmal. Ist das Werk vollbracht, so wird in Zukunft die Verbindung Aegyptens mit den Nilseen das ganze Jahr hindurch gesichert sein.

Totenschau

In tiefe Trauer ist das österreichische Kaiserhaus durch den Tod der **Erzherzogin Elisabeth** versetzt worden, die am 14. Februar in Wien dahinschied. Die Verewigte war am 17. Januar 1831 als drittes Kind dritter Ehe des Erzherzog-Palatins Josef mit Herzogin Maria Dorothea von Württemberg zu Ofen geboren. Am 4. Oktober 1847 vermählte sie sich mit Erzherzog Ferdinand Karl Victor von Oesterreich-Este, der am 15. Dezember 1849 starb. Dieser Ehe entsproß Erzherzogin Maria Theresia (geb. 5. Juli 1849), die mit dem Prinzen Ludwig Leopold von Bayern vermählt ist. Am 18. April heiratete die dreiundzwanzigjährige Witwe den Erzherzog Karl Ferdinand, den Sohn des Helden von Aspern, der ihr am 20. November 1874 durch den Tod entrissen wurde. Die Kinder dieser zweiten Ehe der Erzherzogin sind: Erzherzog Friedrich, vermählt mit Prinzessin Isabella von Croy-Dülmen; Erzherzogin Maria Christine, Witwe des Königs Alfons XII. von Spanien; Erzherzog Karl Stefan, vermählt mit Erzherzogin Maria Theresia, und Erzherzog Eugen. Erst vor kurzem war Erzherzogin Elisabeth Urgroßmutter geworden, da ihre Enkelin, Prinzessin Maria Christina von Salm-Salm, einem Kinde das Leben geschenkt.

Mit **Rudolf von Delbrück**, der am 1. Februar, beinahe 88 Jahre alt, in Berlin dahinschied, hat Deutschland einen der verdienstvollsten Staatsmänner verloren, der an der Gründung des neuen Reiches und seinem inneren Ausbau hervorragend beteiligt war. Er war am 16. April 1817 als Sohn des Geheimrats Johann Delbrück geboren, der die Jugenderziehung der späteren Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. geleitet hatte. Nach Absolvierung seiner juridischen Studien trat er schon mit 20 Jahren in den Staatsdienst ein. Dem preußischen Handelsministerium, das 1848 ins Leben gerufen wurde, gehörte er von Anfang an, seit 1859 als Direktor der Abteilung für Handel und Gewerbe; hier erwarb er sich eine so gründliche Kenntnis der wesentlichsten Bedürfnisse aller Zweige von Handel und Verkehr, von Kleingewerbe und Großindustrie, daß sie nahezu sprichwörtlich geworden ist, und daß sie außer ihm schwerlich je ein andrer deutscher Staatsmann in solchem Umfang sich zu eigen gemacht. Seit 1859 Ministerialdirektor, hatte er, wie schon vorher um die Erneuerung der Zollvereinsverträge, besondere Verdienste um das Zustandekommen der Handelsverträge mit Frankreich, England, Belgien und Italien. 1867 wurde er Präsident des Reichskanzleramtes, 1868 Mitglied des Staatsministeriums. Die Verfassung, die Versailler Verträge und viele Gesetze sind großenteils aus seiner Feder geflossen. Er war die rechte Hand des Fürsten Bismarck im ganzen Bereich seiner Thätigkeit. 1874/75 gehörte er dem Abgeordnetenhause, 1879/81 dem Reichstag an. Aus dem Amt schied er am 1. Juni 1876, da er dem Fürsten Bismarck auf dem neu eingeschlagenen Wege der Wirtschaftspolitik nicht glaubte folgen



Alter Zustand



Neuer Zustand

Der Nürnberger Patrizier Stephan Paumgartner. Von Albrecht Dürer

zu dürfen. Durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens wurde er 1896 ausgezeichnet.

— Mit dem früheren Minister Dr. Wilhelm Nokk, der am 13. Februar in Karlsruhe dahinschied, hat das Großherzogtum Baden einen seiner bedeutendsten Staatsmänner verloren, der namentlich auf den Gebieten der Wissenschaft und der Rechtspflege segensreich gewirkt hat. Am 30. November 1832 in Bruchsal geboren, trat Wilhelm Nokk nach Vollendung seiner juristischen Studien 1854 in den Staatsdienst ein und wurde 1862 zum Sekretär beim Oberschulrat, der höchsten badischen Schulbehörde, ernannt. 1874 zu deren Direktor befördert, trat er 1881 an die Spitze des neugebildeten Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts und wurde 1893 zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannt. Aus Gesundheitsrücksichten nahm er 1901 seinen Abschied. Von nationaler und liberaler Weltanschauung erfüllt, wußte der Verewigte im politischen Streite versöhnend zu wirken, so daß seine Tüchtigkeit, sein redliches Wollen und das segensreiche Vollbringen von allen Parteien einmütig anerkannt wurde. Mit dem Lande Baden betrauert das gesamte große Vaterland den Verlust des kerndeutschen Mannes.



Phot. W. Kunzemüller, Baden-Baden

Prof. Josef von Kopf †



Denkmal-Relief für Hans Bartsch von Sigsfeld
Von Hans Weddo von Glümer

— Im Alter von fast 78 Jahren ist am 2. Februar ein Altmeister der Bildhauerkunst, Professor Josef von Kopf, in Rom der Influenza erlegen. Er war am 10. März 1827 auf einem oberschwäbischen Bauernhof bei dem Orte Unlingen im württembergischen Donaukreis geboren und mußte sich unter den schwersten Entbehrungen vom Ziegelarbeiter Maurergesellen und Steinmetzen zum Bildhauer emporarbeiten. Im Jahre 1850 gelang es ihm endlich, in das Atelier des Bildhauers Sickinger in München einzutreten, das er bald mit dem des Bildhauers Knittel zu Freiburg i. Br. vertauschte, wo er auch Vorlesungen an der Universität hörte. Immer mächtiger wurde seine Sehnsucht, nach Italien zu gehen, um namentlich Roms Museen und Kunstschätze zu sehen. Im Jahre 1852 wanderte er nach der Siebenhügelstadt, die die Wiege seines Glückes und Ruhmes werden und wo er seine zweite Heimat finden sollte. Cornelius, Overbeck, Riedel und andre Künstler interessierten sich für den hochbegabten jungen Schwaben; König Wilhelm I. von Württemberg ließ ihn ein Relief, „Die Verstoßung Hagars", in Marmor ausführen, und der damalige württembergische Kronprinz Karl und seine kunstsinnige Gemahlin Olga, die Tochter des Kaisers Nikolaus I., bestellten bei ihm die Statuen der „vier Jahreszeiten" für den Garten ihrer Villa bei Berg und empfahlen Kopf auch andern Fürstlichkeiten. Bald wurde nun sein Name rühmlich bekannt, und er erhielt eine Menge von Aufträgen. Seinen Wohnsitz behielt Kopf in Rom, besuchte jedoch häufig die Heimat und brachte von 1875 an den Sommer gewöhnlich in Baden-Baden zu, wo die Stadtverwaltung dem Meister unweit des Konversationshauses ein Atelier hatte erbauen lassen. Von Professor von Kopfs größeren Schöpfungen heben wir noch hervor: eine Brunnengruppe in der Villa Oranienbaum bei St. Petersburg; Mädchen, vor einer Eidechse zurückschreckend, und eine griechische Tänzerin auf dem Rosenstein bei Stuttgart, zwei Marmorkamine im Stuttgarter Residenzschloß und eine Pietà für die dortige Marienkirche. Ganz hervorragend sind seine Büsten, Reliefporträts und Porträtstatuen, deren er über 300 ausgeführt hat. Hochinteressant sind seine autobiographischen Aufzeichnungen, die er vor einigen Jahren unter dem Titel: „Lebenserinnerungen eines Bildhauers" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erscheinen ließ; sie gehören zu den anziehendsten und wertvollsten Künstlerdenkwürdigkeiten, die unsre Litteratur aufzuweisen hat.



Isabella von Este, das wiederaufgefundene Gemälde von Tizian

Für müssige Stunden

Rösselsprung

und	er	en	ten-	wäl-	du	reh	ein	en	st-
da	gar-	der	selt-	ein	bag	ge-	ges	ger	lein
aus	au-	sah	dem	an	durch	früh	schau-	ro	was
lein	gu-	dem	tag	sam	schehn	mer	ist	mägd	jä-
ren-	gaß	tier-	halt	im	am	ge	das	ver-	ü
ten	doch	net	dich	uh-	ge	fuß	noch	ein	reh
ver-	lein	und	ban	mehr	tan-	tand	es	ber	let-
der	pferd	ger	zet	daß	den	thal	ist	dem	jagt
reh-	het-	es	ruft	so	nicht	schehn	ger	zet	berg
hat	jä-	das	er	sich	wert	was	und	ge-	jä-

E. B.

Dreisilbige Charade

Die ersten leisten im Vollbringen
Von groß' und kleinen Werken viel,
Und helfen treulich, zu erringen
Die Preise am gesteckten Ziel;

Doch leider muß man auch gestehen,
Daß sie von schwerer Schuld nicht frei:
Verbrechen ohne Zahl geschehen
Durch ihre Mitwirkung dabei.

Die dritte ist für geistig Leben
Ein mächtig fördernd Element,
Und weiß so manchen zu erheben,
Der ihre Pein nicht minder kennt.

Des Herzens heimliches Verlangen
Das Ganze giebt es häufig kund,
Und bahnt aus Zweifelsqual und Bangen
Den Weg zu festem Liebesbund. M. Sch.

Homonym

Oft ist's eine große Liebhaberei,
Umfassend das bunteste Allerlei;
Hier dienend der Kunst und der Wissenschaft,
Wird dort wohl auch Wertloses eingerafft.
Nicht selten aber das Wort in der Stille
Eint herrliche Kostbarkeiten die Fülle.
Wir können's auch geistig und seelisch thun,
Und auf dem Signal mag viel oft beruhn. M. Sch.

Silbenrätsel

„Ich hätte gern den Herrn gekannt,
Den heut ich traf auf meiner Reise;
Er war so vornehm und gewandt
Und sicherlich aus bestem Kreise.

Er blickte mich so forschend an —
Mein erstes Paar konnt' es nicht wehren —
Ich fühlte seiner Augen Bann
Und lauschte schweigend seinen Lehren.

Er sprach von Kunst und Poesie,
Von großen Männern, wie vom Ganzen,
Sprach vom Charakter, vom Genie,
Vom Schlittschuhlaufen und vom Tanzen.

Ist er Gelehrter? Diplomat?
Ein letztes Paar mit andrer Mitte?
Gern möcht' ich's wissen in der That:
Weißt du's nicht, liebe Doppel-Dritte?" B.

Worträtsel

Ein jugendfrisches, blondes Mädchen
Spaziert geschwind zum nächsten Lädchen,
Denn weißen Mull giebt's überall,
Und sie bedarf zum Sonntagsball
Fünf Meter noch für ihr Gewand,
Damit es fein und elegant.
Ein Hermes-Jünger unverweilt
Die Kundin zu bedienen eilt,
Und ihren Wünschen sich zu fügen
Ist offenbar ihm ein Vergnügen.
Doch ihr nicht, daß sie warten muß
Auf seinen langen Redefluß.
„Fast könnte ich den Stoff beneiden,
Wie himmlisch schön wird er Sie kleiden,
Wie viele Blicke sich dran weiden —"
Sie drängt: „Ich bitte abzuschneiden!"
„Verzeihung," spricht er, „ich war irr,
Nur Ihrer Locken hold Gewirr,
Der Veilchenaugen tiefe Bläue
Ist schuld, daß leider ich aufs neue
Ergreifen muß das Stäbchen dort,
Ich habe mich — das Rätselwort."
„Mein Herr, Sie sind das Rätselwort!"
Und voll Entrüstung läuft sie fort. M. Sch.

Füllrätsel

Kennt ihr eine ölige Flüssigkeit,
Die viel benutzt wird seit langer Zeit,
Doch, mit Respekt zu sagen, stinkt,
Wenn nun hinein ein Wort versinkt?
Das eine enge Gemeinschaft nennt,
Das aber als Bindewort auch man kennt:
Dann nennt das neuentstandene Wort
Eine asiatische Stadt sofort. F. M.-S.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 5 6 afrikanischer Volksstamm.
7 8 4 9 4 10 8 4 11 2 Departement in Mexiko.
7 4 12 13 14 8 1 15 16 Stadt in Mecklenburg.
17 2 5 18 16 18 3 9 6 4 eine Muse.
19 20 4 9 21 5 6 9 ein berühmter Amerikaner.
7 4 5 6 22 6 13 9 österreichisches Kronland.
12 6 15 21 13 9 1 englischer Schriftsteller.
11 20 6 13 1 11 österreichische Hafenstadt.
21 13 17 5 13 20 Astronom.
19 5 2 20 6 12 4 amerikanischer Staat.
13 8 Stadt in Frankreich.
6 21 4 20 8 1 Luftschiffer im Altertum.
1 13 18 12 5 6 11 22 General Friedrichs II.

Die Endbuchstaben von oben nach unten ergeben den Namen eines Komponisten, und aus jedem Worte ein Buchstabe, von unten nach oben, ergiebt zusammengestellt eines seiner Werke. G. Sch.

Scherzrätsel

Ein Zischen erst, und was noch kommt, ist immer:
Hast du nicht von der Lösung einen Schimmer? E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7:

Der Dechiffrieraufgabe: Liest man, beginnend mit der Buchstabengruppe „GEWIN", rechts herum und von innen nach außen zunächst die Buchstabengruppen, die in der Verlängerung der weißen, und sodann die, die an der gleichen Stelle der schwarzen Strahlen des mittelsten Sternes stehen, ab, so erhält man:

Gewinnt ein Knabe nicht den Mut,
Zu thun, was er nicht gerne thut,
Und ernster Arbeit ernst sich zu ergeben,
Der seufzt in schnöder Dienstbarkeit
Von Laun' und Lust in Sorg' und Leid
Und bleibt sein eigner Sklav' das ganze Leben.
(Fr. W. Weber, Gedichte, Harter Dienst)

Der dreisilbigen Charade: Zaunkönig.
Des Rätsels: Geborgen — Borgen.
Des Buchstabenrätsels: Lulu — Zulu.
Des Logogryph: Zeiger, Eiger.
Des Ergänzungsrätsels: Wechsel — Maß — Häcksel — Glas — Ruder — Heer — Bruder — nichts mehr.
Des Silbenrätsels: Biedermeierzeit.

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Partie Nr. X

Gespielt im Jubiläumsturnier der Berliner Schachgesellschaft am 28. November 1902

Französische Partie

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: Max Kempner-Hochstaedt

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e6**	22. Ta1—e1	Se7—g6 [5])
2. d2—d4	d7—d5	23. Sf3—d2	De7—d8
3. Sb1—c3	Sg8—f6	24. Sd2—b3	h7—h5
4. Lc1—g5	Lf8—e7	25. Sb3—c5	Dd8—c8 [6])
5. e4—e5	Sf6—d7	26. Sd4—b3 [7])	h5—h4 [8])
6. Lg5×e7	Dd8×e7	27. Tf1—d1	Ld7—c6
7. Sc3—b5	Sd7—f8 [1])	28. Sb3—d4 [9])	Th8—g8
8. c2—c3	a7—a6	29. Td1—g1	Ta8—b8 [10])
9. Sb5—a3	c7—c5	30. g2—g4	h4×g3
10. Sa3—c2	Sb8—c6	31. Tg1×g3	Tg8—h8 [11])
11. f2—f4	Sf8—g6	32. Sc5×e6!	Sg6—e7 [12])
12. Dd1—d2	Lc8—d7	33. Se6—c5	Lc6—d7
13. Sg1—f3	b7—b5 [2])	34. Tg3—g7	Tb8—b6 [13])
14. d4×c5!	De7×c5	35. e5—e6!! [14])	f7×e6
15. Sc2×d4	Sg6—e7	36. Df2—g3	Ke8—d8 [15])
16. b2—b4	Dc5—b6	37. Tg7×e7	Kd8×e7
17. Lf1—d3	g7—g6	38. Dg3—g7†	Ke7—d6
18. 0—0	Se7—f5	39. Dg7—e5†	Kd6—e7
19. Ld3×f5 [3])	g6×f5	40. Sd4×f5†! [16])	Ke7—d8
20. Kg1—h1	Sc6—e7	41. De5×h8†	Kd8—c7
21. Dd2—f2	Db6—c7! [4])	42. Dh8—e5†	Kc7—d8
		43. Te1—g1	Aufgegeben.

[1]) Als das beste gilt hier De7—d8.

[2]) Weiß erlangt nun vorzügliche Plätze für seine Springer.

[3]) Hier konnte auch sofort die Rochade geschehen, da nach Sc6(f5)×d4 20. c3×d4 die Wegnahme des Bd4 wegen 21. Dd2—f2 eine Figur kosten würde. Weiß könnte dann sehr gut einen Turm auf c5 postieren. Er sucht aber seine Springer nach Möglichkeit zu erhalten.

[4]) Es drohte 22. Sd4×f5 Db6×f2 23. Sf5—d6† mit Bauerngewinn.

[5]) Ein Tempoverlust wäre De7—c4 wegen 23. Sf3—d2, worauf die Dame weder nach d3 ziehen noch den Ba2 schlagen darf, da sie im ersten Falle durch 24. Df2—e1 und 25. Tf1—f3, im andern durch 24. Te1—c2, 25. Df2—g1 und 26. Tf1—a1 verloren geht.

[6]) Auf Ld7—c8 folgt 26. a2—a4 mit vorzüglichem Spiel; auf andre Züge droht immer Sc5—b7—d6†.

[7]) Weiß will den Gegenangriff a6—a5 nicht zulassen.

[8]) Hiernach hat Weiß die Oeffnung der g-Linie jederzeit in der Hand und könnte zu diesem Zweck jetzt sofort 27. Tf1—g1 ziehen. Schwarz sollte den Bauer auf h5 belassen und auf dem Damenflügel lavieren.

[9]) Der Springer steht hier doch am besten.

[10]) Schwarz muß es ruhig über sich ergehen lassen.

[11]) Ein Fehlzug, der den Verlust beschleunigt. Indessen auch bei Lc6—d7 32. Tg3—h3 steht Weiß ausgezeichnet.

[12]) Bei f7×e6 33. Tg3×g8 ist das schwarze Spiel ganz aussichtslos.

[13]) Dies leitet den entscheidenden Schlußangriff ein.

[14]) Dies nutzt nichts, da der Se7 ohnehin geschlagen werden sollte. Auf Th8—f8 entscheidet 37. Dg3—g5, auf De8—d8 dagegen am schnellsten 37. Sd4×f5 e6×f5 38. Te1—e1.

[15]) Nun ist der Th8 und damit die Partie nicht mehr zu retten.

[16]) Ke8—f8 ist wegen 35. Te1—g1 wirkungslos, da Se7—g6 nun an 36. Tg1×g6 f7×g6 37. Tg7×d7 scheitert.

Partie Nr. XI

Gespielt durch Briefwechsel vom Februar bis Juni 1902 (Nach der „Deutschen Schachzeitung")

Sizilianische Partie.

Weiß: Schachklub zu Stuttgart. — Schwarz: Schachklub zu München.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**c7—c5**	18. Lc7—b6	Sd4—f5 [9])
2. Sb1—c3	e7—e6	19. Se4—c3	Ld7—c6
3. Sg1—f3	a7—a6 [1])	20. Ta1—d1	Sf5—h4
4. d2—d4	c5×d4	21. f2—f3	Sh4—g6
5. Sf3×d4	Sb8—c6	22. Tf1—e1	Tf8—e8 [10])
6. a2—a3 [2])	Dd8—c7	23. b2—b4!	Te8—c8 [11])
7. Lf1—e2	Lf8—d6 [3])	24. a3—a4 [12])	Lc6—e8
8. Lc1—e3	Ld6—e5	25. b4—b5	Se7—f5 [13])
9. Dd1—d2	Sg8—e7	26. Ld3—e4!	a6×b5
10. Sd4—f3	Le5—f6	27. Le4×b7	b5×c4
11. 0—0	0—0	28. a4—a5	Le8—c6
12. Le3—f4! [4])	Lf6×c3 [5])	29. Lb7×c8	Ta8×c8
13. Lf4×c7	Lc3×d2	30. Td1—d8†	Tc8×d8
14. Sf3×d2	d7—d5	31. Lb6×d8	Sg6—f4
15. e2—e4! [6])	d5×e4	32. a5—a6	Sf4—d5
16. Sd2×e4 [7])	Sc6—d4 [8])	33. Te1—b1 [14])	f7—f6
17. Le2—d3	Lc8—d7	34. Tb1—b8	Kg8—f7
		35. Sc3×d5	Aufgegeben.

[1]) Mit dieser von L. und W. Paulsen empfohlenen Fortsetzung geht Schwarz vielen Eröffnungsfallen aus dem Wege.

[2]) Verhindert Lf8—b4. In Betracht kommt auch 6. Sd4×c6 b7×c6 7. Lf1—d3 d7—d5 8. 0—0 Sg8—f6 9. Dd1—e2.

[3]) Besser Sg8—f6.

[4]) Um eventuell den c-Bauer rückständig zu machen.

[5]) Wenn e6—e5, so 13 Lf4—e3 nebst Ta1—d1.

[6]) Ein vorzüglicher Zug; Weiß droht den d-Bauer zu isolieren.

[7]) Weiß steht freier und entwickelter; sein Hauptvorteil ist aber die Bauernmajorität am Damenflügel.

[8]) Oder e6—e5 17. Se4—d6 Lc8—e6 18. b2—b4 und Weiß steht überlegen.

[9]) Falls Sd4—c6, so 19. Se4—c5.

[10]) Ein Zug, der nichts bedeutet.

[11]) Ein Verlegenheitszug.

[12]) Der Bauernvorteil am Damenflügel sowie die beengte Stellung des Nachziehenden werden von Weiß sehr hübsch ausgebeutet.

[13]) Etwas besser war a6×b5.

[14]) Ein hübscher Schluß.

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

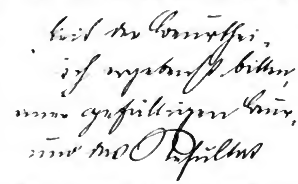
Toni. Sie verbinden einen festen Willen und Widerstandsfähigkeit äußeren und inneren Einflüssen und Versuchungen gegenüber mit Zartgefühl und Takt. Derbheit kennen Sie nicht, und vor Roheit und Gemeinheit haben Sie einen instinktiven Abscheu. Sie sind lebhaft in Ihren Sympathien und Antipathien, und wo erstere vorherrschen, der Treue fähig. Sie schließen sich weder rasch noch an jedermann an, und besondere Weichheit und Biegsamkeit eignen Ihnen nicht. Der Wille ist vor allem lebhaft und zäh. Sie geben sich sehr einfach und natürlich und machen keinerlei Prätentionen.

Julius H. in Gm., O.-Oesterr. Sie sind sehr energisch, sehr wahr, sehr gerade und offen in Ihren Mitteilungen. Mangel an Mut, zu Ihrer Ansicht zu stehen, ob Sie auch der einzige Verteidiger dieser gegenüber vielen seien, kennen Sie nicht. Es giebt für Sie nur einen Weg, und der ist schnurgerade und weicht nirgends von der Wahrheit und der Pflicht ab. Allerdings kennen Sie auch keine zarte Rücksichtnahme und keine Beschönigung eines Fehlers, sei es nun Sie selbst oder andre betreffend. Konzessionen machen Sie nicht. Sie sind korrekt, pflichtgetreu, gewissenhaft, oft etwas umständlich und pedantisch. Sie sind auch selbstgefällig und freuen sich über den guten Klang Ihres Namens oder über Ihre soziale Stellung. Ihr Empfinden ist mehr tief und stark als fein, und wo Sie sich angeschlossen haben, sind Sie sehr treu und ausdauernd.

Joh. P. St. Ihre Schrift zeigt Neigung zu Extravaganz und Gesuchtheit. Sie sind lebhaft, begeisterungsfähig und geraten manchmal in Extreme; es kostet Sie somit Mühe, Maß zu halten. Sie sind energisch, bestimmt im Wollen, pflichtgetreu. Scharf und deshalb schwierig. Sie empfinden leidenschaftlich. Sie lieben Komfort u. s. w.

A. B. 20. Sie sind etwas pessimistisch angehaucht und haben nichts Frisches, Zuversichtliches in Ihrem Wesen und Auftreten, auch haftet Ihrem ganzen Sein eine gewisse Schwere an. Nüchtern in Ihren Anschauungen und realistisch in der Lebensauffassung, auch fehlt die Fähigkeit zu spontaner Begeisterung. Sie sind in Gefahr, sich zu sehr durch die Verhältnisse schieben zu lassen, statt selbst thatkräftig einzugreifen, da der Wille momentan lebhaft, aber nicht konsequent energisch ist und Sie zu leicht nachgeben und erlahmen. Sie sind auch etwas empfindlich und ziehen sich, wenn Sie sich verletzt fühlen, kühl zurück.

H. L. in Breslau. Obere Rundungen, siehe die kurzen Minuskeln, deuten auf Sinn für Vornehmheit und die Neigung, sich dadurch imponieren zu lassen. Die lebhaften u-Striche und



die lebhafte Verbindung des „st" im Wort „ergebenst" auf rasche geistige Arbeit (im Zusammenhang mit verbundener Schrift) bei guter Beobachtung und Kombination. Streben nach Klarheit ist zwar vorhanden, aber das mit der Schleife der oberen Linie verwickelte „R" in „Resultat" deutet doch auf gelegentliche Konfusion.

W. S. in Berlin. Nicht federgewandt, wohl kaum gewöhnt, sehr viel zu schreiben, überhaupt nicht sehr gewandt. Empfindlich und dann schroff und abweisend. Wahr bis zur Rücksichtslosigkeit. Ungleich in Stimmung und Gefühlen, erregbar und innerlich unruhig.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Briefmappe

Frau K. v. Th. in Karlsruhe. Ueber alle diese Fragen unterrichtet Sie eingehend die ausgezeichnete Schrift von Professor **Friedrich von Esmarch**: „**Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges**“, die in zweiter, umgearbeiteter und erweiterter Auflage bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Der berühmte Chirurg, der kürzlich seinen achtzigsten Geburtstag beging, und unter dessen Verdiensten die Einführung der Samariterschulen mit an erster Stelle genannt werden muß, erörtert darin, was im Laufe des 19. Jahrhunderts geschehen ist, um die Leiden der Verwundeten und Kranken zu lindern, und knüpft seine eignen Vorschläge daran, was geschehen muß, um die Greuel eines Zukunftskrieges durch rasche und genügende Fürsorge für die unmittelbaren Opfer der Schlachten wenigstens nach Möglichkeit zu mildern. Als Anhang zu diesem Schriftchen teilt der Verfasser unter dem Titel „Der Samariter auf dem Schlachtfelde“ einen ungemein interessanten Bericht aus dem deutsch-französischen Kriege mit, der besser als lange Abhandlungen den hohen Wert der Samariterhilfe auf dem Schlachtfelde darthut. Das anziehend geschriebene und durchaus allgemeinverständlich gehaltene Werkchen wendet sich an alle, die ein Herz für wahre Humanität haben, und verdient allgemein gelesen und beherzigt zu werden.

R. G. in K. Eine rühmlichst bekannte Anstalt dieser Art ist das **Polytechnische Institut zu Friedberg** in Hessen. Es erfreut sich solchen Zuspruchs, daß bis zur Fertigstellung des neuen monumentalen Akademiegebäudes drei weitere Lehrsäle für das neue Semester hergerichtet werden mußten. Auch zu praktischer Thätigkeit erhalten die Studierenden Gelegenheit. Diplomprüfungen finden jährlich zweimal statt. Nähere Auskunft erteilt auf Anfrage bereitwillig die Direktion.

W. M. in G. Das **Rheinische Technikum zu Bingen** ist ausschließlich dem Maschinenbau und der Elektrotechnik gewidmet. Im gegenwärtigen Halbjahr wird das Institut von 726 Schülern besucht. Die Frequenz wäre eine noch größere, wenn auch eine Bauabteilung damit verbunden wäre, was aber zu Gunsten der strengeren Konzentration vermieden ist. Trotz des starken Besuches sind die einzelnen Klassen nicht überfüllt, da die untersten Semester in vier, die oberen in drei Parallelklassen unterrichtet werden. Die Anstalt steht unter Staatsaufsicht; Leiter ist der im Lehrfache bekannte Regierungsbaumeister Hoepke. Der Unterricht des Sommerhalbjahres beginnt am 29. April. Eine rechtzeitige Anmeldung empfiehlt sich, da wiederholt Abweisungen erfolgen mußten. Programme werden kostenfrei versandt.

Ida K. in M. Nehmen Sie unsern herzlichen Dank für die warmen Worte des Gedenkens an die Dahingeschiedene und den Ausdruck unsers aufrichtigen Beileides für den eignen Verlust entgegen. Ihrer regen, so liebenswürdigen Teilnahme sind wir auch fernerhin gewiß.

M. v. P. in O. Mögen Sie sich den neuen Katalog der Firma Schiedmayer & Comp., Flügel- und Pianofortefabrik in Stuttgart, kommen lassen. Neben geschichtlichen Notizen über die Firma, die zu den ältesten Fabriken ihrer Art in Deutschland gehört, giebt der reich illustrierte Katalog einen interessanten Ueberblick über den umfassenden Betrieb und die Mannigfaltigkeit seiner rühmlichst bekannten Erzeugnisse.

B. in New York. Besten Dank für den gedruckten Bericht über den Kommers aller deutscher Studenten in New York. Gern nehmen wir davon Notiz, daß im Anschluß an diesen zu Ehren des Prinzen Heinrich veranstalteten Kommers eine Vereinigung aller deutscher Studenten in Amerika begründet worden ist, der sich bereits in mehreren großen Städten der Union Zweigvereine angeschlossen haben.

P. M. in H. Auch in diesem Jahre findet in Höritz das Böhmerwald-Passionsspiel statt, und zwar sollen die Spiele am 1. Juni beginnen und allsonn- und feiertäglich mit Ausnahme des Fronleichnamstages bis Anfangs September wiederholt werden. Die Mitglieder des Höritzer Passionsspielvereins genießen beim Besuch der Spiele Preisermäßigungen. Beitrittsanmeldungen nehmen die Ortsgruppen Budweis, Nikolsburg und Höritz entgegen. Der Urtext des Passionsspieles stammt vom Leinenwebermeister Paul Gröllhesl in Höritz, doch gelangt schon seit mehreren Jahren die Neubearbeitung dieses alten Textes von Probst Karl Landsteiner zur Ausführung.

Frl. A. Th. in Wien. Gewiß, das alte Sprichwort: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“ enthält eine sehr beherzigenswerte Mahnung. Dennoch kann man aber auch selbst das Gute übertreiben; eine gescheite Dame meinte deshalb: „Doppelwährung ist am allerbesten.“

Udo H. in Merseburg. Allerdings giebt es in Deutsch-Ostafrika noch Flußpferde. Ein früherer Augsburger, der kaiserliche Geometer H. Steiner in Saadani, hat im Wamiflusse im August binnen kaum einer Stunde sechs starke, ausgewachsene Flußpferde zur Strecke gebracht. Diese Dickhäuter wurden durch Gehirnschuß mit Vollmantelgeschoß (Gewehr 88) erlegt. Die mindestens 100 Kilo betragende Fleischmasse war ein willkommenes Essen für die zahlreichen in Saadani lagernden Träger.

„Medusa“ in K. Was Sie uns androhen, ist allerdings bedenklich: drei dreibändige Romane auf einmal! Aber so leicht fürchten wir uns nicht, und darum mögen Sie den einen zur Prüfung einsenden. Hoffentlich hat er ein freundlicheres Gesicht, als sich nach Ihrem Namen vermuten läßt.

G. W. in St. Francesco d'Andrade hat sich in Harzburg niedergelassen und bewohnt dort eine im Barockstil neu erbaute Villa bei den „Eichen“, dem bekannten Sammelpunkt der Kurgäste und Sommerfrischler. Von hier aus unternimmt er fortan seine Gastspielreisen.

Sch. in N. Gern nehmen wir davon Notiz, daß die Dampfturbinen-Dynamomaschine, von der in dem Artikel „Die elektrische Beleuchtung der Eisenbahnzüge“ die Rede ist, von der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Comp. in Nürnberg geliefert worden.

G. B. in B. Mit Dank haben wir Ihre Mitteilung empfangen, können aber nicht nochmals auf die Sache zurückkommen.

H. S. in Ch. Mögen Sie bei der Direktion des Berliner Kunstgewerbemuseums anfragen.

J. R. 1000. Wir sollen die Rückweisung von Gedichten, die für uns nicht verwendbar erscheinen, noch des näheren begründen? Eine starke Zumutung! Selbst wenn der Tag für uns 24 Arbeitsstunden hätte, könnten wir einer solchen Anforderung nicht entsprechen. Sie ahnen ja nicht, wie viel „Poesie“ uns ins Haus kommt. Außer derjenigen, über die wir an dieser Stelle mit Dank für die gute Absicht quittieren, noch eine unendliche Fülle andrer Sendungen, denen das Porto beigefügt war, und die, falls unverwendbar befunden, in aller Stille zurückgehen. Auf eine Begründung unsers Bescheides lassen wir uns in keinem Falle ein.

Camilla in U. Herzlichsten Dank für Ihren drolligen Glückwunsch, aus dem wir mit hoher Freude ersehen haben, daß auch die Muse der darstellenden Kunst Ihnen hold ist. Aber mit dieser an sich so liebenswürdigen Gabe sind wir nicht zufrieden, sondern bitten dringend, daß Sie Ihren Pegasus zu neuen Thaten anspornen.

H. v. B. in Wiesbaden. Als der „eleganteste Mann Europas“ gilt gegenwärtig Prinz Albert von Thurn und Taxis, der für Krawatten allein jährlich 300000 Franken ausgeben soll. Was die augenblicklich als Schmuck des Knopfloches am meisten bevorzugte Modeblume betrifft, so kommt aus London die Meldung, daß dort wenigstens die Chrysanthemen, die so lange den ersten Platz behaupteten, von den Dahlien verdrängt werden. Fast alle eleganten Herren tragen jetzt eine Dahlie im Knopfloch; hauptsächlich sieht man weiße und gelbe.

W. H. in Hamburg. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur.
Ernst Schubert in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.



Alpenveilchen

Nach einem Aquarell von Katharina Klein

Ostern

Zu dieser Osterzeit
Vergiss dein Leid!
Denn was in eisigen Banden
Begraben lag,
Ist auferstanden.
Ein lachendes Geschmeid',
Ein Feierkleid
Mit duftig schimmernden Säumen
Umspinnt das Feld,
Drob Lerchen träumen.
Den Winterriesentross
Scheucht das Geschoss
Schön strahlender Morgenröten
Voll Flammenmut,
Die Nacht zu töten.
Wie wächst, wie wächst der Sieg
Jm heil'gen Krieg!
Die Winde mit wehenden Locken
Ziehn ungestüm
Die Freiheitsglocken.
Frei fühle du dich auch!
Lass dich vom Hauch
Des Auferstandnen durchbeben!
Trink gläubig froh
Sein Osterleben!

Ch. Aemilius

Für die Krone

Roman von

Richard Voss

(Schluß)

XIII

Auf der Seealp. Herbst

Wir bewohnen hier das Kavalierhaus. Ueber hundert Arbeiter sind am Neubau beschäftigt.

Bis zum ersten Schnee muß ein Teil des Hauses vollendet sein. Nächste Woche treffen italienische Stuccateure ein; es kommt der ganze Troß höherer Handwerker. Ich lasse auch des Nachts arbeiten bei Fackelschein.

Wir wollen auf der Seealp überwintern.

*

Ich werde Judika für einige Zeit nach dem Alphof hinaufschicken, damit sie diesem Heerlager entrinnt. Was für ein Mysterium ist doch die werdende Mutterschaft eines Weibes! Judikas Wehmut ist von ihr genommen, so daß sie wiederum ganz Lächeln und Lieblichkeit ist. Dazu kommt ein Ausdruck von holdseliger Erhabenheit. Sie schreitet einher, als hätte sie durch Engelsmund eine Verkündigung empfangen, und die Fittiche des Cherubs umrauschten sie fort und fort. Es giebt also immer noch Wunder, schöne, leuchtende.

*

Meinem Bruder bleibt Vaterglück unerbittlich versagt — so heißt es wenigstens. Und mir beschert der Himmel Familie, so daß mein Bruder jetzt noch mehr Grund hat, mich zu beneiden.

Der ganze Staat wird entrüstet sein — bei Hofe natürlich „indigniert" — daß ich mir den für mich so überflüssigen Luxus einer Nachfolge gestatte. Ob auch dieses Kind, sollte es ein Knabe sein, seines Vaters „wahrer Sohn" sein wird?

*

Ich bin ganz Bauherr. Ginge alles nur schneller vor sich. Ich möchte die Leute mit der Peitsche antreiben lassen. Aber die große Imperatorenzeit, wo Heerscharen von Sklaven für Nero ein goldenes Haus erbauten, ist vorbei. Damals lohnte es sich, Cäsar und Herr der Welt zu sein.

Der See wimmelt Tag und Nacht von Fahrzeugen, die Baumaterial herbeischaffen. Es treffen bereits Möbel und Stoffe ein. Das Haus kann prächtig werden. Aber lange nicht prächtig genug — des Kontrastes zur Felsenöde und Einsamkeit wegen.

Auch nicht des Goldes und Glanzes genug.

*

Rings um das Haus werden weitläufige Orangerien angelegt, Orchideen-, Lilien- und Veilchenhäuser. Wenn im Winter der See zugefroren ist, die Alpen vereist sind, die ganze Welt in Schnee versinkt, soll uns hier ein Frühling umblühen. Ich will hier Winters mit Judika und ihrem Kinde unter Rosen und Narzissen leben.

Im Frühling werden die Treibhäuser abgedeckt und in Blumenfluren verwandelt. Bis zum See hinab müssen sich paradiesische Auen erstrecken, bis zu den Felsen empor. Ich möchte die Gletscher zu Blütenfeldern umschaffen und den Gipfel des Weißen Kaisers durch Rosengluten röten.

Küche und Wirtschaftsräume sowie die Häuser für Gärtner und Dienerschaften dürfen nicht sichtbar sein. Eine hohe Tannenwand muß all das gemeine Wesen verdecken. Beim ersten starken Frost sollen daher Riesenfichten herbeigeführt und gepflanzt werden, eine immergrüne dichte Mauer zwischen mich und die banale Alltäglichkeit ziehend, von der ich nichts gewahren, die ich verneinen will.

*

Ich möchte meinem Vater hier ein Denkmal errichten. Die wilden Wände des Weißen Kaisers möchte ich abschleifen und zu einer Riesentafel umwandeln. Auf diese Tafel möchte ich in flammenden Buchstaben schreiben lassen: „Dem Gedächtnis eines wahren Königs!"

Denn wenn ich meines Vaters wahrer Sohn sein soll, so muß dieser ein wahrer König gewesen sein, von dessen Wesen ich mich erfüllt fühle, der ich jetzt sein könnte, wäre meine Mutter nicht damals zu meinem Bruder in seine Klosterzelle gegangen. Diesen Bittgang vergebe und vergesse ich meiner Mutter nie.

*

Tonei und Stigei sind beide fort. Ich mußte sie fortschicken lassen.

Es ist alles so anders geworden. Kaum weiß ich noch, wie es einst war. Und das ist gut.

*

Heute hatte ich eine Scene mit dem Grafen. Er vergaß sich. Er warnte mich, machte mir Vorstellungen. Warnte mich wovor? Vor mir selbst.

Vorstellungen worüber? Ueber mein Benehmen gegen meine Frau. Sie ist nämlich noch immer auf dem Alphof, und ich bin noch immer nicht oben gewesen.

Aber mir darüber Vorstellungen zu machen: dieser Mensch — mir! Ich hätte ihm am liebsten mit seiner sofortigen Entlassung geantwortet. Aber er hat etwas in seinen Augen, was mich an seine Schwester erinnert, und das . . . Ich bezwang mich also, hielt angstvoll an mich, sagte ihm nicht einmal ins Gesicht hinein: „Du liebst ja meine Frau, liebst sie so verrückt, wie ich deine Schwester liebe, du Narr!"

Ich konnte ganz ruhig bleiben, konnte sogar freundlich sein, sogar freundschaftlich. O, ich kann mich gut verstellen! Mein Vater konnte es auch, mein Vater, dieser wahre König!

Auch meine unsinnige Prachtliebe warf er mir vor — wagte er, mir vorzuwerfen. Er sagte wahrhaftig „unsinnig". Und er sagte, daß er darüber beim König vorstellig werden müßte, daß meine Apanage, so glänzend sie sei, bei weitem nicht ausreiche, daß ich mich rettungslos in Schulden stürze. Selbst darüber, daß ich Tonei und Stigei fortschickte, erfrechte sich dieser Mensch mir Vorstellungen zu machen. Aber ich hielt an mich — um seiner Augen willen.

Morgen will ich übrigens hinauf auf den Alphof.

*

„Es war einmal."

Wenn es einmal Lenz und Sommer gewesen, so war auch das einmal. Jetzt ist es Herbst, und bald wird es Winter. Die blaßvioletten Herbstzeitlosen blühen auf den Rainen und unter den Lärchen und Ahornbäumen, deren Laub schon gelb und rot, goldig und purpurn sich färbt.

Die Gewebe der Kreuzspinnen ziehen silberweiß, strahlenartig durch die Lüfte, und lange Ketten von Wildgänsen segeln hoch über mir dahin, dem Süden zu, der Sonne entgegen. Herbst ist's, und Winter wird's, und das andre — war einmal.

Es war sonst ein froherer Aufstieg gewesen, höher und höher hinauf, daß die Erde tiefer und tiefer unter mir zurückblieb. Blauschwarz standen die Tannenwälder, und darüber auf den Gipfeln leuchtete der Neuschnee im Sonnenschein.

Es war an einem der heiligen goldenen Samstage, an denen das Bergvolk wallfahrten und anbeten geht. Pilgerzüge begegneten uns. Von weither schon vernahmen wir dumpfes Gebetmurmeln oder gellenden Gesang von Litaneien.

Dann sah ich den Alphof, und ich mußte wiederum citieren: „Es war einmal" . . . Und ich mußte denken, daß niemand für sich selbst einstehen kann. Heute schon kann man ein andrer sein, als man gestern war; ein andrer, der heute schon von dem Gestern nichts mehr weiß.

Ringsumher war Herbstespracht, die ich wohl sah, aber nicht fühlte, herrschte Feiertagsruhe, davon ich nur physisch die Stille empfand. Ich dachte nichts andres, als daß ich mich würde sehr verstellen müssen, und daß das schließlich gar nicht so schwer sei. Auch die klaren, klugen Frauenaugen, deren Blick in mein Inneres sich bohren würde, mußte ich täuschen. Fast freute ich mich darauf.

Ich schickte meinen Herrn Adjutanten ins Haus, um die Hausfrau zu suchen. Wo ich an dem schönen Tag Judika finden würde, wußte ich. Ich ging durch den Garten, der bunt war von Astern und Dahlien, und gelangte zu der Weißdornhecke. Dort sah ich sie sitzen auf der kleinen grünen Bank unter dem mit reifen roten Früchten schwer beladenen Apfelbaum; sie, die mein guter Genius gewesen war — eine einzige wonnige Frühlingsnacht, wie mir jetzt deuchte.

Sie saß jedoch nicht regungslos da, gleichsam von Kummer entgeistert, wie ich gefürchtet hatte. Sie war fröhlich, wie ich sie nie zuvor gesehen. Auf dem Schoße hatte sie ein Kind. Und sie spielte damit wie mit einer Puppe. Es war ein winziges Wesen mit einem Gewirr goldiger Locken und mit Wangen, rot wie die Aepfel, die über den beiden in den Zweigen hingen. Es hatte nur ein schneeweißes Hemdlein an und strampelte mit den dicken, rosigen Beinchen. Jetzt hob Judika den Buben hoch auf, daß er in der Luft wie ein Fisch zappelte. Jetzt jauchzte das kleine und jauchzte das große Kind.

Da trat ich vor und wurde gesehen. Das Kind in den Armen, sprang Judika auf und lief mir über den Teppich von Herbstzeitlosen entgegen.

Ich sah alles, konnte alles reizvoll und poetisch finden — konnte es aber nicht fühlen. Ich konnte nicht. Und es that mir nicht einmal leid.

Sie klagte nicht, daß ich so selten geschrieben hätte und nicht früher gekommen wäre; sie strömte auch nicht über vor Freude, weil ich nun endlich kam. Sie war ganz Seligkeit über das fremde Kind. Immer wieder hielt sie's mir hin zum Bewundern und Anstaunen, als ob es ein Märchen gewesen sei, ein unbegreifliches Wunder.

Der hübsche Kleine zappelte mit Armen und Beinen, krähte vor Lust, fuhr Judika mit beiden Händen ins Haar, zauste es kräftig. Je tüchtiger das Büblein zerrte, um so strahlender ward seine Wärterin.

So hatte ich Judika noch niemals gesehen; niemals so glückselig und niemals so lieblich. Aber ich fühlte es nicht mehr. In mir war etwas Starres, Totes, Verwesendes.

„Ja, und denke doch, ich finde, das Kind gleicht dir."

„Mir, der fremde Bube?"

„Es ist zu dumm; aber sieh ihn doch nur an! Sieh ihn recht genau an."

„Ich sehe dich an. Wie wirst du erst aussehen mit deinem eignen Kinde im Arm."

„Mit meinem Kinde!"

Und sie schaute mich an mit einem überirdischen Glanz im Gesicht. Ich fragte sie: „Du bist ganz wohl?"

„Kerngesund."

„Bald kommst du wieder hinunter?"

„Ja, ja . . . Jetzt sollst du sehen, wie der Knabe dir gleicht."

„Ich will's glauben, wenn es dir Freude macht."

„Und lustig sind wir! Gelt, mein kleiner Herr?"

„Wessen Kind ist es?"

„Ich habe mir's von seinen Eltern geliehen."

„Zum Spielen?"

„Zum Scherzen und Herzen ... Laß meinen kleinen Herrn einmal reiten."

Und sie wollte mir den Knaben auf die Kniee setzen. Aber das Jüngelchen mochte nicht, strebte mit gewaltigem Geschrei von mir fort zu seiner Wärterin zurück. Diese meinte betrübt: „Er scheut sich vor dir."

„Sage mir doch, von wem du dir den herzigen Fant geborgt hast?"

„Seine Mutter ist heute nach Maria in Schmerzen wallfahrten gegangen, und sein Vater mußte zum Wildheuen. Aber du kennst ihn ja."

„So?"

„Der Vater des Prachtbuben ist ja der Loisl."

Ich mußte rasch aufstehen und mich abwenden. Mein Gesicht war gewiß ganz verzerrt. Auch fühlte ich plötzlich eine wütende Begier, ihr den Knaben jenes Menschen zu entreißen und —

Was ist das jetzt nur bisweilen mit mir?

Ein roter Nebel legt sich mir vor die Augen wie Blutdunst.

XIV

Auf der Seealp. Spätherbst

Ich treibe die Arbeiter an, treibe und treibe. Trotz der doppelten Löhnung, die ich ihnen zahlen lasse, murren die Kerle. Sklaven haben wir allerdings nicht mehr, dafür Sozialdemokraten und Anarchisten. Es thäte not, daß ein großer Herrscher seinem Volke einmal etwas neronisch käme.

Ich wehre mich gegen solche Anschauungen; indessen drängen sie sich mir auf, immer wieder und wieder.

Als ich jünger war — ach ja, als ich jünger war! Und vollends in jener Zeit, da ich glücklicher war ... Bah, glücklich sein! Als ob das Glück das Höchste wäre vom Leben!

*

Ich fange wieder an, die Nacht zu meinem Tage zu machen. Könnte ich nur jede Nacht meine Sonne scheinen lassen; dich, blasser Mond mit deinem blauen mystischen Silberschein!

Das Licht der Sonne ist zu gelb, zu grell, zu grob und gemein. Es bestrahlt gar zu viel Erdenjammer, der zum Himmel aufschreit. Hört ihr nicht, wie es aus den Tiefen emporgellt? Ich vernehme es fort und fort. Es ist aber wohl nur in mir.

*

Nun muß ich weiter von meinem Besuch auf dem Alphof berichten.

Er ging glücklich vorüber. Ich konnte mich herrlich verstellen. Selbst liebenswürdig konnte ich sein. Das gute Fräulein Fritz schien etwas ganz andres erwartet zu haben. Sie trat mir an meines Herrn Adjutanten Seite entgegen, als sollte sie einem in den siebenten Kreis von Dantes Hölle verdammten armen Sünder oder unseligen Schatten begegnen. Aber der bloße Umstand, daß ich immer noch ein ganz menschliches Gesicht habe, schien sie zu erstaunen, zu verwirren. Ihr Erstaunen und ihre Verwirrung wuchsen, als sie mich vollkommen unbefangen, harmlos und heiter fand. Ich umarmte sie, plauderte, lachte. Dann bat ich um Speise und Trank, unter dem Christusbilde, davor noch einige späte rote Nelken blühten. Und den Kaffee wieder in der Weinlaube! Die klaren klugen Frauenaugen bohrten sich in mein Inneres, dort nach dem Furchtbaren suchend, das ich in mir tragen soll, fanden es nicht, wurden von Minute zu Minute inniger, wärmer, leuchtender.

Vollends beruhigt, ganz glücklich schien sie zu sein, als ich ihr Judika abforderte, gleich nach dem ersten Frost, wo auf der Seealp die Bauten eingestellt werden, die Arbeiter abziehen mußten. Natürlich sollte sie selbst mir das Kind zurückbringen, sollte selbst sehen, mit welchen Wundern ich es umgeben würde an der Stätte, wo, wenn es Frühlig geworden, das Kind einem Kinde das Leben schenken sollte. Denn auf der Seealp soll es geboren werden, unter Lawinendonner, als sei es ein Königskind.

Es bereitete mir Vergnügen, zu beobachten, wie mein freies, freudiges Wesen auch meinen Herrn Adjutanten betroffen machte. Jedenfalls hatte er unsrer Wirtin von mir berichtet, wie ich bereits jetzt anfinge u. s. w. Nun benahm ich mich „ganz normal". Ueberdies durchaus als guter Mensch, der zu sein und zu bleiben ich damals gelobt hatte. Wir speisten vergnüglich, schlürften behaglich in der Weinlaube unsern Kaffee. Dann kümmerte sich Judika von neuem um jenen kraushaarigen Knaben, der mir ähnlich sein soll, und ich sagte, ich wollte inzwischen umherschlendern.

Fräulein Fritz und mein Herr Adjutant blieben in der Laube miteinander allein. Das hatte ich nur gewollt! Ich schlich also zurück, um zu hören, was sie über mich sprachen.

„Was haben Sie mir denn nur über ihn gesagt?"

„Daß das Unheil seinen Anfang nahm. Es kam bald."

„Er sieht blühend aus."

„Sein Aussehen hat nichts damit zu thun."

„Ich konnte ihm nicht das mindeste anmerken."

„Seinem Vater konnte man das auch nicht. Denn diese Art von Kranken ..."

Und mein Herr Adjutant sprach unwillkürlich leiser, als ahnte er die Nähe seines gnädigsten Herrn. Fräulein Fritz war ahnungsloser. Sie rief in tiefer Bewegung: „Sie täuschen sich! Gewiß! O gewiß! Sie müssen sich täuschen. Sehen Sie doch seine Augen an! Er hat noch ganz den tiefen, leuchtenden Blick, er ist noch ganz der alte; der Mensch, den man lieben muß."

„Das ist es ja eben! Man kommt nicht los von ihm. Würde ich denn sonst noch bei ihm sein?"

„Sie sind sein treuer Freund."

„Und ich werde es bleiben; auch dann noch, wenn er mich für seinen ärgsten Feind halten wird."

„Das wird er nie."

„Er ist auf dem besten Wege dazu."

„Das bilden Sie sich ein."

„Ich leide an keinen Wahnideen."

„Sie setzen in Gedanken hinzu: wie mein armer Prinz."

„Wie mein ärmster Prinz, den man lieb haben muß."

„Was ist seine Wahnidee?"

„König werden zu wollen."

„O mein Gott!"

Ich hörte meinen Herrn Adjutanten aufstehen und schlich mich fort.

*

So soll es mit mir stehen? So schlimm schon jetzt! Denn schon jetzt begann das „Unheil". Wahnideen soll ich haben. Die souveräne Wahnidee, König werden zu wollen. Ihr Narren, die ihr mich für einen Narren haltet!

Ob mein Herr Adjutant wohl über mich einem Titl. Königlichen Geheimkabinett berichtet? Gewiß. Oder gleich direkt Seiner Majestät? Vielleicht. Und was über mich berichtet? Daß ich dermaleinst König werden will — trotz jener Unterschrift unter dem geheimen Staatsakte, die sie mir ablisteten, abzwangen.

Das werde ich dem Volke sagen. Denn ich werde zum Volke sprechen, zum ganzen Volke! Das ganze Volk würde sich erheben für mich und mein Recht; es würde wieder an mich glauben, würde mich wieder lieben. Aber noch lebt der König.

*

Gestern stieg ich — und zwar ohne meinen Herrn Adjutanten — gegen Abend den Pfad empor, der zur Weiß-Kaiser-Alm führt. Es war herbstlich wildes Wetter. Kaum hatte ich meinen Aufstieg begonnen, als Nebel aufbraute, wie der Qualm eines ungeheuren Brandes so dicht. Der Wind wehte stark. Hei, wie das Gewölk mich umwogte! Gleich den sturmgepeitschten Wellen eines Gespenstermeeres war's. Ich konnte den Boden unter mir nicht erkennen vor flatternden, jagenden Dunstmassen. Mit den Füßen tappte ich, mit den Händen tastete ich mich vorwärts. Auf der einen Seite die steile, nackte Wand, an der andern der Abgrund. Und der Pfad schmal, so sehr schmal!

Umkehren konnte ich nicht, stehen bleiben wollte ich nicht, vorwärts mußte ich. Und der Sturm zerrte an mir, wollte mich hinabreißen.

Ich aber widerstand ihm. Vorwärts schritt ich, ruhig, stark, freudig. Sogar bewundern konnte ich die Pracht des entfesselten Elements. Die Schönheit konnte ich empfinden. Zum erstenmal konnte ich wieder fühlen. Glücklich war ich wieder zum erstenmal!

Plötzlich jagte ein heulender Windstoß die Nebel auseinander. Und ich sah: vor mir, dicht vor mir jene Klippe über der Untiefe, daran mein Vater während einer ganzen grauenvollen langen Sturmnacht mit beiden Armen sich angeklammert hatte, um nicht in den Abgrund geschleudert zu werden. Mein Vater bestand die Königsprobe. Jetzt wollte ich, der ich sein wahrer Sohn sein soll, sie gleichfalls bestehen. Und wenn ich sie bestand, dann —

Gleichsam einer göttlichen Eingebung folgend, umfaßte ich bereits im nächsten Augenblick das spitzige Gestein, ließ mich vom Sturme packen, vom Pfad fortreißen, hielt den Felsen umklammert, hing zwischen Himmel und Erde, hing über der todbringenden Tiefe, unterdessen es dunkler und immer dunkler ward, die schwarze Nacht emporkroch, die schwarze Nebelflut über mir zusammenschlug und der Sturm fortraste.

Wenn meine Arme stark blieben, wenn ich den Fels nicht fahren ließ, nicht hinabstürzte und im Abgrund zerschmetterte; wenn auch ich die Königsprobe bestand, so war es ein himmlisches Zeichen, daß die Krone über meinem Haupte schwebte, daß sie auf mein Haupt niedersinken würde.

Sturmumrast hing ich in der schrecklichen Schwärze an der Klippe. Aber meine Arme mußten stark bleiben.

Die Zeit verstrich, und ich begann die Minuten zu zählen: eins — zwei — drei — Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich sechzig zählen konnte. Aber meine Arme mußten stark bleiben!

Ich schloß die Augen, und die Zeit verstrich. Ich fühlte mich ermatten, und ich mußte doch stark bleiben. Meine Glieder zuckten wie im Krampf, meine Arme wollten erlahmen, meine Hände sich öffnen. Mein Wille war jedoch gewaltiger als meine menschliche Schwäche, und ich behielt die Hände geschlossen um das spitze Gestein.

Dann ward mir zu Mut, als hätte ich statt des Blutes rieselnde Flammen in den Adern. Sie lohten empor zu meinem Gehirn, durchzüngelten es, verzehrten es. Sie sprangen aus meinen Füßen, die in den Abgrund niederhingen. Sie sprühten aus meinen Augen, die ich nicht mehr zu öffnen vermochte. Sie brachen aus meinen Händen, die die spitzige Klippe umkrampften.

Und die Zeit verstrich . . .

Dann kam ein grauenvoller Augenblick! Als ich fühlte: jetzt ist es mit deinem Willen, mit deinen Kräften zu Ende, jetzt bist du überhaupt an die Grenze allen menschlichen Könnens gelangt; jetzt werden deine Arme sich lösen, wirst du die Klippe fahren lassen, wirst du, der du dich für auserwählt hieltest, die Krone zu tragen, dein Land groß, dein Volk glücklich zu machen — wirst du, unechter Sohn deines Vaters, stürzen, zerschmettern. Mörderischer als der Sturz in die Tiefe war dieser letzte Gedanke.

In demselben Augenblick, als meine Hände sich lösen wollten — siehe, vor meinen geschlossenen Augen ein kreisender greller Glanz: die aufgehende Sonne!

Ich hatte die ganze Nacht über an der Klippe über dem Abgrund gehangen, schwebend zwischen Himmel und Erde; hatte durch die Macht meines Willens mir Kraft verliehen; hatte etwas Uebermenschliches vollbracht — hatte die Königsprobe bestanden.

Die Krone meines Bruders schwebt über meinem Haupte, wird auf mein Haupt niedersinken; ich werde mein Land groß, mein Volk glücklich machen.

Mit letzter, allerletzter wunderbarer Kraft, in dem Rausch dieses Gedankens, schwang ich mich über den Rand des Abgrundes und auf den Felsenboden zurück. Dann schwanden mir die Sinne.

*

Mein Herr Adjutant fand mich und trug mich — er allein — auf seinen Armen davon und hinab. Ich träumte in meiner tiefen Ohnmacht, Stimmen zu hören. Und eine Stimme hörte ich sagen: der Prinz wäre in dem dichten Nebel vom Wege abgekommen, hätte sich verirrt, wäre an einen Abgrund geraten, wäre unfehlbar dem Tode verfallen gewesen, wenn er sich im Stürzen nicht an einen Felszacken geklammert, aus welcher schrecklichen Lage er dann allerdings bereits nach wenigen Augenblicken durch seinen Adjutanten, der ihm heimlich nachgestiegen war, gerettet wurde.

Bereits nach wenigen Augenblicken wäre ich, der ich doch die ganze Nacht —

Daß man solche wahnwitzigen Träume haben kann!

*

Ich muß das Zimmer hüten, da ich mich etwas matt fühle. Der Mensch schwebt nicht ungestraft über Abgründen, selbst wenn er ein echter Königsmensch ist.

Zwischen mir und meinem Herrn Adjutanten wird des Vorfalls mit keiner Silbe erwähnt. Auch dankte ich ihm noch nicht dafür, daß er mich auf seinen Armen davon und hinabtrug — er allein!

Als ich aus der Ohnmacht erwachte, lag ich in meinen Kleidern auf dem Bette. Es war voller Tag, und ich hörte noch immer die Stimmen meines Traumes sagen: ‚Bereits nach wenigen Augenblicken‘ . . .

Auch bei meinem Kammerdiener erkundigte ich mich nicht, um welche Zeit ich ins Haus gebracht wurde. Weiß ich es doch: nach Sonnenaufgang.

Wenn die Welt ahnte, was ich in den Stunden der letzten Nacht erlebte; etwas Großes, Gewaltiges, Gigantisches. Zugleich war es ein Mysterium, das an mir sich erfüllte. Mein Haupt, das eine Königskrone tragen wird, empfing eine Weihe.

*

Ich muß viel der heimlichen Unterredung der beiden droben in der Weinlaube gedenken. Mir fiel noch allerlei ein, was sie über mich sprachen. Unter anderm hielt es mein Herr Adjutant für „nicht unbedenklich“, wenn Judika bei mir bleibt. Auch sagte er noch:

„Allerdings tritt das Uebel bis jetzt nur periodisch auf, abwechselnd mit Zeiten voller Klarheit, scharfen Denkens, willenskräftigen, sogar machtvollen Handelns. Zu solchen Zeiten mag der Aermste grausam leiden. Das letztere wird mehr und mehr abnehmen, bis dann schließlich —“

Fräulein Fritz unterbrach den Schwätzer. Ich hörte sie mit erstickter Stimme sagen: „Jedenfalls wird seine Frau bis zuletzt bei ihm bleiben.“

Wie das klingt: „bis zuletzt“.

Aber jedenfalls habe ich immer noch Zeiten „voller Klarheit, scharfen Denkens, willenskräftigen, sogar machtvollen Handelns“.

So will ich denn in Geduld meine Zeit abwarten, wissend, daß sie kommen wird: meine Königszeit.

*

In den Zeitungen wird viel geflüstert, daß Seine Majestät der König durchaus nicht so wohl wäre, wie seine treuen Unterthanen es wünschen. Man raunt in den Blättern von hochgradiger Nervosität, von zunehmender Schlaflosigkeit. Das ist schlimm. Neulich wurde eine Nummer des „Morgenblattes“ konfisciert, weil darin von der „Müdigkeit“ des Königs gesprochen ward. Da ein König nicht müde sein darf, gleicht eine derartige Aeußerung Hochverrat.

Viele Zeitungen werden mir jetzt vorenthalten. Ich weiß auch warum. Weil sie fort und fort meinen Namen bringen. Das ist gleichfalls Hochverrat. Ueber mein Leben in dieser Alpeneinsamkeit sollen sich Legenden bilden. Das ist gut. Ein Fürst muß dem Volke eine Sagengestalt sein und bleiben. Erblickt der Plebs in dem Antlitz seines Herrschers ein Menschengesicht, so sieht er in ihm sein eignes Bildnis, also etwas Allgemeines und Gemeines. Ich begreife die Cäsaren Roms, die sich selbst zu Göttern erhoben. Was war die Folge? Daß ihnen Tempel erbaut, Altäre aufgestellt und Bildsäulen errichtet wurden, daß selbst der römische Senat ihnen die Ehren von Unsterblichen erwies und die Völkerschaften des Universums vor ihnen krochen. Nur so kann ein Herrscherwille zum höchsten Gesetz werden, zum göttlichen Gesetz.

Seitdem ich die Nacht schwebend über dem Abgrund verbrachte, fühle ich mich emporgehoben zu Sonnenhöhen.

XV

Auf der Seealp. Wintersanfang

Das Handwerkerheer ist fort, ein Teil des Neubaues steht fertig und ist eingerichtet; der Haushalt ward organisiert. Alles ist noch gewissermaßen improvisiert, alles nur erst kümmerlich und meiner unwürdig. Aber man sieht doch bereits das Werden und Sichvollenden.

Auch ist noch überall viel zu wenig Gold an-

gebracht. In Farben will ich mehr Gelb und Purpurrot um mich haben; und diese müssen wiederum mit Gold hoch bedeckt werden.

Morgen erwarte ich Judika. Mein Herr Adjutant wird sie vom Alphof abholen. Wir bewohnen sechs Gemächer, die so ziemlich fertig sind. Zwischen unsern Schlafzimmern — denn meiner lauten Träume wegen muß das gemeinsame Schlafgemach aufhören — befinden sich unsre Toiletten und das Bad. Dieses ist ein hoher Kuppelbau, darin ein bläuliches Zwielicht herrscht, das Bassin rosig angehauchter Marmor. Das Wasser ergießt sich aus dem umgestürzten Kruge einer Nymphe, die ihr Spiegelbild in der Flut beschaut, und den Rand bildet ein breites, weißes Blumenband. Blühende Gebüsche — nur weißblühende Pflanzen! — verdecken die Mauern.

In meinem zukünftigen Gralsschlosse muß an Stelle der ärmlichen Wanne ein Seebecken sich weiten. Lotosblumen müssen darauf hintreiben, ein Kranz von Lilien und Papyrus muß es umbuschen, darüber müssen Palmen aufsteigen, von blühenden Schlingpflanzen umschlungen. Ein Wasserfall muß herabrauschen, und ich werde die Gestirne aufgehen und kreisen lassen, wie ich will!

*

Was weiß mein Herr Adjutant davon, daß ich zuweilen „grausam" leide? Wer weiß von meinen nachtdunklen Stunden? Ich muß mich also noch schärfer bewachen, noch besser verstellen. Es darf bald keinen Menschen mehr geben, der etwas von mir weiß. Dann endlich werde ich jene wüstenhafte Einsamkeit um mich haben, jene seelische Kirchhofsruhe und die Unnahbarkeit, die mir gebührt.

Selbst mein einziger Vertrauter auf der Welt, du blasses, unbeschriebenes Papier, wirst weniger und immer weniger von mir erfahren; du könntest einmal zum Verräter an mir werden und die Welt wissen lassen, wie grausam ich zuweilen leide.

Aber das sagen keine Worte.

*

Judika ist hier und geht mit großen, staunenden Augen durch das Haus. Die von mir stark gedämpfte Pracht der Solitüde flößte ihr Schrecken ein, aber hier staunt sie und freut sich. Sie freut sich nicht für sich, sondern für das Kind, das unter diesen schimmernden Wänden aufwachen soll. Denn sie denkt immer nur an das Kind.

*

Mein Schwelgen in Kontrasten beginnt; denn es beginnt der Winter, das Eingeschneitwerden in unsrer glanzvollen Klause, das Lebendigbegrabensein in diesem durchwärmten, von Wohlgerüchen durchströmten, mit Blüten und Schönheit erfüllten großen Sarkophage.

Seit gestern schneit es.

Jener Forstmeister, der die königliche Laune eines Herrschers erfüllte — ich mußte die Kreatur wieder zu Gnaden annehmen —, erweist sich als ein außerordentlich geschickter, brauchbarer und diensteifriger Mann.

Er organisierte den Schiffsverkehr über den See in mustergültiger Weise und hat eine Schar der kräftigsten und kühnsten Burschen angestellt, um den Felsenpfad, der längs des rechten Ufers hinführt, von Schnee freizuhalten für den Fall, daß der See durch seine Eisverhältnisse nicht länger befahrbar sein sollte. Dieser Pfad würde dann unser einziger Zugang in die Welt und das Menschenleben sein. Ich kann die Pforte nach meinem Willen öffnen oder sie durch Schneemassen verriegeln lassen. Das ist ein wonniges Bewußtsein.

Das Personal darf sich mir möglichst wenig zeigen. Mein Ziel geht dahin, es für mich ganz unsichtbar zu machen. Ich müßte wie von Geisterhänden bedient sein. Wer von den Leuten die Einsamkeit nicht erträgt, soll gehen, wer sie aushält, soll königlich belohnt werden. Nur will ich weder von dem einen noch von dem andern hören.

Mein Herr Adjutant hat so sehr meinen Herrn Oberhofmeister darzustellen, daß ich ihn wenig zu Gesicht bekomme. Das ist mir lieb, sehr lieb. Ich fühle mich trotzdem unausgesetzt bewacht, belauert und umspürt; ich weiß, daß unaufhörlich über mich Bericht erstattet wird, und muß daher beständig auf meiner Hut sein.

Gewiß befindet sich unter der Maske des Fouriers schon jetzt ein weiser Psychiater im Hause; sicher sind schon jetzt die Lakaien verkleidete Wächter und Wärter. Ich besitze Erfahrung darin.

*

Es schneit, schneit, schneit! Wundervoll ist's, wie die weichen, weißen Flocken lautlos herabrieseln. Der schwarze See verschlingt all den himmlischen Glanz und bleibt nachtdunkel. Aber die schwarzen Felsenberge hüllen sich darin ein, bedecken sich dicht damit und stehen da, wie ein zum Himmel sich aufbäumendes weißes Gewölk.

Keine Seele ahnt die Wunder, die ich jetzt allnächtlich erlebe; denn allnächtlich gehe ich aus dem Hause. Es muß über Tag für mich Bahn gemacht werden, und niemand darf mir begegnen. Gleich einem Riesenamphitheater aus schneeweißem Marmor steigt das gewaltige Rund der beschneiten Berge um mich auf. Eine mit Gold bestickte Decke aus schwarzblauem Sammet ist darüber ausgespannt. Plötzlich verbreitet sich um das mit der Eiseskrone geschmückte Haupt des Weißen Kaisers ein Schein wie die Glorie um eines Heiligen Haupt. Das mystische Licht wächst. Dann steigt die große, gelbe Mondesscheibe auf, feierlich, als würde von unsichtbaren Priesterhänden die Monstranz emporgehoben ... Jetzt strömt die Glanzflut hernieder. Die weißen Felsenmauern beginnen zu strahlen, die weiße Erde leuchtet. Es leuchtet das Himmelsgewölbe. Dann steht meine geträumte Gralsburg erschaffen.

Wundersam wäre es, in diesem ungeheuren Festsaale bei Vollmondschein Spiele aufführen zu lassen. Weihespiele müßten es sein, Mysterien. Umzüge von jungen schönen Menschen in feier-



Thorwaldsen-Museum

Der Gammelstrand (Fisch

Nach dem Gemälde vo



[...]markt) in Kopenhagen

[...] C. H. Kuechler

lichen Gewändern. Tänze und Reigen, von Klängen und Gesängen begleitet. Ein geheimnisvoller Gottesdienst der höchsten Schönheit. Und ich als einziger Zuschauer dieses Schauspiels, der Beherrscher eines Märchenreichs.

Was ich alles schaffen würde! Welche Welt ich aus dem Boden stampfen würde! Gebt mir dazu nur die Macht.

*

Seit Wochen Schneefall, Schneesturm.

Auf meiner Seealp ist's wie in der arktischen Welt. Großartig und grauenvoll ist's.

Aber das ist das Großartige immer.

*

Judika sieht nichts von dem schrecklich Schönen, das uns umgiebt. Sie webt und lebt in dem Traume ihres zukünftigen Mutterglücks. Wenn mein Herr Adjutant zu ihr spricht, so klingt seine Stimme weich wie Musik; wenn er sie anblickt, so leuchtet sein Auge. Es ist gelogen, daß er bei mir aushält — denn das ist der richtige Ausdruck — mir zuliebe. Die Zeiten, wo ich liebenswert war, sind vorüber, und ich allein weiß, wodurch sie ausgelöscht wurden.

*

Starkes Frostwetter. Der See friert zu, trägt jedoch noch nicht.

Jetzt muß die Armee des Forstmeisters an dem rechtsseitigen Gestade den Pfad ausschaufeln. Wie die Maulwürfe müssen sich die Leute durch den Schnee wühlen. Sollte an diesem Ufer ein Felssturm oder eine Lawine niedergehen, so befänden wir uns in einem unzugänglichen Kerker. Denn an der linken Seite giebt es keine Möglichkeit, den See zu umgehen, und über diesen hinüber tragen gegenwärtig nur Flügel. Endlich fühle ich mich von allem abgeschieden und losgelöst genug.

Noch nicht ganz von allem.

*

Jetzt frieren auch die Wasserfälle und Staubbäche. Eiskaskaden stürzen den Fels hinab. Wo an den steilen Wänden der Schnee nicht haften kann, überziehen sie sich mit glatter, glänzender Decke: hier grün, dort blau oder rötlich oder violett. Dome aus Eis entstehen, mit Eisgrotten als Kapellen, vereisten Felsblöcken als Altären. Die Einsamkeit ist Priesterin. Das leise Knarren und Knattern des gefrorenen Seespiegels, der Zusammenbruch einer morschen Fichte unter ihrer Winterlast, der echoweckende Donnerhall einer überhängenden, abbröckelnden Schneemenge sind die Stimmen dieses Hochamts.

Um das Wunder der winterlichen Alpenwelt voll zu machen, ist die Seefläche schneefrei und spiegelglatt. Die geheimnisvollen Abgründe der Tiefe liegen dem Auge des darüber Hinschreitenden aufgethan. Er scheint über offene Grüfte hinzugleiten.

Ein leuchtender Tag folgt dem andern, und bald ist Mondschein. Ich möchte mich in Seine Majestät den Weißen Kaiser verwandeln, der jetzt inmitten einer Schar von Eisjungfrauen Feste feiert. Unersättlich zu sein im Genuß der Schönheit, heißt unausgesetzt sich veredeln und streben, Gottähnlichkeit zu erlangen.

Schrieb ich auf, daß Weihnachten war? Daß meine Mutter die Gnade hatte, mich einzuladen, daß ich nicht ging, sondern mit Judika und dem Grafen auf wundervollen Winterpfaden zum Alphof hinaufstieg, wo wir mitsamen glücklich waren und ich mich derartig gut verstellte, daß ich mich selbst von mir täuschen ließ.

Worüber mich täuschen? Daß ich nur ein armer Märtyrer meiner Phantasie sei und nicht der, der ich schon jetzt sein soll — wie sie von mir behaupten.

Ihre Schuld wäre es allerdings nicht, wenn ich auf dem Wege, auf den sie mich gewiesen haben, nicht unverweigerlich, unaufhaltsam weiterschreiten würde bis zum Ende.

XVI

Auf der Seealp. März

Ich wollte nicht mehr schreiben, nie mehr. Das Papier bleibt ohne meine Schrift so weiß, so sauber und schimmernd. Mir ist's, als ob meine Worte etwas Lichtes und Leuchtendes befleckten. Nun sitze ich doch wieder über diesem Buche, das ein Stück meines Ichs enthält, und darin ich ausspreche, wie mein Geist Todsünde auf Todsünde begeht.

Es sollen Kriegsaussichten möglich sein. Das klingt wie eine Fieberphantasie. Mein eignes fieberndes Hirn könnte dergleichen wahnwitzige Hallucinationen haben. Aber die Sache liegt nicht in meinem kranken Gehirn, sondern steht schwarz auf weiß in den Zeitungen zu lesen: die Möglichkeit eines Krieges von Staat Dänemark mit seinem starken und zukunftsreichen Nachbarstaate. Mit andern und treffenderen Worten gesagt: die Möglichkeit des Vernichtungskampfes eines altersschwachen Staatskörpers mit einer von jugendlicher Kraftfülle und Thatendrang förmlich strotzenden politischen Großmacht!

Der junge starke Fremdling mein Erbe verschlingen, meine Krone, mein Reich mir rauben... Denn mir bleibt meines Bruders Land zugeteilt, seitdem ich in der Sturmnacht die Königsprüfung bestand.

Wenn ich an die Spitze der Armeen mich stellte: ich, der ich unverletzlich und gottgeweiht bin... Kraft von meiner Kraft würde auf das Heer übergehen, auf das ganze Land, auf den Letzten des Volkes, und wir würden siegen unter dem Zeichen meiner Bestimmung.

Was ergreift mich so machtvoll?

Ein einziger Sieg würde uns retten, denn dieser einzige Sieg würde uns den Glauben an uns selbst wiedergeben, den wir seit langem verloren haben. Einmal diesen Glauben wieder in unsern Seelen, und wir würden in uns den göttlichen Funken haben. Zur Flamme entfacht, wird uns das heilige Feuer erfüllen.

Gab es in meinem Leben je eine Zeit, wo ich

den Krieg abscheulich fand, ein Verbrechen schalt, einen Totschlag alles Menschlichen durch Menschen? Gab es je eine Zeit, wo ich in einem fiebernden Augenblick wünschen konnte, meiner Väter Reich möchte sich auflösen in der Allgemeinheit einer größeren und stärkeren Macht?

Welche Verblendung, welche Schwachheit! welche Feigheit!

Krieg! Krieg!

*

Sobald der Krieg erklärt ist, ziehe ich mit zu Felde. Und müßte ich als Gemeiner kämpfen, mein Geist würde doch der Feldherr sein, der die Truppen führt, die Truppen beseelt, zum Siege sie leitet.

Mein Bruder, der König — ja, der ist schwach. In jedem Atemzuge ist er unköniglich! Bei der bloßen Vorstellung, daß einer Taube der Hals umgedreht wird, fällt er in Ohnmacht. Und dann sollte er sich jemals zu einem Vernichtungskampfe aufraffen können? Allerdings — bei ihm würde es niemals ein Erhebungskampf werden.

Ich vernehme übrigens nur, was die Zeitungen bringen. Kein andrer Laut dringt zu mir — so völlig gelte ich ihnen bereits für gestorben und verdorben. Aus den Zeitungen ersehe ich, daß der Konflikt schärfer und schärfer wird, daß Regierung und Volk wenig Hoffnung auf friedliche Lösung haben — daß sie eine solche gar nicht haben wollen, denn Regierung und Volk wünschen den Krieg. Aber der König wird fort und fort zaudern und zittern, schwanken und schwach sein.

Noch dazu müssen nach der Lage der Dinge wir es sein, die den Krieg erklären. Die Kriegserklärung wird von uns erwartet. Wir werden uns mit ewiger Schande bedecken, halten wir damit zurück. Der König wird seine Zustimmung mit seinem Herzblut geben — wenn er sie giebt. Man wird sie von ihm erzwingen müssen.

*

Mehr noch als meines verzweifelnden Bruders muß ich meiner großen Mutter gedenken. Die Weltgeschichte giebt ihr Gelegenheit, sich wieder einmal spartanisch zu zeigen. Sie weiß ja nicht, wer die Wunderkraft besitzt, den Sieg für das Land heraufzubeschwören und es von neuem groß und glücklich zu machen, denn: meine Mutter kennt ja nur den unechten König. Steht sie also auf seiten der Regierung und des Volkes, drängt auch sie den schwankenden, angsterfüllten König zum Kriege?

*

Immer verwickelter gestaltet sich der Konflikt, immer unwahrscheinlicher erscheint eine friedliche Lösung, immer leidenschaftlicher drängt die Regierung, drängt das Volk zu einer Entscheidung durch Schwert und Blut.

Es wächst die Unentschlossenheit, die Furcht des Königs; und es wächst seine Angst vor der Verantwortung.

Der uns verschwägerte Staat würde mit uns sich verbinden; und verbinden mit uns würde sich das Fürstenhaus, das nach uns über Staat Dänemark weiter regieren soll. Wir würden also drei sein gegen einen. Aber dieser eine wird uns drei schlagen; denn er ist kraftvoller und machtvoller als wir alle zusammen. Es müßte denn sein, daß sich das Wunder begebe, darauf ich harre.

Ich werde gewiß nicht vergebens warten müssen.

Was soll alsdann mit Judika und dem Kinde geschehen? ... Diese beiden dürfen sich mir nicht in den Weg stellen!

*

Föhnwind und Tauwetter.

Auch der See taut auf. Es giebt also, da der See der Eisschollen wegen nicht fahrbar ist, nur einen Weg hinüber: den Pfad an dem rechten Ufer entlang! Und diesen nur so lange, als er von Schnee und Lawinen freigehalten werden kann.

*

Der Südwind heult gleich einer Heerschar losgelassener Dämonen. Sie reißen die Seedecke auf, sie erstürmen die Schneemauern, bringen mit ihrem heißen Odem die Eiskaskaden zum Schmelzen. Von allen Seiten brausen Sturzbäche nieder, gehen Lawinen ab. Es ist ein Donner wie von einer Geisterschlacht, als tobte in den Lüften der Vernichtungskampf, der über das Königreich hereinbrechen wird, wenn der Himmel mich nicht zur rechten Zeit zu des Landes Rettung beruft. Tag und Nacht währt das Donnern und Dröhnen, das Toben und Tosen. Ich lausche darauf Tag und Nacht — Tag und Nacht der Botschaft harrend.

Und Tag und Nacht arbeiten sie, um den einen einzigen Pfad längs des Gestades offen zu halten; denn auf ihm muß die Verkündigung zu mir dringen, muß ich hinaus gelangen. Die Leute arbeiten in beständiger Todesgefahr. Vor ihnen, hinter ihnen stürzen die Lawinen herab, den Pfad von neuem verschüttend, den Zugang und Ausgang versperrend. Es sollen bereits etliche unter den stürzenden Schneemassen begraben und umgekommen sein. Was kümmert das mich? Ich werde über das Leben von Tausenden und Tausenden meinen Weg schreiten, dem Gipfel entgegen, der Sonne zu, um die Größe und das Glück meines Volkes vom Himmel zu reißen.

*

Ein Wunder! Ein Wunder! Sehet, ein Wunder ward für mich vollbracht!

Ich habe es ja gewußt.

Noch eine Stunde bleibt mir Zeit vor meinem Aufbruch nach der Residenz. Ich habe mich eingeschlossen, um sie zusammen mit diesen meinen Vertrauten zuzubringen. Mir ist's, als wäre es das letzte Mal.

Wie erfüllte sich alles so wunderbar?

Sie kam zu mir! Durch Schnee und Eis, durch Schrecken und Tod drang sie zu mir. So leidenschaftlich liebt sie mich. So gewaltig ist ihre Liebe, Schrecken und Tod besiegend, um mich, den

Ausgestoßenen und Geächteten, auf den Thron meiner Väter zu rufen, der meiner harrt.

Dafür wird sie meine Königin sein!

*

Doch ich will aufschreiben, wie alles so wunderbar kam.

Nachmittags ging ich aus, bei einem Föhn, so stark, wie an dem Tage, da ich unter den schwarzen Bäumen im Parke der Solitüde dem wunderschönen Weibe mit dem weißen Antlitz und den flammenden Augen begegnete. Gleich gespenstischen Traumgebilden erhoben sich die Alpen unter einem Himmel von fahler Leichenfarbe. Ueber den weißen Gipfeln standen hohe, helle Dunstsäulen, als ob von ihnen ein Qualm ausginge. Der Dunst war ein Zeichen, daß es droben heftig stürmte und der Wind den Schnee hoch emportrieb. Hatte er eine Weile an den eisigen Massen gerüttelt, würde er sie herunterreißen, Felsblöcke lösend und Riesenfichten entwurzelnd. Alles vernichtend, was der Lawine im Wege stand, Verderben und Tod mit sich führend. In der Tiefe war kein Hauch zu verspüren, kein Laut zu vernehmen. Ich wußte, was dieses Grabesschweigen in der Natur zu bedeuten hatte, und wartete ungeduldig auf den Lawinendonner, der die Stille bald zerreißen würde, freute mich auf die dröhnende Stimme der Vernichtung.

Mich weit und weiter vom Hause entfernend, gewahrte ich auf dem Pfade des rechten Gestades zwei menschliche Gestalten, die mir entgegenkamen.

Ich konnte genau beobachten, wie sie vollständig erschöpft waren und nur mühsam vorwärts gelangten. Und genau gewahren konnte ich, wie gerade über ihren Häuptern eine Schneewand hing, die jeden Moment sich lockern und lösen konnte, die todmüden kühnen Wanderer unter sich begrabend. Ich sah es und wartete darauf. Wer aber waren sie?

Leute, die zur Seealp wollten, zu mir ... Gewiß brachten sie mir eine Botschaft. Welche? Vielleicht eine große, gewaltige, das Schicksal meines Hauses und meines Landes entscheidende! Hatte mein Bruder auch dieses Mal das Grausen überwunden? Hatte der König seine Unterschrift gegeben, sie sich abringen lassen? War der Krieg erklärt? Und die beiden, über deren Häuptern der eisige Tod hing, brachten mir davon die Kunde?

Ich mußte die Botschaft vernehmen! Der Tod durfte nicht eher aus den Lüften auf sie herabbrausen, bis ich sie vernommen hatte. Und so eilte ich ihnen entgegen, im Laufe beobachtend, wie ihre Erschöpfung zunahm, wie sie kaum noch weiter konnten, wie von der Schneemenge über ihnen bereits ein feines blasses Staubgewölk aufgewirbelt ward. Und bereits vernahm ich nah und fern dumpfes Getöse, den rollenden, grollenden Donnerhall niedergehender Lawinen. Schon drang der sengende, sausende Odem des Südwinds von hoch oben herab in die Tiefe.

Ich rief, ich schrie. Sie sollten sich eilen, schrie ich ihnen zu. Aber sie hörten mich nicht.

Erst jetzt erkannte ich: die eine der beiden schwankenden Gestalten war eine Frau. Sie schritt voraus. Eine Frau, die zu mir kam, auf diesem Wege, mit Gefahr ihres Lebens! Wer — wer konnte sie sein?

Der Wind wehte stärker, die Schneesäule hoch oben wurde dichter; die beiden schienen mehr und mehr zu ermatten. Sie gingen langsam, immer langsamer.

So schnell ich konnte, lief ich ihnen entgegen, blieb dann stehen, um ihnen zuzurufen: „Die Lawine! Schneller! Um Himmels willen schneller!“

Das Geheul des ausbrechenden Sturmes, das Getöse der ringsum niedergehenden Lawinen verschlang meine Worte. In diesem Augenblick erkannte ich die Frau, die zu mir kam: Gebhardts Schwester! Gleich darauf — Herrgott! — sah ich von hoch oben ein weißes Gewölk niederstäuben, hörte ich über mir den Donnerton. Die Lawine! Die Lawine! Und Gebhardts Schwester darunter! Das Brausen ward zu einem wahren Höllenlärm. Der Fels schien zu wanken, die Erde zu beben. Nach einem Halt greifend, sah ich das weiße Gewölk in wilden Wirbeln herabsausen. Plötzlich befand ich mich inmitten eines wütenden Schneetreibens. Dann ein Krachen, als ob die Alpen zersplitterten.

Ich schrie gräßlich auf, denn ich glaubte Gebhardts Schwester von der Lawine verschüttet, hielt sie für umgekommen: auf dem Wege zu mir! Ich wollte vorstürzen, mußte regungslos stehen bleiben, vor wirbelndem Schnee die Hand vor Augen nicht sehend. Stehen bleiben und warten mußte ich, bis das dichte Gewölk sich gelichtet und zerteilt hatte.

Das erste, worauf mein Blick fiel, war in den weißen Nebeln, einer Erscheinung gleich, Gebhardts Schwester. Auch über ihrem Haupte schwebte schützend eine Königskrone.

*

Folgendes hatte sich im Königsschlosse begeben.

Um mir davon Mitteilung zu machen, kam das wunderschöne Weib, das ich liebe und von dem ich wieder geliebt werde, durch Schnee und Eis, durch Schrecken und Tod zu mir ...

Dringlich und immer dringlicher fordern Regierung und Volk von dem zaudernden, dem zitternden König die Kriegserklärung. Aber der Herrscher fährt fort zu bangen und zu beben. Wiederum entsendet man seine Mutter zu ihm, und wiederum besiegt sie ihres Sohnes Schwanken und Schwäche. Der König erklärt am Nachmittage im Kronrat seinen festen Entschluß, die Kriegserklärung zu unterzeichnen. Schon am Abend des nämlichen Tages wird ihm die Akte vorgelegt. Er wünscht, damit allein gelassen zu werden, er befiehlt, niemand dürfe ihn stören.

Im Nebenzimmer befindet sich Seiner Majestät Flügeladjutant. Der Adjutant wartet. Eine Stunde vergeht, und es vergeht eine zweite Stunde. Der Adjutant hört den König mehreremal tief

aufseufzen . . . Noch immer wird er nicht zum König gerufen. Im kleinen Audienzsaal ist der Kronrat versammelt und wartet. Eine dritte Stunde vergeht. Der Adjutant begiebt sich für einen Moment hinaus, um den Kammerdiener des Königs zu rufen. Dieser soll hineingeschickt werden. Es ist tief in der Nacht.

Der Kammerdiener betritt des Königs Arbeitszimmer durch die Thür, die aus dem Schlafgemach hineinführt. Er sieht den König am Schreibtisch sitzen, mit dem Kopfe darauf hingesunken, wie eingeschlafen. Leise nähert sich der Mann dem Schlummernden; leise ruft er ihn an.

„Majestät!"

Der König hört nicht, regt sich nicht.

„Majestät!"

Da der König auch jetzt nicht hört, tritt der Kammerdiener näher. Plötzlich gewahrt er —

Von dem Schreibtisch rinnt es auf den roten Teppich herab: und was langsam, lautlos herabsickert, hat die Königsfarbe des Teppichs. Benetzt von Blut, darein getaucht ist die Akte der Kriegserklärung, die — keine Unterschrift trägt.

*

Der König wird von Adjutant und Kammerdiener ins Schlafgemach getragen und auf das Bett gelegt. Das Arbeitszimmer wird abgeschlossen. Es heißt: „Seine Majestät befinden sich nicht ganz wohl." Der spiritus familiaris ist sogleich zur Stelle. Die Königin und die Königin-Mutter werden gerufen. Die Königin fällt am Bette des Königs wie leblos zu Boden; die Königin-Mutter ist starr und stark. Des Königs Dienerschaft wird vereidigt, der ganze Teil des Schlosses abgeschlossen und bewacht.

Der Hausminister erscheint, es erscheinen Aerzte und höchste Hofchargen. Der Kronrat bleibt versammelt. Aber man beharrt darauf, daß Seine Majestät unpäßlich wären. Die Aerzte werden befragt, wie lange der König noch „unpäßlich" bleiben kann . . . Keine vollen achtundvierzig Stunden mehr! . . . Wer ist der Thronfolger? . . . Ein Fremder! . . . Besitzt der König nicht einen leiblichen Bruder? . . . O ja, aber der Bruder leistete Verzicht auf die Thronfolge — mußte Verzicht leisten, weil seine Regierung für das Land ein Unglück wäre. . . . Es besteht darüber eine geheime Urkunde, von dem Prinzen unterzeichnet. . . . Dann freilich! . . . Dann muß man freilich den Fremden rufen!

Es wird beraten und beschlossen, mit der Benachrichtigung des Thronfolgers zu warten, bis es heißen kann: „Der König ist tot — es lebe der König!"

Immerhin existiert der Bruder des Königs noch als Bruder. Als solchen sollte man ihn doch sogleich kommen lassen . . . Besser, er bleibt, wo er ist, bis alles zu Ende. Man kann nicht wissen —

Er soll kommen! Er soll kommen, um seine Rechte geltend zu machen; soll kommen, um sein Erbe anzutreten, um sich die Krone seiner Väter nicht rauben zu lassen.

Das Weib, das ihn liebt, ruft ihn herbei!

Von einem treuen Diener begleitet, verläßt die Gräfin die Stadt. Sie kommt zum See. Im Nachen hinüberzuschiffen ist unmöglich. Hinüber muß sie! Es giebt nur einen einzigen Weg, der hinüber führt: am Ufer entlang! Aber er kann zum Todesweg werden.

Und sie schreitet ihn.

*

Als ich mit der Gräfin und ihrem Begleiter auf der Seealp anlangte, brach die Nacht herein. Ich führte die Herrliche in meine eignen Gemächer, sorgte selbst für Erquickung und begab mich alsdann persönlich zu meinem Herrn Adjutanten, dem ich sagte:

„Der König liegt im Sterben. Ich bin sein von Gott bestimmter Nachfolger. Ihre Schwester berief mich, um am Sterbebette meines Bruders meine Rechte zu wahren und nach seinem Tode den Thron zu besteigen, den Ihre Schwester mit mir teilen wird, kraft meiner Königsgewalt und meiner Leidenschaft. In einer Stunde trete ich mit der Gräfin die Fahrt nach der Residenz an. Da der Weg durch Lawinensturz unpassierbar geworden, so muß ich über den See. Ganz gleich wie — ich muß! Wollen Sie mich begleiten, so begleiten Sie mich; wollen Sie lieber bleiben, so bleiben Sie . . . Wofür entscheiden Sie sich?"

„Für mich giebt es nur eine Entscheidung."

„Zu bleiben?"

„Zu thun, was ich vermag, um Königliche Hoheit daran zu hindern, die Seealp zu verlassen."

Ich fragte ihn: „Ist das Ihre Treue für mich?"

Seine Antwort lautete: „Das ist sie."

Weiter fragte ich, gewaltig an mich haltend: „Auch Sie halten es also für ein Unglück, wenn ich König werde?"

„Ja."

„Für ein Unglück des Landes?"

„Ja."

„Weil ich unfähig bin, zu regieren?"

„Zu krank."

„Wenigstens besitzen Sie Mut."

„In diesem Falle nur den der Wahrheit."

„Ich sagte Ihnen, Ihre Schwester wird Königin sein."

„Dem Hausgesetze nach ist das unmöglich."

„Ich werde ein neues Gesetz erlassen, das das Unmögliche möglich macht."

„Auch mit einem solchen bleibt es bei der Unmöglichkeit."

„Weil ich bereits vermählt bin?"

„Mit einem Engel."

„In dem Sie aber doch zugleich ein irdisches Weib sehen."

Leichenblaß stand er vor mir, das Geheimnis seiner Liebe — denn bei ihm ist es Liebe — verraten sehend und hörend, wie ich es gelassen aussprach. Er rang nach Worten, vermochte lange nicht zu reden, stieß endlich mit keuchendem Atem

hervor: „Ich werde nach wie vor mein möglichstes thun, um Königliche Hoheit zu hindern, die Seealp zu verlassen."

„Wie wollen Sie mich hindern?"

„Ich werde Königliche Hoheit nicht fortlassen."

„Also Gewalt?"

„Wenn es sein muß, dann mit Gewalt."

Da packte es mich, daß ich mich auf den Menschen stürzen mußte. Ich warf ihn mit Riesenkraft, die mir plötzlich zu teil ward, zu Boden, kniete auf ihn, wollte ihn erwürgen. Ich würde es gethan haben, hätte er nicht die Augen seiner Schwester gehabt, mit denen er mich ansah, ohne sich zu wehren. Da ließ ich von ihm ab, erhob mich, verlangte sein Ehrenwort, mich durch nichts zu hindern, die Seealp zu verlassen. Er wollte es jedoch nicht geben. Da berief ich in seiner Gegenwart einen Teil meiner Leute, denen ich sagte: „Der König liegt im Sterben, in wenigen Tagen werde ich euer König sein." Und ich befahl ihnen, bei Strafe völliger Ungnade, den Grafen bis zum Morgen in seinem Zimmer zu bewachen und gefangen zu halten. Und wirklich — die Kreaturen gehorchten mir wie Hunde einem Herrn, dessen Peitsche sie fürchten.

*

Alles ist zur Abfahrt bereit. Nur eines bleibt mir noch zu thun übrig. Von Judika muß ich Abschied nehmen.

Zuerst wollte niemand von den Leuten die Fahrt über den halbaufgetauten See wagen. Selbst die königlichen Belohnungen, die ich reichlichst verhieß, vermochten sie nicht zu bewegen. Da gebot ich ihnen. Als König gebot ich! Daraufhin gehorchten sie, und jetzt kriecht das Gesindel vor mir.

Wir nahmen das stärkste Fahrzeug, dessen Planken aus Lärchenholz den Eisschollen gut Widerstand leisten. Bei Fackellicht müssen wir fahren. Mit Aexten müssen wir uns Bahn brechen. Es wird eine Fahrt auf Leben und Tod.

Die übrigen Nachen ließ ich unbrauchbar machen — für den Fall, daß sie den Grafen nach meiner Abfahrt doch frei lassen sollten und er mich verfolgen wollte.

Man meldet mir, daß die Schiffe warten. Ich muß Judika Lebewohl sagen.

*

Es geschah —

Sie war wie —

Soll ich dieses Buch mit mir nehmen?

Soll ich es in den See werfen, wo er am tiefsten ist? Oder soll ich es in die Flammen des Kamins schleudern, auf diese Weise vernichtend, was ein Stück meiner Seele ist, dieser ringenden Menschenseele mit dem wenigen Guten und Hellen — mit den großen Finsternissen und Zerrissenheiten, den vielen nachtdunklen Abgründen?!

Mit dem vielen Schlechten und Bösen!

Vernichte diese Bekenntnisse!

Thu es! Ach, thu es, thu's!

Und doch —

Wenn ich dieses Buch wieder in die Kassette legte, wenn ich die Kassette offen ließe, wenn ich...

Ja, und wenn —

Drittes Buch

I

Aus meiner Gralsburg. Nach Jahren

Also schreibe ich, der König, doch wieder in diesem Buche, das ich in der Nacht meiner Seefahrt in die Kassette legte, das in der unverschlossenen Kassette von Judika gefunden ward, das Judika las. Ich ließ die Kassette unverschlossen, damit sie das Buch finden und lesen sollte. Und ich wußte: las sie das Buch, so würde sie, an die ich unlöslich gebunden war, freiwillig in den Tod gehen, um mich von sich zu befreien. Auch das wußte ich: sie würde in einer Weise aus dem Leben gehen, daß niemand behaupten durfte: ich, der König, hätte sie in den Tod getrieben. Ihr letzter Wunsch auf Erden war, mir das Bewußtsein meiner That zu ersparen. Ich sollte die Krone tragen und das wunderschöne Weib meiner Leidenschaft zu meinem Gemahl machen, ohne vor der Welt und vor mir selbst in Sünde und Schuld zu verfallen. Ruhigen Gewissens sollte ich in Frieden regieren können.

Sie hat vor ihrem Ende keiner Menschenseele eingestanden, daß sie das Buch fand und las. Als ich — nach Jahren, die ich nicht zähle — die Kassette unter meinen Sachen zufällig entdeckte, war sie verschlossen, war der Schlüssel, der an einer feinen Goldkette hing, verschwunden. Wenn ich nicht nur zu gut gewußt, daß ich die Kassette absichtlich offen ließ, hätte ich glauben können, sie verschlossen und die Kette mit dem Schlüssel irgendwie verloren zu haben.

Aber nicht allein ihr Opfertod verriet mir, daß sie das Buch las; davon zeugten die Merkmale, die ich in dem Buche fand. Es waren Spuren von vergossenen Thränen. Und zwar hatte sie nicht etwa bei jenen Stellen geweint, die von meiner erstorbenen Liebe zu ihr und meiner glühenden Leidenschaft für eine andre sprachen; sondern sie weinte so bitterlich da, wo ich auf dem Papier meinen einsamen Jammer ausschrie, mein grimmiges Ringen wider die dunkeln Gewalten in mir, meinen blutigen Kampf mit dem eignen Menschen, meine Leiden und meine Qualen.

In diesem Buche die Geschichte meines unseligen Menschen weiterschreibend, will ich, der König, es gleich aufzeichnen. Die Worte sollen auf dem Papier wie auf einer ehernen Tafel stehen, mit unverlöschlicher Flammenschrift darauf eingegraben:

Was sie schon jetzt an mir meinen Wahnsinn nennen, ist nicht die spezielle Krankheit eines Menschen, sondern es ist das allgemeine Böse im Menschen. Mein Wahnsinn ist das Böse in mir! Den andern Namen giebt man dem Dinge nur deswegen, um das Ding nicht bei seinem rechten Namen nennen zu müssen.

*

Der einzig Gute und Reine von uns war mein verstorbener Bruder, den ich schwach und unköniglich schimpfte. Zu dieser Erkenntnis bin ich in den Jahren gelangt, die von mir nicht gezählt werden.

Aber jetzt will ich aufschreiben, wie mir eine andre Erkenntnis zu teil ward, und wie ich durch sie dazu kam, trotz allem und allem mein Land groß, mein Volk glücklich zu machen.

II

Das war eine Fahrt: bei sternenloser, schwarzer Nacht und heftigem Föhnsturm durch die Eisschollen des Alpensees. Eine echte Königsfahrt war's!

Mit eisenbeschlagenen Stangen mußten wir uns der treibenden Schollen erwehren, mit Beilhieben die Bahn für unsern Nachen offenhalten. Ich stand im Vorderteil bei der qualmenden Pechpfanne, trieb die Schiffer an, griff selbst nach einer Axt und hieb ins Eis hinein, daß mich die Splitter wie bleiche Funken umsprühten.

Sah ich zurück, so begegnete mein Blick dem des wunderschönen Weibes mit dem weißen Gesicht und den flammenden Augen, die es unverwandt auf mich gerichtet hielt und mit denen es mich vorwärts trieb: unaufhaltsam, unwiderstehlich durch Schrecken und Tod einem Königsthron zu.

‚Sei stark und behaupte dein Recht; sei stark und fordere dein Erbe; sei stark und erzwinge dir die Krone, wenn man sie dir weigern sollte. Dann will ich dein sein, nur dann.' So sprachen fort und fort ihre Augen zu mir. Und mein Blick gab dem ihren zur Antwort: ‚Ich will stark sein, denn **ich** will, daß du mein wirst.' Dazu von allen Seiten Lawinendonner ... Niemals hat ein Herrscher solche Fahrt gethan, um die Stufen zu seinem Thron emporzusteigen.

Wären wir nur nicht so qualvoll langsam vorwärts gekommen! Wir schlichen förmlich dahin. Während wir mühselig weiterdrangen, konnte der König seinen letzten Atemzug thun, konnte der andre Thronfolger, der fremde und falsche Erbe, eintreffen, konnte dieser als König proklamiert werden. Die Schiffer antreibend, auf das Brausen des Südwindes, das Donnergepolter der Lawinen lauschend und mit der Gräfin stumme Zwiesprache tauschend, gebot ich im Geiste meinem sterbenden Bruder: ‚Du mußt leben bleiben, bis ich angelangt bin! Vorher darfst du nicht sterben! Hörst du, du darfst nicht!' Und ich fühlte, daß mein machtvoller Wunsch und Wille den Tod von ihm fernhalten würde, bis ich angelangt war.

*

In der Morgendämmerung traf ich in der Hauptstadt ein — ohne die Gräfin, die sich vorher von mir getrennt hatte —, in einem gemeinen Mietswagen, unerkannt und unbeobachtet, traf ich ein. Auf den Straßen war es noch tief einsam. Eine totenhafte Ruhe herrschte. Es regnete in Strömen.

Als ich in die Nähe des Schloßplatzes gelangte, hielt der Wagen. Ich wollte wissen, warum? Der Kutscher erklärte, nicht weiter fahren zu können, weil trotz der frühen Stunde und des Unwetters vor dem Schlosse eine dicht gedrängte Menge stünde. Ich fragte, weswegen? Weil der König zu Tode erkrankt sei und das Volk warte. Worauf? Auf die Nachricht, der König sei tot.

Also lebte der König noch ... Ich hatte es ja gewußt!

Ich stieg aus, warf dem Kutscher ein Goldstück zu und ging zu Fuß weiter. Eine Straßenbiegung, und — im fahlen Zwielicht des Morgens lag das Schloß vor mir.

Kopf an Kopf stand das Volk. Wie in einer Kirche beim Segen des Priesters stand es. Lautlos harrte es auf die Nachricht vom Tode seines Königs. Kein andrer Laut als das prasselnde Rauschen des Regens.

Mir, dem neuen König, versperrte die harrende Menge den Weg zum Sterbebette meines Bruders und den Stufen meines Thrones. Hindurchzudringen war unmöglich. Auch ekelte es mich vor der Berührung mit der gemeinen Menge, mit einer Menge, die angstvoll — denn angstvoll wartete sie — auf die Todesnachricht eines Herrschers harrte, den sie im Leben nicht geliebt hatte.

Da gewahrte ich eine Ordonnanz, die in das Schloß eilte. Das Volk machte Bahn, lautlos, ehrfurchtsvoll: der Offizier begab sich dorthin, wo sein sterbender König lag. Es gelang mir, dem Herrn mich zu nähern. Ich rief ihn an, flüsterte ihm einige Worte zu, hieß ihn, ohne mich zu grüßen, vorausgehen und mir freien Weg zu schaffen.

Ich fand im Schlosse eine Verwirrung ohnegleichen. Vor allen Thoren und Thüren Wachtposten; auf allen Gesichtern Schrecken und Sorge. Und überall das Schweigen des Todes. Wer mich erkannte, entsetzte sich bei meinem unerwarteten Anblick, als sähe er meinen Geist.

Geradeswegs begab ich mich dorthin, wo mein Platz war: geradeswegs nach des Königs Sterbezimmer. Auf dem ganzen Wege gewahrte ich die Gegenwart des mächtigsten Herrschers der Erde: Seine allmächtige Majestät Kaiser Tod hielt triumphierend Einzug in meiner Väter Haus, darin ich bald, vielleicht schon nach wenigen Augenblicken, meines Hauses Letzter war, um kraft meines Rechts und kraft meiner Kraft mein Erbe anzutreten.

Auch im Innern des Schlosses ein lautloses Gewimmel von Chargen und Schranzen aller Grade und Gattungen. Viele von diesen höheren und höchsten Kreaturen trugen Gala, und die Säle waren bei geschlossenen Vorhängen erleuchtet wie bei einem glänzenden Feste. Aber man wagte nicht einmal untereinander zu flüstern, so daß die stumme Versammlung einem Rout hoffähiger Gespenster glich.

Geleitet von dem Genius, der über mir schwebte, als ich in der Sturmnacht an der Klippe

hing, setzte ich meinen Weg fort bis zu den Gemächern des Königs. Diese waren geschlossen, und zwei Offiziere der Leibgarde hielten davor Wache. Sie hatten strengen Befehl, niemand passieren zu lassen; aber ich winkte, und die Thüren flogen vor mir auf. Die Garden salutierten vor ihrem neuen Herrn, und ich schritt hinein.

Nur wenige Kerzen brannten in diesen Räumen. Der matte Schein kämpfte mit dem Lichte des anbrechenden Tages, und das schwere Schweigen des Hauses wurde unterbrochen durch dumpfes Gemurmel. Es waren die Priester, die am Bette meines Bruders die Sterbegebete sprachen.

Das Arbeitszimmer des Königs betrat ich jetzt. Auf dem Schreibtische brannte ein Armleuchter, und neben dem Tische hielten wiederum zwei Garden Wache. Es waren junge, schöne Leute, die auch dann sich nicht rührten, als sie mich sahen.

Ich trat an den Tisch.

Auf dem Tische die Urkunde, die der König hatte unterschreiben sollen, und die er mit seinem Lebensblute gezeichnet. Die Feder lag daneben, als hätte er sie bereits gefaßt gehabt, bereits eingetaucht und zum Schreiben angesetzt, dann aber hingeworfen, um nach einem andern Gegenstande zu greifen: nach dem kleinen metallenen Dinge, das ihm helfen sollte, die Verantwortung eines Krieges von sich zu laden und dem Lande das Leben seiner Söhne zu erhalten.

Ihn, den König, hatte es nur einige Blutstropfen gekostet, und ein Meer von Blut blieb dem Lande erspart — erspart aber nur dann, wenn ich die fortgeworfene Feder nicht aufnahm, um unter die Urkunde meinen Namen zu setzen.

Ich sah das am Leben erhaltende, vom Uebel des Krieges erlösende königliche Blut auf dem Kriegsdokument, und ich sah es als schwärzlichen Flecken auf dem Purpur des Teppichs. Die beiden Jünglinge, die das vergossene Königsblut bewachten, standen gleich ehernen Bildsäulen, ohne meiner zu achten, der ich das gerötete Papier auf dem Tische und das geronnene schwärzliche Naß am Boden anstarrte, unverwandt und so lange, bis ich mich gewaltsam von dem Anblick losreißen mußte, um den Platz einzunehmen, der mir in diesem Augenblick gebührte.

Also wandte ich mich ab und setzte meinen Weg fort.

Die Thüren des Sterbezimmers standen weit offen. Langsam darauf zuschreitend, sah ich hinein — gerade auf das Bett. Eine einzige hohe Wachskerze brannte zu Füßen des Lagers: das Sterbelicht. Und vor der brennenden Kerze sprach der Erzbischof mit zwei Diakonen die Sterbegebete.

Ich sah im Zimmer den Hausminister, den Oberhofmarschall, den Flügeladjutanten. Ich sah den Geheimrat. Der erste Kammerdiener des Königs war anwesend, und anwesend war meine Mutter. In ihrer schwarzen Witwentracht saß sie zu Häupten des Königs, regungslos, thränenlos, mit einem Antlitz, als ob die Sterbekerze für sie brenne, das Sterbegebet für sie gesprochen würde.

Da erblickte sie mich. Sie erhob sich, schritt auf mich zu mit einer Miene, einer Gebärde, als wollte sie mir den Eintritt verwehren, als wollte sie meine Hand, die nach meiner Krone sich ausstreckte, mit ihren beiden erhobenen Mutterhänden aufhalten.

Ich stand auf der Schwelle des Sterbegemachs, sah meine Mutter auf mich zuschreiten, trat vor, ging hart an meiner Mutter vorüber, ging bis dicht an das Lager, sagte mit lauter Stimme:

„Da niemand mich rief an den Platz, der mir zukommt, so erscheine ich ungerufen."

Die Priester hatten mit ihrem Beten aufgehört. Nur das Röcheln des Sterbenden war vernehmbar. Als ich gesprochen hatte, stand ich und wartete auf eine Antwort. Aber niemand sprach. Nicht der Erzbischof, nicht der Hausminister, nicht der Geheimrat. Auch meine Mutter blieb stumm.

Ich konnte die Stille nicht ertragen, neigte mich zum König herab, rief ihn an!

„Wenn noch Leben in dir ist, so höre mich! Höre mich! Ich, dein Bruder, trete nach dir die Herrschaft an. Und ich, dein Nachfolger, gelobe an deinem Sterbebette, über dein Land und dein Volk regieren zu wollen, weise und wahr, gut und gerecht, stark und getreu; oder dir nachzufolgen auf dem Wege, den du mir gewiesen hast."

Ich leistete diesen Schwur; mein sterbender Bruder vernahm ihn und antwortete mir darauf. Seine brechenden Augen öffneten sich und schauten mich an. Der Blick des sterbenden Königs rief mir zu: ‚Du wirst mir nachfolgen auf dem Wege, den ich dir gewiesen habe.'

Mir in die Augen schauend, verschied der König.

III

Alle knieten nieder, nur ich blieb stehen. Der Erzbischof sprach ein Gebet. Jemand schluchzte laut. Es war jedoch nicht meine Mutter, sondern ein alter Kammerlakai, der sich heimlich eingeschlichen hatte. Ich hörte nicht auf die Worte des Priesters, die den Himmel anflehten, an diesem Könige von Gottes Gnaden Gnade zu üben, — ich stand, schaute in das Totenantlitz, hörte auf das Schluchzen des Dieners, dachte: ‚Wird an deinem Totenbette wohl auch ein Mensch weinen?'

Der Erzbischof schwieg, erhob sich von den Knieen, schritt vor, löschte die Sterbekerze, daß nur ein leichenfahles Zwielicht in dem Gemache herrschte. Jetzt begab sich der Hausminister zu der toten Majestät, drückte ihr die Augen zu, die noch im Tode auf mich zu schauen schienen, und konstatierte mit lauter Stimme, daß auch ein König ein sterblicher Mensch sei.

Darauf wurde über des Königs Tod die Urkunde aufgesetzt.

Nun meines Bruders Augen geschlossen waren, war es ein Totenantlitz voll göttlichen Friedens.





Photogravuren-Verlag von Rudolf Schuster in Berlin

Anbetung der Hirten — Mariä Ver-

Nach dem Triptychon.





kündigung — Beweinung Christi

von Eduard Gelli

Das Antlitz eines Streiters war's, der ausgekämpft hatte. Und siehe — des Kampfes Ende war Sieg gewesen.

Während der Tod des Königs dokumentiert ward, regte ich mich nicht vom Platze, von dem friedlichen, feierlichen Antlitz kein Auge abwendend. Trotz des dämmernden Lichtes konnte ich erkennen, daß meines Bruders Stirn von der kleinen scharfen Falte zwischen den Brauen im Tode frei war, als hätte eine göttliche Hand von seiner Stirn das Merkmal unsers Geschlechtes fortgewischt. Aber ein andres Zeichen stand leuchtend auf dieser Königsstirn: eine kleine, sehr kleine, leicht gerötete Wunde. Wo sein Haupt die Krone gedrückt, hatte er es tödlich getroffen. Da faßte ich meines Bruders rechte Hand, die noch warm war. Seine Hand in der meinen, sprach ich ihn an, als lebe er noch:

„Wie ich deine Hand fasse und in der meinen halte, so ergreife ich in diesem Augenblick Besitz von deiner Krone und deinem Throne, dem ich widerrechtlicherweise entsagen mußte, und den ich hiermit wiederum rechtlicherweise an mich nehme, die Erbschaft des Königreichs antretend mit Gottes Gnaden, von Gottes Gnaden."

Und die schnell erkaltende Totenhand aus meiner heißen, fiebernden, lebensvollen lassend, wendete ich mich zu den Versammelten und fragte:

„Bestreitet hier jemand meine Anwartschaft auf Krone und Thron, der möge vortreten."

Ich stand und wartete. Jedoch niemand regte sich. Auch diejenige Persönlichkeit nicht, von der ich mit Sicherheit erwartete, sie würde auch jetzt noch wider mich sein. Aber niemand wagte sich zu regen. Sie hatten mir die Verzichtleistung vorgelegt, hatten mich sie unterzeichnen lassen, weil ich ein unheilbar Kranker sein sollte, unfähig, König zu sein; und sie hatten sich dadurch in ihren eignen Schlingen gefangen. Denn war ich in Wahrheit der, der ich sein sollte, so hätten sie mich jenes Dokument nicht unterschreiben lassen dürfen, da ich ja — nach ihren eignen Aussagen — ein Kranker, ein Unzurechnungsfähiger war.

Jetzt wurde dem Volke angekündigt, daß sein Herrscher das Irdische vollendet habe. Auf dem Dache des Schlosses sank die Standarte auf Halbmast herab, im nächsten Augenblick erdröhnte von allen Kirchen der Stadt das Trauergeläute.

Ich verließ das Sterbegemach, unbekümmert, wer mir folgte. Durch das Arbeitszimmer meines Bruders schritt ich, vorüber an dem Tische, vor dem die beiden regungslosen Jünglingsgestalten das vergossene Königsblut bewachten; ich schritt durch die lange Flucht der Gemächer, wimmelnd von hohen und höchsten Chargen, die vor mir sich neigten, die fortan meine Kreaturen waren, über die ich mit einem verächtlichen Blick hinwegschaute, mit einem Ekel, den ich seitdem in meiner Seele trage, der in mir bleiben wird, bis ich meinen letzten Seufzer aushauche.

Das Heer wurde vereidigt. Ich beschwor in Gegenwart der beiden Häuser die Verfassung, nahm ihre Eidesleistung entgegen und bestätigte die Ministerien. Als ich nach dem feierlichen Akte mich auf dem großen Altan vor dem Thronsaal der dicht gedrängten, lautlos harrenden Menge zeigte, brach sie beim Anblick ihres neuen Königs in Jubel aus.

IV

Für meines Bruders jähen Tod mußte offiziell eine Ursache bekannt gegeben werden, die Mutter des Toten verfaßte selbst die Akte:

„Vor die Notwendigkeit gestellt, die Kriegserklärung zu unterzeichnen, die Erklärung eines Krieges, darin der König für sein Land die Quelle unendlichen Jammers sah; von dem innigsten Wunsche beseelt, dem Lande diesen Krieg zu ersparen, fand der Monarch keinen andern Ausweg als den von ihm erwählten. Er beschritt ihn bei vollem Bewußtsein, mit klarer Absicht, nichts andres über seinen letzten Wunsch und Willen zurücklassend, als das nicht unterzeichnete Dokument und sein vergossenes königliches Blut."

Dieser Mitteilung folgte meinerseits in dem „Aufruf an mein Volk" die feierliche Erklärung:

„Die Sache, für die Mein nun in Gott ruhender erhabener Bruder freiwillig in den Opfertod ging, ließ er Mir als Erbe zurück. Wofür Mein geliebter und unvergeßlicher Bruder starb, dafür werde Ich leben: für die Erhaltung des Friedens, für das Wohl Meines Landes, für die Größe und das Glück Meines Volkes . . ."

Ungeheuer war die Ergriffenheit des Landes, beispiellos die Teilnahme der Staaten; am tiefsten und am menschlichsten die unsers feindlichen Nachbarn. Wie das ganze Schloß als ein einziges Sterbezimmer erschien, so die ganze Hauptstadt als ein Trauerhaus, das ganze Land als ein Kirchhof, der das Grab des edelsten aller Toten empfangen sollte. Bei der Aufbahrung im Dome drängten sie sich zu dem Leichnam, als sei der tote Leib eines Heiligen ausgestellt, der Wunder vollbrachte.

Ich erkannte schon damals, daß die Liebe des Volkes, daß des Volkes Vertrauen und Glauben fortan bei dem Verstorbenen sein würden. Schon damals erkannte ich, daß der Tote nicht nur besser und reiner, sondern auch stärker und machtvoller als der Lebende war. Diese Erkenntnis — auch das sei hier ausgesprochen! — erfüllte mich mit Mißgunst, mit Neid, mit Haß gegen den Toten, dessen Segen auf mir ruhen mußte, wenn meine Regierung eine gesegnete sein sollte.

*

Ein einziges Mal erfolgte bei meiner Mutter ein Ausbruch ihres Schmerzes. Das war, als sie, von ihrem toten Sohne Abschied nehmend, auf sein Antlitz sich herabneigte und die kleine rote Wunde auf der Stirn küßte. Da schluchzte sie jammervoll auf — nur ein einziges Mal!

Aber die Königin-Witwe war wie vernichtet. Allen andern gegenüber stumm und thränenlos, verlor sie bei meinem ersten Besuche die Fassung, strömte in Trauer, in Verzweiflung über. Dabei schaute ich tief in ihr Herz.

Die Aermste hatte gelernt, den König glühend zu lieben, und sie hatte erkennen müssen, daß ihre Liebe hoffnungslos sei. Die Fremde, die sie ihrem Gatten am Tage ihrer ersten Begegnung gewesen, war sie ihm bis zu seinem letzten Tage geblieben. Seine Liebe hatte einer andern gehört, jener jungen Schauspielerin. Diese Frau war des Königs erste und einzige Liebe; und sie, die Königin, hatte es gewußt, hatte sich in rasender Eifersucht verzehrt, die dadurch nicht gemildert ward, daß sie auch das wußte: seit seiner Vermählung hatte der König die Geliebte nur auf der Bühne gesehen.

Ausgenommen ein einziges Mal: an seinem Todestage.

Bald nach dem Diner, bei dem der König ungewöhnlich angeregt und fast heiter war, zog er sich zurück, ohne mit einem Wort, einem Blick von der Königin Abschied zu nehmen. Er befahl den Wagen und fuhr aus: in den Park. Hier, in der Nähe des dorischen Tempels, ließ er halten, stieg aus, gebot seinem Leibjäger, bei dem Wagen auf ihn zu warten, ging schnell davon.

Eine Stunde blieb der König aus.

Als hätte er es selbst der Königin gesagt, wußte sie, wo er gewesen war: bei der geliebten Frau. Er würde bei ihr sich getötet haben, vielleicht zusammen mit ihr gestorben sein, wäre ein solcher Tod mit der königlichen Würde vereinbar gewesen. Aber sicher wußte jene Frau, daß der König, als er sie verließ, in seinen Tod ging; wie sie wußte, daß er nur sie geliebt hatte.

Nun überhäufte sich seine Witwe mit Vorwürfen, mit Selbstanklagen: sie allein trug an seinem Tode die Schuld! Hätte sie verstanden, liebenswürdig zu sein, liebenswert sich zu machen, hätte sie ihrem Gatten ein Kind geboren, dem Throne einen Erben geschenkt, so wäre sie gewiß eine Stütze des Thrones geworden; so hätte ihre Liebe vielleicht die Macht besessen, ihrem Gatten auch über diesen letzten großen Konflikt hinüber zu helfen ...

Bei meines Bruders Leichenbegängnis war es, als würde des Landes letzte Hoffnung zu Grabe getragen. Alle Ideale der Volksseele legte die Nation in den stillen Mann, der mit gewaltigem weltlichen und kirchlichen Pomp in der Fürstengruft beigesetzt ward, zur Seite meines Vaters, dessen „wahrer Sohn" jetzt die Krone trug. Ich zeigte die mächtige Selbstbeherrschung eines Souveräns und ließ nicht ahnen, daß die zügellose Trauer des Landes um den Toten mir, dem Lebenden, wie mit Peitschenhieben die Seele zerschlug. Hinter dem Sarge schritt ich. Mir zur Linken ging der, dessen Geschlecht nach mir kommen sollte; mir zur Rechten der Kronprinz unsers großen und starken Nachbarn, dessen Händen durch meines Bruders Tod die Waffe wider uns entrissen worden war. Aber auch mir hatte sein Tod, der mir eine Krone gegeben, etwas entrissen: den Sieg über meinen machtvollen Feind, der mir beschieden gewesen wäre.

Daran mußte ich denken, als erster Leidtragender hinter dem Sarge drein schreitend, durch die umflorte Hauptstadt, darüber das Gebrause des Grabgeläutes zusammenschlug wie eine Sturmflut himmlischer Trauerklänge.

Und denken mußte ich an meinen Neid gegen den Toten. Tiefer konnte mein zu einem Thron emporgehobener sittlicher Mensch nicht sinken, als es in jener Begräbnisstunde geschah: der zerschmetternde Sturz von der Klippe in den Abgrund hinab, wäre, mit jenem verglichen, ein sanftes Niedergleiten auf ein blumiges Bette gewesen.

*

Von dem Tage der Beisetzung muß ich noch berichten, daß ich an diesem zum erstenmal seit meiner Königsfahrt über den durch Eisschollen versperrten, von Lawinen umdonnerten See das wunderschöne Weib wiedersah, das mich herbeigerufen hatte.

Die Gräfin war nicht wieder an den Hof zurückgekehrt, hatte sich selbst einer schweren Dienstverletzung angeklagt, hatte um ihre sofortige Entlassung gebeten und sie noch in der nämlichen Stunde erhalten. Nun stand sie mitten unter der Menge, hart am Wege, den die beiden Monarchen, der tote und der lebende, gezogen kamen. Ich hielt mein Haupt tief gesenkt, aber als fühlte ich ihre machtvolle Gegenwart, sah ich gerade in dem Augenblick auf, wo ich im Zuge langsam vor ihr vorbeischritt. Unsre Blicke begegneten sich, begrüßten sich ...

*

An dem Beisetzungstage verschwand die junge Dame, von der mein Bruder Abschied genommen hatte. Es wurde von ihr niemals eine Spur aufgefunden, trotzdem ich selbst eifrig suchen ließ. Sie war eine große Künstlerin gewesen und eine glückliche Frau: eines Königs einzige Liebe!

V

Und jetzt ist es Zeit, von einer andern ewig Verlorenen zu sprechen, von dir, Judika.

Jetzt glaube ich auch von dir, daß du eines Königs einzige Liebe warst; während des Traumes eines leuchtenden Sommertags, an dem der Mann, der dich liebte, noch jung und gut war; auch nur für einen flüchtigen Tag.

Aber du mußtest erst dein Leben für mich lassen, damit ich das erkennen konnte. Und auch dann noch nicht gleich ganz und gar erkennen. In deinem Grabe auf der hohen, hellen Waldwiese mußtest du noch lange auf die Stunde warten, die mir erst die volle Erkenntnis brachte.

Doch auch diese Stunde kam ...

Und jetzt rede ich auf den Seiten dieses Buches, darin du dich zu Tode lasest, von dir. So redet der fromme Christ zu seinen Heiligen und Märtyrern, wie ich jetzt von dir zeugen will, du süße Märtyrerin, einstmals mein liebliches, lächelndes Kind.

*

Noch einmal muß ich von der Zeit sprechen, die wir mitsammen unter Schnee und Schönheit auf der Seealp verlebten . . . Sie hatte sich daran gewöhnen müssen, daß ich, der ich die Nächte zu Tagen machte, sie selten sah, was sie in der schweigenden Erwartung ertrug, ihre Stunde würde sicher wieder kommen. Und das bald: sobald sie mir ihr Kind darbringen konnte. Das Kind würde — so hoffte sie zuversichtlich — der himmlische Strahl sein, der in mein mehr und mehr sich umdüsterndes Gemüt den Tag bringen sollte, einen Glanz, von ihr mir geschenkt. So wartete sie denn.

Als in jener Herbstnacht, in der der heftige Föhn wehte, das wunderschöne Weib durch Schrecken und Tod zu mir kam, um mich auf den Thron meiner Väter zu rufen; als der Graf mir drohte, mich gewaltsam zurückzuhalten; als meine Kreaturen ihn auf mein Geheiß gefangen hielten — da, erst in dem Augenblick meiner Abreise ging ich zu ihr, die leidend zu Bette lag, teilte ihr flüchtig die schwere Erkrankung des Königs mit und sagte ihr mit verlogener Zärtlichkeit Lebewohl.

Bei Tagesanbruch gaben meine Kreaturen den Grafen frei. Sogleich wollte er mir nach, fand jedoch sämtliche Kähne unbrauchbar gemacht und den Pfad durch die am Abend niedergegangene Lawine versperrt. So mußte er denn bleiben, in Wahrheit ein Gefangener, und das in einem Kerker, daraus es für den Augenblick kein Entrinnen gab.

Obgleich ich der Dienerschaft bei Strafe meiner Ungnade strengen Befehl gegeben hatte, alles Nähere, wie die Ankunft der Dame und das unfreiwillige Zurückbleiben meines Adjutanten, nach Möglichkeit geheim zu halten, erfuhr Judika doch, daß der Graf nicht mit mir war. Sie erschrak auf das heftigste, wollte sich von der Kammerfrau nicht zurückhalten lassen, stand aus dem Bette auf, ließ sich ankleiden und schickte nach Gebhardt, der sie, so gut es ging, zu beruhigen suchte. Er erklärte die Nachricht, des Königs Zustand sei bedenklich, für stark übertrieben und durchaus unzuverlässig; behauptete, der Prinz habe ihn lediglich aus Sorgfalt für seine leidende Gemahlin zurückgelassen, bestellte letzte zärtliche Grüße und sprach davon, Judika, sobald Bahn gemacht worden oder der See schiffbar sei, nach dem Alphof zu bringen. Auch meine tolle Bootfahrt durch die treibenden Eisschollen, auf der er mir nicht gefolgt war, schilderte er zwar als abenteuerlich, aber als durchaus gefahrlos: ich sei mit den nämlichen Schiffern fort, die die Nachricht von des Königs Erkrankung gebracht hatten, und die er als sichere Leute schilderte. Genug, es gelang ihm, Judika wenigstens ihre Angst um mich zu benehmen. Sie verlassend, traf er alle Anstalten, daß der wilde Vorgang der Nacht, die gegen ihn ausgeführte Gewaltthat und die Zerstörung der Boote verschwiegen blieben. Das gethan, begab er sich zu den Männern, die auch von der Seite der Seealp aus bereits seit Tagesanbruch an der Freilegung des verschütteten Pfades arbeiteten, selber mit Hand anlegend.

Auch des Nachts wurde bei Fackelschein gegraben und geschaufelt. Gebhard befand sich bald im Hause bei Judika, bald bei den Arbeitern. Hier hatte er beruhigende und tröstende, dort befehlende und anfeuernde Worte. Der Föhn dauerte fort, heulte um das Haus, warf auf dem See die Eisschollen durcheinander, schmolz auf dem Gebirge die Schneemassen, riß sie von den Wänden herunter.

Keine Kunde gelangte auf die Seealp: ob der kranke König besser oder schlimmer, ob des Königs Bruder noch zur rechten Zeit oder zu spät angekommen sei — ob er überhaupt hinübergekommen? Gebhardt wünschte sehnlichst das letztere. Er weilte bei Judika und wünschte es doch; er dachte ihrer, wenn er nicht bei ihr war, und wünschte es doch: Nein — überhaupt nicht hinüber!

Auch an das Land dachte er bei diesem heißen Wunsche, der in seiner Seele zu einem glühenden Gebete ward. Aber mehr als des Landes gedachte er Judikas.

Er hat es mir später selber gesagt.

*

Bereits am ersten Tage scheint mein armes Kind auf meinem Schreibtische die unverschlossene Kassette gefunden, das Buch heimlich heraus und mit sich genommen zu haben: der treue Wächter, den ich bei ihr zurückließ, hatte sie davor nicht bewahrt!

Ob sie in dem Buche sogleich las? . . . Ihrem Wesen konnte ihre Umgebung auch später nicht anmerken, daß sie aus dem Buche ihr Todesurteil empfangen: von dem Manne ihrer Liebe, von dem Vater ihres Kindes. Als sie den Leuten, die in ihren letzten Tagen um sie waren, so seltsam freudig, so leuchtend heiter erschien, hatte sie ihren Todesentschluß bereits gefaßt, hatte sie bereits ausgekämpft, ausgelitten. Das Irdische war von ihr abgefallen, daß sie, noch unter den Lebenden weilend, bereits einer Vollendeten, einer Verklärten glich.

Erst am dritten Tage wurde die mächtige Schneemauer niedergelegt. Man hatte den Leuten auf der Seealp von der andern Seite nicht zu Hilfe kommen können, weil auf dem Pfade noch mehr Lawinen zu durchbrechen waren und das Eistreiben auf dem See bei dem rasenden Südwind jeden Versuch, meine tollkühne Kahnfahrt zu wiederholen, unmöglich gemacht hatte.

Jetzt erfuhr es die von der Welt abgeschieden Gewesene:

Der König war tot — es lebte der König.

*

Gebhardt teilte es Judika mit.

Sie hörte ihn stumm an, reichte ihm darauf die Hand, bat ihn, sie allein zu lassen, „nur etwas."

Sehr bald ließ sie ihn rufen, schien tief ergriffen zu sein, fragte angstvoll, ob der Himmel, der mir mein hohes Amt gegeben, mir dafür wohl auch die nötige Kraft verleihen würde?

Gebhardt erwiderte: „Das wird der Himmel gewiß.“

„Dann müssen wir also nicht mehr um ihn bangen?“

„Unsre Sorge dürfte sich als stark übertrieben erwiesen haben,“ log der treue Freund weiter.

„Er wird stark und gut regieren?“

„Das ist sehr zu hoffen.“

„Ich weiß, er wird glücklich sein, was er ja nur kann, wenn er glücklich macht. Ein ganzes Volk glücklich zu machen ... Denken Sie doch: ein ganzes Volk!“

„Es ist das Höchste auf Erden. Es ist wie ein Stück Gottheit, das einem Menschen verliehen wurde.“

„So wird es auch der König empfinden.“

„Sie kennen ihn ja auch, lieben ihn ja auch.“

Und sie lächelte ihm zu. Dann verlangte sie von ihm: „Sie werden sich doch noch heute zu ihm begeben?“

„Der König bedarf meiner Dienste nicht mehr.“

„Er bedarf Ihrer Freundschaft erst recht.“

„Ich muß leider meinen Abschied einreichen.“

„Sie wollen ihn verlassen?“

„Glauben Sie mir, ich muß.“

„Sie könnten das wollen?!“

„Machen Sie mir meinen Entschluß nicht noch schwerer. Er wird mir ohnedies schwer genug.“

Sie bat: „Bleiben Sie bei ihm.“

„Ich kann nicht.“

„Ich bitte Sie inständigst, bei ihm zu bleiben.“

„Der König würde es selbst nicht wünschen.“

„Er sollte nicht wünschen, seinen treuesten Freund bei sich zu behalten?“

Sie war so voller Schmerz, sie bat ihn so beweglich, daß er nicht anders konnte, als ihr zu versprechen: „Wenn der König meiner ferneren Dienste bedürfen sollte, werde ich bleiben.“ Im Herzen fügte er hinzu: ‚er wird ihrer nicht bedürfen. Und wenn auch. Aber belügen muß ich sie.‘ Er belog sie also und mußte ihren Dank ertragen. Darauf schien sie ruhiger zu werden. Von sich selbst sprach sie kein Wort.

Das alles hat Gebhardt mir später, viel später gesagt.

*

Er reichte dann von der Seealp aus seinen Abschied ein, seinem „unterthänigen“ Gesuche beifügend: Majestät mögen die Gnade haben, ihn so lange im Dienst zu belassen, bis er die „Frau Gräfin“ zu ihrer mütterlichen Verwandten gebracht, was wegen des noch immer gefahrvollen Weges erst im Verlauf einer Woche geschehen könnte.

In einem Handschreiben bewilligte ich des Grafen Gesuch, gewährte ihm seine Bitte, überschüttete ihn mit Dank und Auszeichnungen für geleistete treue Dienste. Letztere wies er zurück. Auch hat er mich mit keinem Worte zu meiner Erhöhung beglückwünscht.

VI

Sie fing es listig genug an, die verlassene Königsfrau.

Nie würde sie — das wußte der Mann, der sie liebte — Hand an sich legen, ehe sie das Kind geboren hatte. Erst nachdem sie ihrem Kinde das Leben gegeben, würde sie selbst das ihre auslöschen — wenn es bei der Geburt des Kindes der Himmel nicht that. Er wußte, daß sie darum den Himmel anflehte mit jedem Gedanken bei Tag und Nacht.

*

Das alles sagte er mir später, viel später.

Es kamen schöne Tage. Auf der Seealp schmolz der Schnee fast über Nacht, und kaum war er fort, so quoll der fahle Rasen förmlich über von den ersten Frühlingsblüten, von weißen, gelben und violetten Krokussen. Das letzte Eis auf dem See zerging, und es konnte auf den neuen Kähnen übergeschifft werden.

Nur Gebhardt sollte Judika auf den Alphof begleiten. Alles, was königliches Gesinde und königliches Eigentum war, wollte des Königs verlassene Frau zurücklassen. Darin blieb sie fest.

Sie bereitete sich zur Abfahrt.

Sie nahm dieses Buch, meine Bekenntnisse, legte es in die Kassette, verschloß sie, zog den Schlüssel ab, als hätte ich ihn im Schlosse niemals stecken lassen, als hätte sie das Buch, darin die Spuren ihrer Thränen als ihre heimlichen Verräter zurückblieben, gar niemals gelesen — und stellte die Kassette an ihren Platz auf den Schreibtisch. Den Schlüssel nahm sie mit sich fort. Vielleicht warf sie die Goldkette bei der Abfahrt in den See, wo er am tiefsten ist.

Nachdem sie mir diesen heiligen Liebesdienst erwiesen, schiffte sie sich mit Gebhardt ein.

Er hatte für sie im Nachen einen bequemen Sitz herrichten lassen, auf dem sie thronte, eine Königin der Verlassenheit und des Schmerzes. So zog sie die nämliche Wasserstraße dahin, auf der ich in der Föhnnacht meine Königsfahrt hielt. Sie aber umstrahlte der Glanz eines wolkenlosen Frühlingshimmels, zu dem ihre Seele unaufhaltsam emporstrebte.

Gebhardt saß ihr gegenüber, und sie plauderte mit ihm von vergangenen Zeiten: von dem Sommertag, an dem er mit mir das erste Mal auf den Alphof gekommen war, und wie sie mich gleich beim erstenmal über alles lieb gewonnen hatte, ohne zu bedenken, daß sie mit mir nicht zusammen kommen konnte, da das Wasser viel zu tief war.

Das war ihr erst in den Sinn gekommen, als es bereits — zu spät gewesen. Nein, nicht zu spät! Der Geliebte hatte das viel zu tiefe Wasser überbrückt. Was konnte er dafür, daß die Brücke einstürzte, weil der Abgrund weit und weiter auseinanderbarst! Es war schön gewesen, als sie an seiner Hand über den schwankenden Steg geschritten, sich wie eine Schwebende fühlend. Und sie plauderte von den ersten glückseligen Monaten, die sie mit mir und ihm in dem weißen Hause über dem azurblauen Meere unter Palmen und Blumen zugebracht hatte. Seltsam, daß sie

sich damals bisweilen nach dem einsamen Alphof und den winterlichen Bergen gesehnt: aus all der Frühlingspracht und dem Liebesglück heraus, weit hinweg! ... Recht thöricht war sie auch bei dem Ausfluge nach St. Hospiz gewesen, wo sie bei dem Anblicke des mit weißen Narzissen überschütteten Grabes auf dem kleinen, verlassenen und verwilderten Kirchhof hatte wünschen können, so möchte einmal auch sie begraben liegen, unter weißen Blumen, am Meeresstrand ... Und wie schön der Besuch bei der kranken, traurigen, gütigen Königin, die sie ihres Geliebten Lebensglück genannt, das er fest, fest halten sollte. Eine kurze Stunde sein Glück gewesen zu sein, sei eines langen Lebens voller Leiden wert.

So plauderte die kleine Judika auf ihrer letzten Fahrt. Und der Mann, der sie mehr als sein Leben liebte, saß ihr gegenüber, hörte ihr zu und wußte, daß sie sterben wollte, sterben würde.

Und er mußte sie sterben lassen!

*

An das jenseitige Ufer hatte Gebhardt einen Tragsessel und Leute bestellt; denn für Judikas Zustand war der Weg zum Alphof hinauf zu weit und zu beschwerlich. Sie wollte sich jedoch nicht tragen lassen, wußte so herzlich zu bitten, so lieblich zu überreden: der Weg sei durchaus nicht zu steil, die Wanderung werde für sie, also auch für das Kind, nur gut sein, daß Gebhardt die Männer mit dem Sessel folgen ließ, damit sie gleich bei der Hand seien, sowie Judika die leiseste Ermüdung verspürte.

Also trug sie ihren gesegneten Leib durch den Glanz des Frühlingstags zur Höhe empor, deren lichte Region ihre Heimat war.

Wie eine Heimkehrende freute sie sich bei jedem Schritte höher aufwärts. Die Amseln flöteten ihre ersten Lieder, und die ersten gelben und roten Schmetterlinge flatterten im Sonnenschein, der sich wie ein goldenes Gewand um sie legte. Fräulein Fritz wußte die Stunde ihrer Ankunft, kam ihr entgegen und erschrak, als sie sie zu Fuß kommen sah. Aber Judika lachte sie aus, war bester Dinge und wollte nicht die mindeste Müdigkeit fühlen. Da das gute Fräulein Fritz sich scheute, meinen Namen auszusprechen, so that sie es.

„Was sagst du nur dazu, daß er König ist? Denke doch: König! Ich bin so stolz für ihn, bin so glücklich. Denn auch der Graf sagt, jetzt gebe es für ihn keine Gefahr mehr ... Weißt du, was ich glaube? Es gab überhaupt niemals eine Gefahr. Wir haben sie uns nur eingeredet. Er selbst hat sich eingebildet, unheilbar krank zu sein. Was muß er gelitten haben! Es läßt sich nicht ausdenken. Aber jetzt ist es vorbei; jetzt wird alles gut ... Du kannst dir nicht vorstellen, wie glücklich ich bin. Ich wollte nur, daß er es wüßte."

Nur damit ich erfahren sollte, mit welchem Glück sie für mich in den Tod ging, sprach sie in dieser Weise von sich selbst.

Und wie eine Heimkehrende wurde sie auf dem Alphof empfangen. Knechte und Mägde standen vor dem Hause. Als würde auf dem Alphof Hochzeit gehalten, schossen die Burschen ihre Büchsen ab; und Burschen und Dirnen jauchzten, wie auf der ganzen Welt nur dort droben gejauchzt werden kann.

Unter dem Gesinde stand ein junges Weib, das gekommen war, um Judika zu Hause willkommen zu heißen. Einen blondhaarigen blauäugigen Buben hatte die Frau auf dem Arm, einen blondhaarigen blauäugigen Buben führte sie an der Hand; und das große Büblein hielt Judika einen Strauß goldgelber Aurikeln entgegen.

Es war das Weib des Loisl und das Büblein das Kind, mit dem Judika unter dem blühenden Apfelbaum gespielt hatte. Auf der Schwelle ihrer Heimat kniete sie hin und preßte den Knaben an ihre Brust.

Alles hat Gebhardt mir später, viel später erzählt.

*

Sie bewohnte wieder ihr Mädchenzimmer mit den blendend weißen Wänden, den blendend weißen Fenstervorhängen und dem schneeigen Bettlein. In diesem Raume stand die silberne Wiege, die aus der Hauptstadt bereits angelangt war. Denn es war eines Königs Kind, das dort droben in der Nähe der Alpengipfel geboren werden sollte.

Neben Judikas Zimmer sollte die weise Frau wohnen. Ein Arzt sollte kommen; und, da die Mutter zart war, zu zart, um selbst ihrem Kinde Nahrung zu geben, wurde auf dem Alphof eine Amme erwartet. Die silberne Wiege ließ Judika aufstellen. Aber alle die andern Herrlichkeiten aus Musselin, Spitzen und Seide, die für das Kind eintrafen, wurden fortgethan; denn ein jedes Stück, dessen das Kind in seiner ersten Lebenszeit bedurfte, hatte die Mutter selbst genäht, gehäkelt und bestickt — in den vielen einsamen Wintertagen auf der Seealp. Aber über die glanzvolle Wiege freute sie sich und ließ sie dicht neben ihr Bett stellen.

Sie fühlte sich gar nicht recht wohl, wollte es jedoch nicht wahr sein lassen und duldete nicht, daß der Arzt und die beiden Frauen schon jetzt gerufen wurden. Anfang Juni erst erwartete sie ihre Stunde, und es war noch nicht Mitte Mai. Sie hatte also noch Zeit genug, über die Pracht der Wiege sich zu freuen, von Fräulein Fritz sich auf Händen tragen zu lassen, Gebhardt, der als Freund auf dem Alphof blieb, dankbar anzulächeln und gegen jedermann holdselig zu sein.

Als der Apfelbaum bei der Weißdornhecke zu blühen begann, brachte sie jede schöne Stunde unter ihm zu. Aber sie wollte auf der unbequemen harten Bank sitzen und bat, man möchte sie unter dem Baume allein lassen. Nur der älteste Knabe des Loisl durfte ihr dort Gesellschaft leisten, und das Jauchzen des Kindes schallte oft bis zum Hause hinüber.

Am fünfundzwanzigsten Mai gebar Judika einen toten Sohn. Die Mutter blieb am Leben.

VII

Fräulein Fritz bettete den totgeborenen Königssohn in die silberne Wiege neben dem schmalen Bettlein seiner Mutter, deckte ihn mit ihrem feinsten selbstgesponnenen und selbstgewebten Linnen zu und streute die ersten roten Nelken von dem Christusbilde darüber. Wundersamerweise kam der Knabe mit weit offenen Augen von der Farbe der väterlichen Augen zur Welt. Auf seiner winzigen Stirn, zwischen beiden Brauen, soll er eine Falte gehabt haben, wie ein Wundmal so blutrot und tief.

Judika lag in schweren Leiden, that keinen Klagelaut, flehte im Herzen den Himmel an, sie zu erlösen. Dasselbe Gebet hatten für die junge Mutter voll heißer Inbrunst zwei andre Herzen.

Sie bat in rührenden Worten ihrem „teuren König" mit ihrem innigen Liebesgruß möglichst schonend von dem Geschehenen Mitteilung zu machen und ihm zu sagen, ihr selbst gehe es gut, recht gut gehe es ihr. Der Bote, der die Depesche hinabtrug, sollte aus der nächsten Ortschaft den Arzt mitbringen. Aber wenn der Mann auch noch so sehr eilte, konnte er vor dem Morgen mit dem Doktor nicht auf dem Alphof sein.

Fräulein Fritz nahm alle ihre Kraft zusammen, beugte sich über die Leidende und fragte sie, ob sie nicht nach einem Priester verlange. Denn sie wußte, daß Judika eine fromme katholische Christin war und daß sie sterben wollte — sterben würde. Und das sollte sie nicht, ohne zuvor das letzte Sakrament empfangen zu haben, das sie wunderbar stärken und trösten würde.

Aber Judika lächelte sie an:

„Ach nein, schicke nicht nach dem guten geistlichen Herrn. Er ist alt, und der Weg herauf wäre für ihn gar so mühselig. Ich leide etwas Schmerzen; aber daran stirbt der Mensch nicht gleich. Bitte, bitte, lasse für mich ja nicht den Priester kommen."

Fräulein Fritz begab sich hinunter zu Gebhardt und besprach sich mit ihm. Aber auch der Freund meinte: „Keinen Priester! Wozu bedarf sie einer letzten Vergebung ihrer Sünden? Sie, die sündenlos ist." Fräulein Fritz hielt im Nebenzimmer die Nachtwache. Die Thür stand weit offen. Die treue Wärterin konnte von ihrem Platz aus Bett und Wiege sehen. Nur das ewige Lämplein brannte vor einem Muttergottesbild an der dem Lager gegenüberliegenden Wand.

Judika hatte die Augen offen und hielt sie unverwandt auf das Bildnis der heiligen Jungfrau gerichtet; eine schmerzensreiche Mutter der andern ins Gesicht schauend.

Gegen Mitternacht schloß die Wöchnerin ihre Augen. Sie schien eingeschlummert zu sein. Leise stand Fräulein Fritz auf, begab sich aus dem Zimmer und hinunter in die große Stube, wo Gebhardt aufgeblieben war, und sagte: „Sie ist eingeschlafen."

„Gott sei Dank!"

„Nicht für ewig eingeschlafen."

„O!"

„Ein fester Schlaf kann für sie Leben und Rettung bedeuten."

„Verhüte es der Himmel."

„Und was dann, wenn sie erwacht und fühlen sollte, daß sie am Leben bleiben wird?"

„Dann —"

Er beendete den Satz nicht; aber Fräulein Fritz verstand ihn. Eine lange Weile saßen sie stumm nebeneinander. Plötzlich sagte die Frau leise: „Sie ist in ihrem Leben doch glücklich gewesen."

Gebhardt erwiderte: „Glücklich wird sie auch im Tode sein; denn sie darf für ihre Liebe sterben."

Und wieder schwiegen beide eine lange Weile, bis Gebhardt aufstand und sagte: „Jetzt gehen Sie zu Bett und lassen mich oben wachen."

„Nein, nein."

„Wenn ich Sie aber bitte?"

„Auch dann nicht."

„Also wollen Sie mir nicht gönnen, daß ich noch einmal —"

Sie fiel ihm ins Wort: „Gehen Sie hinauf zu ihr."

„Ich danke Ihnen."

Sie standen einander gegenüber und sahen sich an. Dann gab Fräulein Fritz dem Grafen die Hand und ging schweigend hinaus.

Nun hielt Gebhardt die Nachtwache.

*

Er stand in der offenen Thür und schaute hinüber zu der jungen Mutter, die mit geschlossenen Augen in dem schmalen weißen Bettlein lag, neben sich die Königswiege. Das kleine Gemach wurde jetzt von einem wahren Glorienschein erfüllt, als befände sich auf dem Lager eine Verklärte, von der aller Glanz ausging. Der Mond war aufgegangen und ließ sein Licht hineinfluten, das matte Glühen des Lämpleins vor dem Marienbilde gleichsam auslöschend.

Immer noch stand Gebhardt in der offenen Thür, schaute hinüber nach dem lichten Lager und lauschte dabei auf die Stimmen der Nacht. Ein Kauz klagte im nahen Bergwald; der Hofhund heulte einmal kläglich auf; im Stalle regte sich das Vieh.

Plötzlich schlug Judika die Augen auf.

Sogleich trat ihr Wächter lautlos zurück in das Nebenzimmer, zu einem Platze schleichend, von dem aus er alles beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Weit offenen Augs lag sie da. Er hörte sie flüstern. Zu beten schien sie. Dann rief sie mit ihrer süßen Stimme: „Tante Fritz!"

Er antwortete nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Auch als sie das zweite Mal rief, blieb er stumm. Er gewahrte nur, daß sie sich mit Anstrengung aufrichtete und in das Nebenzimmer blickte. Vom Bett aus konnte sie sehen,

daß der Stuhl, auf dem Tante Fritz gesessen hatte, leer war. Ihn gewahrte sie nicht.

Was aber that sie jetzt? Sie stand auf. Das konnte — das mußte ihr Tod sein!

Gebhardt wollte sie anrufen, aber unsichtbare Hände schienen gewaltsam seinen Mund zu verschließen. Er wollte zu ihr, aber seine Füße waren wie am Boden gefesselt.

Plötzlich wußte er, was sie thun wollte, und — er ließ sie es thun. Ihr zuliebe!

*

Im langen, leichten Hemdlein stand sie da; mit bloßen Füßen inmitten des Mondglanzes. Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Doch sie wollte nicht umsinken. Aufstehen und wandeln wollte sie. Er hörte sie ein Stöhnen ersticken, sah die schwankenden Schritte zur Wiege treten, darüber sich neigen und den kleinen Leichnam enthüllen.

Behutsam, als lebte es, hob sie das tote Kind auf, preßte es an sich, stand mit ihrem Kinde an der Brust eine Weile da — legte das Kind dann wieder in sein Bettlein, deckte es weich und warm zu, trat zurück, schickte sich an, das Zimmer zu verlassen: im leichten Hemde, mit bloßen Füßen.

Sie betrat das Nebengemach, wo ihr Freund verborgen stand, unfähig, einen Laut auszustoßen, eine Bewegung zu thun. Hart an ihm vorüber schritt sie schleppenden, schleichenden Ganges hinaus. Er hörte, wie sie die Treppe hinabstieg, wie sie auf den Flur ging, wie sie die Hausthür öffnete und das Haus verließ. Den Hofhund hörte er anschlagen, und er hörte, wie der Hund plötzlich ein Freudengeheul ausstieß. Gleich darauf klang es jedoch winselnd, wie wimmernd.

Eine kleine Weile wartete er noch. Dann entriß er sich gewaltsam seiner Erstarrung und schlich ihr nach, die aufgestanden und hinausgegangen war, um ja einen sicheren Tod zu finden. Niemand im Hause war erwacht; niemand sah sie auf ihrem Todeswege; niemand konnte sie davon zurückhalten, konnte sie retten. Niemand, außer ihm . . .

Vor sich sah er sie schleppenden, schleichenden Ganges hinschreiten im weißen Mondschein, über die taufeuchte Wiese, einem Nebelstreif gleich.

Der Hund begleitete sie.

Aber das treue Tier sprang nicht voll unbändiger Freude um die Herrin, sondern schlich leise winselnd ihr nach, gerade als wüßte er's.

Gebhardt folgte ihr, sich wundernd, daß ihre Füße auf der schimmernden Wiese eine dunkle Spur zurückließen. Bisweilen drohten die Kräfte sie zu verlassen, bisweilen schien sie zu straucheln und zu sinken. Aber immer wieder setzte sie ihren Weg fort. Bis zu der Waldwiese ging sie, im leichten Hemde, mit bloßen Füßen. Ihr Tod mußte es sein!

An der Stelle, wo die alte Riesenfichte gestanden, darunter sie bei dem Gewitter hatte sterben wollen, brach sie zusammen. Sie hatte sicher geglaubt, die Kraft zu besitzen, den Weg bis zum Hause wieder zurück zu gehen, sich, ohne von einer Seele bemerkt zu werden, wieder zu Bette zu legen, wo man sie dann am Morgen tot gefunden hätte.

*

Später, viel später hat Gebhardt mir alles erzählt. Und erzählt hat er mir, daß ihr Todesweg auch für ihn ein solcher war. Einmal warf er sich hin und drückte sein Gesicht in das nasse Gras, darüber sie geschritten war, biß hinein, denn er fühlte, daß er laut aufschreien müßte vor Jammer und Qual. Und das würde Judika erschreckt haben.

Als er einige Augenblicke nach ihr auf die Waldwiese gelangte, sah er sie bei dem verkohlten Baumstumpf liegen und den Hund neben ihr kauern. Er stürzte zu ihr, hob die Entseelte auf, trug sie zum Alphof zurück, legte sie auf das Bett, hielt dort Totenwache — er allein!

Seine einsame Totenwache war der Lohn, den er sich selbst gab für seine Liebe bis zum Grabe und darüber hinaus.

*

Zwölf Stunden nach der Anzeige von der Geburt eines toten Sohnes wurde mir von meinem ehemaligen Adjutanten der Tod meiner Frau mitgeteilt: die Mutter sei dem Kinde nach im Wochenbette gestorben. Mein ehemaliger Diener fragte bei Seiner Majestät „unterthänigst“ an: ob Mutter und Kind zusammen bestattet werden dürften?

Ja, zusammen.

Ob die Bestattung auf der Seiner Majestät bekannten Waldwiese stattfinden dürfe?

Mit Genehmigung der Kirche — ja.

Ob Seine Majestät persönlich dem Begräbnis von Gattin und Sohn beizuwohnen gedächten?

Nein — Seine Majestät gedachten nicht.

Aber Seine Majestät sandten die herrlichsten Blumen, die Seiner Majestät ehemaliger Adjutant in des Königs Namen an dem gemeinsamen Grabe von Mutter und Kind niederlegen sollte; Seine Majestät schickten den Erzbischof in eigner Person, um den Platz auf der Waldwiese zur christlichen Grabstätte zu weihen; und Seine Majestät befahlen, daß über dem einsamen, waldumrauschten Grabe unter den Alpengipfeln ein Mausoleum aus weißem Marmor sich erheben sollte.

Denn Seine Majestät wünschten Weib und Sohn königlich bestattet zu wissen — wenn der König auch nicht selbst kommen konnte, um seine Toten begraben zu helfen. Er hatte andres und Größeres zu thun: ein ganzes Volk zu beglücken!

*

Zu beglücken —

Ich hatte ein liebe- und glaubensseliges junges Weib nicht beglücken können und sollte nun ein ganzes Volk beglücken müssen, dessen Liebe und Glaube bei einem toten Herrscher waren. Denn das mußte ich mit jedem Tage, mit jeder Stunde mehr und mehr erkennen: der Pistolenschuß, der meinem Bruder verwehrte, die Kriegserklärung zu unterzeichnen, um seinem Lande die Greuel eines Verzweiflungskampfes zu ersparen

— dieses schwache, von niemand gehörte Geräusch hallte in der Volksseele als himmlischer Posaunenton nach, dem Lande die Seelengröße seines im Leben nicht erkannten Königs verkündend.

Vergessen war von Regierung und Volk, daß sie selbst den Krieg leidenschaftlich begehrt, daß sie selbst den unglücklichen Monarchen ungestüm zum Kriege gedrängt hatten. Sie sahen in dem einsamen Sterben ihres Königs am Schreibtische einen Heldentod für das Vaterland, wie einen solchen von ähnlicher tragischer Größe kein Held der Geschichte auf dem Schlachtfelde gefunden; und das Blut, das die nicht unterzeichnete Kriegsurkunde befleckt hatte, bildete über dem Haupte des Verblichenen eine Gloriole.

Die Regierung beschloß, dem toten Herrscher solle der Ehrenname des „Guten" beigelegt werden, und im Volke wurden Sammlungen für ein gewaltiges Nationaldenkmal veranstaltet, dazu die ärmste Witwe ihr Scherflein beitrug. Ich aber, der Lebende, wurde mit jedem Tage, mit jeder Stunde mehr und mehr von Eifersucht auf den vergötterten Toten verzehrt. Mit ihm, der sich selbst jeglichen Kampfes enthoben hatte, mußte ich Tag für Tag, Stunde für Stunde kämpfen. Und es war ein Kampf auf Leben und Tod; denn es war ein Kampf um die Liebe und den Glauben des ganzen Volkes, also um Sein oder Nichtsein.

Als ich bereits wähnte, allein durch meine Erhebung zum König gesiegt zu haben, begann erst das Ringen. Aber ich wollte nicht erliegen! Und noch ein andrer grimmiger Streit nahm erst jetzt seinen Anfang: der gegen mich selbst und gegen alle die dunkeln Gewalten in mir.

Wollte ich den mächtigen Toten bezwingen, so mußte ich zuvor über mich selbst triumphiert haben; meinen wütenden Neid mußte ich überwinden, meine wilde Eifersucht totschlagen! Ich mußte meinen Bruder in seinem Grabe lieben, verehren, bewundern können — dankbar mußte ich ihm sein. Es war schwer; doch es war nicht das Schwerste.

In keiner Weise zu einem zukünftigen Herrscher erzogen, in jeder Weise dazu veranlagt, ein schlichter Privatmann zu sein, mußte ich mich selbst zum Regenten ausbilden: jetzt, da ich Regent war! Zweiundzwanzig Jahre war ich erst alt — schon zweiundzwanzig Jahre! Die Anlage zu einem weltverlorenen Träumer, einem schwermütigen Grübler und Märtyrer meiner Phantasie hatte ich in mir groß gezogen und entwickelt, was gar nicht notwendig gewesen war; denn mein Talent zu diesen traurigen Künsten war an und für sich groß genug. Mein Bruder allein sollte von dem Fluche unsers Geschlechts eine Ausnahme bilden — wenn er die Furcht, die Angst, das Grausen überwand. Er aber ließ sich von diesen dämonischen Gewalten bei der ersten großen Gelegenheit übermannen.

Nun regierte ich an seiner Statt. Und ich regierte aus eigner Kraft, nachdem sie mich ungerechterweise von der Erbfolge ausgeschlossen hatten. Meine Königsthat zerriß jene geheime Urkunde. In meiner Vorstellung jedoch bleibt sie bestehen. Sie läuft durch mein ganzes Herrscherleben als der rote Faden, flammt darüber als Menetekel: „König, gedenke des Endes!" Jeden Tag, jede Stunde muß ich von neuem dagegen kämpfen. Ich muß kämpfen, damit das Ende nicht werde, wie über meinem Haupte verzeichnet steht, sei es auch nur in meiner Phantasie.

In diesem Kampfe würde ich hoffnungslos unterliegen, ich würde an mir verzweifeln müssen, wenn ich nicht den Glauben an mich selbst hätte. Und diesen Talisman, der mich feit, der mich unbesiegbar macht, gewann ich mir durch meine Königsprobe in der Sturmnacht an der Klippe über dem Abgrund.

Diese Erlösung von der Wahnidee meiner Krankheit, diese Errettung meines ganzen Menschen vor etwas Furchtbarem verdanke ich keinem zärtlichen Weibe und keinem ergebenen Freunde, nicht dem Vertrauen meines teuren Landes und auch nicht der Liebe meines getreuen Volkes — ich verdanke sie einzig und allein meiner eignen Kraft.

Unter diesem Zeichen werde ich siegen.

*

Ich wußte es nur zu wohl: alle mißtrauten mir, denn alle verkannten mich. Ich aber kannte sie alle. Da war meine spartanische Mutter, die mir nicht verzeihen konnte, daß mein Bruder starb und ich lebte. Da war unser spiritus familiaris, der mir nicht verzeihen konnte, daß er in seiner sublimen Weisheit sich getäuscht haben sollte, da war mein Herr Minister, der mir nicht verzeihen konnte, daß er meine Verzichtleistung vergeblich so herrlich aufgesetzt hatte, in einem durchaus historischen Stil. Und da war noch mein getreues Volk, das mir nicht verzeihen konnte, daß ich ein stärkerer Herrschergeist war als mein großer Bruder. Wenn alle gewußt hätten, wie gut sie von mir gekannt wurden.

Jeden Tag, jede Stunde von neuem erzog ich mich selbst mehr und mehr zu einem Fürsten, übte ich die größte und schwerste aller Herrschertugenden und — beherrschte mich selbst. Meiner spartanischen Mutter erwies ich Ehrfurcht, meinem Herrn Minister bezeigte ich blindes Vertrauen, ja, ich duldete sogar, daß unser spiritus familiaris als unheilvoller Schatten sein spukhaftes Wesen im Schlosse weitertrieb, unausgesetzt mich bewachend, mich belauernd und darauf wartend, daß er dennoch und dennoch recht behalten würde. Mit voller Zuversicht wartete er darauf.

*

Es blieb daher einstweilen im Staate Dänemark alles beim alten, und die Spatzen bekamen so viel zu pfeifen, daß selbst sie sich die Kehlen heiser schrieen.

Auch von allerlei Privatgeschichten, davon bei Hofe niemand zu flüstern wagte, wußten die frechen Vögel auf den Dächern ein lautes Lied zu singen, „von einem vergessenen Grab



Erinnerung an einen parlamentarischen Frühschoppen beim Fürsten Bismarck
Nach dem Gemälde von Ernst Henseler (Text S. 343)

auf einer hohen Waldwiese", von einem „in Gnaden" entlassenen treuen Diener seines Herrn und einem wunderschönen Weibe, das die Solitüde bewohnte, dieser ihre einstmalige Bestimmung zurückgebend. Nur daß König Hamlet weniger gute Wirtschaft hielt als die weiland dänischen Majestäten, und nach dem Leichenschmaus nicht gleich das Hochzeitsmahl richten ließ, zu sehr sich fürchtend vor den in seiner Seele umgehenden Geistern.

Auch daß der junge König auf der Seealp eine Gralsburg erbaute, pfiff das im Staate Dänemark allmächtig gewordene, allwissende Spatzenvolk, das sich durch kein Titl. Oberhofmarschallamt das Pfeifen mehr verbieten ließ ...

Weil nun aber die Majestät von Majestät umkleidet sein soll, so umgab ich mich mit einer Pracht und einem Pomp, wie es niemals zuvor gesehen worden war. Meine unsinnige Verschwendung machte mich im Volke beliebter, als meine heiligste Menschenliebe vermocht hätte. Sie machte mich allmählich populär! Das half denn meiner Menschenverachtung, zu wachsen und zu gedeihen, daß es eine wahre Wonne war. Es war nicht zu glauben, wie üppig sie bei mir in Blüte schoß, jeden Tag, jede Stunde mehr und mehr.

Und nicht zu glauben war's, wie mein großer Selbstglaube mir schließlich den Glauben des Volkes an seinen König gewann. Jeden Tag, jede Stunde segnete ich von neuem die Sturmnacht, darin mir diese Zauberkraft gegeben ward. Ohne sie wäre ich ein schwaches, schwankendes Rohr geworden, mit ihr war ich ein Fels.

Und siehe — es kam eine Zeit, wo unter meiner Regierung mein Volk anfing glücklich zu werden. Groß und glücklich durch mich!

Aber der weise Arzt wartete noch immer voller Zuversicht, und — ich wußte es.

VIII

Helferin in allen diesen Kämpfen und Mitkämpferin war das wunderschöne Weib, das mich die Leidenschaft kennen lehrte. Ihr Wesen war ausschließlich Kraft, und sie ließ ihr Wesen über mich ausströmen fort und fort, gleich einem Wunderquell, darin mein Geist badete, wenn er einmal ermüdete.

Jetzt weiß ich, daß Thyra mich nicht liebte, daß sie überhaupt nicht lieben konnte — ausgenommen sich selbst und die Kraft, die von ihr ausging. Es gab wohl selten ein schönes Weib, das seiner Macht in solchem Maße sich bewußt war. Noch einmal muß ich es an dieser Stelle aussprechen: sie war verkörpertes Bewußtsein des Weibes und seiner Allmacht. Zuerst versagte sie sich mir, weil sie mich dadurch beherrschte, alsdann schenkte sie sich mir, verschwendete sie sich an mich, weil sie mich dadurch unterjochte.

Ich wollte sie zu meiner Gemahlin erheben, wollte ihretwillen ein uraltes Hausgesetz umstoßen und ein neues Staatsgesetz aufstellen lassen, das die Söhne, die ich von ihr bekommen hätte, thronfolgefähig machte. Sie selbst hielt mich jedoch davon zurück, wissend, daß es dafür zu früh gewesen wäre. Durch dieses höchste Maßhalten bewies sie ihre höchste Klugheit — bewies sie mir, daß ich noch immer nicht machtvoll genug gegen Lebende und Tote gerungen hatte, daß mein junges Königtum noch immer auf Sand gebaut war. Es fehlte meiner Regierung noch zu sehr an Königsthaten, um diese eine Gewaltthat vollbringen zu dürfen.

Das wurde mir durch sie selbst klar gemacht. Diese zweite unebenbürtige Vermählung hätte in meinem eignen Lande sowohl wie bei andern Nationen einen Aufschrei der Empörung erweckt. Denn des Landes Wunsch vermählte mich mit meines verstorbenen Bruders jugendlicher Witwe, auf deren Haupt von dem Glorienschein, der den Toten verklärte, ein Abglanz fiel. Sie sollte — so war des Landes heißer Wunsch — unter ihrem reinen Herzen trotz allem und allem den Thronfolger tragen.

Um des Landes Lieblingswunsch nicht sogleich zu zerstören, hatte ich geschehen lassen müssen, daß beim Papst unter der Hand angefragt wurde: ob der heilige Vater die Ehe unter Verschwägerten zulassen würde? Die Antwort war, besondere Umstände in Betracht ziehend, hoffnungsvoll ausgefallen. Nun mußte ich auf ein Mittel sinnen, das den Wunsch des Landes allmählich von selbst aufhob, ohne daß mein ohnedies noch nicht befestigter Thron dadurch ins Schwanken gebracht wurde. Im Volke ließ ich verbreiten, der Schoß der verwitweten Königin sei unfruchtbar. Dabei wußten alle Eingeweihten, daß die junge Königin niemals das Weib ihres Gatten gewesen war.

Wissend, daß ihre Zeit kommen würde, wartete Thyra mit derselben Ruhe und Zuversicht, wie am Hofe noch ein andrer wartete, dessen Todfeind ich im geheimen war — tief im geheimen! Der große Arzt war zugleich mein bester Lehrer in der Schule meines Königtums; er lehrte mich unausgesetzt, mich selbst zu beherrschen. Wenn ich seinen forschend auf mich gerichteten, in mein dunkles Inneres sich bohrenden Blicken mit einem huldvollen Lächeln begegnete, so leistete ich jedesmal ein Meisterstück ...

Verleugnet von ihrer Familie, verhaßt bei Hofe, verachtet vom Volke, vergöttert vom König — wenn Leidenschaft vergöttern kann! — bewohnte Thyra die Solitüde, darin jede Erinnerung an eine andre vertilgt war, die ein Nest aus Gold und Purpur geworden. Jeden späten Abend fuhr ich hinaus nach dem glanzvollen Hause, das meine heiße Jünglingsphantasie als Luftschloß meiner Liebesträume erbaut hatte. Kein großer Empfang oder sonst eine Festlichkeit konnte mich abhalten, noch spät hinauszufahren.

Ich fand das kleine Schloß stets von einer Lichtflut erfüllt; aber seine Herrscherin trug ausschließlich schwarze Gewänder. Denn keine Farbe kleidete sie so herrlich wie die düstere, darin ich sie zuerst gesehen. Nur Purpur konnte ihrer majestätischen Schönheit wirksamer stehen! Blumen paßten nicht zu ihr und von Juwelen keine andern

Steine als Brillanten. Noch nicht Königin, besaß sie bereits den Schmuck einer solchen, den sie jedoch nur anlegte, weil sie mir damit gefiel.

Waren wir beisammen, so wurden alle Schritte beraten, alle Kämpfe vorbereitet, alle Kräfte gesammelt und gestählt — jeden Tag von neuem.

So ging es fort, bis der politische Sieg kam, dem eine ganze Reihe von Triumphen ähnlicher Art folgte; so ging es fort, bis der leuchtende Schatten des verklärten königlichen Toten im Staatswesen sowohl wie im Volksherzen blasser und immer blasser ward; so ging es fort, bis ich zum Meister wurde in der Selbstbeherrschung und der Beherrschung von andern. Es ging sofort, bis mein Volk anfing mich wieder zu lieben und an mich zu glauben, bis ein erster Anfang sich zeigte, daß es mir dermaleinst vielleicht gelingen könne, mein Volk zu beglücken: ich, der Unfähige, der Entartete!

Meinen Bruder hatte Todesangst vor eines Königs Verantwortung, hatte tiefste Verzweiflung an sich selbst von dem Thron herab ins Grab gestoßen — mich hatte Sehnsucht nach eines Königs Wundermacht: ein ganzes Volk groß und glücklich zu machen, hatte höchster Glaube an mich selbst aus einem Grabe auf den Thron gehoben. Von uns beiden war ich der stärkere!

IX

Ich will nun aufschreiben, wie es dann anders kam.

Das Papier dieses Buches geht zu Ende, und ein zweites soll nicht begonnen werden . . .

Die Dinge standen damals so, daß ich wagen durfte, daran zu denken, die Gräfin Thyra mittels besagten neuen Staatsgesetzes zu meiner ebenbürtigen Gemahlin und zur Königin zu machen. In tiefer Zurückgezogenheit lebend, hatte Thyra es dennoch verstanden, im Staate eine Macht zu werden, von um so sicherer und stärkerer Wirkung, als sie eine geheime war. Sie zwang sogar mein Staatswesen, mit ihr zu rechnen. Ich wußte, daß sie diesen und jenen Minister und die ersten meiner Räte empfing, daß sie den großen Coup für sich vorbereitete, daß ihr Einfluß über meine Person weit hinausging. Und ich wußte, daß sie des felsenfesten Glaubens lebte, sie wäre der einzige Beweger, Lenker und Erhalter jener mystischen Kraft, die mich der Nacht des Trübsinns, dem Fluch meines Hauses entrissen hatte.

Bethört durch das Bewußtsein ihrer wachsenden Macht, gelangte sie, die sonst so Maßvolle und Weise, dazu, jene zu mißbrauchen. Es brachte sie um einen Königsthron und machte mich zu dem, der ich heute bin: ein König, der aus freiem Willen von seinem Thron herabstieg, wissend, daß nur sein Wahn ihn darauf erhoben, — es wissend, bevor seines Vaters Erbe ihn mit seinen finsteren Fittichen für die Zeit seines Lebens unentrinnbar umfängt.

*

Zu keinem Menschen auf Erden hatte ich von meiner Königsprobe — wie ich sie nannte — von jenem nachtlangen Schweben über dem Abgrund in der Sturmnacht gesprochen. Selbst nicht zu Thyra. Gegen ihren Bruder, der mich bei Aufgang der Sonne besinnungslos in den Felsen am Rande des Abgrunds gefunden, hatte ich des Vorfalls auch später niemals erwähnt.

Gereizt durch einen geradezu elementaren Ausbruch ihrer Herrschernatur, ließ ich mich hinreißen, ihr das symbolische Ereignis jener Nacht zu erzählen. Ihrer Kraft verdankte ich Großes, aber das Größte verdankte ich meiner eignen Kraft, die mich während einer ganzen langen Spätherbstnacht bei wütendem Orkan über einer Untiefe schwebend erhalten hatte.

Sie vernahm meinen Bericht, sah mich an, als spräche ein Sinnloser zu ihr, entgegnete mir mit einer furchtbaren Gelassenheit:

„Mein armer Freund, die ‚ganze lange Nacht‘ hast du geträumt. Es werden fünf Minuten gewesen sein, die du an den Klippen gehangen hast, — höchstens fünf Minuten! Wie kannst du nur glauben, daß du — du ‚eine ganze lange Spätherbstnacht‘ . . . Es wäre etwas Uebermenschliches gewesen.“

Diese mörderischen Worte hörte ich sie mit klarer, kalter Stimme sagen, und plötzlich war mir's, als würde meine Seele erleuchtet durch einen himmlischen Glanz. Durchflammt von dem Blitzstrahl, erkannte ich die sternenlose schwarze Nacht, die meinen Geist bis zu diesem Augenblick umfing, erkannte ich meinen Irrtum, meinen Wahn.

„Uebermenschlich“ wäre es gewesen, wenn ich die ganze lange Spätherbstnacht über dem Abgrunde gehangen ... Fünf Minuten waren es — höchstens fünf Minuten! Nach diesen war es mit meiner Kraft vorbei. Wäre nicht mein Adjutant hinzugekommen, so hätten bereits in der sechsten Minute meine die Klippen umklammernden Arme sich gelöst, so wäre ich wie jeder andre irdische Mensch — wie der erste beste schwache Mensch — in den Abgrund gestürzt und drunten zerschmettert.

Höchstens fünf Minuten —

Und ich hatte eine Stimme des Himmels zu vernehmen geglaubt, die mir meine Bestimmung auf Erden verkündigt; ich hatte es für eine Prüfung genommen, die mich auf einen Thron berief: dieser Wahn hatte mir meinen fanatischen Selbstglauben gegeben!

Plötzlich erinnerte ich mich der Worte, die damals, als ich bewußtlos dalag, gesprochen worden, und die ich für einen Triumph gehalten hatte — hatte halten wollen! Auch sie berichteten von nur „wenigen Augenblicken“, die ich —

Plötzlich war es Tag in mir geworden, greller, erbarmungsloser Tag.

*

Mit keinem Worte ließ ich verlauten, wie es um mich stand. Ich glaube, auch meine Miene verriet nichts. Wenigstens bemerkte ich auf dem Gesicht der Gräfin keine Veränderung. Mit furchtbarer Gelassenheit konnte ich ihr erwidern:

sie habe gewiß recht; es seien wohl nur fünf Minuten gewesen — höchstens fünf Minuten! Ich konnte lächeln über meinen Wahn, der wirklich ein Wahnsinn war. Darüber scherzen konnte ich mit ihr.

Ich blieb noch eine ziemliche Weile, sprach von diesem und jenem, lauter gleichgültigen Dingen, erhob mich alsdann zum Gehen, wissend, daß ich nie wiederkehren würde, sagte dem Weibe meiner Leidenschaft Lebewohl, wissend, daß es ein Abschied für ewig war.

Das alles sah ich bei der grellen Helle in meiner Seele so klar, wie ich sie selbst sah, die in der Pracht ihrer Schönheit vor mir stand, auf ihrem Haupte bereits die Königskrone fühlend.

Dann ging ich und sah nicht zurück.

*

Ich hieß den Wagen vorausfahren, befahl dem Kutscher, an einer bestimmten Stelle auf mich zu warten, ließ den Leibjäger bei dem Wagen bleiben und ging allein meines Weges.

Es war eine herrliche Sommernacht, der Himmel voller Sterne, die Erde voller Blüten und Düfte. In den Gehölzen an der Straße flöteten die Amseln, und Sternschnuppen fielen, als regnete es Strahlen. In mir war es so still, daß ich mit Entzücken den Wohlgeruch einatmete und auf den Liebesgesang der Vögel lauschen konnte.

Langsam meinen Weg fortsetzend, dachte ich mein ganzes Leben zurück. Und ich dachte an das von mir belauschte Gespräch der beiden in der Laube auf dem Alphof, hörte die klare, wohllautende Stimme des guten Fräulein Fritz wiederum sagen: „Aber Ihr Prinz ist doch gut!" den Freund wiederum antworten: „Noch ist er gut." Ja, und dann vernahm ich mich selbst, wie ich das Gelübde sprach, gut zu sein und zu bleiben.

Ein andres Bild: Mein Vater, der kranke König, sollte die Seealp beziehen. Der Geheimrat kam, bereitete mich auf die Ankunft des Königs vor, auf seine Krankheit, die die Krankheit unsers ganzen Geschlechts sein sollte, mit Ausnahme eines einzigen. Dieser eine und einzige war jedoch nicht ich.

Und wiederum sah ich den Blick des großen Arztes auf mich gerichtet, diesen bohrenden, alles durchdringenden, alles erkennenden, alles vorausschauenden Blick. Voller Trauer war er auf mich gerichtet, voller — Mitleid. Seines Mitleids willen haßte ich den Mann.

Ein andres Bild: Mein Vater nannte mich seinen wahren Sohn, mein wahnsinniger Vater!

Ein andres Bild: Meine Mutter umschlang mich mit beiden Armen, preßte mein Haupt an ihre Brust und weinte über mich.

Dann die Zeiten der Versuchungen, der Kämpfe, der bösen Gelüste, der Eifersucht, des Neides, der Gier nach dem dämonischen Goldglanz der Krone. Die Zeiten heißer Sehnsucht nach Hilfe und Rettung durch die alleinseligmachende und erlösende Liebe eines reinen holdseligen Weibes. Nach kurzem Liebes- und Lebensglanz alsdann von neuem eine lange, lange Nacht voll wilden Ringens und schweren Leidens, voll verbrecherischer Wünsche und Begierden.

Dazwischen die Sturmnacht und ihre Wahnidee. Und jetzt plötzlich die volle Erkenntnis, der der Entschluß folgte, mein unerschütterlicher, machtvoller, letzter Wille.

Durch die wonnige Sommernacht meiner schlummernden Hauptstadt zuschreitend und im Geiste den Passionsweg zum Thron, der jetzt mein Golgatha wurde, von Station zu Station wieder und wieder zurücklegend, sah ich in dem blendenden Glanze, der jetzt meine Seele durchleuchtete, mein Ziel klar vor Augen. Nur den Weg zu diesem Ziele sah ich noch nicht.

X

Der überirdische Glanz meines Selbstglaubens war verlöscht gleich einem Kerzenlicht im Winde. Dunkelster Zweifel an mir selbst hatte sich meiner bemächtigt, aus dem mich nur eines zu retten vermochte: daß ich den Weg fand, der mich zum Ziele führte.

Dieses Ziel war: dennoch mein Land groß, dennoch mein Volk glücklich zu machen. Indem ich freiwillig die Stufen meines Throns wieder hinabstieg, mich selbst für unfähig erklärte, die Regierung weiter zu führen, die Abdankungsurkunde unterschrieb, mußte ich verhindern, daß das Land an jenes Herrscherhaus fiel, darin es nicht minder faul war wie im Staate Dänemark.

Ich mußte für mein Land eine Liebesthat vollbringen, die zugleich eine echte Königsthat war. Mit einer solchen wollte ich von meinem Volke scheiden, einem andern Herrscherhause überlassend, es glücklich zu machen, einem Herrscherhause voller Kraft und Würde, dem die Zukunft gehörte.

Eine solche That, für mein Land und Volk vollbracht, würde aus dem Abgrunde, darein mein Wahn mich stürzte, mich emporheben, hoch über Alpengipfel bis zu Sonnenhöhen empor. Eine solche That, die mein Andenken in meinem Lande und unter meinem Volke gesegnet sein ließ, würde meinen befleckten Geist wieder rein baden im Aether des Edlen und Guten. Eine solche That würde mein wirr und unnütz hingebrachtes Dasein zu einem doch nicht vergebens gelebten umwandeln.

Jener kraftvolle nordische Nachbarstaat, mit dem wir einen Vernichtungskrieg führen wollten, vor dem der Pistolenschuß meines Bruders uns bewahrte, mußte, ohne daß ein Blutstropfen floß, nach mir herrschen. —

Mein nächstes war, der Gräfin mitzuteilen, daß ihr Königstraum unerfüllt bliebe, daß ich von meiner Krone, also auch von ihr mich schied. Aber ich würde königlich für sie sorgen — wenn sie mir dazu Erlaubnis erteilte. Ihre Antwort bestand darin, daß sie die Solitüde in nächster Stunde verließ. Es war der einzige Bescheid, dessen sie mich würdigte.

Dieser erste Schritt meinem Ziele zu war nicht leicht; der zweite fiel mir schwer: ein zeugenloses intimes Gespräch mit unserm spiritus familiaris.

Er trat ein, verneigte sich tief, stand schweigend da. Ich ging langsam auf ihn zu, blieb dicht vor ihm stehen und begegnete seinem erwartungsvoll auf mich gerichteten Blick. Ohne den meinen abzuwenden, sprach ich mit lauter, klarer Stimme: „Ich erkläre mich hiermit für Ihren Patienten."

„Majestät fühlen sich unpäßlich?"

„Genau so unpäßlich, wie mein Vater sich fühlte."

Ich reichte ihm meine Hand, die der Greis küßte. Während er sein weißes Haupt auf meine Hand niederbeugte, mußte ich denken: ‚Ob er auch bei dir so lange aushalten wird, bis du ihm nach dem Leben trachtest? Oder noch länger: bis du deinem Bruder nachgefolgt bist? Und ob er dann auch um dich weinen wird?‘

Als ich ihn später verabschiedete, hätte er wie ein Triumphator von mir gehen können; denn die Stunde, auf die er gewartet hatte, war gekommen. Aber er schlich hinaus als gebrochener alter Mann.

Nach einer Weile begab ich mich zu meiner Mutter, zu der ich sagte: „Ich sehne mich, von dir wieder umfaßt zu werden, mein Haupt auf deine Brust zu legen und auf meinem Gesicht deine Thränen zu fühlen."

Und meine Sehnsucht wurde gestillt.

*

Im Staatsrat proklamierte ich alsdann meinen unerschütterlichen Entschluß und sprach meine Wünsche betreffs der Thronfolge aus.

Die große Angelegenheit wurde in geheimen Sitzungen beiden Häusern vorgelegt.

*

Es durchbrauste das Land wie ein Orkan, fuhr wie ein Orkan durch die andern beteiligten Staaten. Es war, als ob ich etwas Ungeheuerliches, etwas Unmögliches wollte. Und ich wollte doch nur meines Volkes Größe und Glück.

Als des Streitens und Stürmens, des Tosens und Tobens zu viel ward, suchte ich auf Geheiß meines Leibarztes eine Zuflucht dort, wohin außer einem noch ungekrönten König sich nur solche zu begeben pflegten, die aus dem Leben bereits abgeschieden waren: in der Kartäuserzelle sargte ich mich ein. Hier, wo kein andrer Erdenton zu mir drang als Glockengeläut, Gebetmurmeln und Kirchengesang, lauschte ich auf die Stimme in mir und verfaßte einen Aufruf an mein Volk.

Ich weiß die Worte nicht mehr; ich weiß nur, daß ich Worte fand, die zum Herzen meines Volkes sprachen, die in meines Volkes Herz drangen und dort einen Flammenbrand anfachten.

Hätte mein Staatswesen nicht auf meine Stimme gehört, hätten die Häuser sich geweigert, ihr zu gehorchen, so wäre, entflammt von meinen Worten, das Volk, das ganze Volk, aufgestanden und hätte meines Willens Vollstreckung gefördert. So half mir denn mein Volk selbst, es der Größe und dem Glück zuzuführen; meiner Väter und mein Erbe trat derjenige Staat an, dem vor allen andern Staaten Europas die Zukunft gehört.

Die Königskrone mir vom Haupte nehmend, vollbrachte ich meine Königsthat.

XI

Was blieb mir danach noch zu thun übrig?

Begangenes Unrecht zu sühnen und an einem heiligen Ort auf das Ende mich vorzubereiten. Diese fromme Stätte jedoch sollte nicht das Kloster sein. Auch nicht das Grab. Jetzt noch nicht das Grab. —

Ich hatte Gebhardt nicht wiedergesehen. Er hatte mir meinen „Dank" ins Gesicht geschleudert und auch seinen Dienst beim Militär quittiert, weil er des Königs Rock nicht tragen wollte — nicht den Rock eines solchen Königs! Einmal vernahm ich flüchtig von ihm: er hätte sich auf das leidenschaftlichste der „Propaganda für das Volk" zugewendet. Also Sozialist war der Mann geworden, dessen Eleganz und Hyperkultur einstmals den Haß jenes jungen Menschen erweckt hatten, der die Riesenkraft besaß, Königs- und Vatermörder zu sein und ein glücklicher Gatte, der stolze Vater blühender Söhne zu werden.

Als ich über mein ferneres Schicksal, das wüstenhafte Einsamkeit und ein mitternächtliches Dunkel sein sollte, die Entscheidung traf; als ich mir den Ort wählte, wo ich mich auf das Ende vorbereiten wollte; als ich die wenigen Menschen bestimmte, die mir dorthin folgen sollten, schrieb ich an Gebhardt.

Ich bat ihn nicht um Verzeihung. Ich sagte ihm, daß ich, freiwillig auf den Thron verzichtend, der Worte gedachte, die er einstmals zu mir sprach von dem König, der einen Freund besessen hatte, daß ich seines Blickes bei seinen Worten gedacht. Ich forderte ihn auf, mich in meine Selbstverbannung zu begleiten, meine lebenslängliche Kerkerhaft mit mir zu teilen, wieder mein treuer Wärter und Wächter zu sein, so lange, bis —

Das war mehr gethan, als seine Vergebung zu erbitten. Ich wußte, daß er mich verstehen, daß er kommen würde. Und siehe — er kam!

Begleitet von treuen Männern, gesegnet durch die Liebe meines Volkes, schied ich aus meiner Väter Haus. Ich mußte heimlich gehen; sonst hätten tausend und abertausend Arme gestrebt, mich zurückzuhalten. Das war mehr, das war unendlich viel mehr, als ich verdiente.

*

Mein erster Weg war mir vorgezeichnet. Selbst Gebhardt sollte dabei nicht mit mir sein. Nur bis an das Seeufer begleitete er mich. Alsdann begab er sich über den See nach dem hohen Alpenhause, das fortan mein zu Hause sein sollte — so lange, bis ich mir selbst die Pforte eines andern Asyls erschloß. Nur von meinem Leibjäger gefolgt, stieg ich vom Seeufer aufwärts.

Frühling war's, der nämliche Frühling, der nach jedem Winter kommt. Allüberall das nämliche Knospen und Keimen, Grünen und Blühen; der nämliche glanzvolle Aether; die nämliche Sonne und die nämlichen weichen Lüfte. Sogar der nämliche Vogelgesang und all dasselbe Weben und Leben der Natur, das seit Jahrtausenden war. Und in dieser Welt Schicksal und Seele

des Menschen Wandlungen unterworfen, die das Heute schon zum Gestern machen können . . .

Durch den Frühlingstag über die blumigen Wiesen emporsteigend, höher und höher, wo über den lichten Buchengehölzen, den schwarzen Tannenwäldern die Schneegipfel erglänzten, mußte ich mich gewaltsam auf das eben verflossene Gestern besinnen.

Bald würde ich den Alphof vor mir liegen sehen. Sonnenschein und Feiertagsruhe umfangen das braune Balkenhaus. Die Fenster leuchten weit hinaus. Drinnen ist alles hell, heiter, friedlich. Der Nelkenstock umrankt das hölzerne Christusbild, der Geranium treibt Blüten, und in der Wäschekammer duftet es nach Rosmarin und Lavendel.

Auf der Wiese wird das erste junge Gras gemäht; Fräulein Fritz hilft dem Gesinde; der Hofhund hält im Sonnenschein Mittagsruhe. Des Wanderers Schritte hörend, wird er sein zottiges Haupt erheben, aber mit keinem Freudengeheul wird er ihm entgegenspringen.

Mägde und Knechte werden zum Willkomm nicht jauchzen — und ihre Herrin wird dem Rückkehrenden nicht die Hand entgegenstrecken, dazu sprechend: „Und so seien Sie denn in diesem Hause willkommen!"

*

Ich ließ den Jäger zurück, ging allein weiter, jeden Augenblick erwartend, eine feine lichte Gestalt würde mir entgegengewandelt kommen, hinschwebend über den Blüten der Wiese, das süße Gesicht durch ein himmlisches Lächeln verklärt.

Aber Judika kam nicht.

Vielleicht saß sie in der Laube, die der wilde Wein schon mit dichten Blättern umspann, und hielt durch das Gerank nach mir Umschau, wissend, daß ich heute zurückkehrte. Gleich würde sie im weißen Kleide wie ein Elflein auf mich zugehuscht kommen; gleich würde sie an meinen Hals sich werfen, sich an mich schmiegen und ihre Lippen auf meine drücken, die Lippen, die küßten wie ein Kindermund.

Aber sie kam nicht.

Gewiß war sie im Garten! Es war freilich noch nicht Himbeerzeit. Doch der Apfelbaum blühte noch. Der Apfelbaum! . . . Natürlich saß sie unter dem blühenden Apfelbaum hinter der Weißdornhecke, dort mich erwartend.

Ich schlich um das Haus, schlich in den Garten, schlich zur Weißdornhecke —

Der Apfelbaum stand in voller Blütenpracht, aber das grüne Bänklein darunter war leer.

Ich brach von dem Baum einen Zweig und ging hin, wo ich meine kleine Judika sicher finden würde.

*

Ich ging den nämlichen Weg, von dem ich damals noch nicht wußte, daß es ihr Todesweg gewesen war. Es fiel mir nur auf, wie dicht er voller Blumen stand, und wie das Summen der Insekten um mich gleich leisem, leisem Gesang tönte. Aber die himmlische Sonne hätte mich auf diesem Wege nicht bescheinen dürfen.

Ich kam zu der Waldwiese und sah darauf einen weißen feierlichen Marmorbau sich erheben. Plötzlich hörte ich lautes Lachen und Jauchzen von Kinderstimmen. Zugleich sah ich die Kleinen, eine ganze Schar war's! Alle hatten goldblondes Haar, und alle tobten und tollten um das Grab meines Weibes, zu dem noch im Tode die Kinder kamen.

Von fern stand ich und schaute hinüber nach dem Mausoleum, über dessen Eingang in goldenen Lettern geschrieben stand: „Gesegnet die Toten, die ihr Leben aus höchster Liebe ließen." Ich las die Worte, lauschte auf das Lachen und den Jubel, wagte mich nicht näher hin zu ihr, die ihr Leben für mich gelassen hatte.

Ich fürchtete mich vor den blondhaarigen Kindern, die bei dem Grabe meines Kindes spielten.

*

Nein — sie reichte mir nicht ihre gute starke Hand! Sie nannte mich Majestät und fragte nach meinen Befehlen. Ich bat sie, noch einmal bei ihr eintreten zu dürfen: es sei das letzte Mal.

Schweigend ließ sie mich in ihr helles Haus, folgte mir in das Zimmer, wo der gekreuzigte Gottessohn mit brechenden Augen auf uns herabsah.

Auf das erhabene Dulderantlitz deutend, sagte ich: „Sterbend vergab er seinen Feinden. Wenn ich ihm gleichkomme in seiner Todesqual, will ich ihn anrufen, mir gnädig zu sein. Aber er wird es mir nicht sein können, wenn ich ihm nicht sagen darf, daß auch Sie mir vergaben."

Ich stand vor ihr, sah sie an, der ich eine Tochter gemordet hatte, und wartete angstvoll auf das Wort, das mir eine ruhige Sterbestunde bescheren sollte. Lange ließ sie mich warten. Aber dann sprach sie:

„Es war in diesem Zimmer, wo jetzt unter dem Christusbild jeden Morgen, Mittag und Abend der Platz leer bleibt, daß ich Ihnen sagte, wie es für das liebende Weib kein Unglück giebt, nicht im Leben und nicht im Sterben. Auch im Sterben war Judika glücklich, wie in ihrer Todesnacht ihr treuester Freund ihr sagte. Da Sie also mein liebes Kind nicht unglücklich machten, habe ich Ihnen nichts zu vergeben."

„Also würden Sie mir wieder Ihre Hand reichen?"

„Zum Abschiede."

Sie reichte mir ihre Hand, die ich schweigend in der meinen hielt. Und schweigend gingen wir auseinander.

Das Letzte

Seitdem lebe ich auf der Seealp, wo mein Königswahn mir die „Gralsburg" aufgetürmt hat.

Eine Stunde höher als das Haus, darin ich meinem Wahne verfallen war, an fast unzugänglicher Stelle erhebt sich der gewaltige Bau: Mauern, Türme und Kuppeln wie von einem Unsterblichen für die Ewigkeit errichtet.

Es giebt darin ein Gemach, ganz aus weißem Marmor, mit viel Gold an Wänden und Decke. Eine Seite dieses Raumes ist offen, und wer hinzutritt, fährt entsetzt zurück; denn eine grausige Tiefe thut sich zu seinen Füßen auf. Vom Schwindel erfaßt, greift der Erschreckte nach einem Felsenzacken, darauf in blutroter Juwelenschrift geschrieben steht:

„Ich habe die Prüfung bestanden."

Nur wenige Gemächer sind eingerichtet, und von diesen werden nur zwei bewohnt von mir, der ich in meiner Gralsburg kein höchstes Eigentum zu hüten habe, überhaupt nichts andres als das zitternde, zuckende Licht meiner Vernunft.

Heute brennt es noch, heute fühle ich noch sein Flammen und Flackern. Ich fühle es in diesem Augenblick kräftig glühen — fühle es im nächsten matt glimmen, wissend, daß es schon morgen ausgelöscht sein kann.

In den Stunden, wo ich das Licht meiner Vernunft noch leuchten fühle, schreibe ich auf den letzten Seiten dieses Buches das Letzte.

Mitunter vergehen Wochen, es vergehen Monate, ehe ich weiter schreiben kann . . .

Ich kenne genau die Anzeichen, wann es Zeit ist, mit dem Schreiben aufzuhören — ich werde gewiß noch die Anzeichen erkennen, wann es Zeit sein wird, den Schlußpunkt zu machen.

*

Inzwischen lebe ich weiter ohne Jahreszeiten, ohne Tageszeiten. Der große Weise lebt bei mir als treuer Familiengeist. Und bei mir lebt der Mann, der das Sprichwort: „Könige haben keine Freunde," so herrlich Lügen straft. Beide sind meine Wärter und Wächter.

Bisweilen besucht mich meine Mutter. Wenn sie kommt, schließt sie mich in ihre Arme, preßt mein Haupt an ihre Brust und weint über meinem Haupte. Ihre Mutterthränen rieseln über meine Stirn, rinnen in mein Hirn und erhalten das Licht meiner Vernunft länger brennend. Ihre Mutterthränen sind das heilige Oel, womit der Himmel das Licht meiner Vernunft speist. Auch das ist millionenfach mehr, als ich verdiene.

*

Gestern besuchte mich die junge Königin-Witwe. Auch für sie waren die Wasser viel zu tief — trotzdem sie ein Königskind war.

*

In meiner Gralsburg mich besuchen würden Tausende und Abertausende; das ganze Volk, das einst mein Volk war, würde zu mir drängen, wenn See und Uferpfad nicht streng bewacht blieben. Das ganze Volk würde zu mir gepilgert kommen, wie es damals zur Bahre meines Bruders gewallfahrtet kam. Es würde zu mir kommen, um mir zu danken, daß ich es unter einem andern Herrscherhaus groß und glücklich werden ließ. Unter einem Herrscherhaus, das in voller Kraft blüht.

*

Immer wirrer und wirrer flackert das Lichtlein.

Heute erblickte ich mich seit langer Zeit zum ersten Male wieder in einem Spiegel. Da las ich es denn auf meinem Gesichte: in tiefer und scharfer Falte zwischen meinen Brauen.

*

Immer wirrer und wirrer; immer wirrer und wirrer.

Ich empfinde ein wütendes Gelüste, eine Herde Menschen auf das Gebirge treiben und jener Felsenwand zuhetzen zu lassen, von der man für meinen wahnsinnigen Vater die Gemsen hinabstürzen ließ.

Jetzt nicht weiter! Jetzt ist es Zeit!

Das Licht flammt noch ein letztes Mal auf; und dann — bevor es erlischt — Abgrund, öffne dich für mich!

Auf der Felsenklippe darüber soll geschrieben stehen: Er hat die Prüfung bestanden.

Parlamentarischer Frühschoppen bei Bismarck

(Zu dem Bilde Seite 337)

Alljährlich, wenn der Tag wiederkehrt, da er das Licht der Welt erblickte, wenden sich die Gedanken der Deutschen dem großen Kanzler zu, und neben all dem Gewaltigen, Unvergänglichen, das er geschaffen, taucht auch manch heiterer Zug in der Erinnerung auf. Niemals nun gab sich der eiserne Kanzler liebenswürdiger und gemütlicher als beim parlamentarischen Frühschoppen, zu dem er die Einladungen an die Angehörigen aller Parteien ergehen ließ. Auch Windthorst, der bedeutendste Gegner Bismarcks, folgte gern diesen Einladungen, und mit einer von ihnen ist ein launiger Scherz verknüpft, den Ernst Henseler in dem von uns wiedergegebenen Bilde festgehalten hat. Windthorst hatte im Reichstage eine heftige Philippika gegen den akademischen Frühschoppen gerichtet und damit natürlich in der studierenden Jugend entschiedenen Widerspruch hervorgerufen. Als nun bald darauf die Zeitungen meldeten, daß beim Kanzler ein parlamentarischer Frühschoppen stattfinden und auch Windthorst der Einladung folgen werde, da sendete eine Anzahl Rostocker Studenten an letzteren eine Depesche ab, die, dem Adressaten im Reichskanzlerpalais übergeben, die Worte enthielt: „Aber Excellenz, Frühschoppen!" Natürlich erregte der Vorfall große Heiterkeit, aber Windthorst wußte die Lacher auf seine Seite zu ziehen, indem er sagte: „Probieren geht über studieren!"

Frühlingslüfterl

Von

Theo Seelmann

Er war nicht hart, dieser Winter, nein, im Gegenteil, er gehörte zu den milden. Aber Winterluft bleibt doch Winterluft. Schwer, dunstig und feuchtkalt lastet sie auf unserm Geist und Gemüt, trübt sie unsre Lebensfreudigkeit und setzt sie die Wärme unsers Empfindens herab. Und deshalb atmen wir auf, wenn der erste wohlige Luftstrom durch das Land flutet, wenn die ersten Frühlingslüfterl, durchwirkt von goldigem Sonnenlicht, uns umspielen und umfächeln. Sie locken und ziehen hinaus in das Freie, und willig folgen wir ihren Verheißungen, daß nun die unwirtlichen Tage verschwunden sind, daß wieder die Zeit herangerückt ist des Grünens und Blühens ohne Ende.

Aber die Frühlingslüfterl sind Kobolde. Solange wir unsern Spaziergang im Sonnenschein unternehmen, fühlen wir uns ganz behaglich, sobald wir aber im Schatten verweilen oder die Sonne zur Rüste gegangen ist, beschleicht uns ein leises Frösteln, und zuletzt befällt uns gar eine nicht mehr zu unterdrückende allgemeine Unbehaglichkeit. Woher rührt dieser schnelle Wechsel? Die Temperatur der Luft hängt von zwei Momenten ab, von der unmittelbaren Besonnung und sodann von der Erwärmung durch die dunkeln Wärmestrahlen, die von dem Boden und allen Gegenständen über ihm ausgestrahlt werden. Diese dunkeln Wärmestrahlen entstehen dadurch, daß die leuchtenden Sonnenstrahlen bei dem Auffallen an der Erdoberfläche in dunkle Wärmestrahlen übergeführt werden. Nun ist aber der Boden, um nur bei diesem zu bleiben, im Beginn des Frühjahrs noch stark abgekühlt. Er verbraucht deshalb zu seiner eignen Erwärmung beträchtliche Wärmemengen und giebt nur einen geringen Bruchteil wieder ab. In der Sonne selbst empfinden wir diesen Wärmeausfall nicht, wohl aber kommt er zur Geltung im Schatten und nach dem Untergang der Sonne. Vorher erfuhren wir durch die unmittelbare Besonnung eine erhebliche Wärmezufuhr, jetzt aber, wo diese hauptsächliche Wärmequelle fehlt und auch die dunkeln Wärmestrahlen des Bodens keinen mildernden Ersatz liefern, befinden wir uns plötzlich in einem ziemlich kühlen Luftbad, dessen Einwirkung wir alsbald an unserm Körper verspüren. Wir müssen also diesen Verhältnissen durch eine entsprechende Anpassung unsers künstlichen Schutzmittels gegen die Witterungseinflüsse, der Kleidung, Rechnung tragen. Thun wir dies nicht, sondern richten wir uns nur nach dem Stand des sonnenbeschienenen Thermometers und wählen eine zu leichte Kleidung, so setzen wir uns der Gefahr einer Erkältung aus. Husten, Schnupfen oder ein Katarrh, diese unerfreulichen Beigaben der ersten Frühlingstage, sind ihre Folgen.

Doch sprechen auch noch andre Ursachen mit, warum gerade im Beginn des Frühjahrs die Erkältungsgefahr besonders groß ist. Das Frühjahrswetter zeichnet sich durch seine Häufigkeit an Winden aus. Bald weht es aus Südwest, bald bläst es aus Nordost. Die Winde aber tragen teils durch die schnelle Luftströmung, teils durch den Druck, den sie ausüben, zur Abkühlung unsrer Körperoberfläche in hohem Grade bei. Schon ein mäßiger Wind, mit einer Geschwindigkeit von 8 Metern in der Sekunde, entfaltet einen Druck von 7,8 Kilogramm auf das Quadratmeter Oberfläche. Durch das Herauspressen der warmen Kleiderluft und das beständige Vorbeiströmen kühler Luft wird aber unser Körper gezwungen, andauernd bedeutende Wärmemengen abzugeben. Diese Wärmeabgabe zieht notwendigerweise eine Abkühlung des Körpers nach sich. Natürlich ist die Abkühlung desto größer, je leichter die Kleidung ist. Geht die Abkühlung bis unter die dem Körper erträgliche Grenze hinab, dann erkälten wir uns. Die Windhäufigkeit des Frühjahrswetters ist daher der zweite Grund, nicht mit einem Schlage die Winterkleidung mit der Sommerkleidung zu vertauschen.

Wir sollen also im Frühjahr unsern Körper noch warm halten, aber doch auch nicht zu warm. So unzweckmäßig es ist, sich zu leicht zu kleiden, so unrichtig ist es doch auch auf der andern Seite, die volle Winterkleidung bis tief in den Frühling hinein zu tragen. Diese Uebervorsichtigkeit ist oft genug von Schaden. Denn die Temperatur ist doch immerhin, besonders in der Sonne, eine höhere als im Winter. Tragen wir aber eine zu warme und schwere Kleidung, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die Haut schwächer oder stärker mit Schweiß bedeckt. Teils verdunstet der Schweiß, teils feuchtet er die Unterkleider an. Die Verdunstung des Schweißes bedingt aber einen ansehnlichen Verbrauch von Wärme, die vom Körper geliefert wird. Die Durchfeuchtung der Unterkleider macht diese ferner zu einem besseren Wärmeleiter, so daß hierdurch die Wärmeabgabe des Körpers ebenfalls gesteigert wird. Unter solchen Umständen ist die Möglichkeit einer Erkältung schon an sich näher gerückt. Erreicht nun noch die Schweißbildung eine Höhe, daß sie unbequem wird, dann öffnet man wohl die Kleidung, um sich Erleichterung zu verschaffen. Jetzt ist aber der kühlen Außenluft der Zutritt zu der schweißbedeckten Haut gewährt, und eine Erkältung ist das unerwünschte Ergebnis. Der Ueberängstliche führt also durch eine allzu warme Kleidung gerade das herbei, was er vermeiden will. Das Tragen von übermäßig warmer Kleidung ist aber nicht nur von einer augenblicklichen Bedeutung. Vielmehr steht es fest, daß bei Verwöhnten die Absonderung der Schweißdrüsen leichter und reichlicher vor sich geht, als es sonst der Fall ist. Damit unterliegen auch derartige Personen schon dort einer Erkältungsgefahr, wo sie für Nichtverzärtelte gar nicht in Betracht kommt.

Als praktische Nutzanwendung ergiebt sich die Regel, im Frühjahr zwischen der Winterkleidung und der Sommerkleidung die richtige Mitte zu halten. Im allgemeinen sollte man so zu Werke



Photographie-Verlag von Viktor Angerer in Wien

Eine Frage

Nach dem Gemälde von J. Hamza

gehen, daß man die Oberkleidung leichter gestaltet, dagegen zur Unterkleidung Wolle benutzt. Es ist nicht die Dicke des Kleidungsstoffes, die seinen Wert als Schutzmittel gegen die Witterung bestimmt, sondern in erster Linie sein Luftgehalt. Luft ist ein schlechter Wärmeleiter, der als solcher die aufgenommene Wärme nur schwer wieder abgiebt. Nun ist aber die Wolle der lufthaltigste Stoff. Denn die Oberfläche der Wollstoffe ist dicht mit äußerst feinen Härchen besetzt, die alle Luftteilchen zwischen sich einschließen. Wir umgeben uns demgemäß durch die wollene Unterkleidung mit einem Luftgürtel, der eine rasche Abkühlung verhindert. Verbinden wir aber mit der wollenen Unterkleidung für das Frühjahr eine leichtere Oberkleidung, so vermeiden wir auf der andern Seite auch die Möglichkeit einer Ueberhitzung und sind auf diese Weise nach beiden Richtungen hin auskömmlich geschützt.

Das Frühjahr ist weiterhin die Zeit zahlreicher Regengüsse. Durchnässen wir uns im Winter die Kleidung, so verfehlen wir kaum jemals, sie wegen der Winterkälte möglichst bald zu wechseln. Anders im Frühjahr. Die Luft ist schon wärmer, und so legen wir auch einer kräftigeren Durchnässung keine sonderliche Bedeutung bei. Aber wir bedenken dabei nicht, welche Wassermengen unsre Kleidung auffangen kann und wie groß das Wärmequantum ist, um das aufgenommene Wasser wieder zur Verdunstung zu bringen und die Kleidung am Körper zu trocken. Die Kleidung des deutschen Soldaten wiegt beispielsweise trocken 4850 Gramm, durchnäßt aber 8760 Gramm. Sie nimmt demnach 3900 Gramm Wasser auf. Um diese Menge zu verdampfen, sind gegen 2300 Wärmeeinheiten notwendig, d. h. ebensoviel als von einem ruhenden Erwachsenen in einem Tage überhaupt erzeugt wird. Nach anderweitigen Untersuchungen ist die Wärmeabgabe des Körpers bei nasser Kleidung um das Dreifache gesteigert. Man ersieht hieraus, welcher starken Abkühlung unser Körper bei Durchnässung der Kleidung unterworfen ist, und wie leicht daraus die Gefahr einer Erkältung entspringt. Ein Wechsel der Kleidung ist daher auch im Frühjahr durchaus angebracht. Uebrigens verleiht uns auch gegen eine Abkühlung infolge von Durchnässung die Wolle einen wirksamen Schutz. Wolle benetzt sich nicht nur sehr schwer, sondern ihre Härchen bleiben auch elastisch, so daß sie wie Isolierfüßchen die feuchte Kleidung von unsrer Haut abhalten. Wir leiden also unter der Durchfeuchtung viel weniger. Das ist ein weiterer Grund, im Frühjahr zur Unterkleidung Wolle zu wählen.

Aber wer auch eine Durchfeuchtung seiner Kleider ohne Schaden vertragen zu können glaubt, der sollte dann doch wenigstens die Durchnässung der Füße nicht unterschätzen. Wenn man von den Strümpfen, von dem Lederwerk ganz abgesehen, nur sechs Lot Wolle durchnäßt hat, so erfordert das darin enthaltene Wasser so viel Wärme zu seiner Verdunstung, daß man damit mehr als ein ganzes Pfund Eis schmelzen könnte. Diese Thatsache spricht eindringlich für den Wechsel der nassen Fußbekleidung, und sie erklärt zugleich die Erscheinung, warum gerade nasse Füße so leicht die Veranlassung zu einer Erkältung werden.

Bei zahlreichen Personen bilden im Frühjahr die Atmungsorgane den Lieblingssitz einer Erkältung. Ein oft gegebener Ratschlag besagt nun, nicht durch den Mund, sondern durch die Nase zu atmen. Sehr richtig, denn durch die Nasenatmung gelangt die Luft vorgewärmt in die Atmungsorgane und wirkt daher weniger reizend. Aber dieser Rat ist leichter zu erteilen als zu befolgen. Gerade empfindlichere Individuen sollen sich der Nasenatmung befleißigen, aber sie können dies vielfach nur dann, wenn sie eine zweite Vorschrift beachten, nämlich die, nur eine so langsame Gangart anzuschlagen, daß für sie die Nasenatmung möglich ist. Ueberstürzen sie sich, dann werden sie früher oder später gezwungen, durch den Mund zu atmen, und damit werden sie wiederum von der Erkältungsgefahr bedroht. Für sie also muß die alte Landwehrlosung gelten: immer langsam voran!

Endlich sind die klimatischen Verhältnisse im Frühjahr keineswegs geeignet, mit dem ersten wärmeren Sonnenschein sogleich die bisherige Heizung der Wohnung abzubrechen. Eine ganz falsche Sparsamkeit! Denn die Temperatur der Zimmerluft steht nicht auf gleicher Höhe mit derjenigen der Außenluft. Unterbleibt die Heizung, so kühlen sich die Wände sehr schnell ab, und sie entziehen dann der in das Zimmer eindringenden Luft ein erhebliches Wärmequantum. Die Zimmertemperatur ist daher nicht unwesentlich niedriger als die Außentemperatur. Bewegen wir uns im Zimmer, so macht sich dieser Zustand wegen der gesteigerten Wärmeproduktion des Körpers weniger bemerkbar. Wohl aber wirkt er ein, wenn wir längere Zeit sitzen. Denn dann geht die Wärmeproduktion des Körpers zurück, und wir können uns schließlich mitten in unserm Zimmer erkälten. Ein vorzeitiger Abbruch des Heizens ist darum vom Uebel. Selbstverständlich soll hiermit nicht einer Ueberheizung das Wort geredet werden, vielmehr ist auch hier die goldene Mittelstraße die beste.

Die Frühlingslüfterl sind Schelme. Ihnen gegenüber heißt es: Trau, schau wem! Aber trotz ihrer Schattenseiten sollen sie uns doch willkommen sein. Wir müssen nur ihre neckische Eigenart in Betracht ziehen, dann werden wir uns auch ganz gut abfinden mit diesen wahrhaft luftigen Gesellen.





Antal Pollák

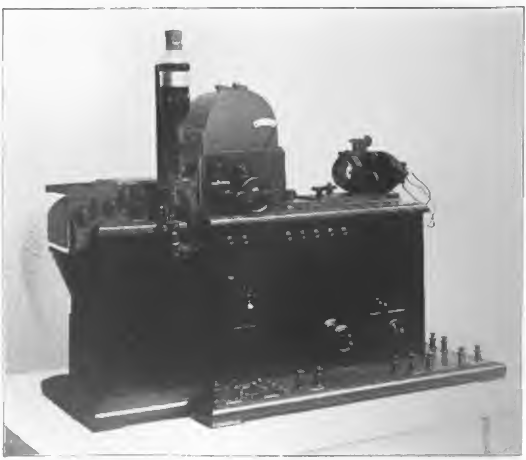
Der Schnelltelegraph von Pollák und Virág.



József Virág

Vor einigen Tagen ist in der Berliner Technischen Hochschule dem deutschen Kaiserpaar der neue Schnelltelegraph von Pollák und Virág vorgeführt worden. Die Erfindung dieses geistreichsten aller Schnelltelegraphensysteme, die in erster Linie dem vor Jahresfrist in dürftigen Verhältnissen in Budapest gestorbenen ungarischen Elektrotechniker Virág zu verdanken ist, hat bereits im Jahre 1900 die berechtigte Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen. Während die bisher bekannten Schnelltelegraphensysteme von Wheatstone und Delany eine theoretische Maximalleistung von 24000 Wörtern in der Stunde aufzuweisen hatten, vermochte das Virág-System bereits in seiner ersten Ausführung 40000 Wörter über eine 600 Kilometer lange Doppelleitung aus Bronzedraht zu befördern; das verbesserte System leistet jetzt im Durchschnitt 50000 Wörter in der Stunde. Die Leistung kann sogar auf 100000 Wörter erhöht werden.

Die Reichstelegraphie hat mit dem Pollák- und Virágschen Schnelltelegraphen bereits vor zwei Jahren umfangreiche Versuche angestellt. Die Versuchsergebnisse waren damals schon recht günstig zu nennen; sie ließen aber doch noch einige Verbesserungen des Systems als wünschenswert erscheinen. Diese Verbesserungen sind inzwischen erfolgt, und nach den jüngsten Versuchen auf der 215 Kilometer langen Linie Pest-Preßburg scheint nunmehr der neue Schnelltelegraph vollständig gebrauchsfertig für den Nachrichtenverkehr zu sein. Bei der Reichstelegraphie finden zurzeit wiederum ausgedehnte Versuche mit dem System auf einer Linie Berlin-Königsberg (Pr.), rund 700 Kilometer, statt.



Empfangsapparat



Schriftprobe

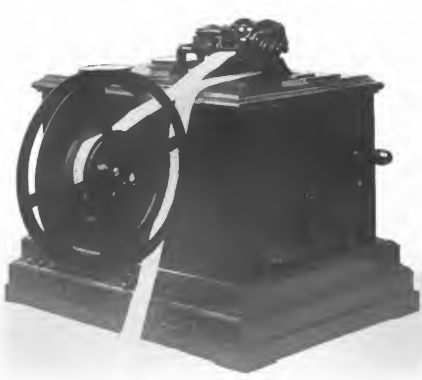
Der neue Schnelltelegraph ist ein telephonischer Lichtpunktschreiber, d. h. ein Apparat, bei dem die Bewegungen einer Telephonmembran mittels Spiegelübertragung einen Lichtpunkt die Telegramme in einer Dunkelkammer auf photographisches Papier aufschreiben lassen.

Die Erfinder gingen beim Aufbau ihres Systems davon aus, daß man mit einem Spiegel einen Sonnenfleck auf der Wand eines Zimmers spielen lassen kann. Man wird daher in gleicher Weise, wie man mit diesem Lichtbild durch geeignete Bewegung des Spiegels beliebige Figuren oder Schriftzüge auf die Wand zeichnen kann, auch mittels einer passenden Lichtquelle in einer Dunkelkammer solche Schriftzeichen auf lichtempfindlichem Papier niederschreiben und durch einen photographischen Entwickler sichtbar machen können. Für eine solche lichtelektrische Telegraphie würde es also nur nötig sein, von der Senderstation aus mit Hilfe des elektrischen Stromes einen kleinen Spiegel in Bewegung zu setzen, der einen Lichtpunkt in eine Dunkelkammer wirft und in dieser auf lichtempfindlichem Papier dann das übermittelte Telegramm aufschreibt. Das Telegramm wird erst durch die photographische Entwicklung sichtbar.

Das Pollák-Virág-System benutzt in dieser Weise eine bewegliche Lichtquelle und einen beweglichen kleinen Spiegel. Die Lichtquelle ist in dem Empfangsapparat (vergleiche Abbildung) so angeordnet, daß sie eine und dieselbe geradlinige Strecke in der gleichen Richtung immer aufs neue durchläuft. Das Spiegelbild der Lichtquelle bildet den Schreibpunkt. Er erscheint auf dem lichtempfindlichen Papier, wenn sich dieses quer zur Zeile fort bewegt, als eine Aufeinanderfolge von schrägen Linien. Zu dieser wiederkehrenden geradlinigen Bewegung des Lichtpunktes treten die Bewegungen des Spiegels hinzu, und durch das Zusammenwirken beider Bewegungen wird, während der Schreibpunkt die Zeilenlinien zieht, gleichzeitig von ihm auch die Schrift erzeugt.

Die bewegliche Lichtquelle wird durch den Faden einer Glühlampe dargestellt, von dem jedoch immer nur ein Punkt auf den Spiegel fällt. Damit dieser Punkt wiederkehrend dieselbe geradlinige Bahn durchwandert und dementsprechend den Schreibpunkt auf dem lichtempfindlichen Papier in Zeilen laufen läßt, ist ein Schirm mit einem zum Glühfaden senkrecht stehenden schmalen Schlitz vor den Faden gesetzt. Der Schirm hat die Gestalt einer Trommel, in die der Schlitz schraubenförmig eingeschnitten ist. Bei der Drehung der Trommel schreitet der Lichtpunkt von der einen Seite nach der andern fort. Die eingeschlitzte Spirale ist so weit über den Trommelumfang geführt, daß, bevor noch der aus dem Schlitz hervorscheinende Lichtpunkt das Ende seiner Bahn ganz erreicht hat, er sofort am andern Ende den Lauf wieder beginnt.

Zur Erzeugung der eigentlichen Schrift durch die Spiegelbewegung dienen zwei Telephone. Diese sind nebeneinander angeordnet und so mit dem Spiegelchen verbunden, daß das eine Telephon senkrechte und das andre wagerechte Drehungen des Spiegelchens und damit entsprechende Ausschläge des sonst geradlinig fortschreitenden Schreibpunktes erzeugt. Das Spiegelchen ist zu diesem Zwecke mit seiner mit Eisen bespannten Rückenfläche nach Art eines Ankers auf drei magnetische Spitzen aufgelegt, von denen eine feststeht und die beiden



Senderapparat

andern mit den Telephonmembranen durch Stäbchen so verbunden sind, daß sie genau deren Bewegungen wiedergeben. Ein Schwingen des Spiegels um seine wagerechte Achse bringt ein Schreiben des Lichtpunktes in aufrechten Zügen, ein Schwingen um die senkrechte Drehachse dagegen ein wagerechtes Verschieben oder Verdrücken der aufrechten Schriftzüge hervor. Beide Bewegungen vereinigt erzeugen als Resultierende die durch die abgebildete Schriftprobe dargestellte lateinische Buchstabenschrift des Systems. Die den Schriftzügen entsprechenden Schwingungen der beiden Telephonmembranen werden durch entsprechend abgestimmte Stromstöße hervorgerufen, die von der Senderstation in die Leitung geschickt werden.



Gelochter Senderstreifen für das Schnelltelegraphieren

Das Schreiben des Lichtpunktes auf dem lichtempfindlichen Papierband kann man durch eine rot abgeblendete Oeffnung der Dunkelkammer in einem kleinen Spiegel als Flammenschrift deutlich verfolgen. Es ist indessen merkwürdig, daß man nicht wie beim gewöhnlichen Schreiben Wort für Wort mitlesen kann, sondern infolge der außerordentlichen Schnelligkeit dieses telegraphischen Schreibens nur immer zu gleicher Zeit eine aus dem Zusammenhang herausgerissene Silben- oder Wortgruppe, die für einen Augenblick stehen zu bleiben scheint, mit dem Auge erhascht. Die Erklärung für diese Wahrnehmung beruht darin, daß derartige Lichteindrücke eine bestimmte Zeit, vielleicht eine halbe Sekunde, im Auge haften bleiben. Nachdem der Lichtpunkt seine Arbeit gethan hat, wird das Telegramm selbstthätig durch einen mit dem Empfänger vereinigten photographischen Entwickler gezogen; es kommt wenige Sekunden nach der Aufnahme vollständig fertig aus dem Apparat. Wenn man beim Hineinsehen in die rotabgeblendete Oeffnung bemerkt, daß der Lichtpunkt nur noch leere Zeilen schreibt, so ist das ein Zeichen, daß die Telegrammbeförderung beendet ist. Es wird dann mit einer Schere das photographische Papierband abgeschnitten und damit der Empfangsapparat still gestellt. Nur der abgeschnittene Teil des Papierbandes durchläuft noch die photographischen Bäder.

Der Senderapparat (vergl. Abbildung) besteht im wesentlichen aus einer Walze, die aus sechs voneinander isolierten Metallscheiben zusammengesetzt ist, und auf der ein mit zahlreichen Durchlochungen versehenes Papierband — der Senderstreifen — über zwei metallenen Kontaktbürsten mittels eines durch einen kleinen Elektromotor getriebenen Räderwerkes hindurchgezogen wird. An den Metallscheiben liegen sechs verschiedene Stromquellen I—VI, von denen II und III sowie IV und V gleiche Spannung, aber entgegengesetzte Polarität haben, während I die doppelte Spannung von II, und VI die doppelte Spannung von V hat. Das Papierband zwischen den Metallscheiben und den Bürsten hält erstere von letzteren so lange elektrisch getrennt, bis durch die Lochungen des Papierstreifens hindurch Stromschluß eintritt. Um den Stromstößen verschiedene Dauer und dadurch den Telephonmembranen entsprechend verschiedene Ausschläge zu geben, erhalten die Lochungen des Papierstreifens verschiedene Größen. Die von der einen Kontaktbürste versandten Ströme wirken auf das eine Telephon, die von der andern ausgehenden auf das zweite. Um die störenden Wirkungen der Eigenschwingungen der Telephonmembranen zu beseitigen, ist den Stromstößen eine etwas kürzere Dauer gegeben als diesen Membranschwingungen. Damit aber dann der Stromstoß doch erst in dem Augenblick aufhört, in dem sich die Telephonmembran am nächsten zu ihrer Ruhelage befindet, werden parallel zu den Telephonen Kondensatoren eingeschaltet. Während der Dauer eines Stromstoßes wird der Kondensator des betreffenden Telephons geladen. Nach Unterbrechung des Stromes entladet er sich in die Telephonspule und verlängert dadurch die Wirkung des Stromstoßes. Die Kapazität des Kondensators muß also so reguliert werden, daß die Telephonmembran ohne Nachschwingungen in die Ruhelage zurückkehrt. Den störenden Einfluß der Kapazität langer Luftleitungen beseitigen die Erfinder durch Einschaltung von Selbstinduktionsrollen.

Die Herstellung der gelochten Senderstreifen geschieht mit Perforiermaschinen (vergl. Abbildung), die wie gewöhnliche Schreibmaschinen gehandhabt werden. Um einen Virágschen Schnelltelegraphen dauernd zu beschäftigen, müssen etwa 30 Perforiermaschinen arbeiten.



Streifenlochmaschine

Der neue Schnelltelegraph bietet u. a. auch den großen Vorteil, daß die Herstellung des Telegramms außer Zusammenhang mit der Telegraphenleitung erfolgt. Das Publikum kann sich, da die Bedienung der Perforiermaschinen recht einfach ist, das Telegramm

also in Lochschrift selbst herstellen und braucht dann nur den betreffenden Lochstreifen auf der Telegraphenstation abzugeben. Man könnte daher bei Verwendung dieser Telegraphen auch die Telegraphengebühren nach Längeneinheiten des Lochstreifens bemessen. Es ist das ein Ziel, das für die Telegraphie der Zukunft durchaus erstrebenswert erscheint. Ob auf diesem Wege mit dem Pollák-Virágschen Telegraphen ein Stück vorwärts gethan werden kann, dürften die bei der Reichstelegraphie bevorstehenden größeren praktischen Versuche ergeben; hier wird das neue Schnelltelegraphensystem seine Feuerprobe zu bestehen haben. Von außerordentlicher Bedeutung würde es sein, wenn es möglich wäre, mit dem System Kabelleitungen zu betreiben. Dies ist bis jetzt noch nicht der Fall; die stromverzögernde Wirkung der elektrischen Kapazität der Kabel ist das Hindernis. Vielleicht gelingt es jedoch auch hier unter Zuhilfenahme der neuen Pupintheorie (vergl. Ozeantelephonie in Heft 6) die schädlichen Wirkungen der Kapazität der Kabel zu beseitigen.

Otto Jentsch

Mädchengymnasien und Gymnasialkurse

Von

Frau J. Kettler

Die Sache der gymnasialen Frauenbildung in Deutschland befindet sich zurzeit in einer schweren Krise. Noch kein Jahrzehnt ist seit Einführung des Anfangs gymnasialer Schulung der Frau vergangen, und schon sind feindliche Kräfte am Werk, der Entwicklung des hoffnungsvoll Begonnenen einen Riegel vorzuschieben, den Ausbau der bestehenden „Gymnasialkurse für Mädchen“ zu Vollgymnasien dadurch unmöglich zu machen, daß sie diese Kurse mit höheren Töchterschulen zu verbinden und so die Schaffung eines gymnasialen Unterbaus zu verhindern suchen.

Am 16. September 1893 wurde zu Karlsruhe vom Verein Frauenbildungsreform das erste deutsche Mädchengymnasium eröffnet und damit der erste Schritt gethan in einer Reform, deren Folgen für die deutschen Frauen von großer Bedeutung sind. Ein halbes Jahr später gründete Berlin seine Gymnasialkurse für Frauen; wieder ein halbes Jahr später folgte Leipzig. Dann tauchten nach und nach in verschiedenen deutschen Großstädten ebenfalls gymnasiale Kurse auf, unter ihnen 1899 die zweite Schule des Vereins Frauenbildungsreform, das Mädchengymnasium zu Hannover. Den beiden von diesem Vereine geschaffenen Schulen dürfte ein besonderes Interesse entgegenzubringen sein, nicht nur, weil die Eröffnung des Karlsruher Mädchengymnasiums die Bahn überhaupt erst freigemacht und so das Beispiel für alle späteren ähnlichen Institutionen gegeben hat, sondern auch deshalb, weil bei Gründung sowohl dieser Schule wie der hannoverschen nachdrücklich von den Gründern proklamiert wurde, daß beide Anstalten einzig als Anfänge vollständiger Mädchengymnasien geplant seien und daher zu solchen Vollgymnasien ausgebaut werden sollten, sobald die Umstände das gestatten würden. Ein Prinzip, das weder bei der Gründung der Berliner noch bei der der Leipziger Gymnasialkurse zum Ausdruck gebracht wurde.

Die Schule in Karlsruhe nun wurde 1897 von der Stadt übernommen und hierbei aus Sparsamkeitsrücksichten mit der städtischen höheren Mädchenschule verbunden. Damit wurde sie an ihrem Ausbau zu dem von den Gründern beabsichtigten Vollgymnasium verhindert. Der hannoverschen Schule dagegen erwuchs diese Hinderung gemeinsam mit den andern preußischen Gymnasialkursen aus dem gegenwärtig noch bei den maßgebenden Behörden obwaltenden Bestreben, einen logischen Abschluß der die höhere Frauenbildung betreffenden Reformen nach Möglichkeit hintanzuhalten. So ist es gekommen, daß selbst diese beiden ausdrücklich als Anfänge vollständiger Mädchengymnasien gegründeten Schulen ihr ursprüngliches Ziel bisher nicht erreicht haben, daß selbst sie heute noch Gymnasialkurse von sechs- oder fünfjähriger Dauer sind, und daß, da bis jetzt auch in keinem andern deutschen Staate Vollgymnasien für Mädchen existieren, unsern Töchtern eine gründliche, d. h. eine ungekürzte gymnasiale Schulung verwehrt ist, natürlich von den relativ seltenen Fällen abgesehen, wo der Weg kostspieligen Privatunterrichts nicht gescheut zu werden braucht.

Da die Karlsruher Schule, wie gesagt, nicht aus Prinzip, sondern aus praktischen Rücksichten das von ihren Gründern vorgeschriebene Ziel nicht erreicht hat, so kommt sie hier, wo es sich allein um dieses Prinzip handelt, nicht weiter in Betracht. Dagegen dürfte es sich verlohnen, den Motiven näherzutreten, die die hannoversche Schule in ihrem Ausbau gehemmt haben und überhaupt in Preußen der systematischen Entwicklung gymnasialer Frauenbildung hinderlich sind. Es dürfte sich verlohnen, zu fragen: „Worauf stützt die Staatsbehörde ihre bis heute bewiesene Abneigung, den Ausbau der bestehenden Gymnasialkurse zu vollständigen Mädchengymnasien, die Neugründung solcher Vollgymnasien zu gestatten?“ Oder noch präziser ließe die Frage sich fassen: „Wenn ziemlich allgemein anerkannt wird, sogar vom Staate selbst, daß manche Frauen ebenso wie Männer studierter Berufe bedürfen, und daß die Gesellschaft studierter Frauen bedarf, z. B. der Aerztinnen; wenn ferner anerkannt wird, daß solche Frauen ebenso wie Männer zur Vorbereitung für diese studierten Berufe der Universitätsstudien bedürfen — wie kommt man dann darauf, *nicht* anzuerkennen, daß sie auch ebenso wie Männer zur Vorbereitung für diese Universitätsstudien vollständiger Gymnasien bedürfen? Wenn für einen studierten Beruf kein Mann den Unterricht einer höheren Töchterschule braucht, wie kommt es dann, daß die Frau für diesen selben Beruf diesen Unterricht dringend braucht, so dringend, daß man sie zwingt, erst eine höhere Töchterschule

zu absolvieren oder doch fast zu absolvieren, ehe man ihr Gymnasialunterricht zu teil werden läßt?" Und andrerseits: „Wenn der Mann zur Vorbereitung für sein Universitätsstudium neun Jahre Gymnasialunterricht braucht, wie kommt es dann, daß die Frau zur Vorbereitung für ganz dasselbe Studium nur fünf oder sechs Jahre Gymnasialunterricht braucht?" Mit einem Wort: „Wie kommt man darauf, anzunehmen, daß sie diese Vorbereitung statt auf solchen vollständigen Gymnasien auf höheren Töchterschulen und Gymnasialkursen sich erwerben könne?"

Will man vielleicht, daß die Frau in ihr Studium und in ihren Beruf schlechter vorbereitet eintrete als der Mann? Das kann nicht sein, denn man stellt ja an ihr Abiturium dieselben Ansprüche wie an das seine, und man hat ja für ein und denselben Beruf nicht etwa zweierlei Prüfungen eingerichtet, schwere für Männer und leichtere für Frauen. Oder erachtet man die Anstrengung vollständigen Gymnasialunterrichts als zu groß für die Frau? Das kann auch nicht sein, denn die Ausbildung, die man ihr statt dessen giebt und die von ihr nicht allein fordert, daß sie Bruchstücke zweier ganz verschiedener Schularten in sich verarbeite und zu einem „harmonischen Ganzen" verschmelze, sondern obendrein, daß sie das Gymnasialpensum von neun Jahren in sechs, sogar in fünf Jahren bewältige, ist ja noch viel anstrengender.

Oder meint man, eine Tochter dürfe erst dann Gymnasialunterricht erhalten, wenn sich schon beurteilen läßt, ob sie sich später zum Studium eignen werde, erst dann also, wenn sie fast erwachsen ist? Das kann ebenfalls nicht sein, denn Gymnasialschulung ist doch nicht nur zur Vorbereitung für das Universitätsstudium da, sondern auch zum Zweck der Allgemeinbildung von Nutzen, könnte also auch einer Tochter, die etwa von dem anfänglich beabsichtigten Studium später absehen sollte, ebenso gut verschafft werden, wie unter den gleichen Umständen einem Sohne. Ganz zu schweigen von denjenigen Schülerinnen, die überhaupt nicht studieren, vielmehr von vornherein nur zum Zweck ihrer Allgemeinbildung Gymnasialschulung erhalten sollen.

Oder glaubt man, es wäre thöricht, für Mädchen heute noch einen Unterricht neu einzuführen, der nach dem Urteil vieler Fachleute reformbedürftig ist? Das kann ebensowenig der Fall sein, denn ein Unterricht, der erst nach dem Lehrplan der höheren Töchterschule erteilt wird und dann nach dem Lehrplan des Knabengymnasiums, muß doch noch viel reformbedürftiger sein als systematischer, in der untersten Klasse beginnender Gymnasialunterricht.

Oder — die Möglichkeit giebt es ja auch noch — ist man vielleicht der Ansicht, daß die Frau dem Manne von Natur geistig so untergeordnet sei, daß es sich überhaupt nicht verlohne und niemals verlohnen könne, ihr die heute erreichbare beste Bildung zu ermöglichen, daß man demnach das einzig Richtige thue, wenn man ihr das, was sie zu ihrem Studium und Beruf nun einmal unumgänglich braucht, nur in knappstem Maße verschafft? Das allerdings könnte sein, denn dieser Glaube an die geistige Inferiorität der Frau ist thatsächlich sehr verbreitet. Man hat schon seit alters sich viel zu schaffen gemacht mit Konstatierung der Verschiedenheit männlicher und weiblicher Intelligenz, und besonders, wenn es sich darum handelte, die Bildung der Frau zu verbessern, hat man die Nutzlosigkeit der auf solche Verbesserung zielenden Bestrebungen damit zu erweisen geglaubt, daß man die in die Augen fallende Verschiedenheit der geistigen Leistungen beider Geschlechter hervorhob. Ja, wenn darüber debattiert wurde, ob der Frau Gymnasialbildung zu verschaffen sei, nahm man die Resultate ihrer Töchterschulbildung, zeigte mit dem Finger darauf und sagte: „Ihr seht ja selbst, daß es sich nicht verlohnen würde!"

Und diese Beweisführung ist selbst heute noch keineswegs ausgestorben. Man sagte früher: „Schon der Instinkt der kleinen Mädchen und Knaben ist ein grundverschiedener; das erkennt man schon daraus, daß die kleinen Mädchen mit Puppen spielen, die kleinen Knaben aber mit Soldaten, Kanonen und Pferden." Und noch heute sagt man: „Die Intelligenz von Männern und Frauen ist eine grundverschiedene; das erkennt man schon daraus, daß Männer auf geistigem Gebiete weit mehr leisten als Frauen." Man ist also auf dem früheren Standpunkt so ziemlich stehen geblieben. Die einfache Logik, daß kleine Mädchen mit Puppen spielen und nicht mit Soldaten, Kanonen und Pferden, weil man ihnen eben Puppen zum Spielen giebt, Soldaten u. s. w. aber nicht, und daß Frauen nicht leisten, was Männer leisten, weil man ihnen höhere Töchterschulen zum Lernen gegeben hat, Gymnasien und Universitäten dagegen nicht, diese einfache Logik wird nicht beachtet. Und obgleich man heute noch gar nicht wissen kann, wie Frauen sich bei vollständiger Gymnasialschulung entwickeln werden, bei dieser Schulung, die für sie noch gar nicht existiert, so rechnet man trotzdem mit den möglichen üblen Folgen dieser noch nicht existierenden Schulung wie mit einer feststehenden Thatsache. Und Bücher und Broschüren sind in die Welt gesandt mit tiefsinnigen Schlüssen aus dieser „Thatsache", und zwar in solcher Zahl, in solchen ganzen Stößen von Exemplaren, daß man daraus eine hohe Mauer aufführen könnte, eine ganze chinesische Mauer von Vorurteilen gegen den natürlichen Intellekt der Frau. Und erst jetzt und nur schwer vermag sich die Forderung Gehör zu verschaffen, aber im Namen des gesunden Menschenverstandes. Wenn ihr wissen wollt, ob die Frau dem Manne geistig inferior ist oder nicht, ob sie daher wie er volle Gymnasialbildung verträgt oder nicht — so untersucht das doch einfach!

Es dürfte wohl nicht zu bezweifeln sein, daß ein enger Zusammenhang bestehen muß zwischen den geistigen Leistungen der Geschlechter und der Art, wie sie dazu herangebildet werden. Wenigstens dürfte man erst dann berechtigt sein, die Verschiedenheit dieser Leistungen einzig den natürlichen Anlagen beider auf das Konto zu setzen — nicht aber auch zu einem sehr wesentlichen Teile der verschiedenen Entwicklung, die man diesen Anlagen gegeben hat —, wenn entweder der Mann schon bewiesen hätte, daß er auch auf höheren Töchterschulen seine heutige Bildung zu erwerben vermöchte, oder aber, wenn die Frau schon bewiesen hätte, daß sie auch auf Gymnasien und Universitäten nur ihre Töchterschulbildung zu erlangen im stande wäre. Bis heute jedoch haben diese Beweise nicht erbracht werden können, weil es eben am Untersuchungsmaterial hierfür gefehlt hat: an der gleichen Schulung für beide Geschlechter.

Da nun die Untersuchung darüber, mit welchem Erfolge Knaben die Bildung höherer Töchterschulen sich anzueignen vermöchten, auch künftig nicht wohl angestellt werden dürfte, so bleibt zur Ermittlung des erwähnten unentbehrlichen Beweises nur der andre Weg: die Untersuchung darüber, mit welchem Erfolge Mädchen Gymnasial- und Universitätsbildung sich anzueignen vermögen. Dem Manne könnte ja solche Untersuchung selbstverständlich nur sehr angenehm sein, ihm, der sich ja der Frau so bedeutend überlegen fühlt, der also nicht fürchten kann, bei einer derartigen Untersuchung das geringste zu riskieren. Aber nicht allein das, er müßte sie eigentlich direkt fordern — vorausgesetzt, daß ihm, wie wir doch annehmen müssen, daran gelegen ist, die Inferiorität der Frau nicht nur behaupten, sondern positiv beweisen zu können — er müßte diese Untersuchung eigentlich direkt fordern. Denn wenn sie für die Frau ungünstig ausfallen sollte — woran er ja nicht zweifeln wird —, so wäre diese ja mit ihrer Ansicht, daß sie „eventuell" dasselbe zu leisten vermöchte wie er, glänzend ad absurdum geführt, und ihren heute noch erhobenen Ansprüchen, als dem Manne ebenbürtig behandelt zu werden, wäre damit jeder Zollbreit Boden entzogen. Und das ist doch gerade das, was allen Gegnern dieser Ansprüche hoch willkommen sein müßte. Also kann auch die Annahme von der geistigen Inferiorität der Frau, diese Annahme, die nur ein Grund sein könnte, die Bildung des Mannes auch für die Frau zu fordern, kein Grund sein, ihr diese Bildung zu verweigern.

Ja, wir vermögen keinen wirklich triftigen Grund gegen die Gewährung voller, unverkürzter Gymnasialschulung der Frau zu entdecken. Die meisten Einwände, die gegen die Forderung dieser Schulung erhoben werden, sind schon kurzerhand durch die Thatsachen zu widerlegen. Und der ehrwürdig alte und doch immer wieder neue, der von Generation auf Generation vererbte Einwand der geistigen Inferiorität der Frau, diese pièce de résistance in der Beweisführung enragierter Gegner der Frauenbewegung, verwandelt sich gar unter den Händen in sein Gegenteil: gerade er gestaltet sich bei näherer Betrachtung zum zwingendsten aller Gründe für diese Forderung.

Wie man die volle gymnasiale Frauenschulung also auch betrachten mag, ob als Freund oder als Gegner — ob als Freund ihrer selbst wegen, ob als Gegner jener Resultate wegen, die man erhofft, um aus ihnen die Inferiorität der Frau beweisen zu können und damit die Nutzlosigkeit einer solchen Schulung — gleichviel: man braucht diese Schulung auf jeden Fall. Sicherlich ein sehr günstiger Umstand für die Frau, der es mit sich bringt, daß nicht nur die Freunde ihrer Forderung diese unterstützen müssen, sondern mindestens ebensosehr deren Gegner; wenigstens dann, wenn sie ehrliche Gegner sein wollen, ernst zu nehmende Gegner, die sich zu gut dünken, da mit unbewiesenen Behauptungen zu kämpfen, wo sie Beweise haben können.

Was bleibt uns nach all diesem noch über die Behörde zu sagen? Sehr wenig, will uns scheinen. Mag sie sich bei ihren Verfügungen auf Seite der Freunde oder auf Seite der Gegner voller Gymnasialschulung der Frau stellen: in beiden Fällen bleibt ihr, wie gezeigt, nur übrig, eben diese Schulung zu ermöglichen, d. h. den Ausbau der heutigen Gymnasialkurse zu vollständigen Mädchengymnasien und die Neugründung von Vollanstalten zu gestatten und damit den genannten reaktionären Bestrebungen jeden Boden abzugraben. Man müßte sonst annehmen — wovon natürlich nicht die Rede sein kann —, daß ihr weniger als diesen Freunden und Gegnern daran gelegen sei, die positiven Beweise erbracht zu sehen, auf die eine Parteinahme fester und würdiger sich zu stützen vermag als auf bloße Behauptungen.

Es ist nicht zu befürchten, daß die Regierung auf die Dauer sollte hindern wollen, was nicht zu verhindern ist. Auch die abweisendste Behörde könnte nicht auf die Dauer in Preußen eine Schulart bestehen lassen, die mit ihrer Mischung von höherer Töchterschule mit Knabengymnasium „nicht Fisch, nicht Fleisch" ist. Sie könnte nicht bis in alle Ewigkeit hin und her tasten, ob nicht hier noch irgendwo eine Thür zu verbarrikadieren wäre oder da eine Barriere vorgelegt werden könnte, ob zum wenigsten nicht hohe Zäune und Warnungstafeln anzubringen sein dürften gegen die hereinbrechende Flut der Zeit. Als ob man dem, was kommen muß, einfach Halt gebieten könnte, so, als handelte sich's um Dinge, die thörichte Leute forcieren wollen!

Man bedenke: es würde so wenig kosten, dem gerechten Verlangen der Frau gerecht zu werden: nichts als ein wenig Konsequenz, nichts als den guten Willen, da, wo man ja doch schon einmal a gesagt hat, auch b zu sagen, wo man ja doch schon einmal den Anfang gymnasialer Schulung gestattet hat, auch ihre Vollendung zu gewähren. Vielleicht ist niemals die Gelegenheit, Lorbeeren zu erringen, für einen Unterrichtsminister günstiger gewesen als jetzt.



Ein Handel

Novelle

von

Ida Boy-Ed

Es war abgegessen, und die beiden Mädchen nahmen Schüssel und Zinnlöffel mit hinaus, da sie nun gingen. Die kleine Petroleumlampe, die nur gerade die Platte des Holztisches erhellte, blieb darauf stehen. Lena schob den Rollstuhl, in dem ihre Mutter saß, aus dem Bereich des Lichtes in die Nähe des braunen, breiten, niedrigen Kachelofens.

Dort, im Halbdunkel, mochte die Frau gern sitzen und stricken und denken. Durch ihren scharfen und wachen Geist gingen dann die Geschäfte und Arbeiten von heute und morgen. Sie bedachte die Nützlichkeit des Geschehenen und die beste Art des Vorzunehmenden.

Auch Lena nahm ihr Strickzeug und setzte sich auf die Ofenbank. Aber sie hielt die Arbeit noch unaufgewickelt im Schoß. Mit ängstlichen Blicken sah sie zu Momme, dem Großknecht, hinüber, der an der andern Zimmerwand saß. Auch auf ihn fiel nur spärliches Licht. Aber doch sah Lena, wie seine Augen funkelten und was für ein böser, bitterer Zug auf seinem weißen, bartlosen Gesichte war.

Er saß rittlings auf einem der braunen Stühle, seine Hände falteten sich auf der Lehne, gerade oberhalb der beiden Rosen, die gelb und rosa auf die Rückseite des Stuhles gemalt waren.

Unfern neben ihm in der Wand war das Alkovenbett der Mutter; ein blau- und weißgewürfelter Leinenvorhang hing gekraust davor, er bildete mitten auf der braunen, getäfelten Wand einen hellen, großen, länglich viereckigen Fleck.

Es waren nicht viel Möbel im Zimmer: zwei Truhen, ein paar Stühle noch außer dem Eßtisch, und alle mit Rosen, Buchstaben und Jahreszahlen in gefälliger Gruppierung bemalt. Auf den Farben aber lag die graue Fahlheit des Alters. Zwischen den beiden niedrigen, breiten Fenstern stand ein einfaches Pult. Da saß Frau Metta Albers viel am Tage und rechnete und schrieb. Jetzt stand die Nacht draußen und ließ die unverhüllten Scheiben schwarz-blank scheinen.

Das Bild des Zimmers spiegelte sich in ihnen wider, vielfach unterbrochen durch die dünnen Holzstäbe, die jedes Fenster in zwölf kleine Scheibchen teilten. Und über dies Bild hin ging immerfort eine sonderbare Bewegung, so als stehe es in Schwanken, als führen auslöschende Wasserrinnsale bald da, bald dort darüber hin.

Der Regen schlug in schwerem Fall gegen die Scheiben, der Wind, der stoßweise durch ihn hinsauste, gab den Tropfen willkürliche Richtung.

Im Zimmer sprach niemand. Man hörte den brausenden Wind, das Niederpladdern der Nässe und das Rauschen eines starken Wasserstrahles. Im dicken Polster des mächtigen Strohdaches, dessen rauhbewimperter Rand bis dicht über die Stubenfenster sich herabsenkte, mußte sich eine Rinne gebildet haben; aus ihr floß nun die Wassertraufe herab, gerade vor dem einen Fenster.

Mit Unbehagen hörte die Frau darauf.

Draußen auf der Diele rührte sich allerlei. Am Herde kramten die Mädchen mit Geschirr und plauderten. Von hinten her, wo sich die Tenne mit den Verschlägen für die Kühe an den vorderen Wohnteil des Hauses anschloß, klang das Rasseln von Ketten und das dumpfe Rumoren der unruhigen Tiere; der Jungknecht pfiff bei seiner Arbeit. Die drei in der Stube wußten, was das für eine war. Er schirrte die Pferde an den Ackerwagen, der fertig mit Säcken voll Sand beladen auf der Tenne stand. Momme, der Großknecht, hatte diese Nacht Deichwache. Das Hochwasser drohte, und die gewaltigen schmutziggelben Wasser, die sich vom Oberland her in der Elbe meerwärts wälzten, schwollen auch in alle ihre Nebenarme hinein. In der Dove-Elbe flutete es in ungeheurem Schwall. In jeden kleinen Kanal drang es und ließ seinen Wasserspiegel wachsen.

Und das Wasser wächst so rätselhaft. Man sieht es nicht kommen, wie am Meer. Es scheint von unten heraufzusteigen. Es ist, als sei in den Untergründen eine stille, stetige Macht am Werk und schraube ungeheure Platten höher und höher. Und auf ihnen, mit ihnen steigen die Wasser.

In den Landschaften der Vierländer Marsch waren die Bewohner zur Deichwacht aufgerufen. Denn das Hochwasser nagte an den Fundamenten der Deiche.

Frau Metta Albers dachte bei solchem Wetter sonst immer an das große Erlebnis ihrer Kindheit, den Deichbruch Ende der fünfziger Jahre. Sie wohnte mit ihren Eltern hinter dem Kurfürstendeich, und damals hatten sie sich auf den Heuboden flüchten müssen und zwölf Stunden dort für ihr Leben gezittert, indes unten im Haus durch Stube und Tenne still die Flut sich wiegte und das ertrunkene Vieh darauf schwamm, gegen die Wände gestoßen, bis eine Welle zufällig es hinaustrug in die großen Wasser. Frau Metta erzählte alle ihre Eindrücke von damals immer wieder, wenn im Februar oder März die großen Tauwassermengen kamen und ihre Erinnerungen lebendig machten. Sie sprach dann gern davon, wie viel anders jetzt der Deichbau in stand gehalten werde und daß solches Unglück wohl nie mehr vorkommen könne. Aber daß die Einrichtung der Deichwache fortbestehe, sei doch gut.

Heute abend aber waren ihre Gedanken zu sehr mit einer gegenwärtigen Sorge beschäftigt.

Nur die abscheuliche Traufe, die sich da gebildet hatte und plätschernde Wasserstrahlen herabfallen ließ, lenkte sie endlich ab. Gerade wollte sie sagen, daß es morgen früh das erste sein müsse, nach dem Schaden zu sehen, als der bleiche Mann mit den funkelnden Augen sich erhob.

Er war so groß, so mächtig und wohlgebaut, daß Lena sich ganz scheu und klein neben ihm vorkam.



Möwenfütterung am Jungfernstieg in Hamburg

Nach einer Zeichnung von C. Arriens (Text S. 378)

„Das soll Ihr letztes Wort sein?“ fragte er und trat vor die Frau hin.

Ruhig und fest sah sie zu ihm auf. Ihr kluges Gesicht, eng von der schwarzen, das ganze Haar verdeckenden glatten Haube umschlossen, machte den Eindruck der vollkommensten Entschlossenheit.

Und Momme kannte die Frau, bei der er seit ihres Mannes Tod, seit einem halben Jahr, als Oberknecht in Diensten war: ihr Wille, einmal kundgegeben, blieb unbeugsam. Sie sprach ihn nur nach langer, klarer Ueberlegung aus.

„Es muß wohl das letzte Wort sein,“ wiederholte sie.

„Und Lena! Wo sie mich doch will! Und keinen lieber hat als mich?“ fragte er finster weiter.

„Lena muß darüber weg.“

Er sah Lena an. Zitternd, mit leicht geöffnetem Mund saß sie, und ihre Blicke hingen an ihm, als habe er ihr befohlen: sieh nur mich, denke nur mich, fühle nur mich.

Sein heißer Blick wurzelte tief in dem ihren.

„Lena kann nicht darüber weg,“ sprach er langsam.

Und das junge Mädchen schüttelte den Kopf. Nein, das konnte sie nicht. Lieber ins Wasser. Ihn oder keinen!

„Wenn Lena warten will, bis sie mündig ist,“ sagte die Frau leise.

„Gott — Mutter!“ schluchzte Lena auf und hielt ihre Hände vor das Gesicht.

Das that zu weh. Das hatte die Mutter schon einmal gesagt, und das hieß: wenn du ihn dann ohne meinen Segen willst, warte bis dahin, dann zahl' ich dich aus, wie es im Testament bestimmt ist, denn der Hof bleibt mein, ich bin die Haupterbin. So hart war die Mutter, die beste, klügste Frau deichauf, deichab, gerade gegen Momme! Und hatte doch erst gesagt, gleich nach der Testamentseröffnung: wenn du einen tüchtigen Mann bekommst, der dich lieb hat, tret' ich euch den Hof ab.

Und war Momme nicht tüchtig? Die Mutter gab es selbst zu, daß er es war. Und hatte er sie nicht lieb? O, Lena wußte, wie er küssen konnte! So wild, daß ein seltsam heißes, ängstliches Glücksgefühl ihr in der Brust entbrannte.

„Dann gehe ich wohl besser auf der Stelle,“ sprach er hart.

Lena schluchzte lauter auf.

„Daß Sie in diesen Tagen nicht gehen können, wissen Sie. Aber sobald die Wassergefahr vorbei ist und wir keine Deichwache mehr zu stellen haben.“

„Gut.“ Er sah sie drohend an. Er ging hinaus. Und besinnungslos lief Lena ihm nach.

Die Mutter mußte es geschehen lassen. Was kann eine lahme Frau dagegen machen, wenn ihr einziges Kind ins Verderben läuft? Da hinein läuft die Jugend auf zu flinken Füßen.

Zorn und Schmerz packten sie. Anstatt hinterher zu stürzen und dreinzuschlagen, hieß es stillsitzen und denken.

Es war, als habe der Mensch eine unheimliche Gewalt über ihr Kind. Lena war immer eine Stille, Feine gewesen, zierlich und sehr blaß, wie oft die Töchter der schattenreichen, feuchten Marsch. Auch klug und gebildet, wie es der Tochter der reichen Albers zukam, die nicht nur ihren großen Hof mit dem bedeutenden Gemüse- und Fruchtbau besaßen, sondern auch einen Anteil an einer Hamburger Firma, die nach England Obst und Gemüse exportierte. Halb Bauern, halb Kaufleute, wie sie waren, hielten sie dennoch ihr Bauerntum vor allem hoch, und auch ohne die Bitten einer Kommission, die hier einmal für Beibehaltung der alten Tracht gewirkt, würde Frau Albers sich und Lena nie ein städtisches Gewand gestattet haben.

Wie sah auch ihre Lena im faltenreichen Flanellrock, mit dem reich von vielfarbiger Metallstickerei schimmernden Brustlatz und den weißen, umgestülpten Aermeln hübsch aus. Und fast bis zum Rocksaum hingen ihr die braunen, mit buntem Band durchflochtenen Zöpfe. Noch schöner sah sie jetzt aus, wo die Trauer um den toten Vater das Gewand schwarz, die Metallstickerei silbern gebot.

Ja, stolz war Frau Albers auf ihre Tochter, und alles, was an Herz in der willensstarken, geschäftskundigen Frau lebte, gehörte Lena. Dieses warme Herz nun, das für den täglichen Gebrauch vielleicht ein wenig zu tief versteckt war, kehrte sich in feindseligen Vorurteilen gegen Momme.

Beweisen konnte sie ihm nichts. Unredliche Absichten lassen sich eben nicht beweisen. Sie sind noch keine Thaten. Er war fix bei der Arbeit. Auch solid und nüchtern. Wer bewies ihr denn, daß er sich mit dem allem als Schwiegersohn empfehlen wollte? Dennoch glaubte sie das von ihm. Ein schöner Kerl war er auch. Ihr selber war's ja mit sonderbarem Schreck durch die Glieder gegangen, als sie ihn zuerst sah. Und oft beobachtete sie es: es schien allen Frauenzimmern rein unmöglich, ganz unbefangen mit ihm zu reden. Es gab ein verlegenes Kichern oder ein Erröten.

Er schien aber nur Gedanken und Absichten auf Lena zu haben, und vor acht Tagen kam es zur Sprache, daß sie sich einig seien. Seitdem ging der Kampf. Aber Metta Albers blieb fest: mit ihrem Willen und Segen bekam Lena nicht den Mann. Die Mutter hatte einen Glauben: wenn ein Mann der Rechte für mein Kind ist, muß ich ihm auch gut sein; das kann nicht der Rechte sein, gegen den ich so einen Widerwillen habe.

Diese ihre innere Stimme war ihr mehr als alle Beweise.

Und in dem harten Kampf der letzten Woche war ihr Widerwillen beinah bis zum Haß gestiegen. Der Glaube, er ist nicht der Rechte, hatte sich zu der Gewißheit entwickelt: es würde Lenas Unglück sein.

Nun saß sie hier, zornbebend, lahm, hilflos und wußte, daß die beiden sich draußen küßten. Sie fluchte ihrer Lahmheit, die sie ehedem gelassen ertragen. Nur wegen dieses Gebrechens mußte sie nach dem Tod ihres Mannes den Oberknecht halten, nur wegen dieses Gebrechens konnte sie ihn nicht sofort wegschicken, als sie Mißtrauen faßte. Denn solche Art Kräfte sind nicht alle Tage zu finden, und die Wirtschaft draußen brauchte Aufsicht. Und er verstand seine Arbeit. —

Die beiden küßten sich wirklich draußen. Auf der Tenne, über die eine Stalllaterne eine leise hin und her schwankende Lichtscheibe gondeln ließ, standen sie in einer dunkeln Ecke.

Das bebende Mädchen klammert sich an den großen Mann.

„Wir warten,“ flüsterte sie. „Mutter ist so gut. Sie wird andern Sinnes werden, wenn sie sieht, daß ich immer noch will, auch wenn ich mündig bin.“

„Warten — das ist nicht für mich,“ sprach er.

„Aber wir werden sehen ... du hast es in der Hand ... wir sprechen noch davon ... morgen nacht bin ich zu Haus ... Dann findet es sich ... Komm ... ich muß fort jetzt — fort."

Aber er zog sie noch einmal an sich und küßte sie lange, bis all ihr augenblicklicher Jammer in einem brennenden, qualvoll süßen Glücksgefühl unterging.

Das Knarren des großen Einfahrtsthores schreckte sie auf. Heini, der Jungknecht, hatte es geöffnet.

Nun fuhr Momme in die Nacht hinaus. Der Regen wurde vom Winde hereingepeitscht, und Heini mußte alle Kraft anwenden, mit gestemmter Schulter das Thor wieder zuzudrücken.

„Nee — wat'n Weder," sagte er und dachte voll Ungemütlichkeit daran, daß es morgen ihn traf, so in die Nacht hinaus zu müssen.

Lena aber lief mit heißem Kopf und klopfenden Adern wieder in die Stube zurück.

Der große, forschende Blick der Mutter genierte sie so, daß sie in Thränen ausbrach. Mutter sah sie jetzt oft so an ... Lena verstand den Blick nicht.

Die Frau aber dachte, daß dem Manne jedes, auch das häßlichste Mittel recht sein könne, sich Lena und ihren Reichtum zu erringen. Sie zitterte davor, daß ihre Tochter ihr sagen könne: Mutter, ich m u ß ihn heiraten.

Noch war Lena ihr liebes, unschuldiges Kind. Nur erst fieberhaft beunruhigt und blind verliebt. Das spürte ihr sorgenvolles Herz.

„Kind," begann sie.

„Ja, Mutter?" fragte Lena beflissen und liebevoll.

„Wenn ich dich nun fragte: er oder ich?" sprach die Frau leise.

„Sag das nicht, Mutter," jammerte Lena, „was soll ich denn antworten?! Wie kann ich Unfrieden mit dir haben? Wie kann ich von ihm lassen?"

Sie saß und weinte in ihre Schürze hinein.

Die Frau schwieg. Sie wußte es ja, der schöne, große, herrische, heiße Mensch hatte das junge Blut ins Kochen gebracht. Was sollte werden? Wie dies enden? Wer machte Lena wieder still und klar?

So saß sie lange. Und in ihre Gedanken hinein schlich sich allmählich die Aufmerksamkeit auf das Getöse draußen. Rastlos und ungleich schlug der Regen gegen die Fenster. In pfeifenden Tönen fuhr der Sturm vorbei.

Schlimmes Wetter, schlimmes Wetter. Morgen mußte sich der Wind drehen. Denn dieser wilde West trieb die Wasser aus der Elbmündung flußaufwärts, und was aus dem Oberland in sich überstürzenden Mengen herabkam, konnte nicht ins Meer hinaus. Der Wind trotzte entgegen.

Und morgen mußte der Regen aufhören, denn sein Fall vermehrte die Wassermengen.

•

Aber am andern Morgen brauste der Wind noch immer von Westen her. Er schwoll zum Sturme an, und der Regen rauschte in dichterem, größerem Tropfenfall ohne Pause. Grau stand die durchfeuchtete Luft über der verschlammten Erde.

Vom Einfahrtsthore des Bauernhofes bis hinauf zur Deichkrönung war in sanfter Steigerung ein Fahrdamm aufgeschüttet. Seine tiefausgefahrenen Räderspuren wandelten sich in gelbe Wasserbäche, die in stetigem, eiligem Fluß gegen das Haus zu liefen.

Den Frauen im Hause schlich der Morgen hin. Die Tochter hantierte mit den Mädchen auf der Diele am Herde. Die Mutter saß an ihrem Pult vor den Rechnungsbüchern. Zuweilen sah sie auf, hinüber zum Deich. Durch die Kreppschleier des Regens fuhr da manchmal ein Gefährt. Man erkannte nur die Form. Als dunkler Schatten glitt es gespenstisch durch das Grau des dichten Tropfenfalles.

Gegen Mittag erst kam Momme heim. Er war durchnäßt, trotz des Regenrockes. Seine hohen Wasserstiefel von Schlamm beschmutzt. Essen und Schlaf war sein Bedürfnis. Der kurze Bericht, den er brachte, machte alle still.

Ungefähr einen Kilometer deichauf, die dumme Stelle, wo sich diesen Winter bei dem barbarischen Frost die großen Risse gezeigt, die dann beim allzujähen Tauwetter verschwunden waren, die Stelle machte Sorge. Sie war ja vorgemerkt zur gründlichen Sicherung, das Material und die Leute waren ja schon zur Stelle. Nur acht Tage später hätte das Wasser kommen müssen ... kleine acht Tage später. Aber es wurde rasend gearbeitet.

Die Hausbewohner sprachen kaum noch miteinander. Heini ging zur Deichwacht.

In der Tiefe der Tenne und in den Ecken der Diele lauerte nächtliche Dämmerung. Auch in der Stube war es gar nicht ordentlich Tag gewesen.

Früh schon zündete Lena für die Mutter die Lampe an. Auf der Diele die Hängelampe und auf der Tenne die Laterne baumelten beständig leise. Der Wind pfiff herein, und es war so unheimlich, zu sehen, wie der Lichtkreis sich auf dem Estrich immer hin und her schob.

Momme kam wieder aus seiner Kammer. Alle seine Kräfte waren nun frisch und wach. Aus seinen dunkeln Augen sprühten die Blicke lockend und vielsagend über Lena hin.

Er stand am Herde mit ihr und trank den Kaffee, den sie ihm warm gehalten. Nur mit Blicken konnte er zu ihr reden, denn drei Schritte von ihnen saßen auf Schemeln die beiden Mädchen und schnitten Steckrüben in den großen Grapen, der zwischen ihnen auf dem Boden stand.

Und Lena atmete kurz und hatte leuchtende Augen.

Mit einem Male horchten sie alle auf. Wie Schreien und Rufen hatte es durch die Sturmtöne und das Regenrauschen gegellt.

Aber es war schon vorüber. Die beiden Mädchen, gern bereit, einen Augenblick die Arbeit zu verlassen, liefen an das Einfahrtsthor. In seinen mächtigen Flügel eingelassen war eine kleine, zweiteilige Thür für den Personenverkehr. Die Mädchen öffneten deren obere Hälfte und horchten hinaus. Tropfen peitschten ihnen ins Gesicht, der Sturm zerwehte gleich ihr Haar.

Hinten, beim warmen Herd auf der dämmrig traulichen Diele zog Momme rasch Lena an sich.

„Heut abend, wenn Mutter schläft, muß ich dir was sagen. Komm in meine Kammer."

„O Gott — nein. Das darf ich nicht. Mutter schilt."

„Du mußt! Ich will dir sagen, wie wir deine Mutter zwingen können."

Sie zitterte und sah ihn vergehend an. ‚Ja,' schrie alles in ihr, ‚ja'.

Aber sie sah förmlich handgreiflich das kluge, wachsame Gesicht der Mutter, die zu warten schien, was ihre Tochter im stande sei.

„Nein," flüsterte sie, „keine Heimlichkeiten."

Die Mädchen schrieen plötzlich auf und schlugen die Thür zu, sie mit vereinten Kräften verriegelnd.

„Was ist los?“ rief Momme wütend.

„Deichbruch — Deichbruch!“ jammerten die beiden.

Sie hatten oben auf der Deichkrönung Gefährte und Menschen als schwarze Silhouetten durch das tiefe Grau der Regennacht huschen sehen, und der Sturm hatte ihnen den gellenden Ruf zugetragen.

„Ach, Unsinn,“ sagte Momme.

Zugleich schrillte ein Glockenton. Die lahme Frau rief.

Lena und die Mädchen stürzten zu ihr hinein. Momme folgte.

Sie hatte Lärm gehört und den Ruf ... Sie saß blaß wie der Tod, die Hände auf den Armlehnen ihres Stuhles, vorgebeugt, horchend.

Und dies ihr gesammeltes Horchen bezwang alle. Ihrer aller Kraft faßte sich zusammen in dem einen heißen Wunsch: hören.

Geneigten, vorgestreckten Hauptes, mit geöffnetem Munde standen sie — auch ihre Augen schienen zu horchen, den Sinn gewechselt zu haben.

So viele Sekunden lang.

Das Rauschen des Regens klang und das Heulen des Sturmes.

Dann — was war das? ... Getöse auf dem Deich ... vorbei ... Ein hohler Ton, wie der Klang eines Nebelhorns, drang gezogen, anschwellend, dräuend, absterbend durch die Nacht.

Deichbruch! Der Alarmruf sagte es. Deichbruch!

Gott sei den Armen gnädig, die nicht in festgefügtem, stolzragendem Hause sitzen!

Vor dem Feuer kann man fliehen, vor dem Wasser nicht. Mit seinen nassen, weitausgreifenden Armen umschließt es die Niederungen. Und deckt alle Wege zu und steigt und steigt ... schnell, still, ganz still, als wolle es den tobenden Lärm in der Luft verhöhnen: ich mache keinen Spektakel und kann mehr als du ...

Die Frau, an deren Mund und Blicken nun alle hingen, wußte es: nur wehrloses Warten gab es. Nichts andres. Sie konnte denen, die gewohnt waren, sich nach ihren klugen, sicheren Befehlen zu richten, nichts sagen.

Es gab hier nur das eine Wort: Gott sei gnädig!

„Mutter!“ rief Lena, „was sollen wir thun?“

Der erste Gedanke der Bauern war auch Mommes Gedanke.

„Das Vieh,“ sagte er.

„Auf dem Deich, in Sturm und Regen ist es ebenso gefährdet wie im Haus,“ sprach die Frau. „Wir können nichts thun als die Thürschwellen verwahren und hoffen, daß es nicht viel wird.“

Die Mädchen weinten.

„Habt euch nicht,“ sagte die Frau streng, „und wenn wir wirklich ein, zwei Fuß Wasser ins Haus bekommen, das ist noch keine Gefahr.“

Nun arbeiteten sie und rannten mit heißen Köpfen. Was an Sand und Matten und Hölzern im Hause war, stopften sie zwischen Thür und Schwelle, und in den Minuten wurden sie ruhig, und fast schien ihnen das ein lustiger, Abwechslung bringender Spaß.

Momme blickte einmal aus dem Fenster seiner dunkeln Kammer, und da sah er deutlich, ganz deutlich: blank war rings das Land, als läge das Haus mitten auf einer schwarzen Glasplatte ... und er wußte ja, alles Verstopfen war unnütz, war bloß Spiegelfechterei, damit man die Angst ein bißchen verscheuchte.

Aber er sagte nichts. Sie arbeiteten weiter. Auf der Stubenschwelle stand der Stuhl, darin die lahme Frau saß und kommandierte.

Mit einem Male schrieen die Mädchen auf.

Unter dem ganzen Bau von Säcken und Matten und Holz hervor kam ein kleines, dunkles Rinnsal gelaufen, wie ein hurtiges Tierchen schlängelte es sich ins Haus herein, wurde breiter, blinkte im Lichtkreis auf ... wuchs ... schnell ... schnell ...

Schon standen sie mit nassen Füßen auf dem überschwemmten Estrich.

Das Vieh begann zu brüllen und an seinen Ketten zu zerren. Trina, die Kuhmagd, lief dahin und tätschelte die große Rotbraune.

„So — so —“

Um ihre Füße plätscherte es nun schon.

„Auf den Boden,“ sagte die Frau.

Draußen schwoll wieder der Hornton an — mißtönig, drohend — der Schall der Gefahr.

Und wie Kinder beim Donner schreien, so schrieen wieder die Mädchen bei dem dräuenden Ton, der durch die Nacht hallte.

Ohne weiteres Besinnen stürzten sie auf die Leiter zu, die von der Tenne nach dem Heuboden hinaufführte und in der offenen Bodenlücke oben lehnte. Sie klommen hinauf und verschwanden im schwarzen Loch.

Und das Wasser stieg und stieg — schwer legte es sich gegen die schreitenden Füße, und unheimlich gleißte auf seinem Spiegel der Reflex der hängenden, pendelnden Lampe.

„Komm, Momme,“ sagte Lena weinend und zitternd, „nimm Mutter ... hilf ihr.“

„Meine arme Lena,“ sagte die Frau und griff nach der Hand des Mädchens, „weine bloß nicht so ... wir sind da oben ja warm und sicher, und wenn's nicht zu viel wird ... und wenn's bald abläuft, kommen wir über den Schaden schon hin.“

Momme stand und starrte auf den Wasserspiegel.

Wie der wuchs, wie der gehoben wurde, so rasch ... so rasch.

„Wenn Momme sich bückte ... er trägt mich am besten Huckepack.“

Aber Momme hörte nicht, wie es schien. Er starrte auf das Wasser. Es ging ihm schon bis hoch über die Knöchel.“

„Momme!“ rief Lena.

Der kam nun heran — wie glänzende Falten von Stahl formte sich das Wasser um seine Knöchel, indem er es im Gehen zerteilte.

„Ja,“ sagte er, „natürlich will ich Sie 'raufschleppen. Aber erst versprechen Sie mir, daß ich Lena und den Hof und alles krieg'.“

Der Frau stand der Herzschlag still vor Entsetzen.

Lena stierte ihn an.

Er aber sah fest und gerade und triumphierend in das Gesicht der leichenblassen Frau.

Eine Kuh brüllte klagend auf. Es war fast menschliches Angstgeheul.

Das Holz des großen Thürflügels bebte unter den Stößen des Sturmes.

Und in stummer, geschäftiger Schnelle wuchs das Wasser.

Lena nahm ihre Röcke zusammen, ganz unbewußt ... Ihr stierer Blick hing immer an dem Mann.

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte hart die Frau.

„Wohl ist es mein Ernst. Sie thun, als ob ich ein zu schlechter Kerl bin für Lena. Aber nun bin ich nicht zu schlecht, Sie zu retten ...“

Die Frau schloß die Augen. Ihr ganzes Wesen bäumte sich auf. Sekundenlang dachte sie: ‚Nein — nein!‘ Und ein grauenhaftes Bild erstand vor ihr. Sie saß hier — verlassen — und das Wasser stieg und stieg, und in Todesangst schlichen die Stunden, und sie schrie sich heiser nach Hilfe, und oben aus den Bodenfenstern schrie Lena — und niemand hörte; denn jeder hatte mit seiner eignen Not zu thun, und bis die Wehr von den Ortschaften der Geest zur Hilfe kam, war sie stumm geworden. Und ihr war, als fühle sie die eisigen Wasser schon auf der Brust.

„Tragen Sie mich hinauf,“ sagte sie kurz. „Sie sollen alles haben, wie Lena will.“

Und er bückte sich und kniete in das aufrauschende Wasser hinein, ihr den mächtigen Rücken bietend.

Nie im Leben mehr vergaß Lena dies Bild: hilflos klammerte sich der schwere Körper des Weibes an den machtvollen des Mannes, und er stieg die Leiter hinauf im schwankenden Licht, das sich im schmutzigen Wasser spiegelte. Dann zitterten droben die Bohlen des Heubodens von wuchtigen Schritten.

Und eine wahnwitzige Angst erfaßte sie plötzlich — ganz allein stand sie hier, und die eisige Nässe kroch ihr schon zu den Knieen hinauf. Zur Leiter stürzte sie, hemmend und schwer legte sich das Wasser gegen ihre Schritte.

Sie klomm hinauf. Die Leiter, wie immer, oben und unten mit eisernen Ringen befestigt, nutzte den geringen Spielraum aus, den sie hatte und ließ sich von den andrückenden Fluten leise hin und her zerren.

Oben war finstere Nacht. An dem Wimmern der Mädchen erkannte Lena die Richtung.

Hart unter den kleinen, schmalen Fenstern im Giebel hockten die Weiber zusammen auf dem Heu.

Momme stieg noch einmal in das helle Loch hinein — sein Kopf verschwand —, dann hörte man ihn unten — ein Plätschern und Rauschen begleitete seine Wanderung.

Er kettete das Vieh los. Er löschte die Lampen, damit zur Wassersnot nicht noch die Feuersgefahr käme. Und mit der Stallaterne in der hocherhobenen Linken stieg er wieder hinauf.

Das Brüllen der Tiere hob von neuem an.

Und es gab einen dumpfen Krach ... das Wasser hatte die kleine Thür eingedrückt und einen Teil der großen Thorflügel mit. Der Sturm fauchte herein. Auf der Flut kreisten Bretter, Stühle, Körbe ... die große Rotbunte suchte den Ausgang — sie hob das gehörnte Haupt, wie anklagend sah es aus, und aus ihrem breiten, rosigen Maul kamen entsetzliche Töne.

Mit der Laterne in der Hand kam Momme über den Heuboden. Er hing sie an einem Balken auf.

Nun glomm ein schwächlich düsteres Licht durch den großen, langen Raum. Sein Hintergrund blieb fast in Nacht. Da erstarb der letzte Schimmer auf den hohen Bergen aufgestapelter Spankiepen, in denen das selbstgebaute und aufgekaufte Obst im Herbst versandt ward.

Vorn, gegen die kleinen Fenster zu, kauerten die Frauen; die beiden Mädchen mit gefalteten Händen. Die eine betete, die andre machte ihr aus Ratlosigkeit mechanisch die Betgebärde nach.

Frau Albers saß wie ein Bild von Stein, gelbe Strohbündel hinter sich als Rückenlehne.

Und Lena lag neben ihr im Heu, das Gesicht im Schoß der Mutter versteckt.

Momme saß auf einer umgestülpten kleinen Kiste nieder. Niemand sprach. Sie lauschten, wie auf dies eine hingezwungen, dem Lärm der Vernichtung.

Denn nun war das Wasser nicht mehr still, es gurgelte und plätscherte, es stieß spielend harte Gegenstände aneinander, die sich auf ihm wiegten. Und der Sturm blies ab und an seinen kalten Atem mit gewaltiger Kraft ins Haus, daß bis durch die Bodenluke der Hauch heraufkam und die Frauen zittern ließ.

Das Vieh wurde stiller. Vielleicht hatte es sich auf den Deich gerettet, um dort herabgestoßen, übergefahren, jenseits hinab in den wilden Strom geworfen zu werden.

Einmal sah Momme durch die Bodenluke hinab.

Und da packte auch ihn der Schreck. Wie verflucht nah seinem Auge schien der Wasserspiegel!

Wenn es noch weiter stieg — immer noch — das Strohdach erreichte — hob — wegriß ... Entsetzlich.

Die Viertelstunden gingen, langsam, auf bleiernen Füßen.

Niemand sprach.

Und Lena, das Gesicht im Schoß der Mutter, dachte: ‚Käme doch der Tod.‘

Still brannte das Licht in der Laterne. Wie lange noch? Momme dachte, als er es darauf ansah: ‚Vielleicht noch eine Stunde.‘

Und dann war das Grauen um sie noch entsetzlicher, weil die Rätsel der Finsternis es erhöhten.

Wieder sah er hinab. Und da schien es ihm, als ob das Wasser stehe. Genau so hoch hatte es vorhin auch unter der Sprosse mit dem Mennigefleck gestanden, er erinnerte sich genau, er hatte noch besonders den roten Fleck gesehen, als er mit hinablangendem Arme mit der Laterne hinuntergeleuchtet.

„Das Wasser steht,“ sagte er.

Die Mädchen hörten sofort auf zu beten und empfanden, daß sie kalt von ihren nassen Schuhen und Strümpfen waren.

Auch Lena richtete sich auf und sah die Mutter an.

Doch die Mutter sah an ihr vorbei.

Noch einmal leuchtete Momme hinab ... kein Zweifel, das Wasser stand.

Momme saß und dachte nach. Gefahr war nun keine mehr.

Er überschlug den Schaden. Die paar Stück Vieh, nur für den Bedarf der eignen Wirtschaft gehalten, die waren zu verschmerzen. Aber die Erdbeerfelder, die Rosenfelder, das Gemüseland? Vielleicht verschlammt — vielleicht für ein Jahr Arbeit und Kosten, um sie neu zu kultivieren. Na, Frau Albers' Geldschrank war voll genug, der spürte einen Schaden von sechs- bis zehntausend Mark noch nicht.

Und mit dem lächelnden Siegergefühl sah er nach Lena hinüber.

Die war ja wohl von der Angst wie verdummt und verstummt ... sah wie der Tod aus und hatte keinen Blick für ihren Schatz.

Er stand auf. Er wollte sie trösten. Und gerade als er bei ihr war, erlosch das Licht.

Das eine Mädchen stieß einen Ruf der Angst aus.

Momme warf sich ins Heu neben Lena. Er

suchte im Dunkeln nach ihrer Hand, denn er meinte, er müsse ihr doch irgend ein Zeichen geben: ‚Hab nur Courag', uns passiert nichts mehr!' Er traf auch auf Lenas Hand, aber sie stieß die seine zurück.

Die Nacht schlich hin. Der Sturm schwieg plötzlich, so daß sein Schweigen erst wie neuer Schrecken wirkte. Der Regen hörte auf.

Die Menschen auf dem Heuboden fühlten endlich ein bißchen klamme Wärme durch ihre Glieder schleichen. Ihnen dämmerten die Stunden hin in stumpfem Warten.

Als die drei kleinen Fenster so weit erkenntlich wurden, daß sie aus dem Schwarz des Raumes wie graue längliche Vierecke heraustraten, ging Momme heran.

Als Wächter stand er, gierig das erste bißchen Morgendämmern erwartend.

Auf dem Deich war Todesruhe.

Und endlich kam das bleiche Grau, und das, was draußen war, konnte man in undeutlichen Linien erkennen.

Jenseits des Deiches flutete schwer und schmutzig der Arm des gewaltigen Stromes, als wolle er mit seinem Hauptkörper an Macht wetteifern.

Diesseits stand schlammiges Wasser, und kreisend auf ihm trieb totes Vieh, Hausgerät und Reisig.

Und jenseits wie diesseits sah man an dem schwarznassen Saume, der sich oberhalb des Wassers hinzog, daß es bis hart zur Deichkrönung gestanden hatte.

So nah war Tod und Verderben gewesen.

Schon viele Fuß war das Wasser gefallen, aber noch lange, qualvolle Stunden konnten hingehen, ehe es ganz abfloß, soviel der frische Ost auch nachhalf, der zugleich mit dem Tageslicht aufkam.

Frostige, hungrige Stunden ... Aber es kam natürlich Hilfe, sie den Gefangenen zu erleichtern. Der Staat kümmert sich ja um seine Bürger, wenn sie in Not sind.

„Na, mein' Lena," sagte Momme ermunternd zu dem blassen, vor sich hinstarrenden Mädchen.

Sie drängte sich enger an ihre Mutter, aber die that, als spüre sie es nicht.

Die Mädchen wurden lebendig. Trina jammerte um ihre Rotbunte, und das andre Mädchen sprach davon, ob man sich wohl bald hinunterwagen könne und versuchen, das Brot vom obersten Bort im Wandschrank zu holen.

Auf dem Deich begann ein großes Fahren und Reiten, und Momme schrie aus dem Fenster Nachrichten und hörte, wie es bei den Nachbarn deichauf und -ab aussähe. Und Heini stand da und meinte, er könne bald ins Haus gelangen.

Der Tag wuchs und lachte im Wachsen, als sei nichts geschehen, und ein blauer Himmel stand über dem wüsten Bild.

Gegen Mittag war es so weit, daß Momme und die Mädchen sich hinabwagten. Und die Frau ordnete hart und deutlich allerlei an: daß man notwendiges Hausgerät heraufschaffen solle, daß man ein paar Tage sich hier oben einzurichten suchen müsse. Sie war Herrin der Lage, und ihr Gemüt schien nicht weicher geworden in dieser Nacht.

An ihrer Tochter sah sie immer vorbei.

Die Mädchen schleppten Kisten und Körbe hinab und zerkleinerten sie. Und als erst ein gutes Feuer auf dem Herde brannte und der Kaffee kochte, kam den Leuten ein naiver Genuß am erlebten Schrecken. Sie kosteten ihn immer wieder durch, indem sie sich erzählten, wie ihnen zu Mut gewesen.

Momme trug einen Topf voll Kaffee hinauf.

Der jämmerliche Anblick seiner Lena, ihr Schweigen, ihr sonderbarer Blick fing an, ihn zornig zu machen. Nun, noch hieß es natürlich allen Unmut über ihre Verzogenheit 'runterwürgen.

„Da, Frau Albers, trinken Sie man erst ein paar Schluck — und nu du, Lena — komm ... Courage, mein Schatz — es ist ja überstanden." Und er wollte ihr über die Wangen streichen.

Da stieß sie ihn zurück.

„Ich bin nicht dein Schatz," sagte sie.

„Na — nu? Wo Mutter eingewilligt hat."

„Gehandelt hast du mit ihr um Leben und Tod, so schändlich, so schändlich!" rief sie.

Er lachte verlegen auf.

„Gott, das war ja bloß Unsinn. Wie hätt' ich Mutter da ersaufen lassen können! Dann hätten sie mich ja als Mörder festgekriegt."

Aber die Leidenschaft des Zornes und der Jammer der Ernüchterung machte das Mädchen hellseherisch.

„Das sagst du jetzt," rief sie flammend, „das hast du dir nachgedacht. Aber in dem Augenblick hast du es so gemeint."

Er wurde rot. Es war, als sage sie laut, was in seinem Innern gewesen.

In jenem Augenblick war ihm voll höhnischen Triumphes der Handel teuflischer Ernst gewesen. Und die Erkenntnis, daß dieser Handel um Leben und Tod sich ja doch nicht hätte zu Ende führen lassen, kam ihm erst hinterher.

„Lena," sagte er, „sei doch nicht so. Wenn ich dir doch schwöre, es war nicht ernsthaft gemeint."

Die Frau wartete. Ihr Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf. Was wollte ihr Kind?

„Ob Spaß oder Ernst. Ueber das Wort komm' ich nicht weg. Geh, daß Mutter dich nicht mehr sieht — und ich nicht ..."

Sie warf sich in den Schoß der Mutter nieder mit ihrem Gesicht, um ihre heißen Thränen zu verstecken.

„Lena ..." begann er noch einmal.

Und da begegnete sein Blick dem der Frau.

Hoch und groß, in all seiner prachtvollen Mannesschönheit stand er. Und sie saß am Boden, eine lahme, kümmerliche Frau, mit übernächtig bleichem Gesicht und eingesunkenen Augen.

Aber was aus diesen Augen ihn anblitzte, war so scharf, so kalt, so unerbittlich, daß ihm war, als sähe sie herab auf ihn.

Er wandte sich und ging. Er wußte, der Handel war doch zu seinen Ungunsten ausgeschlagen.

Die Frau faltete ihre Hände auf dem Haupt der Weinenden. Sie wußte es, nun würde ihr Kind wieder still und klar werden. Das, was in dem jungen Geschöpf geflammt hatte, war erloschen. Die Gefahr war vorbei. Nicht spurlos war sie vorbei gegangen — gewiß nicht spurlos.

Das war wie mit der mißhandelten Erde draußen. Wenn auch schon heut der blaue Himmel lachte: lange, lange war sie noch unfruchtbar — zu schrecklich war es verwüstend über sie hingeflutet. Aber nach Jahr und Tag — unter stetiger, friedlicher Gärtnerarbeit — da blühte und lachte sie doch wieder.

Und die Frau strich linde über das Haar ihres weinenden Kindes, indes sich ihr selbst eine Thräne über die Wange schlich.

Waldviertler Ostern

Von

Hans Kerschbaum

Auch hinter den düsteren Wäldern war es Frühling geworden. Wiederum schlugen die Finken, die Waldamsel pfiff jauchzend ihre Lieder, und der Bach, der die Schneewasser aus dem Waldland entführte, plauderte vergnüglich, als wüßte er zu erzählen vom sonnigen, wonnigen Lenz und von verheißungsvollen Festestagen. Am Ufer des Baches begannen die Weiden zu blühen, und vor ein paar Tagen brachten die Waldbauernkinder die ersten Palmkatzel ins Haus, und das war ein Jubel! Der Bauer und sein Knecht schnitten gleich Sebenbaumzweiglein und banden die „Palmbesen“ für die kirchliche Weihe; und am Palmsonntag war die Dorfkirche voll „Buschen“ und „Besen“, die die Leute aus der ganzen Pfarre herbeigetragen, um sie weihen zu lassen mit dem heiligen Dreikönigswasser, das den Palmzweiglein Kraft und Macht verleiht über Krankheit bei Mensch und Tier, so der geweihten „Palmputzeln“ drei verschluckt werden.

Es giebt kein christliches Bauernhaus im niederösterreichischen Waldviertel nördlich der Donau, wo nicht in jedem Hausraum wenigstens ein Zweiglein des geweihten Palmbesens aufbewahrt würde durchs ganze Jahr, damit dem Hause der Segen beschieden sei. In der Stubenecke, wo der massige Leutetisch steht und an der Wand der gekreuzigte Herrgott zwischen den Heiligenbildern seinen Platz hat, da steckt über jedem Bilde ein Palmzweig und ein Sebenbaumsträußchen oder ein Buchsbaumzweiglein und ebenso im Viehstall und unterm Dach, damit der Blitz nicht einschlägt.

Der Palmsonntag ist der erste, der wieder Freude ins stille Walddorf bringt nach der langen Fastenzeit, die dem ledigen Jungvolk beinahe das Leben verbitterte; denn der Waldviertler Bauer in seinem vom Verkehrsstrom noch völlig unberührten Waldbergland nimmt es mit der von der Kirche vorgeschriebenen Zeiteinteilung überaus genau. Als es geheißen hat: jetzt ist Fasching, da waren sie alle wie ausgewechselt, und sie haben es arg getrieben. Dann war es plötzlich wie abgeschnitten; als die Musikanten im Dorfwirtshaus den „Kehraus“ gespielt und die Wirtin mit dem großen Besen kam, um den Karneval zur Tanzstube hinauszukehren, da war sie da: die „Fasten!“ Das Singen und das Jauchzen war verstummt, und das Musizieren und das Tanzen hatte sein Ende. Auch gut! haben sich die Leute gedacht; wenn es schon so sein muß, dürfen wir nicht mehr lustig sein, sind wir halt traurig, es ist so schon ein bißchen arg gewesen; und das Traurigsein kann man sich auslegen wie man will: mancher Bub trauert aufrichtig um sein schönes Geld, das er leichthin verjuxt hat.

So sind sie zur Kirche gegangen und haben sich „einaschern“ lassen, und dann hob ein andres Leben an, und wie das anders war! Geradezu wie ein Fluch auf das übermütige Treiben: in Haus und Hof ging die schwere Arbeit los, und die Bäuerin hat während der gottgesegneten Fastnachtszeit das ganze Schmalz verschmort und verthan — sapperlot — die Fastenspeisen sind so trocken geworden, daß man sich daran fast erwürgen hätte können. Fleisch? Na, Leute, daß euch nichts träumt — mit dieser Sünde könnte man schön zur Hölle fahren! Fasttage mit mageren Mahlzeiten giebt es zu dieser Zeit nahezu die ganzen Wochen hindurch, und dem wenig wohlhabenden Waldbauer ist es so gerade recht; diese opulenten Faschingsmahlzeiten hatten ihn ohnehin schon ängstlich gemacht. Zur Erholung gab es an den Fastensonntagen Christenlehren in der Kirche, und statt der lustigen G'sangel mußten die Buben traurige Fastenlieder singen. Wen soll das nicht verstimmen? Je nun, die Sache hat ihren guten Zweck: je näher die Zeit des Osterfestes herankommt, desto größer wächst die Freude; gleichsam geläutert an Seele und Körper, hoffen sie einer Auferstehung entgegen, einer Auferstehung ihrer selbst, bei der die Fesseln des strengen kirchlichen Gebots fallen. Wenn am Antlaß-Pfingsta (Gründonnerstag) die Kirchenglocken „nach Rom fliegen“, dann eilen die Ratscherbuben zum erstenmal durchs Walddorf unter dem steinerweichenden Klappern ihrer Drehmühlen, mit singenden Tönen ihr Sprüchlein rufend:

„Wir ratschen, wir ratschen zum englischen Gruß,
Daß ein jeder Christ weiß, was er beten muß:
Fallt nieder, fallt nieder auf euere Knie,
Betet ein Vaterunser und ein Ave-Marie!“

Da wird's den Leuten wieder wohlig ums Herz. In den drei letzten Tagen vor dem Osterfeste läßt jeder Bauer die schwere Arbeit ruhen und geht mit seinem Gesinde in die kirchlichen Betstunden. Vor der Osterzeit gehen sie wohl auch noch brav beichten, die Waldbauersleute, und wenn der Bauer streng auf Zucht und Ordnung in seinem Hause hält, dann müssen sich seine Dienstboten mit dem Beichtzettel ausweisen. Den Mädchen macht das gar keine sonderlichen Ungelegenheiten, aber die Buben wurmt so ein Beichtengehen bis in die Seele hinein. Bis auf den letzten Termin hinaus haben sie diese Angelegenheit verschoben, und wenn sie dann mit dem Zettel herausrücken müssen, worauf der Beichttag vermerkt ist, sagt der Bauer wohl gar: „Na, Bub, du hätt'st auch nit mit den Roßdieben beichten gehn braucht!" Denn wie eine Redensart geht, verschieben die Roßdiebe das Beichtengehen bis auf den Palmsonntag. Mitunter lacht freilich der Bursch hinterrücks, weil der Bauer gar nicht bemerkt hat, daß der Zettel vom vorigen Jahr oder gar noch weiter her ist — ha, so dumm sind sie nicht, die Waldviertler Bauernbuben!

Die Bäuerin hat in der letzteren Zeit kein Ei mehr verkauft; alles, was sie im Haushalte erübrigen konnte, wurde fürsorglich für die hohen Festtage aufgespart, und endlich überraschte sie die Hausleute mit einer großen Schüssel rotgefärbter Eier, wovon jeder Hausbewohner sein Teil bekam. Die Kinder waren auch schon draußen damit am grünenden Hausanger, wo sie so lange damit ihr Spiel trieben, bis das gebrechliche Ding zerdrückt war; doch an Ersatz hat es nun keine Not, die Kleinen werden verwegen genug und versuchen mit den Nachbarskindern das „Eierpecken", um zu erproben, welches von den beiden die dauerhafteste Schale hat.

Für das ledige Jungvolk giebt es indes andre Freuden. Die Burschen schaffen heimlich in den Wäldern und tragen große Mengen Astholz auf geeigneten Bergblößen zusammen, um die Nahrung für die Osterfeuer vorzubereiten. Die Weibsleute scheuern das ganze Haus gründlich, und es thut wahrhaftig in den meisten Fällen höchst not. Ueber die grimme Winterszeit war es nämlich im Schweinestall und in der Hühnersteige unheimlich kalt, weshalb man die Stube zuweilen mit diesen zahmen, aber wenig reinlichen Haustieren getreulich geteilt hatte. Die Scheuerung ist also vollkommen berechtigt, und zu Ostern läßt sich der Bauer wohl gar verleiten, die zugenagelten Winterfenster abzunehmen, um die Stuben zu lüften, was seit dem Herbst nicht geschehen war!

Unterdes entwickelt im Dorfe niemand mehr Eifer wie die Ratscherbuben. Zu den bestimmten Stunden machen sie, sechs bis acht an der Zahl, ihren Rundgang durchs Dorf, ihre Ratschen drehend vor jedem Hause und die Bedeutung der Stunde rufend; sie erinnern um die Zeit des „Grußläutens" am frühesten Morgen die Leute ans Beten und ebenso am Abend, und mittags verkünden sie ihnen, wenn es Zeit zum Essen ist. Am Karfreitag früh rufen sie den Weibern in die Schlafkammern hinein:

„Wir ratschen, wir ratschen zur Pumpermetten,
Weiber steht's auf und backt's Osterflecken!"

Das ist zwar ein recht profanes Sprüchel, aber die Buben sind schon wieder davon und schrecken im nächsten Hause die Leute aus dem Schlaf. Den Jungen macht das einen Hauptspaß, und es ginge wohl jeder gern „ratschen" mit herum, doch das dürfen nur diejenigen thun, die in der Kirche Ministrantendienste verrichten; denn für das Ratschengehen erhalten sie von jeder Bauersfrau reichen Lohn, und wenn sie zum letztenmal durchs Dorf eilen, dann bringt jeder einen Korb oder einen Sack mit sich, um den Lohn für die Mühe einzuheimsen. Diesmal geben sie den Zweck ihres Kommens den Leuten mit dem folgenden Sprüchel bekannt:

„Wir ratschen, wir ratschen, die Fasten ist aus,
Wir bitten schön, zahlt uns 's Ratschergeld aus!"

Mit dem Gelde kargen die armen Bauern freilich, aber Naturalien, Eier, Schmalz und Osterkuchen bekommen die Buben, daß die Sachen im Korbe kaum mehr Platz finden. Da die Jungen meist armer Leute Kinder sind, ist nachher auch der Ostertisch der Armen reichlich bestellt.

Zur Auferstehungsfeierlichkeit am Sonnabend rücken die Waldbauern mit den Kirchenfahnen aus. Die Musikanten blasen auf ihren blitzblank gescheuerten Instrumenten einen lustigen Auferstehungsmarsch, und hinter einem verborgenen Bühel krachen die Böller, daß es durch die Wälder donnert. In den Freudenhymnus hinein erklingen die nun wieder von Rom heimgekehrten Kirchenglocken — es ist eine erhebende Fröhlichkeit im einsamen Walddorf, und ringsum sproßt der junge Frühling. Wer da den Jubel nicht im Herzen trüge! Der kleine Waldbauernbub kann in dieser Nacht vor lauter Festesfreude schon gar nicht mehr schlafen. In der Kleidertruhe liegt ein neues Gewandel, das der Junge am Ostersonntag zum erstenmal anlegen darf, und darüber ist er in heller Aufregung; mit des Nachbars Buben hat er schon lebhaft gestritten, weil diese behauptet hatten, ihre neuen Kleider wären die schöneren. Es war eine grandiose Aufschneiderei, wie die Buben gegenseitig die Vorzüge ihrer neuen Anzüge herausputzten, und manch einer ist weinerlich heimgegangen und hat sein Leid der Mutter geklagt, daß der und der gesagt, sein Gewandel thäte nichts heißen. ‚Na, schlaf nur, Bübel, wir werden ja sehen morgen!'

Die großen Buben haben jetzt freilich keine Zeit zum Schlafen; sie sind nach der Auferstehung auf die Waldberge gestiegen und haben die Osterfeuer entzündet. Unten im Dorf ist es still geworden, und da oben bei den dunkeln Wäldern hebt die Fröhlichkeit an, denn mit den Burschen sind auch die Mädchen hinaufgestiegen, und da giebt's ein freudiges Alleluja bis zur Mitternachtsstunde, und an des Liebchens Fensterlein nimmt das geheimnisvolle Flüstern schier die ganze Nacht kein Ende.

Der Waldviertler Bauer hat auch einen erhebenden Osterbrauch. Am Sonntagmorgen geht er mit seiner Familie auf die Felder, wohin er ein Gefäß mit Weihwasser trägt; in Form von drei Kreuzen besprengt er mit dem Wasser sein Ackerland, wobei er gemeinschaftlich mit seinen Hausleuten betet. Den Söhnen zeigt er jedesmal die Gemarkung seiner Grundstücke, wobei er ihnen einschärft, die Grenzen der Felder genau zu beachten, das eigne Besitztum zu hüten und den Besitz des Anrainers sich nicht unrechtmäßig anzueignen, da jedweder Grund und Boden eine Gabe Gottes sei. Die von den geweihten Osterspeisen mitgebrachten Ueberreste, Knochen, Eierschalen u. dgl., werden im

Ackerfeld vergraben, und während zuletzt noch an den vier Enden des Feldes geweihte Palmzweige eingesteckt werden, schießt der Knecht eine Pistole los. Vom jungen Grün des eben geweihten Feldes, auf dem die Wintersaat zu sprossen und zu treiben beginnt, trägt der Bauer ein Büschel für seine Rinder heim.

Ein eigenartiger Brauch zur Osterzeit besteht auch heute noch in der Gegend „Am Wald" im Bezirke Gmünd, wo am Karfreitag vor Sonnenaufgang Frauen und Mädchen aufs Feld gehen und den Sämann nachahmen, wozu sie Gebete sprechen. Da der Waldviertler der Weihe der Osterzeit viel Uebernatürlichkeit zuschreibt, bedeutet diese Sitte gleichsam eine Fürbitte um ein fruchtbares Erntejahr. Das Samenkorn wird symbolisch in die Erde gelegt, wie Christus begraben wurde, und die Frucht soll keimen und aufblühen, wie der Heiland auferstanden ist.

Diese Bräuche und noch manch andre werden mehr oder minder auch heute noch geübt; die Jungen thun es den Alten nach, und so vererbt sich die Sache immer weiter. Mancher läßt es sich auch nicht nehmen, daß der Osterbraten nur dann die richtige Weihe erhält, wenn er das Stück Fleisch am Sonntagmorgen auf einen Baumast hängt, damit der Papst, der am Ostersonntag die ganze Welt einweiht, das Ding ja gut trifft! Den Langschläfer am Ostersonntag nennt man „Osterbloch", und weil die Bezeichnung „Bloch" etwas Schwerfälliges bedeutet, hat sich über den Spott- oder Spitznamen schon mancher geärgert; besonders dem kleinen Buben, der sich über seine Freude in Grund und Boden verschlafen hat, hätte das „Osterbloch" beinahe die ganze Osterluft verdorben, und nur sein neues Gewandel konnte ihn versöhnlich stimmen, — heute geht er gravitätisch mit der Mutter zur Kirche. Zum Osteramt kommen alle die Wäldler heraus aus ihren einschichtigen Häuslein, der Holzknecht und der Kohlenbrenner von den Waldbergen, deren Heimstätten den Winter über verschneit und vereinsamt waren, so daß es ihnen nicht ohne Beschwerlichkeit möglich gewesen wäre, zur Kirche zu kommen. Heute aber will die Dorfkirche schier zu klein werden, so viele sind ihrer gekommen; sogar die kaiserlichen Waldbauernbuben sind da, die im vergangenen Herbste zu den Soldaten haben einrücken müssen, und wie den Mädchen das Herz erzittert beim Anblick der bunten Uniform! Die Köpfe stecken sie zusammen und kichern; sie erzählen sich die Neuigkeit, daß der Hansel ein fermer „Artollerist" geworden ist und daß der Michel bei den „Soldatnen" gar ein feines Schnurrbartl hat gekriegt, und wer weiß, zu was es die Buben noch bringen können! Und erst die jungen Urlauber selber! Was die dann im Wirtshaus ihren Kameraden nicht alles erzählen — man möchte fast meinen, sie wären schon jahrelang bei den Kaiserlichen!

Mit dem Osterfest kommt das Leben im Walddorf wieder in den richtigen Gang. Der Wirt hat für die Buben auch schon die Kegelbahn aufgemacht, und am Ostermontag werden die ersten Versuche in dem beliebten Spiel unternommen. Bald werden auch die Musikanten wieder aufspielen zum Kirchtagstanz — ja, eine neue Welt hat sich aufgethan!

Bismarck und Wrangel

(Zum Geburtstage des grossen Kanzlers, 1. April)

Es ist ein hübsch Geschichtlein
Vom grossen Kanzler das,
Wie er mit Vater Wrangel
An Königs Tafel sass.

Sie hatten sich verzürnet,
Die beiden grossen Herrn,
Den Wrangel thät es reuen,
Hätt's ausgeglichen gern.

Er hub sein Glas bedeutsam,
Gefüllt mit edlem Wein:
„Mein Sohn, kannst du vergessen?"
Doch Bismarck trotzig: „Nein!"

Sie sassen eine Weile
Sich gegenüber stumm,
Dem Wrangel ging die Sache
Im Kopfe sehr herum.

Und als nochmals der Kanzler
Zu ihm hinübersah:
„Mein Sohn, kannst du vergeben?"
Drauf Bismarck herzhaft: „Ja!"

Clotilde von Schwartzkoppen



Johann Huggler, Altmeister der Brienzer Holzschnitzer, in seiner Werkstatt

Die Holzschnitzerei des Berner Oberlandes

In allen Kulturländern finden sich Erzeugnisse der Schnitzerei des Berner Oberlandes; die Touristen, die allsommerlich dieses Gebiet besuchen, seine blauen Seen befahren, seine stolzen Gebirge bewundern, wissen aus Erfahrung, wie zahlreich und mannigfaltig die Gegenstände sind, die von der Kunstfertigkeit der Holzschnitzer zeugen und als Erinnerungen an glückliche Tage und frohe Gebirgswanderungen gekauft werden. Nicht nur niedliche Nippsachen zum Zimmerschmuck, sondern auch Gebrauchsgegenstände aller Art finden sich darunter; ferner gehen eingelegte Tische, Stühle, Konsolen, Wandfüllungen, kunstreich stilisierte Zimmerdecken, Spiegel- und Gemälderahmen aus den Werkstätten hervor, deren meiste Brienz aufweist. Aber auch die andern Orte am Brienzersee und das durch seine Aareschlucht bekannte Meiringen haben lebhaften Anteil an diesem Kunstgewerbe. Die Erzeugnisse der Schnitzerei sind vielfach Nachbildungen von Scenen aus der Alpenwelt: Gemsen, einzeln oder in Gruppen, der königliche Aar, der schlaue Reineke, der täppische Bär, Alpenrose, Edelweiß und die großglockigen Enziane sind beliebte Vorbilder. Ein Tierpark auf einem Hügel bei Brienz enthält Edelhirsche, Gemsen, einen Steinbock, Adler, verschiedene Wildhühner und andres Getier, so daß der Schnitzer nach der Natur arbeiten kann.

Außer der Tier- und Pflanzenwelt ist auch der Mensch, zumeist der Aelpler und der Jäger, ein Gegenstand der Nachbildung. Alphornbläser, die ertappten Wilderer, der siegesfrohe Jäger mit dem erlegten Grattier zu seinen Füßen, werden in ungezählten Variationen dargestellt. Auch das Volk der Gnomen ist sehr beliebt: mit langem Bart und Zipfelkappe sind sie in allerlei Hantierungen thätig, denn auch Humor läßt sich in das Holz bringen, wenn nur der Schnitzer nicht hölzern ist.

Eine Spezialität der Holzschnitzerei sind in Miniaturchalets als Sennhütten oder schmucke Holzhäuschen mit glitzernden Fensterscheiben; häufig werden sie als Gehäuse von Musikdosen verwendet, andre als Schmuckkästchen. In der Herstellung solcher Schweizerhäuschen ist das malerisch gelegene Iseltwald hervorragend; hat es doch auch in einigen seiner Wohnhäuser die schönsten Vorbilder. Ringgenberg am andern Seeufer leistet besonders Gutes in Einlegearbeiten, in denen durch verschiedenfarbige Hölzer die schönsten Figuren gebildet werden. Und wie die einzelnen Ortschaften durch verschiedene Zweige der Schnitzerei sich hervorthun, so giebt es auch manche Schnitzer, die sich auf Einzelheiten verlegen. Es giebt Bärenschnitzer, andre machen fast ausschließlich Kopien von Thorwaldsens sterbendem Löwen in Luzern.

Die Oberländer Holzschnitzerei wird hauptsächlich als Hausarbeit betrieben; sie hat darum weder die Vorzüge noch die Schattenseiten des fabrikmäßigen Großbetriebs. Unter den Vorzügen ist insbesondere eine prompte regelmäßige Zahlung gemeint: diese muß der Schnitzer oft schmerzlich vermissen, da er es meistens mit kleinen Geschäftsleuten zu thun hat; die Zahl finanzkräftiger Händler, die bar bezahlen, was sie erst nach langer Zeit absetzen können, ist gering. Dies führt oft zu einer schädlichen Kreditgeberei, die für den Schuldner entweder peinlich ist oder ihn zu ökonomischer Fahrlässigkeit veranlaßt. So giebt's für mittelmäßige Arbeiter und deren Familien oft schmale Bissen, aber Fabrikelend kennt man nicht. Der Arbeiter ist nicht in Räume gebannt, wo Staub, Hitze und die Ausdünstungen der verarbeiteten Stoffe seine Gesundheit schädigen.

Begeben wir uns in eine der Werkstätten, wo feine Alpenblumen, stattliche Hirsche, barfüßige Hirtenknaben und langbärtige Zwerge aus totem Holz hervorgezaubert werden. Ja, tot muß das Holz

sein, nämlich trocken; es darf nicht mehr „arbeiten“, sonst giebt es Risse, Reklamationen und Verdrießlichkeiten; darum wird es gedörrt und gedämpft. Meistens verwendet man Nußbaumholz, das zum Bearbeiten wohl geeignet, weder zu hart, noch zu weich ist, und dessen dunkle Färbung und schöne Maserung am effektvollsten wirken. In zweiter Linie steht das Lindenholz, fein und jungfräulich weiß; auch Birnbaum und Eiche kommen zur Verwendung. Natürlich wird die Wahl der Holzart nach dem Charakter des Gegenstandes bestimmt, der daraus entstehen soll. In der Schnitzerwerkstatt gewahren wir an Wänden und auf Bänken zahlreiche Skizzen, Zeichnungen, Photographien, Gipsmodelle, ausgestopfte Vögel als Vorbilder; jeder Arbeiter hat eine Schnitzbank und eine große Zahl von Werkzeugen.

Die Schnitzerei zerfällt nicht bloß in verschiedene Zweige, deren hauptsächlichste das Ornament- und das Figurenschnitzen sind, sie beschäftigt auch eine beträchtliche Zahl von Hilfsarbeitern und Arbeiterinnen. Die Mitwirkung weiblicher Kräfte ist nicht sehr bedeutend, obwohl begabte Frauen für einige Spezialitäten sich ebenso gut eignen als Männer. Das weibliche Geschlecht ist meist in leichteren Schnitzerarbeiten und der Herstellung der kleinen Schweizerhäuschen thätig: Beizen, Lackieren und Brennen der Waren ist ihnen besonders zugewiesen. Andre Hilfsarbeiter sind die Aussäger, die hergerichtete Bretter nach den darauf gezeichneten Bleistiftkonturen aussägen, Kleinschreiner, die Kassetten, Kästchen, Etuis u. s. w. machen, die sodann mit Schnitzereien verziert werden. Frauen polstern die Schmuckkästen mit Seidenzeug aus, was sie „capitonieren“ heißen. Selten hat der Vergolder Hand anzulegen; dies kommt etwa vor bei Rahmen und einzelnen Teilen von Möbeln. Glasaugen für Katzen, Eulen und andre Tiere, Schnitzerwerkzeuge, Schräubchen, Stifte und dergl. finden selbstverständlich in den Schnitzerzentren reichen Absatz.



In der Schnitzerschule zu Brienz

Die Holzschnitzerei des Berner Oberlandes ist noch jung und entwicklungsfähig: obgleich weniger als hundert Jahre umfassend, ist ihre Geschichte auch für den Fernerstehenden nicht ohne Interesse; zeigt sie doch, wie ein armer Mann durch erfinderische Schöpfungskraft zum Wohlthäter seiner

Gegend wird, ein kunstgeschulter Fremdling das Werk fortsetzt, und wie dann die Mission des Fortschritts, von Privaten und Behörden begriffen und erfaßt, auf alle leistungsfähigen Fachgenossen verteilt, in einer gedeihlichen Anstalt ihren Ausdruck und wirksamsten Pionier findet.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Brienz ein armer Drechsler Namens Christen Fischer. Sein Gewerbe ging schlecht, die Not und sein Erfindungsgenie drängten ihn, neue Bahnen zu betreten, und er schuf sich solche. Ums Jahr 1816 begann er, gedrechselte Dosen, Becher, Fruchtschalen und dergl. mit Laubwerk und andern primitiven Ornamenten zu verzieren. Material und Vorbilder fand er in den heimischen Holzarten, in Blättern und Blumen; Werkzeuge zu seinen Versuchen erfand und verfertigte er selbst. Sein Unternehmen glückte um so mehr, als zu derselben Zeit der Fremdenzuzug im Oberlande sich mehrte. Fischer konnte bei den Gießbachfällen seine Waren zu guten Preisen absetzen; dadurch ermutigt, schritt er weiter, wagte sich an schwierigere Aufgaben, an Tier- und Menschenfiguren; alles autodidaktisch, ohne jemals seine Heimat zu verlassen und in der Welt sich umzusehen.

Hiermit war die Schnitzerei gegründet; denn selbstverständlich fand Fischer zahlreiche Schüler und Nachfolger, die seine Kunst erlernten und weiter verbreiteten, und neidlos ließ er alle, die um ihn sich drängten, die Früchte seines Erfindungsgeistes genießen. Mit einer wunderbaren Kunstfertigkeit begabt, verstand er sich doch nicht auf die Kunst des Geldmachens, ihm fehlte die Stetigkeit, er eilte von einem Arbeitsgebiet zum andern, rieb sich vor der Zeit auf und starb im Jahre 1848 arm, nachdem er viele reich gemacht und seinem Lande eine blühende Industrie geschaffen hatte. Auf den Schöpfer der Schnitzerei folgte ihr Reformator. Gegen Ende der fünfziger Jahre gründete ein Elsässer, Eduard Wirt, in Brienz eine „Fabrique de Sculptures“. Es war ein Glück für die Schnitzerei; denn Wirt, ein gebildeter Mann und Künstler, goß neues Lebensblut in ihre Adern, indem er den bisherigen Naturalismus veredelte und die fähigen Köpfe unter seinen Arbeitern zu stilisierten Arbeiten anleitete, die bis dahin fast unbekannt gewesen waren. Dadurch kam ein neuer Impuls unter die Massen der Holzschnitzer, die in ausgetretenen Pfaden stehen geblieben waren. Durch Musterarbeiten aus Paris, durch Modelle und Zeichnungen wurde den Schnitzern eine neue Welt eröffnet, das Vermächtnis der Hellenen, der Gotik, der Renaissance.



Holzschnitzer bei der Arbeit

„Und es kam eine Zeit, da kein Richter war in Israel, und jeder that, was ihn gut deuchte,“ lautet eine Stelle der Bibel. Aehnlich ging es in Brienz, nachdem die allgemeine Weltlage und die innere Entwicklung der Schnitzerei dieser ein goldenes Morgenrot bescherten. Die Preise waren gut, der Absatz reichlich, die Arbeiter verwöhnt. Alles wollte Schnitzer werden, die Bauern wurden als dumme Tölpel verlacht, in den Wirtschaften knallten die Pfropfen und jubilierten nicht arbeitende Arbeiter. Da kam in den siebziger Jahren die Reaktion. Die Preise sanken, man stutzte; sie sanken noch mehr, da jammerte man, so könne es nicht bleiben, es müsse wieder besser werden, es kam aber noch schlechter. Da griffen viele, die ihr bißchen Land nicht leichtsinnig verkauft und verjubelt hatten, wieder zur Heugabel und Milchbrente, andre wanderten nach Amerika aus.

Ernsthafte Männer aber sahen, daß es mit Zuwarten und Jammern nicht gethan sei; sie fanden das Heilmittel in besserer Ausbildung der Lehrlinge und sorgfältigerer Ausführung der Arbeit. Und siehe da, es half. Zwar blieben die Preise gedrückt, aber die Lage besserte sich, man konnte und kann wieder existieren, bescheiden zwar, aber leidlich. Und noch eine gute Frucht hat jene Drangsal gereift. Die Nötigung, der zunehmenden Konkurrenz gewachsen zu sein und mit den Fortschritten des Auslandes Schritt zu halten, führte zur Gründung einer Fachschule. Nachdem schon lange eine Zeichen- und Modellierklasse bestanden hatte, die aber meist von Knaben, von Erwachsenen nur spärlich besucht wurde, kam im Jahre 1884 die Gründung einer Schnitzerschule zu stande, unterstützt durch

kantonale und eidgenössische Beihilfe. Die Schule führt in drei Jahreskursen ihre Zöglinge in die Praxis der Schnitzerei ein, gewährt ihnen aber auch durch Unterricht im Freihand- und Technischzeichnen, Modellieren und in der Stillehre eine theoretische Grundlage, wie sie der einzelne Fabrikant nicht bieten kann. Vier Lehrer und ein Werkführer erteilen den Unterricht in Theorie und Praxis. Die Tüchtigkeit der austretenden Schüler und die Erfolge der Anstalt an schweizerischen und internationalen Ausstellungen sind eine erfreuliche Gewähr, daß die Schnitzerschule die in sie gesetzten Hoffnungen erfüllt und durch Hebung des Kunstverständnisses dem Lande eine Industrie sichert, die schon Tausenden zum Segen geworden ist.

F. Bichsel

Die Steinkirche

Harzsage

Schwarz steht der Harzwald. Seine Kronen
Durchflüstert ernst der Gottheit Hauch,
Die Glockenblumen, Anemonen
Thun still des Opferdienstes Brauch.
Und opfernd stehen Scharzfelds Mannen,
Der Rauch zieht schwelend durch die Tannen.

Zu Ende ging das heiße Kriegen
Mit dem verhaßten Nachbargau:
Nun ehre Wodans Macht das Siegen
Mit Menschenopfern auf der Au.
Grell blinkt des Priesters Schlachtstahlschneide,
Stumm harrt das Volk im Feierkleide.

Da horch! ein Knacken in den Zweigen
Hoch ob dem lohenden Altar.
„Wer bricht das weihevolle Schweigen?"
Ein hoher Greis wird offenbar.
„Halt!" grollt es her. „Niemand sich rühre,
Bis kund euch ward, was sich gebühre!"

„Halt? Ha, der Schänder frommer Sitte!
Bringt her den Frevler unverweilt!
Sein Blut verrinn' in unsrer Mitte,
Ihr Jünglinge, ergreift ihn! Eilt!"
Doch der kommt ihnen schon entgegen
Und spendet priesterlich den Segen.

Als nun der Bannkreis sich geschlossen,
Wie wenn die Brandung sich empört,
Da blitzt, von Majestät umflossen,
Des Fremdlings Aug': „Ihr Mannen, hört!
Wer hieß euch Schändliches beginnen
Mit Mord und Blut? Seid ihr von Sinnen?

Der Gott, von dem die Wälder rauschen,
Verschmäht den trotzig wilden Mut;
Um unsre Schuld mit Huld zu tauschen,
Vergoß er selbst als Mensch sein Blut.
Nun steht's an seinem Kreuz geschrieben:
‚Ihr sollt im Feind den Bruder lieben!'

Ihr starrt, als spräche ich im Wahne?
Bethörte, Gott hat mich gesandt,
Daß ich euch zwing' zu seiner Fahne.
Erkennt das Walten seiner Hand!
Mit diesem Beil aus armem Holze
Bring' Tod ich eurem Heidenstolze.

Sagt an! Mag Weiches Hartes spalten?
Und dieser Art es leicht gelingt!
Auch Holz kann große Kraft entfalten,
Wenn Glaubensmut es betend schwingt.
Hier diese Felswand will ich rühren,
So öffne ich des Berges Thüren."

Und kräftig bohrt das Holz im Steine,
Als wär' das Härteste nur Wachs.
Entsetzt erschaut es die Gemeine,
Dann fällt sie auf das Antlitz stracks.
„Weh uns, die Gottheit ist erschienen!
Sprich, womit läßt sie sich versühnen?"

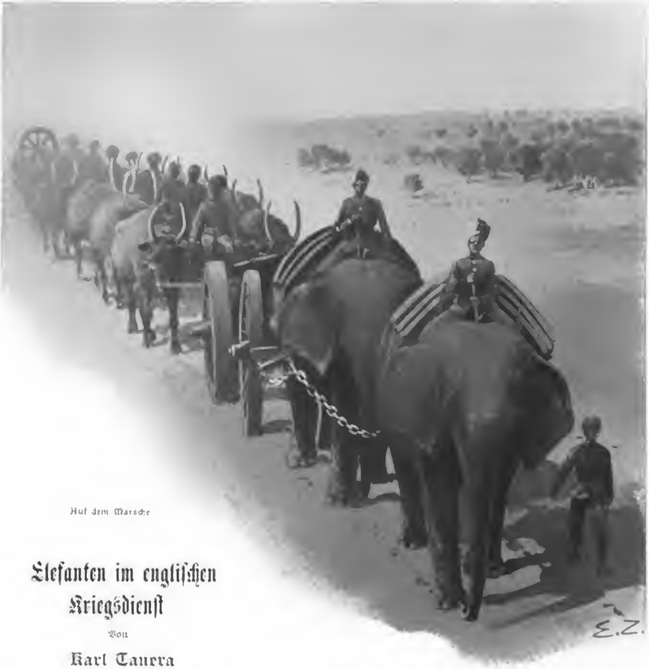
Zum armen Kriegsgefangnen wendet
Den Blick Held Bonifacius.
„Erlöset ihn! Laßt unvollendet
Des Götzendienstes grausig Muß.
Und hier, die angefangne Stelle
Im Stein, höhlt Gott sie zur Kapelle!"

Gar treu geehrt ward solcher Wille.
Zerbrochen liegt der Blutaltar;
Und sieh, bald steigt in heil'ger Stille
Zur Waldeshöhe eine Schar,
Geleitet von dem ganzen Haufen:
Der Gottesbote soll sie taufen.

Seitdem versank wohl manch Jahrhundert
Im wechselvollen Zeitenstrom.
Zum Felsenkirchlein, hochbewundert,
Erhob sich mancher stolze Dom.
Das ganze Land ließ sich bekehren
Und lernte christlich Gott verehren.

Doch jetzt noch zeigt man im Geklüfte
Des Steinkirchleins zerbrochne Spur.
Die Fackeln atmen Weihrauchdüfte,
Und ist's auch eine Höhle nur,
Du fühlst dich seltsamlich umfangen
Von großen Zeiten, die gegangen.

Ch. Straßer



Auf dem Marsche

Elefanten im englischen Kriegsdienst

Von

Karl Tanera

(Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer)

Wer sich die Mühe giebt, die mustergültigen staatlichen Organisationen von Bienen und Ameisen zu studieren oder das sorgsam überdachte Handeln von Hamstern und Mäusen, von Zugvögeln und Brieftauben zu beobachten oder das kluge, verständnisreiche Wesen von Pferden und Hunden zu erforschen, der kommt schon in unsern Landen zur Ueberzeugung, daß es eine grundfalsche Ueberhebung des Menschen wäre, wollte er behaupten, er allein habe Verstand; dagegen solle dem Tier statt eines überlegten Denkens nur eine Art von Instinkt, d. h. ein von eigentlichen Verstandsthätigkeiten unabhängiger Naturtrieb eigen sein. Diese Ueberzeugung stärkt sich bei jedermann, der im Osten Gelegenheit hatte, vielfach und an verschiedenen Orten die Arbeitsleistungen von Elefanten, diesen gescheitesten aller vierfüßigen Säugetiere, zu sehen. Man muß erkennen, daß die Elefanten ihre Arbeiten mit sorgfältiger Ueberlegung ausführen, selbst wenn es sich um Leistungen handelt, die nicht das geringste mit ihrem eignen Wohl und Wehe zu thun haben. Diese klare Erkenntnis hat wohl auch die Lehre des Buddhismus beeinflußt, daß die Tiere nicht vollständig andre Geschöpfe als die Menschen seien, sondern von derselben Art, nur noch nicht so entwickelt wie die Menschen, oder umgekehrt. In wissenschaftlichen Blättern und in Büchern habe ich wiederholt auf die staunenswerten Arbeiten der Elefanten in den Holzsägmühlen von Rangoon, auf ihre kluge und wohl durchdachte Thätigkeit in Bengalen bei Hausbauten und andern Leistungen hingewiesen. Nun bot sich mir bei einer Parade der englischen, im Staate des Nizam von Haidarabad stehenden



Geschützbespannung



Parade

Nach einer Zeichnun:



marsch

3 von Ernst Zimmer

Division die Gelegenheit, Elefanten im Kriegsdienst zu beobachten, und ich staunte ob der vorzüglichen Ausführung aller an diese Tiere gestellten Anforderungen.

Mancher Leser aus Zivilkreisen dürfte es ja nicht glauben, aber es ist doch so; nämlich daß eine gute Truppenparade eine solche Menge nicht nur von äußerlicher eingedrillter, sondern auch von wohlüberlegter geistiger Disciplin und Schulung erfordert, wie kaum eine andre Massenarbeit. Ein Truppenoffizier behauptete einmal, es sei schwerer, den Parademarsch einer Regimentskolonne von 1500 Mann oder eines Kavallerieregiments von 600 Reitern einzuüben, als einen Chor von 1500 oder 600 Sängern. Wenn dies auch etwas weit gegangen ist, so glaube ich doch auch, daß derjenige, der in einem Parademarsch nur ein Beispiel mechanischen Drills sieht, davon so wenig versteht als der, der in einem Chorgesang nur äußere Schulung erkennt. Alles muß, wie jeder erfahrene Offizier weiß, „mit Leib und Seele“ bei der Sache sein, selbst die Tiere. Wie oft kommt es vor, daß die Pferde besser wie ihre Rekrutenreiter wissen, worauf es ankommt, und den Reiter in richtiger Weise mitnehmen, ob er will oder nicht. Ist es mir doch selbst, als ich zu den Garde-Ulanen kommandiert war, einmal vorgekommen, daß ich beinahe aus dem Sattel geflogen wäre, weil ich bei einem Einschwenken in die Front rechtsherum galoppieren wollte, mein alter wohlerfahrener Ulanengaul aber trotz meiner falschen Hilfen richtig linksherum einschwenkte, worauf ich gar nicht vorbereitet war. Ich wäre nach meiner Art der Nebenschwadron gerade entgegengesprengt und überritten worden. Das wußte mein Brauner und schwenkte links, obwohl bei einer vorherigen Uebung auf das gleiche Frontsignal rechts eingeschwenkt worden war. Noch weit besser kennen die Elefanten nach dem, was ich sah und dann von englischen Offizieren hörte, ihren Dienst und dessen taktische und technische Anforderungen.

Bei der Paradeaufstellung stand die Batterie auf dem linken Flügel der Division. Sie bestand aus 6 Geschützen, nämlich 2 Haubitzen und 4 Belagerungsgeschützen, nach meiner Schätzung 12 Centimeter-Ringkanonen, sämtliche auf schweren, ganz stählernen Belagerungslafetten. Jedes Geschütz zogen zwei voreinander gespannte Elefanten größter Art. Solange die Linienstellung der Division eingehalten wurde, standen die riesigen Tiere wie Mauern, und selbst das hin und her rollende Rottenfeuer der Infanterieregimenter, das ein Hauptschaustück der englisch-indischen Truppen bildet, störte sie nicht im geringsten.

Die zweite Staffel der Batterie bestand aus 6 Munitionswagen, von denen jeder von 8 Paaren Zebustieren, sogenannten Bullocks, die im Joch eingeschirrt waren, gezogen wurde. Die Bullocktreiber standen bei der Parade auf kleinen, von den Jochen herabhängenden Trittbrettern zwischen ihren Stieren. Hinter der Batterie befand sich noch ein Reserve-Elefant. Während des Stehens konnte ich alles genauer betrachten und sah das vorzügliche Geschirrmaterial. Kolossale dicke Lederdecken, schwere eiserne Ketten an Stelle von Strängen und riesige Holzsättel bildeten eine viele Zentner betragende Last der hinteren Elefanten, und auch die vorderen trugen nicht viel weniger, denn die dicken Taue statt der Ketten mögen auch ein tüchtiges Gewicht ausgemacht haben. Die Tiere schienen aber den Druck der Last gar nicht zu empfinden. Auf dem Hals eines jeden Elefanten saß sein Wärter und Führer, der Mahut, der die kleine Hakenlanze zum Aneifern seines Tieres vor sich auf dem Schädel des Elefanten aufstützte. So hielt die Batterie etwa anderthalb Stunden, und ich habe nicht bemerkt, daß einer der zwölf Elefanten irgend eine Bewegung machte, außer daß er hier und da mit den Ohren klappte.

Nun wurde die Aufstellung für den Parademarsch genommen. Wie da die kleinen Augen der grauen Riesen funkelten, und was da für eine Lebhaftigkeit in sie kam! Mit mehrfachen Schwenkungen ging die Batterie im Trab vor. Jede Bewegung wurde, soweit ich dies in dem starken gelblichen Staub erkennen konnte, vorzüglich und in tadelloser Richtung ausgeführt. Bei einer Batterieschwenkung sah ich dies ganz genau und wunderte mich um so mehr, als mir die Bewegungen der Kavallerie und noch mehr der englischen Infanterie, die ich in verschiedenen Jahren in Kalkutta, Bombay, Delhi und Lucknow sah, keineswegs anerkennenswert erschienen. Die Bewegungen der eingeborenen indischen Truppen waren stets besser. Bei einer Schwenkung sah ich deutlich, wie die inneren Elefanten nach den äußeren sahen und ohne Hilfe des Mahut genau ihren Schritt verkürzten oder in Trab fielen, wie es die Bewegung verlangte. Der Parademarsch selbst war vorzüglich, und ich kann mich nicht erinnern, je eine mit Pferden ausgerüstete Batterie besser vorbeikommen gesehen zu haben, wie diese Elefantenbatterie.

Leider hatte ich keine Gelegenheit, ein Exerzieren der Batterie im Feuer zu beobachten. Aber Offiziere erzählten mir, daß die Elefanten beim Einfahren in die Stellung und beim Ab- und Aufprotzen ihre Aufgabe so geschickt lösen, wie es Menschen gar nicht besser machen könnten. Dies ist gerade beim Stellungnehmen von kolossalem Wert, weil es kaum möglich wäre, die außerordentlich schweren Geschütze, wenn sie einmal abgeprotzt sind, noch einmal zu verschieben oder seitlich zu rücken. Der Elefant führt dies aber spielend aus. Somit muß auch diese Leistung der Elefanten beim Militärdienst als eine gewiß nicht nur auf Instinkt und Gehorsam, sondern auch auf Ueberlegung und Verstand beruhende angesehen werden.

Trotz der großartigen Brauchbarkeit der Elefanten bei der Artillerie halte ich jedoch ihre Verwendung bei wirklichem Kriegsdienst, d. h. in der Schlacht, für sehr gewagt, ja geradezu für gefährlich und zwar eben wegen des hohen Verstandes und der Ueberlegung dieser Tiere. Viele Pferde werden, wenn die Granaten einschlagen und neben ihnen

andre Pferde zerschmettern, vor Schrecken oft ganz dumm, stehen da und zittern und beben, machen aber keinen Versuch, der Gefahr zu entrinnen. So war es bei meinem Rappen der Fall, den ich in sieben Schlachten geritten hatte und schließlich am 4. Dezember 1870 durch einen Granatschuß unter mir verlor. Andre Pferde werden so aufgeregt, daß sie durchgehen wollen, wie die beiden, die mir am 8. Dezember bei Beaugency unter dem Leib weggeschossen wurden. Aber ich konnte sie doch meistern. Wieder andre Pferde stehen still und völlig gleichgültig mitten im Kartätschen- und Granatenhagel, wie der sogenannte Dienstmops, den ich in den Schlachten vom 7., 9., 10., 11. und 12. Dezember 1870 ritt. All dies scheint mir aber bei Elefanten nicht zutreffend. Ein so kluges Tier erkennt sicher bald die Gefahr und wird ihr, besonders wenn es durch einen Granatsplitter verwundet ist, möglichst schnell zu entrinnen suchen, d. h. es wird durchgehen. Denjenigen Menschen giebt es aber nicht, der einen durchgehenden Elefanten aufhält. Wollte der Mahut durch Lanzenstiche sein Tier zum Gehorsam zwingen, so ist sicher zu erwarten, daß es seinen Wärter mit dem Rüssel von seinem Sitz herabholen, unter seine Füße werfen und zermalmen würde. Genau so hat es ein Elefant in Rangoon mit seinem Mahut, der ihn lange Jahre geführt hatte, gemacht, weil der Wärter den Elefanten noch nach dem Glockenzeichen, das das Ende der Arbeitszeit täglich angab, zum Wegtragen eines Balkens zwingen wollte.

Wie großes Unheil durchgehende Elefanten aber unter den eignen Truppen der hinteren Treffen anrichten können, ist leicht auszumalen. Es scheint mir also der Nutzen der Elefanten im Kriegsdienst ein recht zweifelhafter zu sein. Das hatten ja auch die Völker des Altertums bald erkannt. Von der Zeit an, in der die Römer mit Feuerbränden gegen die Elefanten ihrer asiatischen Gegner auftraten, dadurch die Tiere scheu machten und zum Durchgehen nach rückwärts veranlaßten, kam der Gebrauch der Elefanten im Kampf selbst schnell ab, und ihre Verwendung beschränkte sich auf Transport und Arbeit.

Die gleiche Erfahrung würden die Engländer mit ihrer Elefantenbatterie gegen einen Feind, der mit Geschützen auftritt, wohl auch sehr schnell machen. Aber vorläufig haben sie in Indien mit keinem solchen Gegner zu rechnen. Dafür aber imponiert gerade diese Batterie bei den Paraden und wo sie sonst im Frieden erscheint, den Eingeborenen ganz riesig und erfüllt somit ihren Zweck.



Paradeaufstellung

Der Simulant

Militär-Humoreske

von

Roda Roda

Der Stammsitz der Grafen Callini steht irgendwo im Trentino in Südtirol. Er ist längst verfallen, und in seinem Gemäuer nisten zwei andre uralte, weitverbreitete Familien — die Dohlen und die Krähen. Die Callinis aber haben seit vielen Generationen die höchsten Stellen in der österreichischen Diplomatie inne. Ihr Adel, der ursprünglich italienisch war, ist schon von Kaiser Franz in einen Reichsadel umgewandelt worden. Der große Stamm hat sich mannigfach geteilt. Ein Hauptzweig, der der Grafen Nerini-Callini, gehört noch heute mit zahlreichen Vertretern der diplomatischen Welt an. Ein zweiter, Callini di Santa Barbara, ruht allein auf den beiden Augen des jungen Grafen Otto.

Graf Otto ist neunzehn Jahre alt, hübsch zum Verlieben und ein arger Sausewind. Die Sorge um ihn beschäftigt seinen Vormund und Schwager, den königlich ungarischen Ministerialrat Baron Parkany, fast mehr als die Amtsobliegenheiten des Ackerbauressorts. Graf Otto Callini wollte schon das Jahr vor seinem Abiturientenexamen mit einer einigermaßen überspannten jungen Dame der besten Gesellschaft zu den Buren durchgehen, das Unternehmen scheiterte aber an der Ebbe des beiderseitigen Taschengeldes. Wenige Monate später verliebte sich Graf Otto in die Schwester seines gestrengen Herrn Vormundes und war nicht dazu zu bewegen, seinen Ferienaufenthalt innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen zu bemessen. Das wurde dem Baron Parkany denn doch zu bunt; er sah ein, daß er nach der ewigen Beaufsichtigung Ottos einiger Erholung und der junge Herr Schwager einer strengeren Zuchtrute bedürfe — kurz, Baron Parkany sprach sein Machtwort, und Ottchen mußte als Einjährig-Freiwilliger zum ungarischen Husarenregiment Nr. 17 einrücken.

Die Maßregel erwies sich als durchaus segensreich. Ottchen wurde ein strebsamer Krieger, verließ im Mai die Schule als rangältester Korporal, und da Baron Parkany rechtzeitig eingegriffen und einen schneidigen Eskadronschef für Otto ausgesucht hatte, schien es, daß die erziehliche Wirkung des Truppendienstes nicht versagen würde.

Doch alles kommt ja immer ganz anders ...

Ottos neue Garnison hatte einen schweren Mangel, an den niemand gedacht hatte: sie war langweilig. Nicht als ob es an Offiziersumgang gefehlt hätte — im Gegenteil! Es waren viel zu viel Truppen da, für Ottos Geschmack wenigstens: nämlich ein Infanteriebrigadier mit allen seinen Untergebenen bis auf den letzten Mann. Aber Ottchen trug die Nase etwas hoch und hatte „eine Aversion“ gegen Infanterie. Die Husaren wieder waren nur mit einer einzigen Unterabteilung vertreten, deren Leutnants beide für die Kriegsschule „bimsten“, und der Herr Rittmeister — du meine Güte! — der war hoch, sehr hoch in den Dreißig und mehrfacher Vater. Otto sah also schon nach acht Tagen ein, daß er in diesem Neste nicht ewig, d. h. fünf Monate, leben könne.

„Was willst du aber sonst beginnen?“ fragte der andre Freiwillige der Eskadron, von Kostitsch.

„Durchgehen,“ gab Otto flink und sicher zurück.

Kostitsch zuckte die Achseln. „Unsinn! Sie bringen dich ja wieder.“ In dem mißbilligenden Ton klang doch ein wenig Bewunderung mit für den energischen Kameraden, der mit so fester Hand in sein Schicksal eingreifen wollte.

„Sie bringen mich wieder — meinst du? Ja, glaubst du denn, daß sie's überhaupt merken werden, wenn ich wegfahre?“

„Du denkst also nicht daran ...“

„Ganz und für immer davon zu gehen?“ fiel Otto ein. „Keine Spur! Ich gönne mir nur etwa eine Woche Freiheit, dann bin ich wieder da.“

„Ah! Der Urlaub, den du gestern beim Rapport nachgesucht hast, ist dir doch versagt worden.“

„Na — siehst du, Kostitsch! Darum bewillige ich mir ihn nun selber. Denn wenn ich auf die Gnade des Chefs warten wollte, könnte ich ja alt und grau werden.“

„Das verstehe, wer kann!“ rief Korporal Kostitsch. „Wie willst du auf acht Tage verschwinden, ohne daß der Rittmeister es merkt?“

Graf Callini nahm eine unendlich schlaue Miene an und weidete sich erst eine ganze Weile lang an der neugierigen Ratlosigkeit seines Freundes, ehe er mit der Erklärung kam: „Was, Kostitsch, du kämst nie auf den Weg, der aus unserm Nest in die Welt führt? Siehst du, ich — ich bin doch ein wenig findiger! Ich werde mich krank melden und wegfahren.“

„Wenn nun der Regimentsarzt kommt und dich untersuchen will?“

„Dann findet er einen Kranken im Bett. Unten im Haus arbeitet ein Schustergeselle aus Wien, der so prächtig hustet wie nur irgend ein schwer leidender Soldat des Dreibundes.“

„Der Arzt wird aber sofort sehen, daß er einen Ersatzmann vor sich hat,“ warf Kostitsch ein.

„Wieso denn? Doktor Hölty ist gestern nach Pest gefahren, und der neue Oberarzt kennt mich so wenig wie ich ihn. Der Schuster ist ein Lustigmacher, wie alle Wiener Schuster, und wird für Geld und gute Worte meine Rolle mit allem Aufwand seines Geistes und Rachenkatarrhs spielen — so lange, bis ich eben wieder hier bin.“

Kostitsch schüttelte den Kopf. „Nein, nein, das darfst du gewiß nicht thun, Otto.“

„Ich muß, Freundchen, ich muß,“ entgegnete Graf Callini eifrig.

„Sprich doch nicht so unbedacht! Warum müßtest du?“

„Kennst du die Schwester meines Vormundes, die Etelka Parkany? Nein? Dann red' nichts! Etelka ist so lieb und so schön, daß sie die ältesten Herren im Ackerbauministerium nur an hohen Feiertagen anschmachten dürfen, um nicht ganz verrückt zu

werden. Und diese Etelka hab' ich nun seit fast sieben Monaten nicht mehr gesehen!"

„Gut, Otto, ich verwehre dir nicht, in deine Muhme verliebt zu sein. Kannst du aber nicht — sagen wir nur: einen Monat — mit dem Wiedersehen warten?"

„Bist du toll, Kostitsch? Ich — warten? Ist die Sache in einem Monat etwa leichter durchzuführen als morgen?"

„Leichter freilich nicht. Doch in einem Monat bist du vielleicht andern Sinnes und riskierst nicht deinen Hals um das bißchen Minneglück."

„Glaubst du?" erwiderte Otto ironisch.

„Freilich glaub' ich's. Allen Respekt vor der Tiefe deiner Gefühle, aber man hat doch Beispiele —," sprach Kostitsch anzüglich — „Beispiele, die beweisen . . ."

Nun war Otto ernstlich gekränkt. „Ich weiß nicht, worauf du anspielst," rief er, „vielleicht auf den kleinen unschuldigen Flirt mit der Blondine auf unsrer Reise hierher? Das hat doch nichts zu sagen! Das ist ein Zeitvertreib, aber keine Untreue!"

„Gewiß, die Blondine hatte ich auch schon vergessen —"

„Dann denkst du also offenbar an Miß Miller, die beim Schulkommandanten zu Besuch war?" fragte Otto.

„Meinetwegen auch! In erster Linie aber an die Grazerin in der roten Bluse, der du wochenlang Fensterpromenaden zu Pferde gemacht, dann an Comteß Lola, der zu Gefallen du deinem Braunen sogar das Niederknieen beigebracht hast . . ."

„Ah, hör mir auf! Das waren eben Meteore, oder nicht einmal Meteore. Mein Stern, meine Sonne war und ist doch nur Etelka. Sie muß ich sehen — und wenn ich blind darüber werden müßte."

„Ich habe ja grundsätzlich nichts dagegen, denn ich merke, du hast dich in den Gedanken zu weit verbohrt, um locker zu lassen. Noch mehr, Otto: ich will dir, so gut es geht, helfen. Nur verlang' ich, wie gesagt, daß du deinen Ausflug um einen Monat verschiebst."

„Ja — aber warum, Mensch, warum?"

„Um Zeit zu gewinnen."

„Zeit? Wozu?"

„Zur Ueberlegung, zur besseren Einleitung."

„Nichts da, Kostitsch! Schlag dir das aus dem Kopf. Ich melde mich morgen krank und reise."

„Melde dich später krank und reise später."

„Damit mir mittlerweile mein Schuster gesund wird — was? Der Mann ist's im stande! Und damit mich die ganze Garnison, den Arzt mit eingeschlossen, wie schlechtes Geld kennt? Ferner wäre mein ganzes Abenteuer in einem Monat erfolglos. In einem Monat ist Etelka wieder auf Schloß Parkany, und dort kann ich sie nicht einen Augenblick lang sprechen, ohne von meinem Herrn Vormund und Schwager bemerkt zu werden."

„Ist sie denn jetzt nicht in Parkany?"

„Wie, hab' ich dir das noch nicht erzählt? Mein Schwager ist gestern mit beiden Damen, meiner Schwester und Etelka nämlich, nach dem Balkan gereist."

„Davon hast du nichts erwähnt. Das kompliziert ja die Sache noch bedeutend!"

„Nicht wahr? Mein selbstbewilligter Urlaub gewinnt immer mehr an Reiz! Oesterreich-Ungarn will nämlich mit einem Balkanstaat — na, sagen wir mit Macedonien, denn man darf das nicht ausplaudern — einen Schweinevertrag schließen. Nun kann man doch füglich von unserm Geschäftsträger dort nicht verlangen, daß er sich auch auf die Schweine-Ausfuhr- und Gesundheitsverhältnisse verstehe. Da hat denn das zunächst beteiligte ungarische Ackerbauministerium einen Experten, eben meinen Schwager, zum Studium der Frage entsendet."

„Du willst also nach — Macedonien fahren, Otto?"

„Jawohl, nach Macedonien! Denk nur, wie schön das wird! Mein Schwager irrt sicherlich auf der Suche nach Trichinen im Land umher, und meine Schwester und Etelka langweilen sich in der Hauptstadt — in, sagen wir, Asurnik. Da komm' ich als rettender Engel — meine Schwester drückt, wie gewöhnlich, beide Augen zu, Etelka strahlt vor Wonne — wir machen Partien in die Umgebung, gehen im Park spazieren —"

„Im Park von Asurnik!" warf Kostitsch ein.

„Nenn es Asurnik. Es giebt da gewiß einen Irrgarten oder doch französisch geschorene Gruppen, vor denen meine Schwester zum Beispiel ein wenig zurückbleiben kann . . . He, Bruderherz!" Otto packte seinen Freund an beiden Schultern und schüttelte ihn lachend — „he, Bruderherz, gefällt dir mein Gedanke?"

*

„Diese Freiwilligen! Diese verdammten Muttersöhnchen!" fluchte der Rittmeister, als er am andern Morgen Ottos Dienstzettel auf seinem Tische fand. „Jetzt meldet sich mir der Callini marod — kaum daß er eine Woche bei der Schwadron ist. Und was fehlt ihm? Rachenkatarrh! Prochaska, schaun S' nach, ob etwas über Rachenkatarrh im Dienstreglement steht!"

„Nein!" antwortete der alte Rechnungsunteroffizier, ohne mit einer Wimper zu zucken. Er kannte schon die Schrullen seines Chefs.

„Also im Exerzierreglement?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„In der Adjustierungsvorschrift? In der Schießinstruktion? In den Normen für die Aufstellung und Ausrüstung der Feldeskadronen?"

„Nein. Herr Rittmeister, meld' ich gehorsamst, nirgends kummt vur die Rachenkatarrh."

„Na, also! Folglich giebt's keinen Katarrh beim Militär! Tragen S' diesen Wisch zum Herrn Oberarzt, geben S' dem Herren Kommißäskulap die Adresse vom Freiwilligen Callini an, und sagen S', ich lass' den Doktor bitten, mir den freiwilligen Simulanten bis spätestens elf Uhr vormittags gründlich zu kurieren."

Prochaska schlug die Hacken zusammen, daß die Sporen klirrten, und ging. — —

Indessen lag der Schustergeselle Johann Eippelbauer blitzblank gewaschen und parfümiert in Callinis Bett und bemühte sich, einen Grafen darzustellen. „Sü, Schan!" rief er, „einen Cognac!"

Jean, der nicht wenig wütend über den Eindringling war, that, als hörte er nichts.

„Sü, Schan! Einen Cognac!"

„Bedaure, gräfliche Gnaden haben alle geistigen Getränke verboten!" entgegnete der Diener giftig.

„Was, gräfliche Gnaden? Wer — gräfliche Gnaden? Sü scheunen nücht zu wüssen, mit wem daß Sö die Ehre haben zu reden? Ich bün — dös haßt, üch stell' vur — den k. und k. Einjährig-

freiwilligen Husaren Titularkorporal Otto Grafen Callini di Santa Barbara, verstöngen Sö! Schan, einen Cognac!"

„Nein! Spirituosen bekommen Sie überhaupt nicht."

„Alsdann wünschö üch a Lemonad'. Aber mit Enle, wenn üch bitten därf! Und eunen halben Meter von der allerfeunsten Krakauerwurscht."

„Ja, freilich, damit Sie nach Knobel riechen, wenn der Herr Doktor kommt!"

„Der kummt nöt a so g'schwind, mei Lieber! Der überlegt si so was langmächti'! I kenn' dös, i hab' a' dient, drei vulle Jahr' bei Hoch- und Deutschmeister Nummer vier! Aber jetzten hab' i gnua von den Reden. Schan, brüngen Sü mir eune Lemonad' und eun besseres Frühstück!"

„Es ist nicht Frühstückszeit," brummte Jean gereizt.

„So?" keifte „Graf" Eippeldauer. „Alsdann, warten Sö nur, bis der Herr Otto kummt! I wir eahms scho klogen! Hot er epper nöt 'n Beföhl 'geben, Sö soll'n mir alles, was i will, herbringen?"

Die rasselnde Entreeglocke enthob Jean der Antwort. Als der Diener öffnete, erblickte er zitternd den Oberarzt vor sich.

„Wohnt hier der Freiwillige Graf Callini? Ja? Dann führen Sie mich zu ihm."

Als der Arzt in das Krankenzimmer eingetreten war, zog sich Jean diskret zurück und — horchte. Um Himmels willen, jetzt wird der Trug entdeckt.

„Guten Morgen!" rief der Arzt und stellte sich vor. Johann Eippeldauer antwortete mit einem furchtbaren Hustenanfall.

„Na, na — nur nicht verzweifeln, es wird schon besser werden! Husten Sie schon lange so, Freiwilliger?"

„Seut dreu Täg'," hauchte Eippeldauer.

„Lassen Sie mich mal den Puls fühlen. So! Der ist in Ordnung. Haben Sie Fieber? Nein? Und wie steht's mit dem Appetit?"

„Uje!" rief Eippeldauer und fing schnell seine Stimme, die ihm so laut ausgekommen war, wieder ein, „Appetit hätt' üch für zwen."

„Ja, wenn man jung ist! Sie müssen aber sehr, sehr vorsichtig sein! Keine reizenden Speisen, durchaus nicht rauchen, vor allem keinen Schritt aus dem Bett. Sie werden sich kalte Umschläge auf Brust und Hals machen lassen —"

„Muß düses seun?"

„Ohne Widerrede. Dann will ich Ihnen Pulver verschreiben, davon nehmen Sie früh, mittags und abends je ein Stück. Morgen komme ich wieder und finde Sie gewiß schon beim besten Wohlsein. Wo haben Sie Papier, Tinte und Feder?"

„Schan! Schaan!! Schaaan!!!" schrie der Kranke. „Wo stecken Sü?"

„Still, Freiwilliger! Was fällt Ihnen ein? Um keinen Preis eine Anstrengung der Stimme! Wenn Sie so lärmen, können Sie einen Zentner Codëin essen und sind doch in hundert Jahren nicht gesund."

„Schan, brüngen Sü Föder und Tünte," sagte Eippeldauer großartig dem Diener, der eben eingetreten war.

„Ich werde dem Herrn Rittmeister gehorsamst melden, daß Sie eine Woche lang zu Hause bleiben müssen," meinte der Oberarzt beim Abschied, und fragte draußen den Diener: „Sagen Sie, was ist der Graf für ein Landsmann?"

„Ein — Ti—Tiroler," stammelte Jean errötend.

„Sein Dialekt ist aber gar nicht tirolerisch —"

*

Johann Eippeldauer hatte dem ungläubigen Jean wiederholt versichert, daß ihm der Oberarzt kräftige Nahrung „und nur feine Zigarren" verordnet habe. Er hatte auch die kalten Kompressen auf Brust und Hals verschwiegen. Nun zeigte sich Jean zwar merkwürdig gut unterrichtet über die Anordnungen des Arztes und suchte Eippeldauers Diät in den Grenzen der Krankenkost zu halten, aber Ottos Befehl, „den Kerl gut zu füttern," hatte sehr bestimmt gelautet, und Jean war gewohnt, zu folgen. Er rächte sich an seinem anspruchsvollen Patienten dafür durch immer neue Eisumschläge, die er Eippeldauer trotz allem Sträuben auflegte, „weil doch der Doktor jeden Augenblick kommen könnte."

So verlebte der wackere Schuster herrliche drei Tage. Es ist doch schön, Graf zu sein, auch ohne Cognac! Immer einen — freilich ein wenig unwilligen — Diener um sich, den man malträtieren kann — einen weichen Pfühl, auf dem man sich streckt — Speisen in Hülle und Fülle — das behagliche, elegante Zimmer — und alles das bloß fürs Husten! Johann Eippeldauer hätte sein Leben lang ein Graf sein mögen! Teufel, seine Kollegen würden schauen, wenn sie ihn hier sähen, der Schurl zum Beispiel, der immer so nobel that! Oder die Frau Meisterin, die sich auf ihren „Salon" so viel einbildet! Hier ist das Badezimmer schöner als der Salon der Frau Meisterin!

Am vierten Morgen seines gräflichen Schwelgens erwachte Johann Eippeldauer aus einem Traume, in dem er wirklich Kavalier gewesen war, reckte und dehnte sich, dachte nach, was er mit den fünfzig Gulden beginnen würde, die ihm der junge Herr Graf als Extravergütung versprochen hatte — da schreckte ihn Jean durch einen Dienstzettel auf, den eben eine Ordonnanz gebracht hatte.

K. u. k. Husarenregt. Prinz Kreyberg Nr. 17 — 5. Feldeskadron

Dienstzettel

Aranybánya, am 12. Mai 1902

Sie haben sich mit Ihrem „Rachenkatarrh" sofort ins hierortige Truppenspital zu begeben und bis zu Ihrer Genesung daselbst zu verbleiben. Für die Zeit Ihres Aufenthaltes haben Sie täglich im vorhinein das Menagegeld von 23.2 h., sage dreiundzwanzig + 2/10 Hellern zu entrichten. Verpflegsdokumente und Partikular-Revisionsliste gehen von hier aus direkt an das Spitalskommando ab.

v. Réthay m. p.
Rittmstr.

Das war eine Bescherung!

„Meiner Sex!" versicherte der Schuster dem Diener, der ihm höhnisch die Siebensachen zusammensuchen half, „wann i 's nöt aus Liab z'an jungen Herrn machet' und dö fuchzig Gulden Extraprämie nöt war'n, kriegeten s' mi nie nöt in dös Spital eini!"

*

Während sich der Herr Rittmeister diebisch freute, „diesen Callini, diesen Simulanten," so gründlich im Spital eingesponnen zu haben — bei 23,2 Heller Verpflegsgebühren täglich — saß Freund Otto seelenvergnügt mit Schwester und Muhme in Asurnik und verschaute sich immer tiefer in Etelkas kohlschwarze Augen. Garden-Parties, wie sich sie Otto

ausgemalt hatte, gab's nun zwar nicht, immerhin aber ließ es sich leben.

Nach einer lange andauernden Spannung zwischen Rußland und England — Madame Wassiljewitsch hatte Mistreß Langfields letzten Herbsthut „einfach scheußlich" genannt — war's wieder Friede in der diplomatischen Kolonie von Asurnik geworden. Die Sekretäre der Großmächte wetteiferten nach der schrecklichen, langweiligen Zeit in der Veranstaltung von Picknicks und Tänzen. Deutschland lud zu Abend, und von Frankreich munkelte man, es sei gerüstet bis auf den letzten Gamaschenknopf für einen wahrhaftigen Ball. Madame Wassiljewitsch, die gute Beziehungen zur Republik hatte, machte gelegentlich über diesen bevorstehenden Ball Andeutungen, die alle Erwartungen aufs höchste spannten. Baronin Parkany, eine stattliche, vornehme Dame, ging am Horizont der Gesellschaft von Asurnik mit Sonnenherrlichkeit auf. Etelka und Otto, ihre Planeten, gestatteten weite Ausblicke auf neue Varianten des Courschneidens, das bei der geringen Anzahl von verfügbaren jungen Damen und Herren fast gedroht hatte, eintönig zu werden. Kurz, Otto fühlte sich nichts weniger als „eingesponnen". Nur täglich kurz vor dem Schlafengehen bekam er kleine Beklemmungen. Daß die Sache bei der Schwadron zu Hause etwa schief gehen könnte, daran dachte er keinen Augenblick. Nein, dazu waren Eippeldauer, Jean — und im ärgsten Falle Kamerad Kostitsch viel zu geriebene Bursche. Aber vor der Rückkehr seines Vormundes von der Landbereisung graute es ihm ein wenig, denn Schwager Béla konnte manchmal unangenehm energisch sein ... Er wird sich auch gewiß nicht mit Ottos Versicherung begnügen, daß der Urlaub ordnungsgemäß bewilligt sei — wie es Baronin Parkany gethan hatte —, sondern nach dem Urlaubsschein fragen. Dann sind natürlich die schönen Stunden mit Etelka zu Ende. Wenn Béla nur wenigstens nicht vor dem Ball beim französischen Geschäftsträger zurückkäme!

Nein, Baron Parkany kam nicht zurück. Er studierte noch eifrig die Gesundheitsverhältnisse der Schweinchen von Südmacedonien, als die Kapelle des fürstlichen Garderegiments bei Madame Duvernois zur Polonaise aufspielte. Otto, die Gattin des bulgarischen Militärattachés am Arme, folgte mit glänzenden Augen den elastischen Bewegungen Etelkas, die von Mister Langfield geführt wurde. Die zweite Quadrille, der Herzenstanz, sollte ja ihm gehören ...

Da plötzlich brach, mitten im Takt, die Musik jäh ab. Der Kapellmeister, Herr Waschitza aus Prag, machte verzweifelte Gelenkübungen mit Armen und Beinen — Trommelwirbel und Fanfaren tönten — und mit mächtigen Klängen brauste die macedonische Hymne durch den Saal. Ehe Otto wußte, wie ihm geschehen, hatte ihn seine besonnene Tänzerin in das Spalier zurückgezerrt, zu dem sich die Gesellschaft rasch formiert hatte. Aller Augen hingen an der Eingangsthür. Eine schlanke Gestalt in goldstrotzender Uniform ward sichtbar, Damen und Herren grüßten mit tiefer Verneigung. Der junge Landesfürst Mihajlo I. hatte auf die Kunde von dem Balle seine Jagd aufgegeben und war in eigner Person, von großem Gefolge umgeben, erschienen, um das befreundete Frankreich in seinem Hause zu ehren!

Otto stand noch, geblendet von der bunten Pracht der eben aufgetauchten Erscheinungen, als er zu seinem namenlosen Schrecken mitten in der Suite des Fürsten eine wohlbekannte, bescheidene Uniform erblickte. Indes die Hausfrau Seine Durchlaucht ehrerbietig begrüßte und die Herren des Gefolges sich mit den Ballgästen zu kleinen plaudernden Gruppen vereinten, löste sich der bescheidene Herr aus seiner Umgebung, schritt auf Baronin Parkany zu und rief lachend: „Grüß Gott, Marischka! Grüß Gott, Etelka! Was? — eine Ueberaschung! Seine Durchlaucht selber haben geruht, mich mitzubringen! Ich war eben im fürstlichen Jagdterrain beschäftigt, als die Kunde vom Balle zu uns gelangte."

Die bulgarische Oberstin war zum Glück eine handfeste Frau. Sie konnte Callini festhalten, als er in die Erde zu sinken gedachte. Sie wehte ihm auch mit ihrem Fächer so lange Luft zu, bis er halbwegs wieder feststand. Er hörte noch mit halbem Ohr die Freudenausbrüche Marischkas und Etelkas, sah, wie sich Schwager Béla unversehens umwandte, staunend die Augen aufriß und — fast umfiel.

„Otto! Du — hier??"

„Ja, i–ich bi–bin hier!" stammelte der unglückliche Ausreißer.

„Wie kommst denn du —?"

„Mit dem Orientexpreß!" antwortete der junge Graf Callini, der seine Fassung schon wieder hatte. Jetzt war ja die Partie doch schon verloren. An einen Urlaub würde Béla ja nicht gutwillig glauben, und Papiere hatte Otto nicht. Also frisch mit der Wahrheit heraus! „Mit dem Orientexpreßzug bin ich gekommen — eigenmächtig natürlich," erzählte er keck. „Nicht einmal meine Abreise hab' ich angemeldet, geschweige denn die Erlaubnis dazu erwirkt."

Béla, Marischka, Etelka, die bulgarische Oberstin und Miß Langfield schlugen wie auf Kommando die Hände über dem Kopf zusammen! Ob man solch einen wahnwitzigen Leichtsinn schon je erlebt habe!

„Mensch, da wirst du ja als Deserteur behandelt werden!"

„O nein! Ich habe eine Krankheit vorgeschützt und anstatt meiner einen Schuster ins Bett gelegt."

Mister Langfield und Frau Mamonoff lachten.

„Du mußt auf der Stelle einrücken, Otto."

„Das kann ich ja gar nicht, Schwagerchen. Der nächste Zug geht übermorgen nachts."

Béla schleuderte seine wütendsten Blicke auf sein unverfrorenes Mündel. Dieser Skandal. Wenn sich das in der Gesandtschaftskolonie herumspricht!

„Um Himmels willen, wie ist es dir eingefallen, ohne Urlaub hierherzukommen?" fiel Frau Marischka verzweifelt ein.

„Etelkas wegen!" antwortete Otto mit knabenhaftem Trotz.

Das auch noch, jetzt kompromittierte er Etelka! Baron Parkany war nahe am Bersten. Die Baronin bat voller Geistesgegenwart Frau Mamonoff und Mister Langfield um tiefstes, unverbrüchliches Schweigen. Und Etelka? Deren Blicke hingen gerührt am Antlitz ihres heißblütigen, unbesonnenen, leichtsinnigen, kreuzbraven lieben Otto, der alles gewagt hatte für ein paar Stunden süßen Beisammenseins. Wenn er schon ihretwegen in den Arrest mußte, unbelohnt sollte seine Kühnheit nicht bleiben!

„Aber, Béla," begann sie freundlich, „es ist doch selbstverständlich, daß Otto seine — Braut nach dem Balkan begleitet."

„Was für eine Braut?“ fragte Baron Parkany verständnislos.

„Nun — mich doch — bist du so verwirrt, daß du unsre Verlobung vergessen hast?“ entgegnete Stella scheinbar unbefangen — und das Herz pochte ihr unter der Seidentaille zum Zerspringen.

Frau Mamonoff und Mister Langfield lächelten diplomatisch. England zog sich diskret zurück — bei Bulgarien siegte die angeborene weibliche Neugier über das anerzogene Taktgefühl. Man hat nicht alle Tage das Glück, Zeugin solch spannender Familienscenen zu sein!

Endlich erinnerte sich auch Baron Parkany, daß er heute nicht Ministerialrat, sondern Diplomat sei und daher gute Miene zum bösen Spiel machen müsse. „Ihr habt mich mißverstanden — ich sprach ja gar nicht von eurer Verlobung, am allerwenigsten hatte ich sie vergessen. Es handelt sich jetzt um die Rolle, die Otto hier im Saale spielen soll.“

„Das ist doch sehr einfach, cher Baron,“ riet Frau Mamonoff belustigt. „Wenn Sie Ihren Schwager nicht gerade als Deserteur vorstellen wollen, ernennen Sie ihn eben für heute zu Ihrem Sekretär.“

„Wird wohl nichts andres übrig bleiben,“ seufzte Baron Parkany.

„Gewiß — um so mehr, als Seine Durchlaucht die beiden neuen Sterne des Ballhimmels, das Brautpaar, bereits bemerkt zu haben scheint.“

„In Gottes Namen denn!“ rief der Herr Ministerialrat, perlenden Schweiß auf der Stirn, und führte seine Gemahlin und das Brautpaar der Hausfrau zu, die Seiner Durchlaucht beim Cercle beistand.

*

Johann Eippeldauer lag mißmutig auf dem ehernen Kommißbett des „Simulantenzimmers“ im k. und k. Truppenspital von Aránybánya und sah den fidelen Zimmergenossen zu, die sich für die Nachmittagsvisite rüsteten. Die einen, die Fieberkranke vorstellten, schlugen mit Todesverachtung die Ellbogen an den Tisch, um den Puls zu beschleunigen, die andern, Magenleiden heuchelnd, naschten an der Kalkwand, denn es galt, eine „belegte Zunge“ zu zeigen. Wieder andern war das ewige Chininschlucken ebenso zuwider wie dem armen Eippeldauer. Lieber Gewehrgriffe im Freien als die bitteren Tränklein „Doktor“ Geyerschnabels im Spital! Die bemühten sich überhaupt nicht mehr, marod zu scheinen. Aber ihren Spaß mit dem alten, kurzsichtigen Oberwundarzt Geyerschnabel wollten sie noch zum Abschied haben. Aus Polstern, Leintüchern und Monturen wurde kunstreich eine Puppe geformt und säuberlich auf einem der Betten aufgebahrt.

Die Spitaluhr schlug mit vielem Rasseln und Knacksen fünf — jetzt mußte er kommen. Richtig, da war er schon! Durch die Reihen der truppenscheuen Krieger, die „Habt acht“ vor ihren Schlafstätten standen, ging ein unterdrücktes Kichern.

Oberwundarzt Geyerschnabel, ein verkniffenes, glatzköpfiges Männchen, blieb schon an der Thür schnuppernd stehen. „Es scheint geraucht worden zu sein,“ rief er in schneidendem Diskant.

„Nein — Herr — Dok—tor!“ brüllte die Schar der Patienten im tiefsten Baß zurück.

Um des Doktortitels willen, den ihm seine „Simulanten“ an jedem Nachmittag taxfrei verliehen, verzieh er manches, auch das Tabakrauchen. „Also nicht!“ entschied er kurz, und wandte sich an den ersten: „Was fehlt Ihnen angeblich, Nummer eins?“ Oberwundarzt Geyerschnabel liebte es, seine Simulanten zu zählen, damit nicht am Ende einer der Chininbehandlung entgehe. „Was fehlt Ihnen angeblich?“

„Ich bin unwohl,“ klagte der Kerl frech und herzbewegend. Er hatte eben erst Kalk geleckt.

„Unwohl giebt's nicht. Beim Militär ist man entweder schwer krank oder ein Simulant. Sind Sie schwer krank?“

„Nein — ja — ich glaube.“

„Also nicht! Zeigen Sie Ihre Zunge. Ist sie belegt, Sanitätswärter? Ja? Ich sehe nämlich schlecht. Also nicht!“

„Doch, Herr Oberwundarzt, ich melde gehorsamst, sie ist belegt,“ stellte der Wärter fest.

„Geben Sie ihm Chinin,“ sprach Meister Geyerschnabel und wandte sich schon an Nummer zwei.

Indessen hatte der brave Sanitätssoldat einen Löffel voll der „Simulantenmedizin“ geschöpft und hielt sie dem Kranken hin. Als er in der Linken die gewohnte Taxe — ein Zehnhellerstück — verspürte, goß er das Tränklein langsam wieder in den Flaschenhals zurück. Wer schmeert, gut fährt — auch im Truppenspital von Aránybánya.

Oberwundarzt Geyerschnabel hatte, immer sorgsam zählend, eine Bettenreihe abgegangen, als er plötzlich rief: „Hier fehlt mir ein Simulant!“

„Der — ist — tot — Herr — Dok—tor!“ brüllte der ergötzte Chorus und wies auf die Puppe.

Geyerschnabel näherte sich dem Bette, sah das Leinengesicht gedankenvoll an und meinte dann: „Der Schurke simuliert! Er schaut ja prächtig aus!“

Nun hielt die Ordnung im Krankenzimmer nicht länger an. Ein Wiehern und Scharren erhob sich.

„Aha, hab' ich dich erwischt, du Schlingel! Mit Musik begraben lassen — was? Das wär' dir recht, und mich dann hinterher noch auslachen!“ zankte Geyerschnabel den ausgestopften Mann aus. „Gleich stehst du auf und gehst die Treppe scheuern, elender Betrüger!“

Die Herren Simulanten krümmten sich vor Vergnügen. Geyerschnabel wurde unsicher. Er griff unter die Decke — da ward der Streich offenbar. Ein großes Strafgericht ging nieder. Aber nun wollte es keiner gewesen sein. „Morgen allen Wassersuppe mit nichts!“ verfügte Geyerschnabel. Die Aussicht auf die magere Kost übte ihre heilsame Wirkung — jedenfalls mehr als die Drohung des Herrn Oberwundarztes, den Vorfall dem Spitalkommando zur weiteren Amtshandlung melden zu wollen. Denn daß Geyerschnabel seine Blamage nicht verbreiten würde, wußte jeder.

Mit neuem Diensteifer befragte der Oberwundarzt nun die zweite Reihe. An ihrem Ende lag Johann Eippeldauer, zerknirscht und vernichtet durch Hunger, Chinin und Enttäuschung. Nein, so hatte er sich das gräfliche Leben nicht vorgestellt! Mochte nun kommen, was da wollte, — er war fest entschlossen, nicht länger die Rolle des jungen Grafen zu spielen, der sicherlich irgendwo in der Welt herumfuhr, Cognac trank und die allerfeinste Krakauerwurst aß, während er, der arme Eippeldauer, die dem Grafen zugedachten Medizinen schlucken mußte. Nein und tausendmal nein! Heute wird sich Eippeldauer zu erkennen geben!



Die Hoffnung
Marmorstatue von August Sommer

„Ah! Guten Tag, gräfliche Gnaden!" grinste der Herr Oberwundarzt mit ironischer Unterwürfigkeit. „Wie haben Gnaden geruht, geruht zu haben? Ausgezeichnet — was? Ja — das thät' dem Freiwilligen gefallen, hier auf den k. und k. Daunen zu schwelgen, wenn die Kameraden draußen früh und spät im Sattel hängen! O nein! Daraus wird nichts! Sanitätswärter, geben Sie ihm eine Protektionsportion!"

Der Wärter that, wie ihm geheißen worden, und füllte den Löffel übervoll. Als in seine begehrlich ausgestreckte Linke wieder kein Zehnhellerstück geschoben ward — Eippelbauer war arm, o so arm! — brachte er den Löffel näher.

Jetzt schwoll dem Schuster die Zornader: „An' Ruah will i!" schrie er. „I bin ka Graf — verstengan Sö? I bin der Schuaster Johann Eippelbauer, und Ihnere Trankeln können S' selber saufen!"

„Was, Sie sind kein Graf? Also nicht?" fragte Geyerschnabel mit gemachtem Wohlwollen.

„Na, sag' i Ihna! I bin a freier Gewerbsmann und sag' Enk adieh und pfüat Enk Gott, und geh' wohin, daß i will!" Sprach's erhob sich und machte Miene, auf und davon zu eilen.

„Halt!" donnerte Geyerschnabel. „Auf solche Witze sind wir eingerichtet! Sie bleiben liegen, bis ich Ihnen erlaube, aufzustehen."

„Sö, da täuschen S' Ihna! I bin a Staatsbürger, wissen Sö — i bin a freier Gewerbsmann! Mir hab'n S' goar nix zu beföhlen!"

„Halt! Herbei, ihr Leute! Renitenz! Disciplinwidrigkeit! Zu Hilfe! Faßt ihn an!" zeterte Geyerschnabel. „Meuterei! Wer nicht zulangt, geht in den Arrest!"

Der Sanitätssoldat ergriff den ungehorsamen Schuster am Kragen, zwei oder drei Kranke, die der Oberwundarzt herbeigezogen hatte, mußten ihn wohl oder übel an den Handgelenken festhalten. Durch den Lärm hereingelockt, erschienen Wärter und packten mit an.

„Er simuliert Größenwahn!" johlte Geyerschnabel. „Er will für einen freien Mann gelten! Na, warten Sie, Freiwilliger, das wollen wir Ihnen austreiben! Unter die Dusche mit ihm! Augenblicklich unter die Dusche — und den Herrn Stabsarzt rufen!"

Johann Eippelbauer, der nicht Graf Callini sein wollte, schlug um sich, schrie sich heiser, aber es half ihm nichts. Als er eine Viertelstunde später, naß bis auf die Knochen, zähneklappernd vor Kälte, in der Gummizelle kauerte, sah er ein, daß er buchstäblich vom Regen in die Traufe gekommen war.

Der Herr Stabsarzt und Spitalkommandant saß eben bei einer Tarockpartie im Café Corso, als ihn die Ordonnanz abberief.

„Was ist denn los?" fragte er unwirsch.

„Der freiwillige Graf ist verrückt geworden."

„Blödsinn!" Aber der Herr Stabsarzt sagte doch drei Runden an. Als sie beendet waren, marschierte er mit großen Schritten zum Spital, um nach dem Rechten zu sehen. Kadett Junker von der 5. Schwadron des Husarenregiments 17, der die Meldung der Ordonnanz mitangehört hatte, folgte neugierig in passender Entfernung.

„Hallo, wohin so rasch, Herr Doktor?" rief in der Festungsallee der General den Stabsarzt an, der ihn fast umgerannt hätte.

„Herr Generalmajor, ich melde gehorsamst, der Einjährigfreiwillige Graf Callini soll irrsinnig sein."

„Nicht möglich! Ist er im Spital?"

„Ja!"

„Ah — da muß ich doch mitgehen."

Vor dem Guckfensterchen der Tobsuchtszelle blieben beide Herren stehen und äugten aufmerksam den Schuster Eippelbauer an. Oberwundarzt Geyerschnabel berichtete flüsternd die Krankengeschichte. An der Ecke des langen Korridors tauchte Kadett Junker auf.

„Glauben Sie, daß man ungefährdet zu ihm hineingehen kann?" fragte der General.

„O, seit er die Dusche bekommen hat, kann man ihm den Finger in den Mund halten," versicherte Geyerschnabel und winkte dem Wärter, aufzuschließen.

Eippelbauer hob kaum die Lider.

„Freiwilliger Graf Callini, was fehlt Ihnen?" fing der General an.

Eippelbauer nahm die Reste seiner Widerstandskraft zusammen: „Herr Gen'ralmajor," wimmerte er, „i woaß nöt, wia—r—i derzu kumm, a so behandelt z' wer'n. I bin ka Freiwülliger nöt, i bin an oarmer Gewerbsmann, mei Namen is Eippelbauer, Johannes Eippelbauer. I bin Schuaster von Profession und hab' niemanden nix 'than."

Das klang denn doch zu natürlich. Der General sah den Stabsarzt befremdet an, der Stabsarzt den General. Nur Geyerschnabel ließ sich nicht verblüffen. „Er simuliert schon wieder!" rief er. „Wärter, duschen Sie ihn noch einmal! Ich frage Sie zum letztenmal: sind Sie der Graf Callini oder nicht?"

Eippelbauer zuckte zusammen. Lieber das Schwerste tragen — nur nicht die eiskalte Dusche! „Ja," hauchte er mechanisch, „i bin der Einjährigfreiwillige Titularkorporal Otto Graf Callini di Santa Barbara."

„Und nicht der Schuster?"

„Na!"

„Also nicht!" rief Geyerschnabel triumphierend. „Sehen Sie — unsre Kaltwasserkur heilt jeden Wahnsinn auf der Stelle."

Der Generalmajor schien dennoch nicht befriedigt. Er schüttelte den Kopf, dann durchblitzte ihn ein Gedanke: „Ich habe draußen einen Husarenkadetten gesehen — holen Sie den mal herein, Sanitätssoldat!"

Gleich darauf erklang die Meldung: „Herr Generalmajor, Kadett Junker des 17. Husarenregiments meldet gehor—"

„Schon gut, Kadett! Sehen Sie sich diesen Mann an. Kennen Sie ihn?"

Kadett Junker sah sich ihn an. Teufel, er kam ihm so bekannt vor — wo war er ihm denn nur begegnet?

„Kennen Sie ihn?" fragte der General noch einmal.

„Ja — das heißt, ich glaube ..."

„Was heißt das: ich glaube? Kennen Sie ihn oder nicht?"

„Ja!"

Der General und der Stabsarzt wechselten wieder einen Blick. Also doch Graf Callini!

„I woaß nöt, was Sö vo mir woll'n," sprach Eippelbauer wie traumverloren zu sich selber, „i bin do a freier Gewerbsmann — i —"

„Ah, das ist zu dumm!" unterbrach der General. „Jetzt fängt er wieder an, seine Komödie zu spielen. Graf Callini, ich warne Sie! Scherzen Sie nicht mit mir."

Junker war überrascht. Wie? Der da sollte Callini sein? „Aber das ist ja gar nicht Callini, Herr Generalmajor!" rief er.

„Wer ist's also sonst?"

„Ich melde gehorsamst, das weiß ich nicht — aber Callini ist's nicht."

„Sie behaupteten doch, ihn zu kennen, Kadett?"

„Ja, aber ich — ich — kann mich nicht erinnern . . ."

„Dann erinnern Sie sich gefälligst sofort, sonst sperre ich Sie ein, daß Ihnen die Schwarten krachen!"

„Der Herr Kadett woaß ja, wer i bin, er is mei' Master eh no dreizehn Guld'n fufzig Kreuzer schuldi — erscht vur a paar Täg' bin i eahm (ihn) mahnen g'wesen . . ."

„Ich hab's, Herr Generalmajor!" rief Kadett Junker erleuchtet. „Der Mann ist Gesell beim Schuster Brandner!"

„Also — nicht Callini!" meinte Geyerschnabel resigniert.

•

Die Entdeckung des großen Schwindels war das Tagesgespräch der Garnison. Kostitsch ging ratlos hin und wider — mit einem Kopf wie ein Wasserschaff. Was beginnen? Wie Otto verständigen?

Aufs Geratewohl nahm Kostitsch nachmittags einen Wagen und fuhr zum Bahnwärterhäuschen hinaus, wo der Zug hält, der täglich einmal Aranybányas Verkehr mit der großen Welt vermittelt.

„Callini! Callini!" schrie Kostitsch — und richtig erschien im Rahmen eines Coupéfensters Ottos selig verschlafenes Antlitz.

Kostitsch sprang mit einem Satz in den Abteil und berichtete in fliegender Hast die schreckliche Geschichte: „Alles entdeckt, Otto — in Aranybánya erwartet dich die Patrouille auf dem Bahnhof, um dich in den Garnisonsarrest abzuführen. Steig sofort aus und komm in meinen Wagen."

„Aber das Gepäck!"

„Was Gepäck! Thu, wie ich dir sage! — „Du mußt geradeaus zum General gehen und versuchen, dich reinzuwaschen," entschied Kostitsch, als sie im Landauer dahinfuhren.

Leicht ging das freilich nicht. Der Herr Generalmajor war schrecklich zornig. Vorerst gelang es Otto nur, die drohende Arretierung abzuwenden. Sein Geständnis, daß er die Fahrt um Etelkas willen unternommen und sich in Asurnik verlobt habe, begeisterte die Kommandeuse derart, daß sie all ihren Einfluß geltend machte, um ihren Gemahl zu einer milderen Beurteilung des Liebesabenteuers zu bestimmen. „Du bist doch auch einmal jung gewesen," sagte sie. „Desertion war's ohnehin nicht. Und er ist sonst ein gut erzogener Mensch aus einer der ersten Familien."

Doch auch diese warme Fürsprache hätte nichts genutzt. Aber eines Tages kam das Dekret, durch das Fürst Michajlo I. von Macedonien dem „Sekretär" Grafen Callini „in Anerkennung seiner Verdienste um die guten Beziehungen der beiden Staaten" den hohen Orden vom goldenen Falken verlieh. Na, einen Mann, dem die Monarchie zu Dank verpflichtet ist, kann man doch nicht einsperren!

Als der österreichisch-ungarische Bevollmächtigte später einmal den Fürsten in guter Laune antraf, erzählte er ihm die Sache ganz so, wie sie sich zugetragen. Der Fürst lachte so herzlich über den rettenden goldenen Falken und den Schuster, der sieben Tage Graf gewesen, daß er am liebsten auch Eippeldauer dekoriert hätte. Weil das doch aber nicht gut anging, begnügte er sich damit, der mutigen Baronesse Etelka just an dem Tage, da sie Gräfin Callini wurde, ein kostbares Armband mit den Initialen M. I. überreichen zu lassen.

Fütterung der Alstermöwen in Hamburg

(Siehe die Abbildung Seite 353)

Seit einigen Jahren sind die Möwen regelmäßig Wintergäste in Hamburg. Die weißen Tauben Neptuns halten sich in großen Scharen an der Binnenalster auf, wo das Publikum sich eine Kurzweil daraus macht, sie zu füttern, und das nordische Venedig hat so eine ähnliche Spezialität wie das wirkliche mit seinen Tauben auf dem Markusplatz. Die gierigen Vögel schweben zu Tausenden und Abertausenden dicht über den Köpfen der fütternden Menschenmenge dahin, mit rauschendem Flügelschlag und kreischend sich auf die ihnen zugeworfenen kleinen Fische stürzend. Auch im Wasser sieht man sie sich wälzen und herumkugeln und sich gegenseitig die erwischte Beute aus dem Schnabel reißen. Die Gegend am alten Jungfernstieg, wo die Fütterung täglich um die Nachmittagsstunden am lebhaftesten vor sich geht, heißt deshalb im Volksmunde scherzhaft „Stintfang". Händler halten kleine Fische in Tüten feil, und die meisten Spaziergänger riskieren einen Nickel. Der Standpunkt des Beschauers auf unserm Bilde ist auf dem alten Jungfernstieg, man blickt über das Wasser der Binnenalster auf die Häuserreihe des neuen. Gelegentlich kommt es vor, daß einer der gefräßigen Vögel des Guten zu viel thut. Dann bildet sich ein Kreis von Menschen um das traurig am Boden hockende Tier, und mitleidige Stimmen warnen: „Fat se man nich an — se hett sik blot öwerfreten." Lange wird das lustige Schauspiel nun nicht mehr dauern, denn mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit empfehlen sich die leichtbeschwingten Gäste, um nächstes Jahr zu ihrem Tischleindeckdich zurückzukehren.



Tor am Roten Meer

Im Sinai

Von

Karl Herold

(Mit Illustrationen nach Aufnahmen von Mrs. Alice Ruffer und Lucien Reiser in Alexandrien)

„Ein Land der Heide und der Schlucht, ein Land der Dürre und der Todesnacht, ein Land, da niemand reiset, und woselbst kein Mensch sich aufhält“ — nennt der Prophet Jeremias die Halbinsel, deren südlichen Teil die wilden Gebirgsmassen des Sinai erfüllen, und obgleich seit jenem Ausspruch Jahrtausende vergangen sind, noch heute ist es „ein wildes, ungebahnetes Land, da niemand wandelt, noch kein Mensch wohnet.“ Seinen Namen kennt ein jedes; vom Berge Sinai, wo der Herr Mose im feurigen Busche erschien, hört schon das Kind, wenn es die Schule zu besuchen beginnt. Aber wenige lernen jene Stätten kennen, denn nur nach großen Anstrengungen und Entbehrungen gelangt man zu ihnen und wieder zurück in die zivilisierte Welt.

Die Halbinsel, annähernd so groß als Württemberg und Baden zusammen, ist nur sehr schwach bevölkert. Es leben auf ihr vielleicht 4000 Personen, und auch diesen giebt sie nur spärliche Nahrung. Ortschaften hat sie, außer dem Kloster am Gebel Musa, zwei: Tor am Roten Meere und Firan in der Oase des gleichnamigen Thals. Im August ziehen alle die Beduinen, die in den einsamen Thälern ihre Ziegen und Kamele weiden, nach Firan — dann ist die Halbinsel außerhalb der erwähnten Orte unbevölkert. Nur drüben am Golf von Akaba leben noch einige Beduinenstämme, schwach an Zahl, Räuber und in Feindschaft mit andern Angehörigen ihres Volkes.

Der Fremden, die die Halbinsel besuchen, sind dreierlei Arten: es kommen reumütige Sünder aus Griechenland und Rußland, orthodoxe Christen, die durch die Strapazen der Reise und die inbrünstigen Gebete an den heiligen Orten große Sünden sühnen wollen; dann Männer der Wissenschaft, die da hoffen, in der Bibliothek des Klosters neue Schätze zu entdecken, endlich einige Touristen, Engländer oder Amerikaner, die neue ungekannte Sensationen von der Reise erwarten. Aber alles in allem dringen nur wenige in jene Wüsten und Bergwildnisse ein; das Land ist geblieben, was es seit Jahrtausenden gewesen, ein Land der Einsamkeit und der Todesnacht, trotz der über ihm glühenden Sonne.

Die Reise, Suez als Ausgangs- und Endpunkt angenommen, erfordert ungefähr drei Wochen, einige Rasttage eingerechnet. Auf die wirklichen Reisetage sind dabei je acht Stunden Kamelritt (die Kamelstunde 3 3/4—4 Kilometer) gerechnet.

Der deutsche Konsul in Suez, Herr Theodor Meyer hatte uns in liebenswürdigster Weise der Reisevorbereitungen enthoben. Eine Sambuk (arabisches, Segelboot), die er für uns vier Teilnehmer gemietet, wurde um vier Uhr nachmittags in Port Ibrahim bestiegen. Der Reis (Schiffsführer) wendet sich an seine vier Matrosen: „Laßt uns beten!“ sagt er, „wohl wissen wir, daß wir abfahren; ob wir ankommen werden, wissen wir nicht.“ Dann wird das mächtige Segel gespannt, und die Sambuk fliegt in dem im Roten Meer fast jahraus jahrein wehenden Nordwind pfeilgeschwind nach Süden, durch die tiefblauen Wogen. Links liegen im gelbrosigen Sonnenschimmer die Bergzüge der Wüste el Tih, rechts fallen, purpurviolett überhaucht, die Bergwände des Atakazuges, hinter denen die Sonne schlafen geht, steil ab ins Meer. Die frühe Nacht des Südens bricht herein, und der Nordwind wandelt sich in ihr zum Sturm. Der Reis hatte recht gehabt: „Wir wissen wohl, daß wir abfahren.“ Die Sambuk wird von den Wellen in wildem Spiel umhergeschleudert, aber unsre braven Seeleute halten sich wacker. Da ist einer von ihnen, Sid Achmed el Pelusi, der es an Kraft und Gewandtheit allen zuvorthut. Deshalb nennt ihn der Reis auch stets Sid Achmed, „Herr“ Achmed, während er die andern nur beim Namen ruft.

Gegen Morgen wird die Luft ruhiger, aber die See ist hoch bis zur Landung in Tor am Mittag. Dort hat sich auf der Ufermauer der ganze Ort versammelt, denn es ist ein Ereignis, wenn Fremde sich hierher verirren, und kommt vielleicht im Jahre ein- oder zweimal vor, vielleicht auch gar nicht. Abgesehen natürlich von den ägyptischen Mekkapilgern, die in den südlich des Ortes gelegenen großen Quarantäneanlagen auf ihren Gesundheitszustand geprüft werden und die mit der Bevölkerung von Tor nicht in Berührung kommen.

Die Schiffsleute werfen ihr Weniges an Kleidung von sich und befördern Reisende und Gepäck auf ihren Schultern durch das Uferwasser hinüber ans Land. Drüben erwartet uns Schech Musa, der Führer unsrer Karawane, mit dem besten Mantel angethan und einem ganzen Arsenal von Waffen im Gürtel, und der Sohn des deutschen Konsularagenten, Herrn Wassili Baramili, der uns nach dem Hause seines Vaters geleitet.



Gebel Katharin, vom Gebel Musa aus gesehen

Es ist ein weltverlorener Ort, dieses Tor, dessen weiße Häuser in der Wüste el Kah und am Ufer des tiefblauen Meeres in der heißen Sonne brüten. Nördlich, etwas entfernt, liegt am Gestade der Gebel Nakus, der Glockenberg. Unter den Füßen des an ihm emporklimmenden Wanderers entsteht ein feines Klingen, das sich nach und nach zum brausenden Glockenton verstärkt. Der die Abhänge bedeckende Sand rieselt, vom Fuß des Steigenden aufgeweht, in die Klüfte des Berges und verursacht in seinem Fall diese Erscheinung.

Die Häuser von Tor sind aus mächtigen Korallenblöcken und Muscheln aufgeführt, dem Baumaterial, das am schnellsten und billigsten zu beschaffen ist. Jede einzelne dieser ungeputzten Wände bildet eine reiche Sammlung der verschiedensten Korallenarten des Roten Meeres; überall liegen interessante Stücke und Aeste, große Muscheln, herum. Niemand achtet ihrer.

Die Familie Baramili nimmt uns auf das gastfreundlichste auf. Sie ist die angesehenste des Ortes, griechischen Ursprungs und seit Jahrhunderten in Tor ansässig. Das Prunkzimmer ist nach arabischer Sitte eingerichtet: gestampfter Erdboden, mit persischen Teppichen vollständig überdeckt, mit breiten Diwans, die um die Wände laufen. Für Europäer, die den Stuhl vorziehen, sind einige Stühle mit den Lehnen oben an der Wand aufgehängt; erforderlichen Falls nimmt man sie herab.

Mit Schech Musa wird wegen der Reise verhandelt. Es hat sich dazu ein Rechtsgelehrter eingefunden, der den Reisekontrakt in arabischer Sprache ausarbeitet. Danach verpflichtet sich der edle Schech, der mit der Würde eines spanischen Granden auftritt und das Gesicht eines Spitzbuben hat, uns innerhalb drei Wochen nach Suez lebendig zurückzubringen; alsdann wird ihm die vereinbarte Summe ausbezahlt werden.



Ebene Raha mit Gebel Musa

Vor dem Hause ist unterdes eine große Menschenansammlung entstanden. In langen Reihen sitzen die Beduinen einander gegenüber, aus ihren plumpen, langstieligen Pfeifen rauchend, ruhig und würdevoll. Kamele sind mindestens dreißig Stück zur Stelle; sie stehen und liegen umher, und nachdem wir unsre Wahl getroffen haben und es ans Aufpacken geht, beginnt ein großes Brüllen des Mißbehagens und des Protestes gegen die Reise unter den betreffenden Tieren, was sich übrigens bei jedem neuen Aufbruch wiederholt.

Es ist hoher Nachmittag, und die Karawane setzt sich in Bewegung. Eine Menge Menschen, eine Menge Kamele brechen auf, während wir für uns und unser Gepäck doch nur sieben gemietet haben. Die Leute und die Tiere haben Zeit, sie begleiten uns; vielleicht ist doch noch etwas zu verdienen. Im Laufe der nächsten Tage verläuft sich dann eins nach dem andern, nur zwei junge Beduinen behalten wir zur Bedienung, da die Kameltreiber durch ihre Tiere völlig in Anspruch genommen sind.

Vor dem Ort werden die Kamele getränkt, dann zieht die Karawane an der Quarantänestation vorüber. Es sind eine Anzahl Gebäude, eine große Zahl zierlicher Zelte und weite, durch Drahtzäune umfriedete Strecken, in denen die Mekkapilger, die zu Schiff von Djedda oder Jambo kommen, ihre Quarantänezeit verbringen müssen.

Dann geht es hinein in die Wüste el Kah, die sich sechs Stunden breit und zwanzig Stunden lang am Ufer des Roten Meeres hinzieht. Bald ist es dunkel, die Karawane rastet, und die Feuer flammen auf. Die erste jener unvergeßlichen Nächte unter dem herrlichen Sternenhimmel bricht herein. Während über Tag die Sonne unbarmherzig in die Wüsten- und Steinwildnisse der Halbinsel herabbrennt, sind die Nächte kühl, manchmal kalt. Wir haben jetzt, im August, das Mitnehmen von Zelten für überflüssig gehalten und schlagen unsre Feldbetten im Freien auf. Gefahr ist dabei nicht vorhanden, das einzige Raubtier dieser Berge, der Leopard, flieht die Menschen. Er



St. Katharinenkloster am Gebel Musa (im Bergsattel die Pilgertreppe)

kann das Schießen nicht vertragen. Dagegen holt er sich manchmal ein Kamel.

Das weite Himmelsgewölbe hängt in unbeschreiblicher Pracht über uns. Man sieht tief hinein in die fernsten Fernen, aus denen immer neue Sterne aufblitzen. Es ist um die Zeit der August-Sternschnuppenschwärme. Wie ein Feuerwerk schießen sie manchmal durcheinander, abwärts, aufwärts, in feurigem Bogen quer über das Himmelszelt.

Und die unendliche Einsamkeit rings, so groß, so erhaben! Nur seitwärts, um das Feuer, sitzen die Beduinen und plaudern leise. Ihre Worte verhallen. Der rote Schein der Flammen tanzt über ihre braunen Gesichter, über die schmutzigen Hemden mit den langen Schleppärmeln, die, durch einen Ledergurt um die Hüften zusammengehalten, die einzige Kleidung für ihre dürren, aber muskulösen Gestalten bilden. Sie sind dabei, Brot für das Abendessen zu backen. In einer Holzschüssel wird ein ungesäuerter, runder, dünner Teig zurecht gemacht, neben der Feuerstelle glättet man einen vertieften Platz im Sande, legt den Teig hinein und häuft die noch glühenden Stücke der dürren Wüstenkräuter, die als Feuerungsmaterial dienen, darauf. Nach kurzer Zeit wird der Fladen gewendet und auch die andre Seite durch die Kohlen geröstet. Dann klopft man Sand, Asche und Kohlen mit der Hand ab, und das Brot ist fertig. Frisch gebacken hat es einen angenehmen Geschmack, den Europäer stören nur die vielerlei erdigen Anhängsel. Alt ist es zähe und unschmackhaft.

Das Feuer erlischt, und die Beduinen, in ihre Mäntel gewickelt, legen sich zum Schlafe. Nur selten noch dringt ein Ton ins Ohr. Das leise Geräusch des Wiederkäuens der nahen Kamele, vielleicht daß eins an einer dürren Pflanze, die ihm bequem steht, zupft oder sich im Sande wälzt. Sonst tiefe, feierliche Stille.

Vor Tagesanbruch wird es schon wieder lebendig. Die Tiere, die sich entfernt haben, werden zusammengetrieben, die Feuer flackern auf, der Morgenimbiß wird bereitet. Dabei stellt es sich heraus, daß die sonst so genügsamen Beduinen in einer Beziehung Gourmands sind. Wir führen den Kaffee in gemahlenem Zustande bei uns, aber sie weisen das „schwarze Pulver“ zurück, sie wollen frische Bohnen haben, die sie rösten und zerquetschen können; das sei viel aromatischer. Freilich müssen sie sich mit dem „schwarzen Pulver“ begnügen, da wir frische Bohnen nicht haben.

Indes graut der Morgen, die Karawane bricht auf. Jenseits der Wüste, schroff emporsteigend in blauem Duft, liegt eine Riesenmauer, deren Einzelheiten, wie wir uns nähern, deutlicher hervortreten. Vor uns ragt der gewaltige Bergkoloß des Umm Schomar empor, und an ihn reihen sich nach Nord und Süd, soweit das Auge reicht, Gipfel an Gipfel. Diese dunkeln krystallinischen Urgesteinsmassen steigen fast senkrecht aus dem blassen Wüstenboden zu schwindelnden Höhen empor. Im Süden, vom Gebirge isoliert, erhebt sich die reguläre Gestalt des Berges Kren-Utud aus der Wüste. Im bleichen Morgenschein möchte man es für eine gigantische, von Menschen erbaute Pyramide halten. Aber solch ein Bauwerk zu schaffen, wäre selbst der Macht und Despotie eines Pharao nicht gelungen.



Cypressenebene auf dem Sattel des Gebel Musa.

Gegen Mittag sind wir den Bergriesen nahe gekommen, und der Weg senkt sich aus der glatten, steinbestreuten Wüste in ein breites, wasserloses Flußbett hinab. Bald öffnet sich das enge Felsenthor, und zwischen den hohen Gebirgsmauern des Uadi-Es-Sle hinreitend, gelangen wir zu einer Erweiterung dieser Schlucht, wo die Mittagsrast



Sinai-Beduinen

gehalten wird, denn es ist beides vorhanden, was dazu für notwendig erachtet wird: Schatten und eine Quelle. Manchmal muß es aber auch ohne eines dieser beiden, manchmal ohne beide gehen.

Die hohen Bergwände geben um diese Mittagszeit, in der die Sonne ihre brennenden Strahlen senkrecht in die dunkelfarbigen Thäler wirft, keinen Schatten. So ist man gezwungen, Stellen zu suchen, an denen durch herabgestürzte Felsblöcke oder durch die Bergformation selbst Höhlen gebildet sind, in deren Schatten nach eingenommener Mahlzeit alles zusammenkriecht, um den Mittagsschlaf zu halten. Auf engem Platze gedrängt und unbequem liegen die Reisenden und Beduinen, und der Schlaf hat in kurzer Zeit alle übermannt. Freilich heißt es vorher den Platz genau untersuchen, denn Giftschlangen sind reichlich vorhanden.

Freilich, die Quelle! Man verbindet von der Heimat her damit die Vorstellung von etwas Frischem, Lieblichen, Lustigen. Nun, auch hier ist die Quelle umgrünt, und um diese erste, die wir treffen, schwebt der süße Duft der Menthenkräuter, die darum üppig emporgeschossen sind. Aber die Quelle ist nur eine kleine Vertiefung im Sande der Thalsohle, und kaum merklich quillt das Wasser aus ihrem Boden. Fünfzehn Schritte weit schlängelt sich ein dünner Wasserfaden, dann hat der Sand ihn wieder verschlungen. Scheußliches Viehzeug kriecht und schwimmt in dem Naß umher, darunter Wasserskorpione, in Größe und Gestalt den auf dem Lande lebenden ziemlich gleich. Aber Menschen und Kamele stürzen sich darüber her und trinken von diesem sonndurchwärmten, insektenbelebten Wasser. „Maalesch“ (schadet nichts), sagt der Araber.

Um drei Uhr wird wieder aufgebrochen, und der Zug geht weiter in diesem bedrückend engen Thale, das im Anfang an manchen Stellen so schmal ist, daß wir absteigen müssen, damit sich Menschen und Kamele einzeln durchwinden. Todeinsam ist es rings, tagelang kein Mensch zu sehen, nur schwarze, dunkelgrüne oder dunkelrotbraune Felsmassen, die in jähen Wänden herab zu Thale stürzen. Aber der fast völlige Mangel an Vegetation wird durch die satten Farben der Gesteine ersetzt, durch ihre mineralogische Schönheit und Farbenpracht, die in ihren oft sonderbaren Zeichnungen und scharfabgegrenzten Bändern das Auge fesseln. Wenn eine Aussicht in die Ferne sich öffnet, sieht man auf starre Spitzen, zackige Berggrate, die sich dunkel vom blauen Himmel abheben.

Und wenn dann der Abend kommt, ist's, als ob diese weltfernen Gebirge zum Leben erwachten. Wenn die Sonne sich anschickt, hinter dem afrikanischen Ufer zu verschwinden, schmücken sich diese Höhen mit einem Glanz und einer Pracht sondergleichen. Die Westseiten beginnen in leuchtendem Rot zu strahlen, während die Schattenseiten sich mit wunderbaren Tinten satten Blaues, Purpurvioletts und tiefen Braunes füllen. Freilich sind das nur Minuten, in denen sich dieses einzige Schauspiel zeigt, denn schnell kommt die Nacht.



Im Thale Raphidim, Oase Firan

Wir ziehen durch die allgemach weiter und weiter werdenden Thäler, wir überschreiten Pässe, von denen sich prächtige Aussichten in die starre Gebirgswelt bieten. Im Uadi Rahaba machen wir einen Rasttag. Zwei von unsern Leuten sind auf die Jagd gegangen.

In diesem breiten Thale sind einige Steinhütten, von nomadisierenden Beduinen roh aus großen Blöcken zusammengebaut. Hier findet sich mancherlei vor, Körbe und Geräte, die die Erbauer bei ihrem Fortgang zurückgelassen haben und bei ihrer Rückkehr wiederfinden. „Gestohlen wird nichts davon," erklären uns die Beduinen, „der arme Mann bestiehlt den armen Mann nicht."

Gegen Abend kehren die Jäger zurück ohne das begehrteste Wild dieser Berge, den Steinbock, dagegen haben sie Rebhühner geschossen. Aber es giebt eine große weidmännische Aufregung, der eine war den Steinböcken ganz nahe gekommen. Er ging mit Hassan, dem älteren unsrer beiden Diener. Dieser Hassan ist etwa Mitte der zwanzig alt — genau weiß keiner der Leute, wie alt er ist —, ein kleiner brauner Kerl mit funkelnden schwarzen Augen und schwarzem Ziegenbart. Er hat sein Zelt irgendwo in den Bergen südlich von Tor, wo er Kohlen brennt, und ist nur zufällig mit seinem Freunde Fattich, der vielleicht 16 Jahre alt ist, nach Tor gekommen. Sie sind entzückt darüber, daß wir sie als Diener angenommen haben, und Hassan versichert, er gehe mit uns bis ans Ende der Welt, wenn wir ihn nicht fortschicken, „und wenn ihm ein andrer gleich sechzig Gärten schenken wollte." Und ein Garten bedeutet in diesem öden Lande den Inbegriff aller Glückseligkeit. Hassan wird nun erst in fünf oder sechs Wochen wieder nach Hause kommen, wo im ärmlichen Zelt sein Weib und ein kleiner Bube auf ihn warten, aber — maalesch, um so größer ist die Freude, wenn er endlich doch wieder zurückkommt.

Hassan hatte die Steinböcke gesehen, das Hemd und die Sandalen von sich geworfen und sich dann ziemlich nahe an sie herangepirscht. Wie eine Schlange hatte sich seine nackte braune Gestalt über die dunkeln Felsen gewunden, von denen sie sich in der Farbe kaum unterschied. Aber durch irgend ein Geräusch war der wachthabende Bock aufmerksam geworden, und nach den beiden kurzen Pfiffen, die er ausstieß, waren die Tiere mit mächtigen Sätzen verschwunden.

An einem späteren Tage, frühmorgens, als wir ein breites Uadi durchzogen, sahen wir auf ziemlich niedrigen Felsen die Steinböcke nach ihrer spärlichen Nahrung suchen. Es waren drei Böcke und eine Geiß mit ihrem Jährling, die sich durch die Karawane im Thal durchaus nicht stören ließen. Sie wissen, daß ihnen von da keine Gefahr droht; nur die einzelnen Leute, die in den Felsen umhersteigen, sind ihnen unangenehm. Besseres Jagdglück hatte einer der Beduinen. Er brachte einen Steinbock ins Lager, den sich die Leute am Abend zubereiteten. Nach dieser Beduinenkochkunst aber will ich mir über die Schmackhaftigkeit eines Steinbockbratens kein Urteil erlauben.

An Wild kamen uns sonst noch einige Male Gazellen vor Augen, die in den Wüsten, die das Gebirge umgeben, leben. Im Gebirge finden sich außer Leoparden die Klippschliefer (Hyrax), scheue, niedliche Tiere, etwa so groß wie die wilden Kaninchen, die sich durch den seltsamen Bau ihrer Fußballen an den steilen Felswänden festsaugen, so daß ihnen sonst unpassierbare Pfade offen stehen.

Am Abend sitzt der Diener Fattich zur Seite — er liebt glücklich, denn „Sie" erwidert seine Neigung, unglücklich, denn der Schwiegervater hat 3 Pfund (circa 63 Mark) für sie verlangt. „Siehst du, Herr," sagt er, „so viel Geld werde ich in meinem ganzen Leben nie beisammen haben." So benutzt er einstweilen den Schwiegervater als Sparbüchse und zahlt ratenweise, wenn er einige Piaster verdient hat. Im Laufe der Jahre wird er ja wohl auf die 3 Pfund kommen. Sie sind auch beide noch so jung, obgleich das bei ihnen kein Hindernis für die Heirat ist. Die vom Schwiegervater bestimmte und vom Freier erlegte Summe für die Frau muß diese letztere in Gestalt von Hausrat und Schmuck wieder in die Ehe bringen, und wenn der Schwiegervater energisch darauf besteht, daß der Kaufpreis voll bezahlt wird, so überwacht der Bräutigam mit Argusaugen die Einkäufe, die für seinen Hausstand gemacht werden. Genau die Hälfte der Summe wird für Gerätschaften, deren die junge Ehe bedarf, angelegt, für die andre Hälfte wird Schmuck und Tand für die Frau gekauft.

Am Morgen des fünften Wandertages ziehen wir durch das breite Uadi Shebaije, und zur Linken schauen zwei mächtige Berge auf uns herab — die heiligen Berge, Gebel Katharin und Gebel Musa. Die Kamele klimmen auf Zickzackpfaden zu einer bescheidenen Paßhöhe hinauf, dann senkt sich der Weg in das Thal Schuaib, das Thal des Greises (Jethro), in dem tief unten an der Lehne des Mosesberges das berühmte Katharinenkloster liegt.

Hat der Reisende bis hierher nur den Eindruck einer völligen Weltentfremdung gehabt, so beginnt nun auch die Zeit zu versinken, und er fühlt sich Jahrtausende zurückversetzt. Es sind nicht nur Reminiscenzen an bekannte Ereignisse, an berühmte Menschen, wie an andern Orten mit großer Vergangenheit, nein, über diesen Bergen ist die Zeit stillgestanden, man lebt hier noch wie in jenen Tagen, da Moses auf Erden wandelte und am Brunnen, an dem wir jetzt unsern Durst löschen, die Töchter Jethros vor den übrigen Hirten, die sie verdrängen wollten, beschützte.

Das Kloster ist ein großer, festungsartiger Bau, in die Quadern der Mauern sind Kreuze aller christlichen Konfessionen eingehauen. Es wird von griechisch-orthodoxen Mönchen bewohnt und steht unter dem Schutze Rußlands, von dem es auch reichliche Geldbezüge hat. Trotzdem wird der Eintritt dem Fremden sehr erschwert. Man verlangt dafür zwei türkische Pfund.

In den Höfen finden sich eine Menge Häuschen, Kapellen, eine Kirche und selbst eine Moschee, letztere für die mohammedanischen Klosterhörigen, die Djebelije. Es sind dies die Nachkommen von 200 römischen und ägyptischen Sklaven, die Kaiser Justinian dem Kloster nach dessen Gründung schenkte. Diese Klosterbeduinen sind von den freien Beduinen verachtet. Die Kirche ist im Stile der starren griechischen Kirchen erbaut und zum Teil prunkvoll ausgestattet, enthält aber keine hervorragenden Kunstschätze außer guten alten musivischen Arbeiten.

Ueber der Stelle, auf der der feurige Busch gestanden haben soll, ist eine Kapelle errichtet, die älteste des Klosters. In den heiligsten Teil davon darf der Fremde nur, nachdem er die Schuhe abgelegt hat, eintreten. Ein einziges Mal im Jahre,

zu bestimmter Stunde, soll durch eine Lücke in der entgegengesetzten Felswand ein Sonnenstrahl in dieses Heiligtum fallen. In der Bibliothek wird der Fremde scharf überwacht. Die gelehrten Herren, die zum Studieren kamen, haben zu viel verschwinden lassen. Jetzt bekommt man nichts mehr zu sehen, was hervorragendes Interesse böte; die vielleicht noch vorhandenen wertvollen alten Bücher liegen unzugänglich in Kisten verpackt.

Thalab vom Kloster erstrecken sich die gutgehaltenen Gärten, deren grüne Obstbäume und hochragende Cypressen dem Auge in diesen dunkeln Felswildnissen eine freudige Abwechslung bieten. In einem der Gärten liegt die Begräbniskapelle, in der die Schädel und Knochen der Mönche aufeinander geschichtet aufbewahrt werden. Von hervorragend heiligen Persönlichkeiten sind die Gerippe an der Wand aufgehängt; ein Gerippe, gekleidet und mit einem Mützchen auf dem Schädel, das des heiligen Stephanus, kauert in der Gruft auf einem Sitz.

Das Kloster, ursprünglich ein Kastell, ist im Jahre 530 n. Chr. vom Kaiser Justinian begründet; die hinter dem Kloster beginnende, bis zur Spitze des Gebel Musa führende Pilgertreppe wird der Kaiserin Helena zugeschrieben. Man sagt, es seien 3000 Stufen bis zur Höhe, aber „Stufen“ ist eine zu schmeichelhafte Bezeichnung für diese Ansammlung von Steinen, über die man mühsam hinaufklimmt. Vorüber an einem in einer Höhle entspringenden Quell, an einer kleinen Kapelle, dann steiler empor durch zwei Thore, gelangt man endlich zum Sattel des Berges in die Cypressenebene. Doch ist's nur eine einzige mächtige Cypresse, die sich majestätisch vor einem steinumfriedeten Garten erhebt, in dem jedoch nur eine Zitterpappel und ein Dornstrauch grünen. Jenseits des Gartens, an den Felsen gedrückt, liegt die Doppelkapelle der Propheten Elias und Elisa. Die Eliaskapelle ist an die Höhle angebaut, an der Jehova „aus einem stillen, sanften Säuseln“ zu dem Propheten sprach. Von dieser Kapelle geht es steil aufwärts zur Spitze des Berges.

Während unsers Aufstieges war ein Gewitter aufgezogen, die Blitze, in violettem Lichte leuchtend, tauchten zuckend nieder in die öden Berge. Ein sündflutlicher Regen stürzt herab, und innerhalb weniger Minuten geht ein Rauschen über die Höhen, durch die Thäler wie von mächtigen Adlersfittichen. Jeder Berg ist lebendig, jede Felswand wird von einem Wasserfall überstürzt. Unten in den Rinnen der Thäler sammelt es sich, und man meint, ein Wildbach müsse strömen durch die weiten Betten. Aber nachdem der kurze Regen aufgehört hat, ist der Wildbach auch verschwunden. Einige Minuten noch, und die Wasser sind vom Sande der Thalsohle aufgesaugt, die glatten Granitwände sind getrocknet und leuchten in der Abendsonne. Aber weit über das Gebirge in mächtigem Rund spannt sich ein Regenbogen.

Wir klimmen eilig die steile Treppe hinan, denn mit Einbruch der Dunkelheit müssen wir wieder im Thale sein. Unser Beduine sondert sich ab und schreitet auf einen Felsvorsprung hinaus. Dort steht er, starr aufgerichtet in der Anfangspose des Gebets. Dann wirft er sich zu Boden. Seine Gestalt hebt sich dunkel und seltsam von dem glänzenden Himmel ab. Auch für ihn ist es ein heiliger Berg, denn der Islam verehrt Moses als großen Propheten, und den Gipfel des Gebel Musa krönt neben der christlichen Kapelle eine kleine, allerdings verfallende Moschee.


Oase im Thale Hebron

Auf diesem Gipfel sind im Laufe fast zweier Jahrtausende mancherlei Kapellen- und Moscheenbauten einander gefolgt, aber den Stürmen, die zuzeiten hier oben wüten, bieten sie nicht lange Trotz. So sind aus den wechselnden Jahrhunderten die Berichte über die Gebäude des Sinaigipfels ganz verschieden. Die jetzige Kapelle mit ihrer weißgetünchten Stirnseite und den ziemlich verwahrlosten übrigen gleicht, wie alle die Kapellen am Sinai, in ihrem Aeußern eher einem Stalle, und auch ihr ist ein langes Bestehen kaum zu prophezeien.

Am steilen Bergabsturz unter ihr, wo der Fels zu der Höhle zurückweicht, in der Moses sich vor dem Herrn verbarg, liegen schön behauene Werkstücke, kannelierte Säulenüberreste, die spärlichen Trümmer eines ehemaligen, besser ausgeführten Kirchleins. Aber viel ist es nicht, was übrig geblieben, der Hauptteil davon ist in die Tiefe gestürzt.

Die Aussicht von der Höhe des Berges (2244 Meter) ist erhaben wild. Ueber das Labyrinth von Bergzügen und tiefen dunkeln Thälern schweift der Blick in die gelben Wüsten, über die blauen Fluten der Golfe von Suez und Akaba, jenseits deren in gelblichem Dunst die ägyptischen Küstengebirge und

die arabische Wüste verschimmern. Nach Süden wird die Aussicht durch den noch mächtigeren Gebel Katharin (2602 Meter) verbaut, aber nach Norden geht das Auge über die zweite Spitze des Gebel Musa, Ras-el-Saffaf, hinauf in das steinige Arabien, über die fahlen Höhenzüge der Wüste. Auf der Nordklippe, Ras-el-Saffaf, stand einst Moses und zeigte dem in der Raha-Ebene versammelten Volke die Gesetzestafeln. Senkrecht stürzt diese Klippe nieder in die Ebene.

Ueber dem Abstieg ist es dunkel geworden, aber wohlbehalten kommen wir unten an. Unser Lager, das im Pilgerfriedhof gewesen war, ist eine halbe Stunde weiter hinaus in die Ebene verlegt. Wir sollen nicht inmitten dieses Feldes schlafen, auf dem ringsumher aufgerichtete rohe Steine die Stätten bezeichnen, da arme Seelen, die durch Mühsal und Entbehrungen hierher gepilgert, der ewigen Ruhe teilhaftig geworden sind.

Westlich am Gebel Musa entlang zieht sich das Ledjathal, an das sich mancherlei Sagen knüpfen. Der Steinblock, aus dem Moses den Quell geschlagen und der das wandernde Volk Israel auf seinem Zuge durch die Wüste begleitete, liegt hier. Weiter südlich ist das verlassene, aber noch in wohnlichem Zustande befindliche Arbainkloster, inmitten eines frischgrünen Gartens. Es ist das Kloster der vierzig Märtyrer. Als in den Felswänden rings die Anachoreten ihr beschauliches Leben führten, brach einst eine Schar Heiden herein in das Thal, alles mordend, was in den Weg kam. Vierzig der Gottesmänner hatten bereits ihr Leben unter den Schwertern der Ungläubigen ausgehaucht, da näherte sich der Herr in Gestalt eines großen Feuers mit dichtem Rauche, vom Berge herabkommend, dem Thal, und vor diesem Anblick flohen die Mörder entsetzt ins Weite. Dem Andenken der vierzig Gefallenen ist das Kloster errichtet.

Vom Ledjathal steigt man in mühsamer Kletterarbeit empor zum Gipfel des Katharinenberges. Oben, an der Stelle, wo die Engel den Leichnam der heiligen Katharina, den sie aus Alexandrien nach der Höhe des Berges getragen, niedergelegt haben sollen, ist eine einfache Kapelle errichtet. Als Grabgeleite folgten der Heiligen nur die Rebhühner des Gebirges, und zur Belohnung dafür erschloß ihnen der Herr in einiger Höhe eine frische Quelle, Bir-esch-Schennar, die Rebhühnerquelle.

Eine Menge Anachoretenwohnungen finden sich in den Wänden der Berge um den Gebel Musa oder waren in den Thälern rings primitiv aus Steinblöcken erbaut. Hier lebten und starben jene Männer, die es in der Ertötung des Fleisches zur Vollendung gebracht hatten, und von denen die Legende noch heute berichtet. In eine der Grotten am Gebel Musa hatte sich der heilige Nilus mit seinem Sohne Theodul zurückgezogen, das Prunkkleid des Gouverneurs von Konstantinopel mit der härenen Kutte des Einsiedlers vertauschend. Eines Tages stürzte sich eine Barbarenhorde mordend ins Thal, und während Nilus selbst ihrer Aufmerksamkeit entging, führte man seinen Sohn fort, um ihn der syrischen Astarte zu opfern. Aber Theodul, der eine ganze Nacht gefesselt auf dem Altar der Göttin gelegen hatte, rührte seiner Feinde Herz. Er wurde als Sklave verkauft, und der gebeugte Vater, der, ihn suchend, das Land durchzog, fand ihn in Elusa in Palästina wieder und konnte ihn mit sich zurückführen in die hehre Einsamkeit der Berge.

In dem kleinen Uadi Tola, nur durch einen niedrigen Bergzug von der Raha-Ebene getrennt, lebte der heilige Johann Climax, der, im Alter von 16 Jahren den Sünden der Welt entfliehend, ein Asyl hier suchte, und der eine so große Heiligkeit erlangte, daß er durch sein Gebet Trockenheit und Hungersnot im Lande beendigen konnte.

Drei Tage lagerten wir in der Ebene Raha, die Steilstürze des Ras-el-Saffaf vor Augen. Drüben am Eingang in das Schuaibthal erhebt sich der Hügel Harun, auf dem Aaron das goldene Kalb errichtet hatte.

Manchmal streift hier ein Beduine vorüber. Die Begrüßung mit unsern Leuten ist stets eine sehr lange. Dem Range nach, beim Schech Musa anfangend, legt der Ankömmling seitlich die Stirn an die des Begrüßten und küßt einigemal in die Luft. Dann murmeln sie ihre Begrüßungsformeln und Erkundigungen nach dem Wohlbefinden. Wenn derartige Begegnungen bei der Rast stattfinden, sind sie für uns interessant; unterwegs aber bedingt jeder wandernde Beduine, der uns begegnet, einen Stillstand der ganzen Karawane, und in dieser Beziehung ist's ein Glück, daß man so selten jemand trifft.

Am Katharinenkloster, wie in allen Wüstenklöstern, haben die wandernden Beduinen ein Recht auf Brot, das man am Nachmittag dort verteilt. Dabei bekommen wir einige Weiber zu Gesicht. Sie lehnen an der Wand und strecken uns die Hände um Backschisch entgegen. Sie sind in Schwarz gekleidet, vorn läuft von der Taille bis zum Saume des Rockes herab ein breiter, buntgestickter Streifen, bei allen vollständig gleich. Das Gesicht ist mit einem maskenähnlich zugeschnittenen Schleier verhüllt. Unter dem schwarzen Mantel, der, über den Kopf geworfen, bis auf den Rock herabfällt, schaut in der Mitte der Stirn ein aus dem Haar der Frau zusammengedrehtes dickes Horn hervor, an dem der Schleier aufgehängt ist und von dem er sich in Bogen nach den Ohren hinüberzieht, nur die Augen und je ein Stück der Stirn freilassend. Sowohl das Horn aus Haar als auch der dicke Schleier sind überreich mit blitzenden Münzen und Glasperlen verziert.

Die Raha-Ebene zieht sich nach dem Nakb-el-Haui, einem pittoresken Engpaß, empor, und jenseits der Höhe senkt sich dieser Weg steil und beschwerlich hinab zu Thal. Es ist eine jener Stellen, wo das Reiten unmöglich wird, und munter klettern wir durch das Gewirr von mächtigen Felsblöcken hinab in das Uadi Selaf, in dessen einschläfernder Oede die Karawane durch die brennende Sonnenglut schleicht. An der Seite dieses Thales sieht man eine Begräbnisstätte der Beduinen, etwas erhöht über der Thalsohle, damit etwaige Gewitterregen die dünne Sandschicht nicht fortreißen, die den Leichnam bedeckt. Auch die Nawamis sind hier zu finden, eine Art uralter niedriger Steingebäude ohne Fenster, deren Erbauung man in biblische Zeiten verlegt. Eine Sage erzählt, die Israeliten hätten sich diese Hütten zum Schutze vor den Stichen der Insekten erbaut. Andre halten sie für Hütten oder Begräbnisstellen der Urbewohner. Später sind sie von den Beduinen, die immer in Verlegenheit sind, wo sie ihre Toten unterbringen können, abermals als Begräbnisstätten benutzt worden. Einzelne dieser Nawamis sind noch ziemlich gut erhalten, andre gehen ihrem vollständigen Verfall entgegen.



Gebel Serbal, vom Thale el Schech aus gesehen

aus der Regenzeit in die trockene hinüber retteten. Aber sie sind alle versandet, dem Boden gleich geworden, und sie wieder reinigen — das thut der Beduine nicht.

Wir steigen hinein zum Bade in das klare Naß, haben wir doch seit der Abreise von Tor nur am Gebel Musa Gelegenheit zu Waschungen nach europäischen Begriffen gehabt, und steht uns doch eine Woche bevor, in der wir kein Wasser zu so entbehrlichen Verrichtungen, wie das Waschen ist, haben werden. Wir fragen den Diener, ob er nicht auch badet. Er hat es noch nie gethan. „Herr," sagt er, „das ist nicht Sitte in diesem Lande." Hat ihnen doch Mohammed gestattet, die unbedingt notwendigen religiösen täglichen Waschungen mit Sand anstatt des Wassers vorzunehmen.

Zur Feier des Tages veranstalten wir eine Fantasia. Eine fette Ziege wird geschlachtet, und die Männer der Oase kommen zum Mahl zusammen. Unter einer mächtigen Palmengruppe sitzen sie ernst, mit untergeschlagenen Beinen in weitem Kreise um das Feuer, über dem die Ziege gebraten wird. Ein Knabe geht herum und gießt jedem aus einem Blechgefäß Wasser über die Hände, während ein Mann einige mächtige Palmenwedel mit seinem Messer in Stücke zerhackt und ein andrer am zweiten Feuer unablässig Brot backt. Schech Musa, der Ehrenpräsident des Mahles, bricht jedes der flachen Brote in zwei Teile, legt sie auf die Palmwedelstücke, die als Teller dienen, und auf das Brot ein Stück Ziegenfleisch, dessen Güte und Größe nach der Würde des Empfängers bemessen ist. Ein junger Beduine nimmt die Rationen aus seiner Hand und verteilt sie. Scheu und doch neugierig sind Frauen und Kinder herbeigekommen und stehen zur Seite; die Ueberbleibsel werden ihnen zu teil. Aber mehr als die Ueberbleibsel reizt sie der Anblick unsers Mahles. Wie seltsam doch die Fremden essen, und welch überflüssiger Geräte sie dazu benötigen! Sie selbst freilich haben nicht Messer noch Gabel nötig; die Gabel hat ihnen Allah in ihren Fingern, das Messer in ihren Zähnen gegeben.

Während die Männer, die am Mahl teilgenommen haben, herab zum Bache steigen, um sich den Mund zu spülen, beginnt oben der Kampf um unsre fortgeworfenen Konservebüchsen, der sich nach jeder unsrer Mahlzeiten seit Anfang der Reise wiederholt. Diese Büchsen sind für die Beduinenwirtschaft ein wertvolles Besitztum, und die Leute, die im Anfang einige Tage mit uns gezogen waren, fanden sich dafür schon glänzend entschädigt, wenn sie ein paar alte Blechbüchsen erobert hatten.

Am Nachmittag brachen wir nach dem andern Ende der Oase auf, um dort am Meharrethügel unser Lager für einige Tage aufzuschlagen. Es ist ein herrlicher Ritt durch die wunderbare Ueppigkeit dieses Thales, beständig das helle Bächlein kreuzend mit seinen Schilfmassen, die Kamel und Reiter überragen, vorbei an den primitiven Hütten der Beduinen.

Zwei kurze Tagereisen, und ein Wunder steigt vor uns auf: die Oase Firan.

Schon vor dem engen Felsenthor el Bueb zeigt sich reichliches Grün. Wenn man das Thor durchschritten hat, bilden die Tamarisken und Tarfabäume kleine Wäldchen, die einen lauschigen Eindruck machen, aber eine kurze Strecke Wegs ist es noch bis zur Oase. Das Thal macht eine Biegung, und vor uns liegt sie, ein Paradies dem Auge, das durch die dunkeln Farben der Berge, durch die grauen, charakterlosen Farben der Wüstenpflanzen ganz des freudigen Grüns entwöhnt ist.

Die Oase dehnt sich ungefähr eine Stunde lang durch das Thal. Ein munterer, krystallklarer Bach, von dichtem Schilf umsäumt, dessen Blätter und Blütenkolben drei bis vier Meter hoch emporgeschossen sind, durchrieselt sie, und eine Unzahl üppiger Palmen läßt die mächtigen grünen Wedel in der warmen Luft schwanken. Dazwischen sind Felder, auf denen allerlei Früchte und Gemüse, die hier wunderbar gut gedeihen, gezogen werden. Aus dem Palmen- und dichten Tamariskengebüsch tönt lustiger Vogelsang, Herden schwarzer Ziegen ziehen vorüber, geleitet von den Beduinenjungen; das Schilf am Bache ist von grüngoldenen und purpurglänzenden Libellen durchsurrt. Ein Chamäleon, das unten im Busch gesessen, flüchtet sich hinauf in den Wipfel einer Palme. Grillen zirpen, das Girren der Turteltauben umtönt uns, und drüben vom Berge locken die Rebhühner.

O Wasser, herrliche Gottesgabe, welches Wunder hast du in diesem Thale gethan, und welche Wunder könntest du noch thun in den Einöden des Sinai, wärest du überall vorhanden. Im Altertum mag es damit auf der Halbinsel besser bestellt gewesen sein, es fanden sich an vielen Stellen in die Felsen gehauene Reservoirs, die den Ueberschuß

Vor Sonnenuntergang kommen wir in der Ebene Raphidim an und schlagen das Lager auf. In dieser Ebene versinkt der muntere Bach der Oase spurlos in den Boden, und wenn darüber hinaus auch noch einige Sträucher und Kräuter wachsen, so liegt doch bald die Herrlichkeit der Oase Firan wie ein Traum hinter dem Wanderer, der wieder in öder Wildnis schreitet.

Aber noch haben wir das freudige Grün vor uns, und über die niedrigeren Vorberge herüber grüßt uns das majestätische fünfzackige Haupt des Gebel Serbal, im Abendglanze in Purpur und Violett glühend. Und um uns die Ebene, in der einst die heranziehenden Israeliten die Amalekiter, die Bewohner von Firan, in blutiger Schlacht geschlagen haben. Für das Volk der Amalekiter war es die Entscheidung über Wohl und Wehe, denn die Oase Firan war ihr herrlichstes Besitztum. Auf dem Meharrethügel, der der Ebene vorgelagert ist, stand Moses und leitete die Schlacht. Wenn er seine Arme senkte, waren die Amalekiter im Vorteil, hob er sie, so wandte sich die Schlacht zu Gunsten der Israeliten. Und da Mose die Hände schwer wurden, liefen Aaron und Hur herzu und hielten sie ihm in die Höhe. So ward Amalek auf das Haupt geschlagen und vernichtet.

Im frühesten Mittelalter hatte sich hier im Mittelpunkte des Anachoreten- und Mönchslebens die Bischofsstadt Pharan entwickelt, die eine gewisse Bedeutung erlangte. An den Bergseiten sind noch Reste alter Häuser, auf den Bergen verfallene Kapellen, und der Meharrethügel ist mit den Mauerüberresten des ehemaligen Bischofssitzes überdeckt.

Die Felswände zu seiten der Oase und weiter hinaus sind mit Anachoretenzellen und Grabkammern in Unzahl versehen. Aus diesem regen Mönchsleben und einigen andern Gründen ist von Lepsius und Brugsch der benachbarte Serbal für den eigentlichen Berg des Herrn erklärt und die Behauptung aufgestellt worden, mit den aus Pharan vor den Bedrängungen der Ungläubigen nach dem Gebel Musa unter den Schutz des Kastells geflüchteten Anachoreten sei auch die Tradition vom Serbal nach dem Gebel Musa hinübergezogen. Indes ist die ganze Beschreibung jener biblischen Vorgänge in höherem Maße auf den Mosesberg passend als auf den Serbal, wenn auch dieser, was von den Verfechtern der Serbalherrlichkeit mit als Grund angeführt wird, ein landschaftlich imponierenderes Bild giebt als der Gebel Musa. Die massenhaften Anachoretenwohnungen lassen sich aus den besseren Lebensbedingungen, die den Einsiedlern die Oase bot, leicht erklären, und ihr Umzug nach dem Gebel Musa fand in der Hauptsache erst im siebenten Jahrhundert statt, aber bereits zwischen den Jahren 385 und 388 machte die Prinzessin Sylvia von Aquitanien, als heilige Sylvia von der Kirche verehrt, eine Wallfahrt nach Palästina und dem Sinai, von der sie eine handschriftliche Beschreibung zurückließ, die im Jahre 1887 in einer Bibliothek zu Arezzo in Italien aufgefunden wurde; und aus dieser geht klar hervor, daß schon damals, ungefähr 150 Jahre vor Gründung des Justinianischen Kastells, der Gebel Musa als Berg des Herrn verehrt wurde. Es stand bereits die „Kapelle des feurigen Busches“ und auf dem Gipfel ein Kirchlein, „nicht groß, aber von großer Anmut,“ sagt Sylvia.

Nach der Auslegung von Ch. Beke wäre der Berg der Gesetzgebung überhaupt nicht auf der Sinai-Halbinsel zu suchen, sondern eher im nördlichen Arabien. Denn die Bibel sagt, „der Berg bebte,“ doch weder am Gebel Musa noch am Serbal sind irgend welche Spuren einer vulkanischen Thätigkeit zu finden. Aber giebt es denn Erdbeben nur in der Nähe thätig gewesener Vulkane?

Was die vierzigjährige Wanderung der Israeliten durch die Wüsten und Gebirge der Halbinsel anbelangt, so sind die Angaben des Alten Testamentes, selbst wenn man bessere Wasser- und



Serbal, vom Chale el Schech aus gesehen

Verpflegungsverhältnisse, als sie jetzt bestehen, voraussetzt, doch jedenfalls übertrieben. Es gab damals mehr Wasser dank den von den Pharaonen angelegten, jetzt verschütteten Reservoirs, und es gab mehr Vegetation. Aber für ein großes Volk durchaus ungenügend; kaum genügend für eine größere Schar streitbarer Männer. Doch eine solche mag Moses durch das Land geführt haben, und die Erzählung ihres Zuges, von Mund zu Mund weitergegeben, hat bis zu der Zeit, da sie endlich niedergeschrieben wurde, die Zahlenangaben zu unmöglichen Höhen gebracht. —

Am nächsten Morgen brachen wir im Grauen des Tages auf, den Serbal zu besteigen. Eine Stunde geht es durch das Uadi Aleyat auf schlechtem Pfade aufwärts. Dann beginnt, schon vom Fuße des Berges an, eine Kletterei beschwerlichster Art. Unter glühenden Sonnenstrahlen arbeiten wir uns in einer Schlucht empor. Nur einige wilde Feigenbäume bieten uns in halber Höhe des Berges in ihren kleinen Früchten eine willkommene Erquickung. Endlich ist der Sattel zwischen zwei Gipfeln erreicht, und nach kurzer Rast wird die höchste Spitze des Berges „el Metauer“ (das Signalhaus) genommen. Auf dieser Spitze wurden vor Zeiten mächtige Feuer entflammt, die weithin über das Land leuchteten, und es ist wohl anzunehmen, daß man hier den syrischen Göttern der Höhe, Baal und Aschera, in orgiastischem Kultus diente.

Die Aussicht ist wunderbar. Tief unten die Felswirrnisse, darüber hinaus die Wüsten, östlich der Golf von Akaba und die arabische Küste, in Weiß, Blau und Gelb verschwimmend. Westlich der Golf von Suez in herrlichem tiefen Blau, darüber das ägyptische Ufer als rötlicher und violetter Duft. Die ungeheure Feuchtigkeit, die über diesem stark verdunstenden Meere liegt, läßt die niedrigere Uferlandschaft verschwinden. Aber oben in der Luft zeichnet sich mit steilen Gipfellinien in dunklem Blau die malerische Kontur des Gebel Gharib und südlicher die des Gebel-es-Sed, in dem Steinölquellen nach alten Berichten entspringen sollen. Aber man hat sie bis jetzt trotz eifrigen Suchens nicht gefunden.

Die Zeit drängt zum Abstieg, der kürzer, aber nicht weniger beschwerlich ist. Todmüde kommen wir abends im Lager an.

Der nächste Tag sollte völliger Ruhe gewidmet sein, indes brachte er uns Anstrengungen andrer Art. Am Morgen meldet uns ein Polizist: „Der Wekil von Tor!“ Dies ist der oberste Beamte über den südlichen Teil der Halbinsel. Wir kannten ihn bereits von Tor her. Bald darauf sprengt er, von zwei weiteren Gendarmen, deren einer seinen kleinen sechsjährigen Sohn hinter sich auf dem Kamel hocken hat, an. Der Wekil hat sich mit seiner ganzen Pracht angethan. Eine gold- und purpurgestreifte Guffieh (Kopftuch), von einem armstarken Goldseil gehalten, umflattert sein braunes Haupt, ein schwarzer, goldgestickter Mantel umhüllt die Gestalt. Nach herzlicher Begrüßung wirft er den schimmernden Schmuck von sich, und wir nehmen das Frühstück nun in primitiveren Kostümen ein. Es ist ein Glück gewesen, daß der Prophet Cognac



In der Oase Firan

und Whisky nicht kannte, so hat er sie auch nicht verbieten können, und unser Freund findet, daß es sehr angenehme Getränke sind.

Er ist gekommen zur Schlichtung eines Streites zwischen den Mönchen des Klosters und einem Araber. Dieser hat dort, wo der Oasenbach verschwindet, einen Garten angelegt, in der Ebene am Meharrethügel, und ihn seit fünf Jahren bebaut. Es ist ein gesegnetes Plätzchen geworden, es grünt und gedeiht darin alles in Fülle, und jetzt, nachdem der Garten in guter Kultur steht, kommen die Mönche, die sich auf der ganzen Halbinsel keiner besonderen Zuneigung erfreuen, und behaupten, er gehöre ihnen, wie alles Land drei Tagereisen im Umkreis um das Kloster. Darüber ist Verhandlung im Garten selbst, und wir wohnen ihr bei. Ein älterer Mönch mit großem dunklen Bart und langem, in einen Zopf zusammengeflochtenen Haar (eine Eigentümlichkeit der griechischen Mönche) erwartet uns dort. Er sitzt auf einer Matte zusammengekauert, wir setzen uns zu ihm in einen Kreis, und der Araber bringt den unvermeidlichen

Kaffee. Dann sieht uns der Mönch der Reihe nach an, spuckt aus und spricht, zum Wekil gewendet, auf griechisch: „Der Teufel soll dich holen und alle, die mit dir gekommen sind!“ Und der Wekil darauf, ebenfalls kräftig zur Seite spuckend, auf arabisch: „Du sollst verflucht sein und alle deine Vorfahren und Nachkommen!“ Das war die feierliche Eröffnung der Gerichtsverhandlung. Sie hat stundenlang gedauert und ist zu keinem Resultat gekommen.

Wir sind früher nach dem Lager zurückgekehrt, um das Mittagessen zu bereiten, und rechtzeitig stellt sich der Wekil dazu ein. Später kommt auch noch der Mönch, und in unsrer kleinen Gesellschaft sind vier Religionen vertreten. Beim fröhlichen Schmause vertragen sich alle gut miteinander. Am Abend veranstalten die Männer der Oase eine Fantasia für den Wekil, zu der wir ebenfalls geladen werden.

Der Mönch reitet am Abend davon, für den Wekil und uns schlägt am andern Vormittag die Trennungsstunde von dem Paradies Firan. Einem Paradies sogar bis auf die Schlangen. Am Abend raschelt und rauscht es in dem Röhricht, dann kommen die Amphibien von den steinigen Hängen der Berge nach dem Wasser. Unter den Steinen nisten Skorpione, die Nacht ist ein ununterbrochenes Summen der Moskitos, jetzt um die Zeit der reifenden Datteln. So schlimm ist die Moskitenplage, daß selbst die Beduinen, diese abgehärteten Leute, Netze über ihre Schlafstellen spannen, denn die Firanmoskiten sind schlimme Malariaträger, wie wir leider am eignen Körper erprobt haben. Wohl hatten wir am ersten Abend versuchsweise eines der Beduinen-Moskitennetze geliehen, verzichteten jedoch nach seiner Prüfung aus gewissen Gründen auf die Benutzung.

Und wieder kommen zwei Tage, die wir in der Oede dahinziehen. Das Uadi Firan, in seiner Oase so fruchtbar, ist in seinem langen weiteren Verlauf eines der traurigsten Thäler der ganzen Halbinsel. Allgemach gelangt man aus dem Bereich des Urgebirges in die Gebirge, die dem Wasser und Wassertieren ihre Entstehung verdanken. Die Farben werden lichter, aus den dunkeln Bergzügen werden hellere, aber einsam und traurig sind auch diese.

Hier und da ist eine Seyalakazie, deren dünnes Laub sie fast blätterlos erscheinen läßt; oder eine weißrindige Schirmakazie, ebenfalls mit ganz dünner Belaubung, macht den Eindruck, als stehe sie im Reiffrost. Am Boden finden sich manchmal die grüngelben Aepfel der Koloquinten an den langen, über den Sand kriechenden Ranken oder die schön gezeichneten Früchte der Prophetengurke. Sonst nur dürres Stachelgestrüpp; die einjährige Flora und die perennierenden Pflanzen, deren der Sinai eine Anzahl sehr schöner und charakteristischer Arten hat, drängen sich auf wenige Wintermonate zusammen und sind längst zerstaubt.

Wir sind in das Uadi Mokatteb gekommen, das Thal der Inschriften. Für uns ist es zunächst das Thal der Störche, denn Tausende von solchen beleben die breite Thalsohle. Sie sind auf der Reise nach dem Sudan begriffen und vom langen Fluge ermüdet. Sie weichen kaum zur Seite, als unsre Karawane das Thal durchzieht.

Bald ist Mittagsrast — wir befinden uns am Eingange des berühmten Uadi Maghara. In den Jahren 4000 bis 2000 v. Chr. ließen hier die Pharaonen blühenden Bergbau auf Türkise durch Sklaven betreiben, und einige wunderbar erhaltene Reliefs aus jener Zeit schildern, wie die ägyptischen Herrscher von Snefru aus der IV. Dynastie an bis herab auf Ramses II. aus der XIX. Dynastie, den Pharao der Bedrückung, die Völker dieser Berge, die Mentu, unterwarfen und hier Bergbau treiben ließen. Die alten Schächte, zu deren Eingängen man emporklimmen muß, sind noch leidlich gut erhalten, und neue haben sich daneben aufgethan. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts versuchte ein Engländer, Major Mac Donald, die Minen auszubeuten, jedoch ohne großen Nutzen. Sein verlassenes, zur Ruine gewordenes Haus liegt noch am Abhange eines Hügels. Neuerdings hat eine englische Gesellschaft das Recht auf Abbau erworben.

Die Türkise des Uadi Maghara, die in Erbsen- bis Taubeneigröße in das Gestein eingesprengt sind, haben, nachdem sie geschliffen, geglüht und poliert worden, was gleich am Orte geschieht, eine gute blaue Farbe, nur ist sie nicht haltbar. Innerhalb einiger Jahre verblassen die Steine und stehen deshalb im Werte den persischen bedeutend nach.

Die sinaitischen Inschriften, von denen die Pharao-Inschriften des Uadi Maghara einen guten Begriff geben, gewähren dem wißbegierigen Fremden im übrigen einen zweifelhaften Genuß. Bei unserm Eintritt ins Gebirge, an einem Felsblocke des Uadi-es-Sle, sahen wir die erste und einzeln weitere. In Mengen sind sie in der Umgebung des Serbal und im Uadi Mokatteb zu finden. Lange Zeit war man sich über ihren Charakter und ihre Bedeutung im unklaren; jetzt weiß man, daß es lediglich Namen und Daten herumziehender nabatäischer und andrer Händler sind, die sich während ihrer Raststunden da verewigten. Diese Inschriften, obgleich durchschnittlich 2000 Jahre alt, sind so gut erhalten, als ob sie erst vor kurzem in die Felsen eingeritzt seien. Die Luft der Halbinsel bewahrt nicht nur Sinnes- und Gedankenwelt ihrer Bewohner Jahrtausende unverändert, noch größere Pietät läßt sie der leblosen Natur angedeihen.

Der Abschied von den gastlichen Zelten Saadallah Beys schlägt für uns, und die trostloseste Zeit der ganzen Reise beginnt, das Ziehen durch die niedrigen Uadis am Meere und durch die Wüste el Tih. Im Uadi Maghara hat man uns klares Wasser gegeben, aber in den Steinbockskhirben (Schläuchen aus Steinbocksfell) der Beduinen wird es schmutzig und nimmt einen schrecklichen Geschmack an, den nicht einmal zugesetzter Whisky vertreibt. Am zweiten Tage gelangen wir ans Meer, ein frischer Wind weht, und draußen liegt ein Dampfer, der für die zweite Quarantänestation der Halbinsel Ras Abu Zenime, bei der in weitem Umkreise genießbares Wasser nicht aufzutreiben ist, das Meerwasser durch Maschinen entsalzt. Wir schlagen unser Nachtlager etwas entfernt von den Zelten und Buden der Quarantäne auf und senden um Wasser hinüber an den sie umhegenden Drahtzaun. Man schlägt unsre Bitte rundweg ab, es kommt nichts aus der Quarantäne heraus. Ein zweiter Botschafter kommt mit dem gleichen Erfolg zurück. Aber wir müssen Wasser haben, in unsern Schläuchen ist nur noch ein schlechter Schlamm, und wir kommen fast um vor Durst. Da schicken wir unsre Visitenkarten durch den Scheich Musa hinüber. Man kann sie zwar nicht lesen, aber sie thun ihren

Dienst. Nach anderthalb Stunden endlich reicht man uns einige Eimer Wasser über den Zaun.

Am nächsten Tage gehen wir wieder in die Berge, am Abend sind wir an die Küste zurückgekehrt. Durch das seltsam steil eingerissene Uadi Uset, an dessen maueräÄhnlichen Thalwänden zahlreiche Kapernsträuche (Capparis galeata), die reifen, birnenähnlichen Früchte von senfkompotartigem Geschmack umschwärmt von Tausenden großer, braungelber Wespen, hängen, sind wir an den Fuß des Gebel Hammam Faraun gelangt, der dicht am Meere liegt. Das Ufer vor ihm ist dunkelbraun und weich; wie in einem Teig, aus dem die Füße kaum herauszubringen sind, watet man mühsam zu dem Berge der Bäder des Pharao. An seinem Fuße entspringen siedend heiße Schwefelquellen, weiter oben am Berge öffnet sich eine Höhle, in der eine infernalische Temperatur herrscht. Die Beduinen erzählen, im Innern des Berges liege der alte Pharao, der im Meere ertrunken sei, und werde zur Strafe für seine Sünden in Ewigkeit gesotten. Sie benutzen diese Höhle zu Schwitzkuren gegen den Rheumatismus. Aber vor dem Hineinkriechen in die Höhle hat jeder Kranke dem Pharao ein Opfer zu bringen, einen Hahn oder eine Ziege, je nach dem Vermögen, und deshalb ist der Anstieg bis zur Oeffnung mit geronnenem Blute besudelt, mit Knochen bestreut.

Die Schwefelquellen sind bedeutend stärker und größer als die des ägyptischen Bades Heluan, und vielleicht berufen, dereinst, wenn man den Ort zugänglicher gemacht und Unterkunftsvorrichtungen dort geschaffen hat, diesem eine bedeutende Konkurrenz zu machen. Einem rührigen Unternehmer würde es gewiß gelingen, nach jenem einsamen Gestade ein internationales Publikum zu locken.

Die Nacht ist, wie die vorhergehende, kalt. Ein heftiger Wind jagt über das Meer und führt auf der Küstenebene Sand mit sich, der wie Regen niederfällt. Am Morgen sind unsre Betten mit einer dicken Sandschicht bedeckt; das Wasser in den Gullen, von denen der Wind die Decke weggeweht hat, ist verdorben.

Drei weitere Tage! Die Kamele gehen ihren gemächlichen Schritt durch die Wüste, und der Reiter macht bei jedem Schritte seine Verbeugung, wie der Araber beim Lernen des Korans. Drüben in der Ferne erheben sich die gelben Bergwände, in denen die höhere Wüste el Tih in die niedrigere Uferwüste abstürzt. Große Strecken sind ganz kahl, nur verstreut umher glänzen weiße Stücke Marienglases in der heißen Sonne. Dann bekommt die Wüste etwas Vegetation, Betharankräuter, an denen die Kamele im Vorübergehen naschen, und unansehnliches niedriges Stachel- und Dornengestrüpp. Stunde um Stunde vergeht, aber es ist, als ob man trotz beständigen Reitens nicht vorwärts komme.



Oase im Hebronthale

Am dritten Tage endlich schimmert es weiß von jenseits des Meeres: Suez. Und am diesseitigen Ufer zeigen sich die Palmen von Ayun Musa, den Mosesquellen, wo sich die Pest-Quarantäne für die von Indien kommenden Dampfer befindet. Noch zwei und eine halbe Stunde, und wir werden erlöst sein von der Qual dieser letzten Tage. Seit Ras Abu Zenime haben wir kein süßes Wasser mehr gefunden, nur schwache Salz- und Bitterquellen, deren Wasser selbst die Kamele verschmähen. Um den Rand der Gullen, unsrer Thongefäße, haben

sich Salzkrystalle angesetzt, die man vor jedem Trunk erst entfernen muß. Aber nun ist alles gut, drüben ist Suez, ist süßes Wasser, ist die Zivilisation.

Um zehn Uhr vormittags sind wir am Suezkanal, das Wachtboot kommt herüber, und die Polizisten erklären uns, daß wir nicht passieren dürfen. Bis drei Uhr nachmittags liegen wir in glühendster Sonnenhitze am Kanal, man läßt uns nicht überfahren, denn der Arzt, der die Ankömmlinge zu untersuchen hat, macht einen Vergnügungsausflug.

Eine große Mekkakarawane kommt daher und rastet neben uns. Es sind wilde, abenteuerliche Gestalten, Moslims aus Armenien, von der langen Wüstenreise verwahrlost und verwildert. Bald brechen sie wieder auf und verschwinden hinter den gelben Sandhügeln der Thi-Wüste.

Endlich sendet uns der deutsche Konsul, dessen Intervention wir angerufen hatten, eine Dampfbarkasse mit einem Arzt, der uns untersucht und nach Port Ibrahim passieren läßt. Nach weiteren Schwierigkeiten mit den Zoll- und Sanitätsbehörden dürfen wir, abends sechs Uhr, den Zug nach Suez benutzen, und die Reise nähert sich ihrem Ende.

Groß und unangenehm sind die Anforderungen auf Verzicht alles dessen, was dem modernen Menschen unentbehrlich dünkt, auf diesem Ritte durch die Sinaihalbinsel, und im Beginn ist es ein Gefühl des Unbehagens, beinahe des Unglücklichseins, das trotz aller großartigen Natur in der Brust des Reisenden wohnt. Aber man gewöhnt sich doch in die primitive Lebensführung hinein, und Tage fast ungetrübten Genusses folgen. Die letzte Woche stellt allerdings wieder starke Anforderungen an die Geduld, und diese endlos dünkenden Ritte durch heiße Wüsten, bei denen man sich ungewiß darüber ist, ob man überhaupt vorwärts kommt oder nicht, gießen über Körper und Geist eine Apathie, in der nur noch der eine Wunsch lebt: wäre die Reise doch zu Ende!

Aber das Ende kommt, und die Mühseligkeiten und Entbehrungen sind bald vergessen. Nur die schönen, weihevollen Stunden, die man in jener wilden Einsamkeit verleben durfte, stehen noch vor dem Sinn, und ein geheimes Sehnen nach den im Abendstrahl in Purpur glühenden Bergen stellt sich ein. Es ist ein Ausflug gewesen in eine ferne, ganz andre Welt, als wir sie gewohnt sind.



Drei Lieder

Hörst du den Sprosser schlagen
Am Abend, mild und weich,
Wenn schon die Wälder ragen
Ins graue Schattenreich:
Er singt den müden Stunden
Das alte Schlummerlied
Von Schmerzen und von Wunden,
Die keiner sieht.

Und hörst du in der Stille
Bei goldnem Sternenschein
Das Lied der kleinen Grille
Am grünen Wiesenrain:
Längst ist der Tag geschieden,
Es schweigen Lärm und Streit,
Sie singt ihr Lied dem Frieden
Der Einsamkeit.

Doch hörst du dann erklingen
Im Blau der Lerche Schlag,
Wenn sie die starken Schwingen
Erhebt vor Tau und Tag:
Sie singt ihr Lied dem Leben,
Dem Sonnenangesicht,
Sie singt's dem kühnen Streben
Aus Nacht zum Licht.

A. Bessell



Föhnwinde

Von

Th. Seelmann

Leichtes, buntes Schleiergewölk taucht am Horizont auf, das sich mehr und mehr verdichtet und an die Spitzen der Hochgebirgsriesen setzt. Bleich und glanzlos geht die Sonne an dem stark geröteten Himmel unter, und noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurtinten. Ein rötlicher, trüber Hof umschließt die emporsteigende Mondscheibe. Die Luft ist von höchster Klarheit und Durchsichtigkeit. Greifbar nahe erscheinen, mit einem bläulich-violetten Schleier umwoben, die Gebirgsmauern. Ein fernes Rauschen geht durch die oberen Wälder, und die Bergbäche tosen mit schäumender Schmelzwasserfülle durch die stille Nacht. Da, plötzlich einige heftige, noch rauhe und kalte Windstöße. Eine tiefe Stille folgt ihnen. Aber in den nächsten Augenblicken tritt ein völliger Umschwung ein. In wuchtigem, wogendem Anprall stürzen heiße Luftfluten in das Thal, in rasenden Sprüngen dahinstürmend oder sich in wilden Wirbeln drehend, die die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, die Bäume entwurzeln, die Felsblöcke losreißen, die Waldbäche aufwühlen und sich brüllend, rüttelnd und pressend gegen die Hütten der Alpenbewohner werfen. Der gefürchtete und doch auch herbeigesehnte Frühlingsföhn durchbraust das Thal!

Der Name Föhn stammt von der lateinischen Bezeichnung des Westwindes, Favonius, ab. Der Westwind erschien den Römern als Verdränger des Winters und als Wärmespender, und die klassischen römischen Dichter haben ihn in dieser Eigenschaft oftmals besungen und gepriesen. Als die Römer ihre Herrschaft in das Alpengebiet ausdehnten, übertrugen sie die Benennung Favonius auf die warmen Winde, die hier als Lenzboten auftraten, wenn auch die Richtung, aus der sie wehten, eine andre war. Seinen Ausgangspunkt hat denn auch der Name Föhn aus dem Teile der Schweiz und Vorarlbergs genommen, der die einstmalige römische Provinz Rätien bildete und in dem die rätoromanische Mundart bis tief in das Mittelalter hinein gesprochen wurde. Wie schon angedeutet, ist der Föhn kein Westwind, sondern er tritt vorzugsweise als Südwind auf. Seine Hauptperiode fällt in den Ausgang des Alpenwinters und in den Beginn des Frühlings. Außerdem herrscht er noch einmal häufiger im Herbst. Meist bricht er des Abends oder in der Nacht aus. Vielfach ist er nur von kurzer Dauer, doch hält er auch nicht selten zwei bis drei, ja mitunter acht Tage an. Zu seinem Hauptverbreitungsgebiete zählt man 30 bis 45 Föhntage im Jahre.

Der Föhn kennzeichnet sich als ein Fallwind, der gewöhnlich in Stößen, aber auch in Wirbeln von den Gebirgskämmen und Gebirgssätteln herabweht und durch einen hohen Grad von Wärme und Trockenheit ausgezeichnet ist, auch wenn die Höhen, aus denen er niedersteigt, schneebedeckt und vergletschert sind. Im weiteren Verlauf folgt er dann der Richtung der Thäler. Auf der Nordseite der Alpenketten kommt er vorwiegend aus Süden bis Südosten. Die auffallende Temperatur und Trockenheit des Föhns in Verbindung mit der Richtung, aus der er zumeist weht, erweckten die Vorstellung, daß er ein Ausläufer des Scirocco sei, der die Alpen überstiegen habe. Man glaubte daher, seinen ersten Ursprung in der Sahara suchen zu müssen. Gegen diese Auffassung sprach allerdings schon der Umstand, daß der Föhn gerade zu den Zeiten beobachtet wurde, wo die Sahara verhältnismäßig kühl ist, während er sich im Sommer, wo eine wahre Gluthitze über der Sahara brütet, nur ganz ausnahmsweise geltend macht. Man ging daher später auch von dieser Anschauung ab und vermutete nun im Föhn eine Abzweigung des oberen Passates. Allein auch diese Ansicht hat sich nicht aufrecht erhalten lassen. Denn die fortschreitende Erkenntnis lehrte, daß sich die Föhnwinde durchaus nicht nur auf die Alpen beschränken, sondern daß sie auch anderweitig auftreten. Sogar in Grönland konnte ein echter Föhn nachgewiesen werden. Der Südostföhn Grönlands erreicht im Dezember Temperaturen bis zu 12° C. Wärme. Es konnte sich hier um eine Ableitung des Föhns aus einem warmen Ursprungsgebiet nicht handeln. Die für den Föhn charakteristischen Eigenschaften mußten daher von örtlichen Vorbedingungen abhängig sein und aus diesen heraus erklärt werden. Hohe Wärme und Trockenheit konnten um so weniger Mitgaben sein, die der Föhn aus einer weiten Ferne mitbrachte, als die Beobachtungen in den Alpen zeigten, daß sich die Temperatursteigerung den Sturmfluten erst in den Thälern mitteilt, wogegen von ihr auf den höchsten Kämmen und Pässen, von denen sie herabstürzen, nur wenig zu spüren ist. Wenn beispielsweise in den breiten Thalgründen von Altdorf bei einem Föhnsturm, der vom St. Gotthard herabflutet, 14° C. Wärme gemessen werden, kann auf dem St. Gotthard selbst eine Temperatur von 4° C. Kälte herrschen.

Die gegenwärtig geltende und allgemein anerkannte wissenschaftliche Auffassung von der Entstehung der Föhnwinde, deren Begründer und Ausgestalter die Meteorologen Billwiller und Hann sind, geht denn auch dahin, daß die Ursprungsstätte dieser Fallwinde innerhalb ihres Machtbereichs selbst liegt, und daß Wärme und Trockenheit Begleiterscheinungen sind, die sich an Ort und Stelle aus den in der Atmosphäre zusammenwirkenden Vorgängen entwickeln. Den Anstoß zum Ausbruch eines Südföhns, um zunächst bei diesem zu verbleiben, der also die Nordseiten der Alpenketten bestreicht, giebt ein im Nordwesten der Alpen vorüberziehendes Gebiet niedrigen Luftdrucks, das sich vom Atlanti-

schen Ozean her den Alpen nähert. Es reißt zunächst die Luft über Frankreich und Mitteleuropa in seinen Sturmwirbel hinein und saugt dann gleichsam die Luftmassen aus den auf der Nordseite gelegenen Alpenthälern heraus. Dabei hemmt der Gebirgswall den Luftaustausch und Luftnachschub zwischen der Nordseite und der Südseite, wodurch gewaltige Luftdruckunterschiede zwischen beiden Seiten bedingt werden. Da der Ausgleich dieser Luftdruckunterschiede in wagerechter Richtung durch die Gebirgsmauer verhindert wird, so stürzt jetzt die Luft von oben her in die sozusagen luftverdünnten Räume am Nordfuß der Alpenkette herab, d. h. es entsteht ein jäher Fallwind, der von dem Kamm in die Nordthäler hineinbraust, um dann weiterhin seinen Weg dem Verlauf der Thalsohlen entsprechend einzuschlagen. Die Luft, die im Südföhn dahinflutet, entstammt demnach wenigstens anfänglich gar nicht der Südseite des Gebirgswalles, sondern kommt von der Höhe des Kammes herab. Wodurch aber erhält der Föhn seine Wärme und seine Trockenheit? Wenn die Luft vom Kamm in das Thal herabsinkt, so wird sie zusammengedrückt und verdichtet. Diesem Druck sowie der Verdichtung entspringt aber eine Temperaturzunahme, und zwar wächst die Temperatur für je 100 Meter Fallhöhe um 1° C. Hat sich die Luft nur um 1000 Meter gesenkt, so wird sie einen Temperaturzuwachs von 10° C. erfahren haben. Unter den obwaltenden Umständen kann die Luft über dem Kamm nur einen geringen Wasserdampfgehalt besitzen. Je wärmer aber die Luft ist, desto weniger macht sich ihr Wasserdampfgehalt bemerkbar, so daß sie mit der zunehmenden Senkung ihrer Bahn und mit der steigenden Temperaturerhöhung unten auf der Thalsohle verhältnismäßig trocken erscheinen muß. Herrscht indessen der Föhn längere Zeit, so sinken nicht allein die Luftmassen des Kammes in die Thalgründe der Nordseite herab, sondern es rückt auch die Luft von der Südseite der Gebirgsmauer nach, indem sie den Kamm überflutet und sich nun ebenfalls in die Nordthäler herabsenkt. Denn die Luft über den südlichen Alpenthälern dehnt sich infolge der fortschreitenden Druckabnahme aus und steigt demgemäß empor. Mit dem Aufsteigen in die Höhe verbindet sich aber eine Abkühlung. Ist die Luft bei 15° C. mit Wasserdampf gesättigt, so kühlt sie sich auf je 100 Meter des Aufstiegs um einen halben Grad ab. Die Abkühlung wird nun allmählich denjenigen Punkt erreichen, wo die Bildung von Wolken und weiterhin die Ausscheidung des Wasserdampfes in Form von Regen oder Schnee eintritt. Durch die bei der Verdichtung des Wasserdampfes frei werdende Wärme wird zugleich die Abkühlung verringert. Der von der Südseite aufgestiegene Luftstrom ist daher auf dem Kamm noch verhältnismäßig warm und wird daher, wenn er nun auf der Nordseite herabstürzt und für je 100 Meter noch einen Temperaturzuwachs von einem Grad erhält, um so wärmer auf der Thalsohle anlangen. Daraus erklärt es sich, daß der Föhn seine höchste Temperatur gewöhnlich am Morgen des zweiten Tages erreicht.

Die Witterungsverhältnisse, wie sie auf der Nordseite und der Südseite des Gebirges herrschen, stellen bei der jetzt geltenden Entstehungsweise des Föhns kein Rätsel mehr dar. Wenn bei längeren Föhnperioden auf der Südseite heftige Regen niedergehen, die öfters zu Ueberschwemmungen führen, wenn längs des Gebirgskammes eine unbewegliche Wolkenbank, die Föhnmauer, lagert, wogegen der Himmel auf der Nordseite ziemlich hell ist, so giebt die Erklärung für diese Erscheinung die auf der Abkühlung des aufsteigenden Luftstromes beruhende Verdichtung und Ausscheidung des Wasserdampfes. Ebenso leicht findet die Thatsache ihre Erklärung, daß die Temperatur auf der Südseite erheblich niedriger ist als auf der Nordseite. Denn wenn beispielsweise ein aufsteigender Luftstrom einen Kamm von 2000 Metern Höhe zu überwinden hat, sich während des Aufstieges zwar für je 100 Meter um einen halben Grad abkühlt, dagegen sich beim Herabsinken auf der jenseitigen Flanke für dieselbe Strecke um je einen ganzen Grad erwärmt, also hier für jede 100 Meter einen Wärmeüberschuß von einem halben Grad erhält, so wird eine Temperatur von 20° C. Wärme auf der Thalsohle der Nordseite nur eine solche von 10° C. Wärme im Thalgrund der Südseite zur Voraussetzung haben. Auf die Ursache der Trockenheit des Föhns wurde bereits hingewiesen. Weht der Föhn längere Zeit, so daß die Luft von der Südseite nachrückt, so wird natürlich durch die Bildung von Niederschlägen auf der Südseite der Wasserdampfgehalt verringert, und der auf der Nordseite herabstürzende Fallwind wird deshalb um so trockener sein müssen.

Es wurde bisher immer nur vom Südföhn gesprochen. Aber auch ein Nordföhn tritt zuweilen auf. Dieser weht dann, wie schon sein Name besagt, aus dem Norden und bestreicht die Südflanken der Alpenketten. Er beruht auf denselben Momenten wie der Südföhn. Der Unterschied ist nur der, daß sich ein Gebiet niedrigen Luftdrucks den Alpen nicht vom Atlantischen Ozean, sondern vom Mittelmeer her nähert. Je niedriger der Luftdruck ist und je näher der Mittelpunkt dieser Depression an die Südseite der Alpen heranwandert, desto kräftiger werden die Luftmassen der Südthäler angesaugt, so daß nun die Luft vom Kamm auf den Südabhängen herabsinken und späterhin aus den Nordthälern über den Gebirgswall nachfließen muß.

Das Verbreitungsgebiet des Föhns liegt zwischen Genf und Salzburg, und zwar entfaltet er sich am heftigsten im Arlbergischen Illthale, in den Thälern des Rheins bis zum Bodensee, der Linth bis gegen Zürich, der Reuß bis gegen Muri und der unteren Rhone bis zum Genfersee. Hier wird er nicht selten zum Orkan. Mit der Entfernung von der Hauptalpenkette verliert er an Kraft, doch erstrecken sich seine letzten Ausläufer zuweilen noch über den Jura hinaus bis nach Besançon, östlich bis nach Salzburg und nordwärts bis zum mittleren Württemberg. Das Auftreten von Föhnwinden an den südwestlichen Küsten Grönlands wurde bereits erwähnt. Außerdem sind sie noch in vielen andern Gebirgsgegenden beobachtet worden. So kommen sie vor an den Nordabhängen der Pyrenäen, an der Südküste des Golfs von Biscaya, am Kaukasus, in Ostsibirien, Indien, auf der Südinsel von Neuseeland und auf dem japanischen Nippon.

In klimatischer Beziehung ist der Föhn für das Alpengebiet von höchster Bedeutung. Unter seinem warmen Atem schwindet der Schnee im Frühling aufs schnellste dahin. Im Grindelwaldthale schmilzt er oft in 12 Stunden eine Schneedecke von mehr als zwei Fuß Dicke hinweg, und in 24 Stunden wirkt er so viel wie die Sonne in 14 Tagen. Mit Recht nennt ihn daher auch der deutsche Schweizer Schneefresser und sagt: „Der liebe Gott und die

goldene Sonne vermögen nichts, wenn der Föhn nichts kann." Aber er trägt auch noch mittelbar zur Beseitigung der Schneemassen bei. Indem er die Schneedecke zersetzt und zerweicht und mit den niedersickernden Schmelzwässern das Gestein anfeuchtet und schlüpfrig macht, schafft er für die Lawinen die geeignete Gleitbahn, so daß es nur noch eines leisen Anstoßes bedarf, damit sie sich in Bewegung setzen und donnernd zu Thal fahren. Der Föhn ist ferner bei seiner Häufigkeit und seiner Temperaturhöhe die Ursache, daß sich eine ganze Anzahl von nordalpinen Thälern und Ortschaften trotz der nächsten Nähe weit gedehnter, die Luft abkühlender Schneefelder und Gletscherreviere doch einer wunderbaren Milde und Gleichmäßigkeit des Klimas erfreut, wie sie erst in beträchtlich weiter südlich gelegenen Stationen wieder zu finden sind. Seinen augenfälligsten Ausdruck erhält dieser Einfluß am Vierwaldstätter See. Der überraschend frühe Eintritt des Frühlings, das schnelle Erwachen der Vegetation, sowie der heitere, lang andauernde Herbst, der sich durch klaren Himmel und milde Luft auszeichnet, sind in erster Linie auf Rechnung des Föhns zu setzen. Es ist hier nicht nur das rechtsuferige Seegestade, das in den Nußbaumhainen und Kastanienwäldern von Gersau, in den Oleandergärten und Rebengeländen von Vitznau und den im Freien gedeihenden Feigenbäumen und Mandelbäumen von Weggis das Föhnklima im Pflanzenwuchs verkörpert, sondern auch die Südhänge, ja sogar einzelne Gipfelpartien des Rigimassivs nehmen daran teil, das sich breitgestreckt vor die Felsenpforten des Reußthales lagert und den aus ihm herabdringenden Föhnstrom in zwei Arme spaltet.

Aber auch als Zerstörer tritt der Föhn auf. Er fegt ganze Wälder weg, und er legt ganze Dörfer in Asche. Einer der verheerendsten Föhnstürme der neueren Zeit war derjenige, der am 15. und 16. Oktober 1885 im Wettersteingebirge wütete. Am Wachsenstein warf er einen 5 Kilometer langen und 1½ Kilometer breiten Wald mit 250000 Bäumen nieder, im Forstamt Mittenwald entwurzelte er 90000, im Forstamt Garmisch 70000 Bäume, und an der Nordseite des Wettersteingebirges rasierte er den sogenannten Hirnschlag, einen Wald von über 200 Hektar Flächenraum, fort. Seine Gewalt als Feueranfacher bewies der Föhn am 25. Oktober 1891 beim Brand von Meiringen im Kanton Bern. Der Brand entstand durch eine fehlerhafte Beschaffenheit des Herdes. Das Haus, in dem das Feuer zuerst ausbrach, lag gerade vor dem Dorfe in der Richtung des Föhns, der von der Grimsel in rasenden Stößen herabstürzte. Nur mit Mühe konnten sich die Menschen aufrecht erhalten. Im Fluge drang das Feuer in die Ortschaft ein. Der Föhn zerstreute die dicken brennenden Schindeln wie Wurfgeschosse über die Häuser und blies jeden glimmenden Funken im Augenblick zu heller Glut an. Von den Holzgebäuden des älteren Dorfteils wälzte sich der Feuerstrom nach den massiven, mit Ziegeln gedeckten Häuserreihen des neuen Dorfteils. Wohl widerstanden die Steinbauten dem Feuerschwall einige Zeit, dann aber sprangen plötzlich die Fenster vor Hitze, die Funken flogen in das Innere, und alsbald lohten die Flammen empor. Im ganzen sanken 178 Gebäude in Asche.

Immerhin aber überwiegt der Nutzen des Föhns den Schaden, den er anzurichten vermag. Durchwehte der Föhn nicht die Alpenthäler, dann würden große Gebiete des Hochgebirges unter Schnee und Eis vergraben liegen, die jetzt stolze Wälder und blumige Matten tragen. Das Klima der Alpen würde rauh, unwirtlich und abschreckend sein, und sie wären nicht das Wanderziel aller derer, die Körper und Geist in der Hochgebirgswelt stärken und stählen wollen. Der überangestrengte Großstadtmensch, der Bewunderer der Naturschönheit, der Bezwinger der Hochgipfel, sie alle sind dem Walten des Föhns zu tiefem Dank verpflichtet. **Th. Seelmann**



Die Wenzelkapelle in Oberlahnstein

Die althistorische Liebfrauenkapelle bei Oberlahnstein, im Volksmunde Wenzelkapelle genannt, hat den Anforderungen der Neuzeit weichen müssen und ist der Verbreiterung des Rangierbahnhofes zum Opfer gefallen. Ihren merkwürdigen Beinamen hatte die Kapelle von einem großen geschichtlichen Ereignis, denn hier sprachen die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier und der Pfalz am 20. August 1400 die Absetzung des Königs Wenzel aus, dessen Mißregierung in deutschen Landen damit ein Ende fand.



Phot. Lafayette, London

Erbprinzessin Mary von Pless

Berliner Hofwinter 1903

Von

G. von Wilkau

Im Jahre 1900 wurden die Festlichkeiten im deutschen Kaiserschlosse unerwartet abgebrochen, weil nach kurzem Krankenlager die Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein, die Mutter der Kaiserin, entschlafen war. Im Winter darauf schlossen die Feste ebenfalls mit einem Traueraccord; war doch am 22. Januar 1901 die Königin Viktoria von England, die Großmutter des Kaisers, verschieden. Im letzten Jahre gab es nur eine Defiliercour und keinen einzigen Hofball, weil die Familientrauer für die im August 1901 verstorbene Kaiserin Friedrich noch nicht beendet war und die Stimmung also keine Tanzfestlichkeiten gestattete, mochte man auch für die pompösen Prachtentfaltungen des hohen Festes vom Schwarzen Adler, des Krönungs- und Ordensfestes und der Schleppencour die schwarzen Flore bei Hofe für je einen Tag ablegen.

So hatte sich für den gegenwärtigen, durch keine Trauer gestörten Fasching von vornherein ein gewaltiges Plus bis dahin zurückgedrängter Lebens- und Festesfreude aufgestapelt. Eine ganze Schar von jungen Mädchen war da, die, bei der großen Cour des letzten und des vorletzten Winters bereits vorgestellt, den Menuetten und Gavotten auf dem Parkett des Weißen Saales doch noch sehnsüchtig als einem unverwirklichten Traum entgegenblickte. Viele Vertreter des Landadels, die bei der Trauer der letzten Jahre keine Veranlassung gehabt hatten, sich in Berlin aufzuhalten, kamen jetzt herzu. In doppelter und dreifacher Anzahl wie sonst scharten sie sich diesmal um den Thron.

Es gab eine ungewöhnlich lebhafte und glanzvolle Hofsaison, und zwar eine solche, die in ungewöhnlichem Maße nur Hofsaison war, in der sich alles Interesse in noch höherem Grade als sonst auf den Hof und dessen eigenste Veranstaltungen sowie auf die Geselligkeit der Hofkreise unter sich konzentrierte. Das war der Grund, daß vor der Fülle dieser internen Vergnügungen die Geneigtheit der Hofgesellschaft, sich an Festen vor der Oeffentlichkeit zu beteiligen, ganz zurücktrat. Während man sonst in den letzten Jahren drei, vier Konzerte und Theatervorstellungen der großen Welt gegen Eintrittsgeld zu wohlthätigen Zwecken zählte, war diesmal Ausgangs März noch keine einzige solche Veranstaltung in Sicht. Krankheit und Familientrauer mögen allerdings die Gedanken gerade der schöpfungsreichsten und genialsten Leiterinnen, die solchen Unternehmungen der Hautevolée sonst vorstanden, abgelenkt haben: Gräfin Günther v. d. Groeben hat sich, seitdem sie Witwe wurde, von allen rauschenden Festen zurückgezogen, die Gemahlin des Reichskanzlers Grafen Bülow litt an den Folgen einer schweren Influenza, und die musikalisch hochbegabte



Aufn. von Hofphot. Erich Sellin, Berlin

Gräfin Irma Kanitz

Gräfin Wachtmeister lebt in der Landeinsamkeit ihrer Herrschaft Vassendorf in Pommern, seitdem auch ihre älteste Tochter sich vermählte, an der Seite des als Bühnen- und Romanschriftsteller

bekannten Herrn Richard von Pawelcz ihr Heim findend.

Aber vier Bälle allein bei den kaiserlichen Majestäten — eine sonst nie erreichte Zahl! Und



Aufn. von Hofphot. E. Bieber, Berlin

Gräfin Vera von Limburg-Stirum

dazu die besondere Signatur, die der Winter trug, weil zum erstenmal seit langen Jahren wieder ein junger unvermählter Thronfolger an der Faschingsfreude teilnahm.

Auch die fürstlichen Damen, die als Gäste am Berliner Hofleben teilnahmen, zogen viele Blicke auf sich. Da war die junge Prinzessin Max von Baden, geborene Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, älteste Tochter des Herzogs von Cumberland. In ihr erschien seit 1866 zum erstenmal wieder ein Mitglied des hannoverschen Königshauses am Berliner Hofe. Ferner sah man die Herzogin von Albany, die mit ihren Kindern, dem neunzehnjährigen Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und der zwanzigjährigen Prinzessin Alice, mehrere Jahre die mit Kunstgegenständen und prächtigem Hausrat reich ausgestattete Villa Jugenheim in Potsdam bewohnt hat und jetzt nach England zurückkehrt, nachdem sie vorher noch im ersten Teil des Winters der Berliner und später der Stuttgarter Hofsaison ihre und ihrer Tochter Gegenwart geschenkt hat. Charakteristisch und würdevoll erschien die Fürstin zu Wied in dem langen, sonst selten gesehenen Fürstinnenschleier, den sie zu allen Hoffestlichkeiten angelegt hatte, und lieblich im Schmuck ihrer Jugend deren Tochter. Die Erbprinzessin Mary von Pleß, von vielen für die schönste Frau am Berliner Hofe gehalten, erregte bei der Schleppencour wieder einen Sturm des Entzückens. Leider wurde sie dann später durch ihre Erkrankung an den Masern dem weiteren Verlauf der Feste ferngehalten.

Auch der Kronprinz wurde durch seine Reise nach Rußland gleich nach der Defiliercour dem



Phot. J. C. Schaarwächter, Berlin

Fräulein Emma von Jagemann

Berliner Hofleben entzogen, aber schon zum Ball im Weißen Saal am 4. Februar war er wieder da und tanzte auf dem seinem Range gebührenden Platze gerade dem Thron gegenüber den ersten



Phot. E. Bieber, Berlin

Fräulein Herta von Koerner

Lancier mit der Gräfin Irma Kanitz, Tochter des Vize-Oberzeremonienmeisters. Dieser gefeierten jungen Dame folgten als weitere bevorzugte Tänzerinnen des Thronfolgers späterhin in den Lanciers, Gavotten und Menuetten dieses und der nächsten Feste Gräfin Rosie Hohenau, Gräfinnen Lori und Renate Harrach, Fräulein von Esebeck und das graziöse Fräulein Aennie von Wallenberg, Tochter des Obersten à la suite des Generalstabes und Direktionsmitglieds der Kriegsakademie. Alle diese jungen Fräulein dürften doch wohl vom diesjährigen Winter die breit mit Gold geränderten Tanzkarten aus dem königlichen Schlosse in besonderer Pietät aufbewahren, bis sie, nämlich die Damen, einmal weiße Scheitel haben werden.

Als Sensationen auf dem höfischen Parkett brachte die Saison übrigens zwei neue Tanzformen, den in Privatkreisen allerdings schon seit längerer Zeit bekannten und geübten „Menuettwalzer" und die „Prinzengavotte", zu der der als Hauptmann im 4. Garde-Grenadierregiment stehende siebenundzwanzigjährige Prinz Joachim Albrecht von Preußen die graziöse Musik komponiert hat. Ein zierlicher Tanz im altfranzösischen Stil mit 16 Takten Gavotteschritt und schönen Ruhestellungen, denen sich 16 Takte langsame Polka anschließen, wurde diese Prinzengavotte am Fastnachtsdienstag zum ersten Male vor dem Throne aufgeführt.

Man kann den diesjährigen Berliner Hofwinter nicht schildern, ohne des gänzlich veränderten Bildes zu gedenken, das das diplomatische Corps gegen früher bot. Vielleicht hat noch nie zuvor in den Botschaften und Gesandtschaften in so kurzer Zeit ein so großer Wechsel stattgefunden. Neu ist z. B. der amerikanische Botschafter Mr. Tower, der sich mit seiner Gemahlin schon jetzt großer Beliebtheit erfreut. Neu der dänische



Phot. Erich Sellin, Berlin

Fräulein Thekla von Blumenthal



Phot. E. Bieber, Berlin

Fräulein Friederike von Blumenthal

Gesandte Baron von Hegermann-Lindencron, der eine unverheiratete Tochter unter der tanzenden Welt hat. Neu Francisco Antonio Pinto, der Gesandte von Chile, dessen Gemahlin bei der Defiliercour durch ihre Schönheit auffiel, bald aber durch Familientrauer dem gesellschaftlichen Treiben entrückt wurde.

Fast wäre in diesen allgemeinen Wechsel einer der bekanntesten und durch seine geistige Prägung interessantesten Salons der Diplomatie inbegriffen worden. Morel Bey, der türkische Botschaftsrat, befand sich zu Anfang des Winters in der engeren Wahl für den Posten eines Gouverneurs im Libanon, wurde aber dann von seinem Souverän doch in seiner bisherigen Stellung belassen. Mme. Morel Bey ist nicht nur eine sehr schöne, sondern auch eine Frau von hervorragender geistiger Bedeutung. Eine Engländerin von Geburt hat sie, wo immer sie lebte, neben der Hofwelt auch die ersten Künstler bei sich empfangen. In London zählte Jane Hading zu ihren Freunden, in Paris Sarah Bernhard — in Berlin sehen wir in ihrem Salon Gabriele Reuter, Luise Begas-Parmentier und andre anerkannte oder emporstrebende Talente.

Es seien dieser Plauderei nur noch einige weitere Personalnotizen zu unsern Bildern hinzugefügt. Fräulein Olga von Jagemann ist die jüngste der drei liebenswürdigen und künstlerisch begabten Töchter des badischen Gesandten. Unter den ausländischen neuvorgestellten Damen wie jene befand sich Gräfin Vera von Limburg-Stirum, in ihrer



Phot. J. C. Schaarwächter, Berlin

Fräulein Freda von Krosigk



Phot. E. Bieber, Berlin

Gräfin von Baudissin, geb. von Eltester



Phot. Erich Sellin, Berlin

Madame Morel Bey

schlanken blonden Höhe trotz ihrer Jugend eine der stolzesten unter den vielen schönen Erscheinungen des weiblichen Flors der Berliner Hofwelt. Als einzige Tochter des Grafen Harry und seiner Gemahlin, geborenen von Aalten, gehört sie der holländischen Linie des vornehmen Hauses an, und so machte sie ihr Debut in diesem Winter nicht nur vor dem preußischen Königthron, sondern vorher bereits im Haag. Der Salon ihrer Mutter ist eine Heimstätte der besten Musik. Alfred Mustel aus Paris gab, von andern bedeutenden Kräften unterstützt, dort kürzlich ein Konzert. Ein sehr jugendliches Vierblatt bilden die Fräulein Freda von Krosigk, Tochter des Generalleutnants und früheren Kommandeurs der 3. Garde-Infanteriebrigade, Thekla und Friederike von Blumenthal und Hertha von Koerner. Fräulein Thekla von Blumenthal ist sogar die allerjüngste im Kranze ihrer bei Hofe ausgehenden Gefährtinnen. Ihr verstorbener Vater war Zeremonienmeister, ihre Mutter ist eine geborene Freiin von Eckardstein. Die reichbegüterte Familie entstammt dem märkischen Uradel; ihr Senior hat seit Jahrhunderten die gräfliche Würde. Mit der viel jüngeren Familie, aus der der ebenfalls in den Grafenstand erhobene Feldmarschall von Blumenthal hervorging, ist das Geschlecht jedoch nur entfernt verwandt. Der Vater des Fräuleins Friederike von Blumenthal ist ebenfalls Zeremonienmeister und lebt in Dresden; seine Gemahlin war eine geborene Freiin von Hildprandt aus böhmischem Adel. Fräulein Hertha von Koerner ist die jüngste Tochter des Ministerialdirektors und Leiters der handelspolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt. Herr von Koerner kam ursprünglich als sächsischer Bundesratsbevollmächtigter nach der Reichshauptstadt, um dann auf Anregung des Grafen von Bülow in das Berliner Auswärtige Amt überzutreten. Seine älteste Tochter heiratete mit noch nicht achtzehn Jahren den jüngsten Chef des bekannten Welthauses Borsig. Fräulein Margot von Stangen ist die jüngste Tochter des Kommandeurs der 2. Garde-Ulanen; ihre beiden älteren Schwestern sowie Fräulein Margot von Gersdorff, das Original der bekanntesten Porträts des Malers O. Ritter von Krumhaar, wurden schon in den letzten Jahren bei Hofe vorgestellt. Gräfin Viktoria von Baudissin ist die Tochter des Grafen Ernst und seiner Gemahlin Dorothea, geborene von Eltester. Die Familie von Baudissin stammt aus Sachsen und der Lausitz und kann ihren Ursprung zurückführen bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts. Durch eine ihrer weiblichen Vorfahren, eine geborene Gräfin von Zinzendorf und Pottdorf, leitet sie in direkter Folge auf Rudolph von Habsburg zurück. Gräfin Viktoria hat eine ebenso schöne siebzehnjährige Schwester Stephanie, die aber noch nicht bei Hofe vorgestellt ist. Geborene Nordamerikanerinnen sind die vielbewunderte blonde Miß Nellie Lytle und ihre nur wenig ältere Schwester, die junge Gattin des als Afrikaforscher bekannten Freiherrn von Uechtritz und Steinkirch auf Schloß Gebhardsdorf bei Friedeberg am Queiß. Die bekannte schlesische Familie von Uechtritz ist außerdem in der Reichshauptstadt durch ihr berühmtes Mitglied, den Bildhauer Baron Cuno, vertreten, sowie durch den königlichen Kammerherrn Baron Bolko, den seine litterarischen und künstlerischen Neigungen und Fähigkeiten sowie seine rührige Thätigkeit in der Veranstaltung vornehmer Wohlthätigkeitsfeste zu einem der beliebtsten und bekanntesten Mitglieder der Berliner Gesellschaft gemacht haben.



Phot. E. Bieber, Berlin

Freifrau von Uechtritz und Steinkirch



Phot. Leyde & Co., Berlin

Fräulein Hennie von Wallenberg

Mars, Erde und Sonne

Zur mitternächtlichen Stunde erblickt man in heiteren Nächten gegenwärtig im Süden in mäßiger Höhe einen roten Stern, der durch sein Licht alle benachbarten Gestirne überstrahlt. Es ist der Planet Mars, der jetzt der Sonne gerade gegenüber und zugleich der Erde am nächsten steht. Die Stellung dieser drei Himmelskörper im Raum ist gegenwärtig folgende: Sonne, Erde, Mars, und zwar beträgt die Entfernung Sonne-Erde 148 Millionen Kilometer, die Distanz Erde-Mars Anfangs April d. J. 94 Millionen Kilometer. Die kleinste Entfernung des Mars von der Erde findet stets statt, wenn jener Planet der Sonne gerade gegenüber steht, doch ist sie im einzelnen recht verschieden, weil Mars sich nicht in einem Kreise, sondern in einer eiförmigen (elliptischen) Bahn um die Sonne bewegt. In den günstigsten Stellungen, wie eine solche 1877 stattfand und 1907 wieder eintreten wird, kommt Mars der Erde bis auf etwa 60 Millionen Kilometer nahe und gewährt dann für die Untersuchung seiner Oberfläche die beste Gelegenheit. Im gegenwärtigen Jahre wird man natürlich auch auf den großen Sternwarten diesen Planeten so oft als möglich beobachten; ob aber bei dieser Gelegenheit große neue Entdeckungen auf seiner Oberfläche gemacht werden, müssen wir abwarten.

Was die Lage des Mars in Bezug auf den Anblick von der Erde aus anbetrifft, so wendet er uns dieses Mal seinen Nordpol zu. Für seine nördliche Halbkugel hat am 27. Februar der Sommer begonnen, und am 20. August nimmt dort der Herbst seinen Anfang. Daß es Bewohner auf dem Mars giebt, gilt seit der Entdeckung des großen Kanalsystems auf der Oberfläche dieses Planeten vielen Forschern als zweifellos. Für die Bevölkerung der Nordhälfte des Mars ist jetzt in den Gegenden, die dort dem nördlichen Polarkreise und der nördlichen gemäßigten Zone entsprechen, die Zeit der Ueberschwemmungen eingetreten, in der das vom Schmelzen des Polarschnees herrührende Wasser durch die Kanäle abgeleitet und zur Bewässerung benutzt wird. Infolgedessen entsteht rechts und links von den Kanälen reichliche Vegetation, und diese ist in den großen Fernrohren von der Erde aus in Gestalt feiner dunkler Linien wahrzunehmen. Auch sieht man von hier aus das Zusammenschmelzen der Eiszone um den Nordpol des Mars, und gegenwärtig wird diese Schneeanhäufung fast völlig verschwunden sein. Vor hundert Jahren hätte es märchenhaft geklungen, wenn man über Anlagen der Marsbewohner gesprochen hätte, heute ist dagegen unser Wissen so sehr fortgeschritten, daß wir, ohne überschwenglich zu sprechen, behaupten dürfen: es gibt Bewohner des Mars, denen Wasser und Vegetation so notwendig als uns ist, sie haben Verstand und Vernunft ähnlich wie wir, aber sie sind uns in technischer Beziehung überlegen. Alle diese Schlußfolgerungen beruhen auf der Entdeckung des nach geometrischen Prinzipien angelegten Kanalnetzes, das die Marsoberfläche bedeckt.

Wenden wir uns vom Planeten Mars zur Sonne, so ist zu bemerken, daß die Zahl der Sonnenflecke gegenwärtig in starker Zunahme begriffen erscheint. Wie bekannt, sind diese dunkeln Flecke in Zahl und Größe sehr wandelbar, und ihre



Nach dem Gemälde von O. von Krumhaar

Fräulein Margot von Gersdorff

Häufigkeit zeigt einen periodischen Wechsel innerhalb eines Zeitraums von durchschnittlich 11 Jahren. Die geringste Anzahl dieser Flecke war in den Jahren 1901 und 1902 auf der Sonne zu sehen, an manchen Tagen war die Sonne sogar völlig fleckenfrei; gegenwärtig aber kann man Tag für Tag wenigstens kleine Flecke, bisweilen auch schon eine größere Gruppe von Flecken wahrnehmen. Deren Zahl wird nun während der nächsten fünf Jahre zunehmen, dann sich aber wieder vermindern. Man hat auch davon gesprochen, daß das merkwürdig veränderliche Wetter während des verflossenen Winters in einem gewissen Zusammenhange mit Vorgängen auf der Sonne gestanden hätte; indessen sind solche Behauptungen irrig oder doch wenigstens zurzeit nicht durch wissenschaftliche Beobachtungen erweisbar.

Die Wärme, die die Sonne ununterbrochen aussendet, ist der Quell aller Kraft und Bewegung, die wir auf der Erdoberfläche bemerken. Um eine Vorstellung von der Größe dieser Wärmestrahlung zu gewinnen, mag daran erinnert werden, daß die Sonne so viel Wärme in den Raum strahlt, daß diese ausreichen würde, um in einer einzigen Sekunde den ganzen Atlantischen Ozean in Dampf zu verwandeln. Derjenige Teil der Sonnenwärme, der während eines Jahres die Oberfläche von Deutschland trifft, ist so groß, daß er der Verbrennungswärme von 10 000 Milliarden Zentner Steinkohle gleichkommt. Ein großer, ja der größte Teil dieser Wärme geht für uns nutzlos verloren, und es ist klar, daß hervorragende Geister darauf verfallen mußten, nachzusinnen, ob es nicht möglich sei, diese unbenutzte Sonnenwärme technisch zu verwerten. Man begreift leicht, daß eine solche Ausnutzung der Sonnenkraft, wenn sie billig und rationell zu bewerkstelligen wäre, für die zivilisierte Menschheit die größte Bedeutung besitzt. Die bisherigen Versuche nach dieser Richtung hin haben gezeigt, daß die Lösung des Problems mög-



Phot. Erich Sellin, Berlin

Fräulein Margot von Stangen



Phot. E. Bieber, Berlin.

Gräfin Viktoria von Baudissin



Phot. E. Bieber, Berlin.

Miss Nellie Lytle

lich ist, aber es stellen sich ihr die größten Schwierigkeiten entgegen. Unlängst hat nun Freiherr Eduard von Lade in Geisenheim in einer kleinen Schrift gezeigt, daß der richtigste Weg zu diesem Ziele der ist, die Sonnenwärme zur Erzeugung von Elektrizität mittels sogenannter Thermobatterien zu benutzen. Wenn es gelingt, diese in einer Form, die für den industriellen Betrieb sich eignet, herzustellen, so wird in der That elektrische Energie in unerschöpflicher Menge gewonnen und im wahren Sinne des Wortes eine direkte Anzapfung der Sonne begonnen werden. Die Möglichkeit, derartige Einrichtungen zu treffen, kann nicht geleugnet werden, und der Vorschlag des Freiherrn von Lade verdient daher die allseitigste Beachtung der Fachleute. **R.**

Litteratur

Das Erscheinen eines neuen Romans von **Wilhelm Meyer-Förster**, dem schnell berühmt gewordenen Verfasser von „Karl Heinrich“, darf wohl als ein litterarisches Ereignis bezeichnet werden. Bei der landläufigen Art, alles mögliche statistisch nachzuweisen, hat man unlängst auf diesem Wege nicht nur festgestellt, daß dem nach „Karl Heinrich“ bearbeiteten Schauspiel der weitaus größte Bühnenerfolg der letzten Jahre zugefallen ist, sondern auch, daß Meyer-Förster zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart gezählt werden muß. Daß er dies in der That verdient, beweist sein neuestes Werk, der soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Roman „**Lena S.**“ (Preis geb. 4 Mark). Die Handlung ist fesselnd erfunden und hält das Interesse des Lesers bis zum Schluß wach; besondere Anerkennung verdient der technische Aufbau, jede Scene ist organisch mit der Haupthandlung verbunden. Mit gleicher Anschaulichkeit schildert der Autor die Rennplätze und ihr Publikum wie das Stillleben in dem Landstädtchen an der Weser, wo in dem Herzen von Lena Stennsberg die Liebe zu dem Studenten der Medizin, George Dufour, mit unwiderstehlicher Gewalt erwacht. In dieser Heldin seines Romans, die wir von der „kleinen Lena“ sich zur vollendeten Weltdame entwickeln sehen, hat Meyer-Förster mit intimster Kenntnis der Frauenpsyche eine Gestalt geschaffen, die jedem Leser unvergeßlich bleiben wird. „Lena S.“ tauft sie, die Tochter eines ehemals auf allen Turfplätzen Europas bekannten Herrenreiters und Rennstallbesitzers, nach ihrem eignen Namen eine Killarneystute, auf die sie glänzende Erwartungen baut und durch deren Siege sie reich und frei zu werden, das Glück zu erzwingen hofft. Was ihr aber verhängnisvoll wird, das ahnt der alte, prächtig gezeichnete Major von Schwerin, ihr väterlicher Freund und ihr Vormund seit dem tragischen Ende des Vaters: „Lena ist das geworden, was ihr Vater und wir alle aus ihr gemacht haben: eine Zigeunerin, die nie eine Heimat gehabt hat und nie eine Heimat haben wird; ein Mädchen, das zu Grunde geht an seinen Kinderjahren!“ Wie schon aus dem hier Angeführten hervorgeht, bildet die Sportwelt, die Meyer-Förster wie kein zweiter zu schildern versteht, den Hintergrund für mehrere höchst packende und ergreifende Scenen, aber trotzdem darf „Lena S.“ keineswegs in die Reihe der bloßen Turf- und Sportromane gestellt werden. Der Hauptwert des Romans liegt vielmehr in der überaus feinen und zarten Schilderung seelischer Zustände und Konflikte; er darf ganz besonders auch der deutschen Frauenwelt empfohlen werden.

— **Das deutsche Studentenleben** ist heute nicht mehr das heiter unbekümmerte wie einst, denn der modernen Zeit, die an die Leistungen eines jeden die höchsten Anforderungen stellt, hat es sich ebenfalls anbequemen müssen, aber ein Hauch ritterlicher Romantik und Poesie ist ihm doch geblieben, und in den Grundzügen erscheint das Thun und Treiben unsrer akademischen Jugend kaum anders als vor fünfzig Jahren. Von diesem Gesichtspunkt aus mutet uns **Gregor Samarows** fesselnder Roman „**Die Saxoborussen**“, der soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart in neuer Auflage erschienen ist (Preis geb. 5,50 Mark), durchaus modern an. Die Schlüsse, die aus den Schilderungen zu ziehen sind, treffen heute noch ebenso zu wie einstmals. Wenngleich manchmal die ungestüme Jugendlust überschäumt, so besteht doch das Leben im Corps nicht im ungezügelten Genuß, sondern es hat für den jungen akademischen Bürger eine hohe erziehliche Bedeutung, die für das ganze übrige Leben von Wert sein kann. Dies ist die tiefere Grundidee des Romans, die jedoch nicht lehrhaft auftritt, sondern von einer reich entwickelten, ungemein spannenden Handlung umrankt ist. Ihren geschichtlichen Hintergrund bildet der badische Aufstand von 1849, in dem es den Mitgliedern des berühmten Heidelberger Corps der Saxoborussen beschieden war, eine Art politischer Rolle zu spielen. Eine große Anzahl der damals vielgenannten Personen wird dem Leser in sicherer Charakteristik vorgeführt. Der Roman bringt manche ergreifende Scene, aber sein Hauptgepräge ist doch das eines frisch quellenden Humors, einer reinen Lebensfreude, wie man sie wohl empfindet im Zauber Alt-Heidelbergs. Die Hauptscenen der packenden Handlung hat **E. Cucuel**, der bekannte Maler, in flotten Bildern wirkungsvoll vor Augen gerückt.

— **Emile Zolas** litterarisches Vermächtnis, der Roman „**Wahrheit**“, ist soeben in deutscher Uebersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen (2 Bände, Preis geb. 8 Mark). Noch einmal, ehe der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, hat der große Meister des Naturalismus mit den unerschöpflichen Kräften seines mächtigen Genies ein Werk geschaffen, das zu den standard-works der modernen Weltlitteratur gehört und in jedem Belang ein außerordentliches litterarisches Ereignis genannt zu werden verdient. Der weltbewegenden Dreyfus-Affaire, in die Zola mit seinem flammenden „J'accuse“ so ruhmvoll eingegriffen, hat der Dichter die Hauptmomente der Handlung entnommen und sie zu einem Kriminalroman größten Stiles verflochten, der sich allerdings nicht wie in der Wirklichkeit in militärischer Umgebung, sondern im Lebens- und Wirkungskreise der Geistlichkeit und des Lehrerstandes abspielt. Wir begegnen hier fast allen Hauptfiguren und Ereignissen der „Affaire“ in mehr oder weniger getreuer Nachbildung, und es bildet einen ganz besonderen Reiz der Lektüre, im einzelnen zu verfolgen, wie ungemein scharfsinnig und kunstvoll der Dichter die vielfältigen Gestalten und Episoden des großen Dramas künstlerisch zu verwerten und dem von ihm konstruierten Parallelfall anzupassen verstanden hat. Wohl noch nie war ein Roman à clef des allgemeinen Interesses der Zeitgenossen so sicher wie „Wahrheit“, weil jeder gebildete Zeitungsleser den Schlüssel dazu besitzt. Doch es war dem Dichter nicht bloß um eine dichterische Rekapitulation denkwürdiger geschichtlicher Ereignisse zu thun; diese dienen ihm vielmehr vor allem als Mittel zu einem höheren Zweck. Wie er seinerzeit als Mensch durch die That mutvoll die Sache der Wahrheit verfochten hatte, so tritt er hier als Dichter mit der Kraft seines Wortes für die Wahrheit in die Schranken und preist sie als das höchste Ideal, dem die Menschheit überhaupt und sein eignes Volk im besonderen nachzustreben habe, um sich auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit emporzuschwingen. Es zeugt von dem eminenten Scharfblick Zolas für eine der bedeutsamsten Fragen des Kulturlebens, daß er die Aufgabe, den Sinn für die Wahrheit zu schärfen und auszubilden, vor allem andern der Schule zuweisen will und mit gewaltiger Beredsamkeit dafür eintritt, daß die Schule im Staatsorganismus endlich den bevorzugten Platz erhalte, den sie als erster und wichtigster Faktor alles Kulturlebens verdient. Der Roman ist sowohl als dichterische Schöpfung wie als kulturhistorisches Dokument von höchstem, dauerndem Wert und wird lange Zeit das allgemeine Interesse der lebenden Generation festhalten. — Ein besonderes Lob verdient die von L. Rosenzweig herrührende Uebersetzung, die Zolas kraftvollen, aber oft ungefügen Stil in meisterhafter Weise wiedergiebt und den feinsten Nuancen des Gedankens wie des Ausdrucks ebenso getreu wie verständnisvoll folgt.

— Nach dem Siege der Preußen bei Königgrätz urteilte Marschall Randon, der Kriegsminister Napoleons III.: „**Wir** sind es, die bei Sadowa geschlagen wurden!“ Der Ruf nach einer „Revanche für Sadowa“ ging durch das französische Offiziercorps und bald durch das ganze Volk, so daß jene Schlacht gewissermaßen die Ursache von Sedan geworden ist. Die Erinnerung an das Jahr 1866, das dem alten Vormachtstreit in Deutschland ein Ende machte, wurde aber durch die gewaltigen Ereignisse von 1870/71 in den Schatten gedrängt, und erst in neuester Zeit macht sich wieder ein lebhafteres Interesse dafür geltend. Die Franckhsche Verlagshandlung in Stuttgart veröffentlicht: „**Königgrätz**, ein Schlachtenbild von **Fr. Regensberg**. Mit Illustrationen von R. Gutschmidt und L. Burger.“ Es fehlt ja nicht an hervorragenden wissenschaftlichen Arbeiten und Memoirenwerken über jene Zeit, wohl aber mangelte es immer noch an einer alle die neueren

Aufschlüsse berücksichtigenden populären Darstellung. Es ist deshalb beifällig zu begrüßen, daß der genannte Verlag eine Geschichte des Krieges von 1866 in volkstümlichen Einzelschilderungen bringen will, deren erste die vorliegende Monographie bildet. Der Verfasser entwirft darin auf Grund eingehender Studien des gesamten einschlägigen Materials in sicheren Zügen ein übersichtliches und ungemein anschauliches Bild der Lage, die der Entscheidungsschlacht unmittelbar vorherging, und dann des Schlachtenverlaufs selbst. Er weiß die Motive und den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse dem Leser überall klar zu machen, schildert die Hauptmomente des gewaltigen Ringens am 3. Juli in fesselnder Form und hebt unparteiisch die auf beiden Seiten gemachten Fehler hervor. Die heroischen Leistungen der preußischen wie der kaiserlichen Truppen werden gebührend anerkannt, namentlich auch die bewunderungswürdige Haltung der österreichischen Kavallerie und Artillerie.

— Eine schwere Schuld und ihre Sühne bilden die Grundlage des Seeromans „Die Kaptaube“ von Hans Parlow (Dresden, Carl Reißner). Nach jenen Vögeln, die im Atlantischen Ozean und namentlich am Kap der guten Hoffnung angetroffen werden, ist eine schmucke Hamburger Brigg benannt, die bei böiger See und dichtem Nebel ein andres Schiff ansegelt und weiter fährt, ohne sich um das Geschick des überrannten Fahrzeuges und seiner Besatzung zu kümmern. Erst nachher kommt dem jungen Kapitän, dem Sohne eines großen Reeders, die Schwere seiner Verfehlung zum vollen Bewußtsein, und ihn bedrücken Gewissensqualen, die sich noch verschärfen, als er erfährt, daß jenes fremde Schiff seinerzeit untergegangen und ein großer Teil der Mannschaft umgekommen ist. Ein Zufall führt ihn in die Heimat der Verunglückten, und er entbrennt in Liebe zu gerade dem Mädchen, dessen Bruder der Kapitän jenes Schiffes war und der bei der Katastrophe mit zu Grunde ging. Sie erwidert auch seine Neigung, aber nach menschlichem und göttlichem Recht dürfen sie einander nicht angehören. In einer Sturmnacht findet dann der Schuldige und Schwergeprüfte den Tod. Der Roman ist etwas breit angelegt, namentlich im Eingang, weist aber viele dramatisch belebte Scenen auf. Das Leben an Bord, die Mühen und Gefahren des Seemannes sind trefflich geschildert, und an geeigneter Stelle steht dem Autor auch ein guter Humor zur Verfügung.

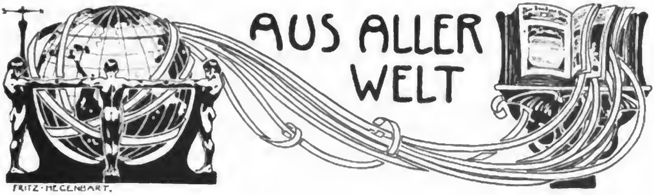
— Eine Art Gegenstück zu seinem Roman „Erdsegen“ hat Peter Rosegger in seinem neuen Buche „Weltgift“ geschrieben (Leipzig, L. Staackmann). Auch hier ist es ein Mann aus den Kreisen der oberen Zehntausend, der, angewidert von deren Thun und Treiben, unter das Volk flüchtet, um in dessen kräftigem Wesen und Schaffen selbst zu gesunden. Als er zu diesem Entschluß gelangt, ist Hadrian Hausler schon über des Lebens Maienblüte hinaus. Er hat so ziemlich bis zur Neige gekostet, was auf dieser Erde dem Sohne eines millionenreichen Vaters von Lockungen sich darbietet, und letzterer ist bereit, ihm alles zu gewähren, falls er nur nicht seine, des Vaters, Kreise stört. Denn Hausler senior, der skrupellose Großindustrielle, ist trotz seiner hohen Jahre noch ein lüsterner Genußmensch, der mit Verachtung auf den Sohn herabblickt, als dieser ihm plötzlich die Freundschaft kündigt, sich sein Erbteil auszahlen läßt und in die Fremde geht oder vielmehr fährt, denn das neue Leben, das zu führen er sich vorgenommen, beginnt er in einem neu erstandenen, mit zwei feurigen Ungarhengsten bespannten Landauer. Weit kommt er nicht, denn schon nach ein paar Meilen bleibt er in einem entlegenen Walddorfe, in dem es ihm wohlgefällt, kleben. Erst wohnt er zur Miete im Wirtshaus, dann kauft er sich ein Gut, und bei allem hat er einen treuen Berater in dem wackern Saberl, den er vom Stallknecht zum Diener, dann zum Vertrauten und Herzbruder aufrücken läßt. Wenn der ehrliche Saberl nicht so scharf obacht gäbe, würde es mit der Gutsherrlichkeit Hadrians noch viel schneller zu Ende gehen, als es geschieht, aber ungetreue Verwalter sind schlauer als brave Bauernjungen, und eines Tages ist der ungerechte Haushalter mit dem Gelde seines Herrn verschwunden. Noch bleibt diesem so viel, daß er in einem dürftigen Gehöft weiter hausen kann, aber inzwischen hat das „Weltgift“, das er zu überwinden gedacht, in dem enttäuschten Hadrian weitergefressen, er findet die Geschichte „über alle Beschreibung langweilig“, meint, daß es nichts Vernagelteres gebe als die Natur, und geht heimlich, ohne daß es der treue Saberl merkt, davon. Was dieser nach langem wieder von ihm hört, ist überaus traurig: wieder zurückgekehrt ist Hadrian in die frühere Welt, dorthin, wo sie am tiefsten und sumpfigsten, ins Irrenhaus hat man ihn sperren müssen, und jetzt liegt er im Sterben. Saberl kommt nur gerade recht, dem in der Scheidestunde zu klarem Bewußtsein Rückkehrenden die Augen zuzudrücken. Und die Moral der Geschichte? „Uns hat dieses Schicksal gezeigt, daß ein Mensch, dessen Seele von Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll.“ So will uns Rosegger glauben machen, aber wir fürchten, daß nicht viele Leser sich dieser Folgerung anschließen. Erstens ist Hadrian gar nicht in die ländliche Natur „zurückgekehrt“, denn er war vorher nicht darin gewesen, sondern ein Genüßling der Großstadt wie tausend andre, und zweitens wäre die Historie ganz anders verlaufen, wenn er anstatt des Spitzbuben einen redlichen Verwalter gefunden hätte, der es verstand, die philanthropischen Ansichten des Gutsherrn mit praktischer Geschäftskenntnis zu verbinden. Aber darin thut Rosegger der ethischen Gerechtigkeit Genüge: der schurkische Dieb wird gefaßt und bekommt seine acht Jahre Zuchthaus — nur schade, daß von dem schönen Gelde nichts mehr bei ihm gefunden wird! Ja, bei allem Respekt, den wir vor dem Dichter Rosegger haben, einem Dichter von Gottes Gnaden, es hält schwer, über sein neuestes Werk, soweit es die reine Fabel anbelangt, keine Satire zu schreiben, was natürlich nicht hindert, mancherlei Vorzüge anzuerkennen. Rosegger kennt sein Bauernvolk wie kein andrer, und weiß wiederum dessen Eigenart kraftvoll zu schildern. Ebenso ist ihm sein urwüchsiger Humor treu geblieben, der sich freilich hier weniger nach der liebenswürdigen Seite auswächst, als nach dem bitteren Sarkasmus neigt.

— Die armenische Frage bildet den Angelpunkt eines neuen Romans von Rudolf Lindau, dem der Verfasser den Titel „Ein unglückliches Volk“ gegeben hat (Berlin, F. Fontane & Comp.). Er will damit aber nur im allgemeinen seine Sympathien für die Armenier ausdrücken, ohne zu entscheiden, wen die Schuld an den entsetzlichen Vorgängen trifft, die zur Niedermetzelung von vielen Tausenden geführt haben — die Türken, die Armenier selbst oder das gesamte Abendland. Als gründlicher Kenner der Verhältnisse in der Türkei und im besonderen in Konstantinopel wäre er wohl zu einem kompetenten Urteil berechtigt. Er überläßt es jedoch dem Leser, aus seinen farbenreichen Schilderungen, deren Höhepunkt die Konstantinopeler Schreckenstage vom August 1896 bilden, eigne Schlüsse zu ziehen. Flößt schon die Tendenz des Verfassers dem Leser ein höheres Interesse ein, als es eine gewöhnliche Romanlektüre bietet, so wird dieses noch durch die seltene Kunst der Darstellung, durch die reife Welt- und Menschenkenntnis Lindaus und durch den malerischen Reiz in der Schilderung des häufig wechselnden Schauplatzes der Handlung, deren Held ein ehemaliger deutscher Offizier ist, erheblich gesteigert.

— Seine wechselreichen Erlebnisse im dunkeln Erdteil schildert Dietrich E. Braun in dem Buche „Auf und Ab in Südafrika“ (Berlin, Fontane & Comp.). Mitte der neunziger Jahre zog der Verfasser nach den Burenstaaten, das Glück zu erjagen, und in mancherlei Dingen, den verschiedensten Beschäftigungen mußte er sich versuchen, um den Broterwerb zu gewinnen. Nach vielem „Auf“ und „Ab“ gelang es ihm, eine feste Position zu erringen, und sorglos konnte er in die Zukunft blicken, da kam der Krieg, der seinen Wohlstand vernichtete, sein Besitztum der Zerstörung preisgab. Er focht in den Reihen der Buren und gehörte zu jenen Kämpfern, die auf portugiesisches Gebiet gedrängt wurden und dort interniert blieben, bis endlich der Friedensschluß erfolgte. Der Verfasser schildert unbefangen, und wenngleich er die Härte der englischen Kriegführung tadelt, so ist er doch auch nicht blind gegen die Fehler der Buren. In allen Beschwerden und Gefahren hatte er, wie seine frische Darstellung beweist, einen guten Kameraden, den Humor, der ihn auch in der bedenklichsten Lage nicht verließ. Einige Abbildungen rücken bemerkenswerte Episoden vor Augen.

— Der vierten Auflage erfreut sich in Meyers Reisebüchern „Unteritalien und Sizilien“ von Dr. Th. Gsell Fels (Leipzig, Bibliographisches Institut). Wenn bei einem Reisehandbuch etwas zur Tugend werden kann, so ist es kleines Format, also Handlichkeit, und gerade diese fällt bei der vorliegenden neuen Auflage zunächst ins Auge. Aeußerlich ist man also mit gutem Bedacht von dem alten Gsell Fels abgewichen, innerlich aber um so sorgfältiger bei seinen bewährten Einrichtungen geblieben. Ein vortrefflicher Kenner Italiens hat es unternommen, das behandelte Gebiet für die Zwecke des Buches zu besuchen und alles Neuentstandene nachzutragen. So ist der Führer unter Wahrung seiner Eigenart wieder allen Anforderungen der Gegenwart gerecht geworden, nicht zuletzt auch durch die Erneuerung des kartographischen Teils, der durch Pläne von Brindisi, der Theater von Syrakus, des Hauses der Vettier in Pompeji, sowie durch eine Umgebungskarte von Palermo und eine Karte der herrlichen Küstenstrecke Castellamare-Sorrent-Amalfi-Salerno bereichert worden. Neu aufgenommen ist die Insel Malta. 20 Karten und 31 Pläne sind dem Buche beigegeben.

— Unter dem Titel „Mutter“ hat Marta Volkart einen Cyklus stimmungsvoller Lieder vereinigt, die die Empfindungen der Frau von den ersten Lebenstagen des Töchterchens bis zur Großmutterfreude schildern. Durch zehn Vollbilder von Hans Leiter erhalten die Gedichte ihre künstlerische Interpretation, und auch das Porträt der Dichterin nebst einem Widmungsblatte ist beigegeben.



Das Prinzregenten-Denkmal in Augsburg

Am 12. März, dem 82. Geburtstage des Prinzregenten Luitpold von Bayern, wurde das ihm in Augsburg errichtete Denkmal feierlich enthüllt. In einem neuentstandenen Villenviertel der an historischen Erinnerungen so reichen ehemaligen Reichsstadt erhebt sich, umgeben von gärtnerischen Anlagen, das Monument, eine Schöpfung des Bildhauers Professor Franz Bernauer in München. Auf einem 5 Meter hohen runden Steinpostament steht die nahezu 2½ Meter große Bronzefigur. Der Fürst, in die Tracht eines Hubertusritters gekleidet, erscheint in Gestalt und Haltung äußerst lebenswahr. In sprechender Aehnlichkeit sind die sympathischen, von Milde verklärten Gesichtszüge wiedergegeben. „Luitpold, Prinzregent von Bayern“ sagt schlicht die Inschrift auf der Vorderseite des mit reicher Ornamentik ausgestatteten Sockels. An den Breitseiten des achteckigen Pfeileraufbaus sind in Hochrelief die Medaillonporträts der ersten vier Könige Bayerns angebracht. Während man den Vater des Prinzregenten, König Ludwig I., direkt unterhalb des Standbildes gewahrt, haben rechts und links die Bildnisse der Könige Max I. und Max II., auf der Rückseite dasjenige des Königs Ludwig II. Platz gefunden. Vier an den Ecken angebrachte Wasserspeier entsenden sprudelndes Naß in ein weites, aus Kalkstein geformtes Bassin. Weitere mächtige Wasserstrahlen steigen aus diesem von Steinstufen umgebenen Becken empor.

Sofie Frank

Der Ministerwechsel in Bayern

Zum Nachfolger des aus dem Amte geschiedenen Grafen Crailsheim wurde zum Minister des Aeußeren und des Königlichen Hauses der bisherige Kultusminister Freiherr Clemens von Podewils ernannt und zugleich auch mit dem Vorsitz im Staatsministerium betraut. Freiherr von Podewils steht im 54. Lebensjahre. Nachdem er seit 1881 Legationssekretär bei der bayrischen Gesandtschaft in Berlin gewesen, wurde er 1883 zum Gesandten am italienischen Hof ernannt, wo er auch in freundschaftliche Beziehungen zu dem jetzigen Reichskanzler Grafen Bülow trat. 1896 ging er als bayrischer Gesandter nach Wien, von welchem Posten er am 25. Juli 1902 abberufen wurde, um das Kultusministerium zu übernehmen. Sein Nachfolger in diesem Amte, Dr. Anton Ritter von Wehner, geboren am 18. November 1850, machte seine juristischen Studien in Würzburg und München und wurde 1879 in das Ministerium des Innern für das Departement der Kirchen- und Schulangelegenheiten berufen. Im Jahre 1888 erfolgte seine Beförderung zum Regierungsrat, 1892 zum Oberregierungsrat, 1895 zum Ministerialrat, und im Juli 1902 wurde er zum Staatsrat im



Der Prinzregenten-Brunnen in Augsburg. Von Franz Bernauer-München



Phot Friedrich Müller, München

Freiherr Clemens von Podewils, der neue bayerische Ministerpräsident

ordentlichen Dienste des Kultusministeriums ernannt. Seit langen Jahren führte er das Referat für Kunst, Staatsgalerien und Museen und hatte in diesen bedeutungsvollen Angelegenheiten die Regierung auch in der Abgeordnetenkammer zu vertreten, welcher Aufgabe er sich stets mit großem Geschick entledigte.

Eine Drahtsperre gegen den Schmuggel

Das Unwesen des Schleichhandels oder Schmuggels ist in den Grenzbezirken der meisten Staaten sehr schwer zu unterdrücken, obwohl mit aller Strenge dagegen vorgegangen wird. Namentlich in armen Gegenden lockt der mit dem Paschen oder Schwärzen zu erzielende leichte Verdienst trotz der damit verbundenen Gefahren immer Leute an, da es ihnen an Abnehmern hüben wie drüben niemals fehlt; auch gilt das gesetzwidrige Treiben ähnlich wie das Wildern dem Volke nicht als eine schlechte, entehrende Handlung, sondern verwegene Schmuggler setzen vielmehr eine Art Ehre darein, dem Staate und seinen Grenz- und Zollbeamten ein Schnippchen zu schlagen. Vielfach befassen sich ganze Banden damit, und bei der genauen Bekanntschaft der Pascher mit allen verborgenen Schleichwegen gelingt ihnen im nächtlichen Dunkel mancher Zug über die Grenze, bevor man ihnen auf die Spur kommt; dann finden mitunter freilich sehr blutige Zusammenstöße statt. Fast immer sind es gewandte und listige Leute, die sich mit dem Schmuggel befassen, sie wenden alle nur erdenkbaren Schliche und „Tricks" an, um die Grenzwächter hinters Licht zu führen, und diese müssen ihren ganzen Scharfsinn aufbieten und beinahe jede Nacht auf dem Posten sein, um dem gesetzlosen Treiben zu steuern. Ein ganz eigenartiges Mittel haben neuerdings die italienischen Grenzbehörden zur Anwendung gebracht, um den von der Schweizer Seite ihr Gebiet beschleichenden Schmugglern das Handwerk zu legen. Diese trieben es eine Zeitlang vollständig im großen und suchten vornehmlich Zigarren, Kaffee und Schokolade über die Grenze zu bringen. Die italienischen Behörden haben nun an den gefährdetsten Stellen ein mehrere hundert Kilometer langes, starkes Drahtnetz von vier Metern Höhe längs der Schweizer Grenze errichten lassen, das ein unbefugtes Passieren völlig unmöglich macht. An dem Draht sind nämlich zahlreiche Alarmglocken in der aus unsrer Abbildung ersichtlichen Weise befestigt, die den Wächtern selbst die leiseste Berührung des Netzes verkündigen.

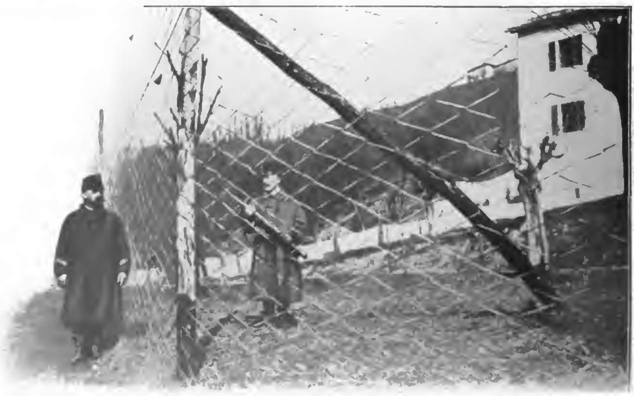
Der Schmuck der Erzherzogin Maria Josepha von Oesterreich



Phot. Friedrich Müller, München

Dr. Anton von Wehner, der neue bayerische Kultusminister

Wohl die hervorragendste Arbeit, die in den letzten Jahren aus den Wiener Juwelier-Ateliers hervorgegangen ist, dürfte der kostbare Familienschmuck der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter des Königs Georg von Sachsen und Gemahlin des Erzherzogs Otto von Oesterreich, sein, mit dessen Neufassung der k. u. k. Hof- und Kammerjuwelier A. E. Köchert beauftragt gewesen ist. Die hohe Frau, die diesen Schmuck, der einen Wert von fast einer halben Million Kronen darstellt, bei Hoffestlichkeiten trägt, erscheint seit dem tragischen Ende der Kaiserin Elisabeth bei solchen Anlässen stets an der Seite des Kaisers Franz Joseph. Die kunstreiche und ungemein geschmackvolle Neufassung des Schmuckes wurde soeben vollendet, und wir sind in der Lage, mit Genehmigung der hohen Besitzerin Aufnahmen der zwei hervorragendsten Stücke: Diadem und Corsage, wiedergeben zu können. Diese Abbildungen zeigen den Schmuck, den die Erzherzogin in seiner jetzigen modernen



Drahtsperre gegen den Schmuggel an der italienisch-schweizerischen Grenze



Schmuck der Erzherzogin Maria Josepha: Diadem

Gestalt bereits bei den letzten Hofbällen in Wien und Budapest getragen hat, mit außerordentlich schönen Smaragden, die allein schon einen bedeutenden Wert darstellen. Die Fassung ist jedoch so eingerichtet, daß jeder einzelne Teil sich auswechseln läßt und an Stelle der farbigen Steine große Brillantboutons eingefügt werden können. Nach unsern Illustrationen vermag man sich unschwer die funkelnde und blitzende Pracht vorzustellen, die bei festlicher Beleuchtung von diesen unvergleichlich schönen Schmuckstücken ausstrahlt. Einzelne leicht abnehmbare Teile der großen Stücke dieses Familienschmucks bilden für sich Schmucksachen, wie Broschen u. dgl., die von der hohen Besitzerin, die auch die höchste Schutzfrau des österreichischen Sternkreuz-Ordens ist, bei minder großen Festlichkeiten getragen werden.

Von Ozean zu Ozean

In Kanada plant man eine neue Bahn vom Atlantischen zum Großen Ozean, die gegen 6170 Kilometer lang sein und gegen 40 Millionen Mark kosten wird. Sie soll um das Nordende des Winipeg-Sees herumbiegen und das Felsengebirge durch einen natürlichen Paß überschreiten. Was die kanadische Regierung zum Bau dieser Bahn treibt, ist in erster Linie die Rücksicht auf die Transsibirische Eisenbahn. Man will jede mögliche Anstrengung machen, um zu verhüten, daß sich der Warenaustausch von Westeuropa her über Sibirien statt über Nordamerika nach Ostasien wendet.



Schmuck der Erzherzogin Maria Josepha: Corsage

Die Flora der Bahndämme

Einen höchst eigenartigen Beleg für die Einwirkung von Bodenveränderungen auf die Pflanzenwelt liefert nach Professor Dr. Franz Leydig die Vegetation der Bahndämme. Die Oberfläche dieser Dämme wird durch die ständigen Geleiseausbesserungen und die Abtragungen der obersten Erdschichten immerfort verändert, weshalb man sie nur mit Pflanzen bewachsen findet, die solchen Wechsel, das Auflockern des Erdreichs und die zeitweise stärkere Berieselung vertragen. Die größte Rolle unter diesen spielen aus dem Ausland stammende Gewächse, darunter die Nachtkerze. Diese nordamerikanische Pflanze ist 1619 bei uns aus einem botanischen Garten verschleppt und inzwischen längst bei uns heimatberechtigt geworden. Um die gleiche Zeit und ebenfalls aus Nordamerika kam ein Same der kanadischen Dürrwurz zufällig in einem ausgestopften Vogelbalge nach Europa, wo er Gelegenheit fand zu keimen und sich bald außerordentlich rasch verbreitete. In der Verbreitung längs der Eisenbahndämme sucht dieses Gewächs seinesgleichen. Die schmale, steif aufrechte, borstige Pflanze, die oben eine dichte Rispe mit zahllosen unscheinbaren Körbchenblüten trägt, findet man zwar vom Juli bis in den Winter überall an trockenen Wegen, Chausseen, selbst auf Dächern mitten in Berlin und andern Städten, aber nirgends in solchen Massen wie am Eisenbahndamm. Ein solcher ohne die Dürrwurz ist geradezu undenkbar geworden. Noch andre Fremdlinge haben sich mit Nutzen der Bahndämme bedient und sind auf ihnen als blinde Passagiere weitergereist, doch erreichten sie nicht die Massenhaftigkeit der Dürrwurz und der Nachtkerze.

Die Haartracht der Japanerinnen

Im Reiche des Mikado wird es den Heiratskandidaten sehr bequem gemacht, indem die Haartracht der Japanerinnen auf den ersten Blick erkennen läßt, ob man ein junges Mädchen, eine noch heiratslustige oder eine untröstliche Witwe vor sich hat. Junge Mädchen stecken die Haare auf der Stirn sehr hoch; sie flechten sie in Form eines Fächers oder Schmetterlings und durchsträhnen sie mit Silberfäden. Eine Wittib, die nicht abgeneigt, einen zweiten Mann zu nehmen, windet das Haar um eine am Hinterhaupt wagrecht verlaufende Schildpattnadel, wogegen die Witwe, die ihrem ersten Mann treu bleiben will, sich das Haar kurz schneidet und ohne jeden Schmuck nach rückwärts fallen läßt.

Volksbibliotheken auf Eisenbahnen

Aus Kopenhagen wird eine Entschließung der dortigen Eisenbahndirektion gemeldet, die auch anderwärts beachtet werden und Nachahmung finden sollte. Man beabsichtigt nämlich, die Wagen dritter Klasse mit nützlichen und belehrenden Büchern zu versehen, die unentgeltlich zur Verfügung der Reisenden stehen sollen. In Schweden hat sich auf mehreren Eisenbahnlinien eine ähnliche Sitte schon lange eingebürgert. Dort werden nicht nur belehrende Bücher, sondern auch poetische

Werke, wie die Frithjofssage u.s.w., zur Verfügung der Reisenden dritter Klasse gestellt. Auch werden die Bücher häufig erneuert.



Phot. Gottheil & Sohn, Königsberg i. Pr.

Hans August von Waldow, der neue Oberpräsident der Provinz Posen

Oberpräsident von Waldow

Der neu ernannte Oberpräsident der Provinz Posen, Wilhelm Hans August von Waldow, ist am 31. August 1856 zu Berlin geboren. Mit 22 Jahren trat er als Referendar im Bezirk Frankfurt a. O. in den Staatsdienst, ging 1881 zur Regierung über und wurde 1884 Regierungsassessor zu Bromberg, später in Frankfurt a. O. Nachdem er einige Zeit im Ministerium des Innern beschäftigt gewesen war, wurde er schon 1886, im Alter von 28 Jahren, Landrat des Kreises Fischhausen, von wo er 1892 als Landrat des Kreises Niederbarnim nach Berlin versetzt wurde. Im Februar 1898 erfolgte seine Beförderung zum Oberpräsidiatrat in Königsberg, im Oktober 1899 zum Regierungspräsidenten daselbst.

Dr. Ernst Wilms, der neuerwählte Oberbürgermeister von Posen

Zum Oberbürgermeister von Posen ist der Beigeordnete der Stadt Düsseldorf, Dr. jur. Ernst Wilms, gewählt worden. Dr. Wilms, dessen Name in weiteren Kreisen durch seine Thätigkeit als Direktor der vorjährigen großen Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Düsseldorf bekannt wurde, steht im 37. Lebensjahre, ist also in jungen Jahren auf den bedeutsamen Verwaltungsposten im Osten des Reiches berufen worden. Er wurde geboren in Solingen, studierte in Bonn, Heidelberg und München Kameralia und Jura, war dann beim Oberlandesgericht in Köln thätig und wurde 1895 zum Beigeordneten der Stadt Bonn gewählt. Im Februar 1899 wählten ihn die Stadtverordneten Düsseldorfs zum Beigeordneten dieser Stadt. In dieser Eigenschaft und insbesondere in seiner Thätigkeit als Direktor der Ausstellung bekundete er eine außergewöhnliche Energie und Thatkraft als Verwaltungsbeamter.



Dr. Ernst Wilms, der neuerwählte Oberbürgermeister von Posen

Die neue Marmorbank im Berliner Tiergarten

Der reiche Skulpturenschmuck des Berliner Tiergartens ist neuerdings um eine künstlerisch ausgestattete Bank vermehrt worden, die, dem Kaiser Wilhelm als Geschenk gestiftet und dem Gedächtnis an den ruhmreichen Krieg von 1870/71 gewidmet, sich auf der Westseite der idyllisch gelegenen Luisen-Insel erhebt. In der Mitte der Lehne trägt die Bank die von Adlern flankierte Büste Kaiser Wilhelms I., zu beiden Seiten die Büsten von Bismarck, Moltke, Roon und dem Kaiser Friedrich, der als Kronprinz Friedrich Wilhelm dargestellt ist. Die Inschriften verzeichnen in Goldbuchstaben 24 Orte, bei denen während des großen Krieges ruhmreiche Schlachten geschlagen worden sind.

Ein Sanatorium für Vögel

Das Neueste in New York ist ein Sanatorium für — Vögel, das von einer großen Freundin der gefiederten Sänger gegründet wurde. Daß in der That ein Bedürfnis dafür vorhanden war, beweist der Umstand, daß gleich in den ersten



Die neue Marmorbank im Berliner Tiergarten

beiden Tagen nach Eröffnung der Anstalt nicht weniger als 500 kranke Vögel dorthin gebracht worden sind. Käfige und Volieren für die großen und kleinen geflügelten Patienten sind aufs praktischste eingerichtet und in der Ausstattung den verschiedenen Krankheiten angepaßt. Automatische Vorrichtungen ermöglichen je nach Vorschrift das Einlassen von warmer oder kalter Luft, das Verabreichen warmer oder kalter Bäder. Hier sieht der Laie erst, an wie viel verschiedenen Krankheiten auch die Vögel leiden können: es giebt Patienten mit Paralysis, Asthma, Rheumatismus, Dyspepsie, Herzkrankheit, Fieber u. s. w. Ihre Behandlung liegt in den Händen der besten Tierärzte von New York; den meisten von ihnen verordneten Mitteln, wie Pulver, Arsenik, Oele, Massage u. s. w., begegnet man auch in der menschlichen Heilkunde. Sogar eine allopathische und eine homöopathische Methode findet man in diesem Mustersanatorium vertreten.

Der Chiemsee in Eisesbanden

Nur sehr selten in Winterszeit kommt es vor, daß das „Bayrische Meer“, wie man den am Fuße der Alpen belegenen See im südöstlichen Teile von Oberbayern benannt hat, vollkommen zufriert, aber in diesem Jahre ist es geschehen. Da entwickelt sich denn auf der weitgedehnten, 192 Quadratkilometer sich erstreckenden Fläche ein Treiben, das ganz verschieden war von dem, wie es die Reisenden und Sommergäste an den Gestaden des herrlichen Sees kennen. Der Nachen, der sonst die silberne Flut durchfurchte, ist durch den Schlitten verdrängt, auf dem die Transporte zwischen den verschiedenen Ortschaften am Ufer und auf den Inseln bewerkstelligt werden. Unsre Bilder geben hiervon anschauliche Proben. Seit zwanzig Jahren geschah es zum ersten Male wieder, daß ein Leichenzug sich über die Eisdecke des Chiemsees bewegte.



Postbeförderung über den zugefrorenen Chiemsee

Die Dichterin Emile Erhard

Ihren 70. Geburtstag feierte am 2. April Frau Emilie von Warburg, unter ihrem Dichternamen Emile Erhard in weiten Kreisen geschätzt. In Danzig 1833 als Tochter des Husarenoffiziers Freiherrn v. d. Goltz geboren, verlor sie in jungen Jahren ihren Vater, der zuletzt Major im Generalstabe war, und wurde 1854 zur Hofdame bei der Prinzessin Friedrich Carl, der Gemahlin des berühmten Heerführers, ernannt. 1863 vermählte sie sich mit dem Kammerherrn Major Georg von Warburg, mit dem sie durch 30 Jahre in glücklicher, nur durch andauernde Krankheit des Gatten getrübter Ehe lebte. Schon in früher Jugend verriet sie litterarische Begabung, doch erst in den siebziger Jahren trat sie in die Oeffentlichkeit, und zwar mit dem Roman „Gräfin Ruth“, mit dem sie sich sofort in die vordere Reihe der deutschen Erzählerinnen stellte. Es folgte seitdem eine stattliche Anzahl weiterer Schöpfungen, die gleich dem erstgenannten Buche fast sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind. Wir heben davon namentlich hervor die Romane „Im Spiegel“, „Die Rose vom Haff“, „Die Lehnsjungfer“ und die Novellen oder Novellensammlungen „Turf und Parkett“,



Aufnahmen von Franz Kugler, Prien

Leichenbegängnis über den zugefrorenen Chiemsee



Phot. Friedrich Müller, München
Herzogin Adelgunde von Modena

„Das Meerweibchen", „Zwischen Havel und Spree", „Onkel Hermann" und „Ein Fragezeichen". Endlich sei noch das eigenartige, namentlich in Sportkreisen geschätzte Buch „Aus Fortunios Erinnerungen" erwähnt, worin die Verfasserin gewissermaßen eine Monographie des einst berühmten Gestüts Ivenack in Mecklenburg giebt. In ihren Romanen und Novellen, die sich alle der wiederholten Auflagen rühmen, verbindet Emilie von Warburg reiche Phantasie mit flotter Darstellung, und auch die goldene Gabe des Humors ist ihr ausgiebig zubemessen. Mögen ihr Schaffenslust und Schaffenskraft, deren sie bisher sich in hohem Maße erfreut, auch fernerhin treu bleiben.



Emile Erhard (Emilie von Warburg)

Herzogin Adelgunde von Modena

Ihren achtzigsten Geburtstag feierte am 19. März die Herzogin Adelgunde von Modena, Schwester des Prinzregenten Luitpold von Bayern. In Würzburg 1823 geboren, vermählte sich Prinzessin Adelgunde am 30. März 1842 in München mit dem damaligen Erbprinzen Franz von Modena, Erzherzog von Oesterreich-Este, und ist seit 20. November 1875 Witwe. Seitdem hat sie in dem Hause ihres einzig überlebenden Bruders, des Prinzregenten, eine zweite Heimat gefunden.



Phot. Léon Bouet, Paris
Von den Ausgrabungen auf dem Forum Romanum: Der „schwarze Stein", fälschlich als Grab des Romulus bezeichnet

Englisch-französischer Telephonverkehr

Die englischen und französischen Behörden für Post und Telegraphie haben jüngst einen neuen Vertrag behufs Ausdehnung der telephonischen Verbindung beider Länder abgeschlossen. Bisher vermittelten die Telephonkabel im Kanal nur den Fernsprechverkehr zwischen Paris und London, jetzt soll aber auch zwischen den übrigen Großstädten beider Länder eine solche Verbindung zur Durchführung gelangen.

Die neuesten Ausgrabungen auf dem Forum Romanum

Das römische Forum, im Altertum der Mittelpunkt des städtischen und politischen Verkehrs, ist ein Viereck inmitten der Siebenhügelstadt, das sich von dem Fuße des Kapitolinischen Hügels nach der Höhe des Titusbogens, der Velia, erstreckt. Im Jahre 1896 wurde der Architekt Giacomo Boni, dem man eine wissenschaftliche Kommission beigab, mit der Leitung der Ausgrabungen und Restaurierungsarbeiten betraut, die neben der Freilegung der im Norden und Süden das Forum begrenzenden Baulichkeiten in erster Linie bezwecken, eine genauere Kenntnis von den früheren Epochen der Forumgeschichte zu gewinnen. Gleich die ersten Ausgrabungen hatten sehr interessante Ergebnisse, und zumal die am 10. Januar 1899 erfolgte Entdeckung des berühmten „schwarzen Steines" (lapis niger) erregte allgemeines Aufsehen und führte zu dem Entschluß, die Forum-Ausgrabungen in großem Stile weiterzuführen, wofür eine Summe von etwa 300 000 Lire flüssig gemacht wurde. Die Arbeiten haben seither zu einer ganzen Reihe wertvoller Ent-

deckungen geführt, die ein überraschend reichhaltiges Material für die Altertumsforschung bieten. Insbesondere gelang es, neben der durch den Severusbogen führenden Fahrstraße, die aus der spätesten Kaiserzeit oder dem frühesten Mittelalter stammt, etwa 1 Meter unter dem Pflaster ein Stück des antiken Fußbodens freizulegen. Eine etwa 3½ Meter im Geviert messende Fläche fand man mit großen Blöcken eines ausländischen schwarzen Marmors belegt, und die Reste eines erhöhten Travertinrandes und mehrere darin eingelassene aufrechtstehende weiße Marmorplatten bekunden, daß diese Stelle ursprünglich umfriedet war. Unkritische Stimmen ließen sich alsbald mit der Behauptung vernehmen, man habe hier das „Grab des Romulus“ gefunden, von dem der Grammatiker Festus und der Geschichtschreiber Dionys von Halikarnaß berichten. Jedenfalls aber bezeichnet das schwarze Marmorpflaster irgend eine von den alten Römern



Marmorrelief aus Pompeji: Opferung vor dem Bilde der Aphrodite



Perseus-Statue aus Pompeji

heilig gehaltene Stelle, was durch die neuerdings in den Erdbodenschichten unter jenem Pflaster aufgefundenen, höchst bedeutsamen Denkmäler von sehr hohem Alter bestätigt wird. Sie zeigten sich eingebettet in eine hohe Schicht Flußkies mit vielen Knochen von Opfertieren, Scherben von Thongefäßen, kleinen Gegenständen aus Thon, Bronze und Knochen u. s. w. Besonders bemerkenswert sind mehrere Fundamente und Postamente aus Tuffstein, sowie weiter westlich, aber noch unter dem lapis niger, ein kegelförmiger Säulenstumpf und eine viereckige, pyramidal zulaufende und oben abgebrochene Stele aus braunem Tuff. Alle vier Seiten der letzteren bedeckt eine fragmentarische Inschrift in höchst altertümlichem Latein, deren Entzifferung noch nicht gelungen ist. Unzweifelhaft handelt es sich um eine sehr altertümliche Anlage geheiligten Charakters, für die Ch. Hülsen in den „Mitteilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts“ das fünfte vorchristliche Jahrhundert als Entstehungszeit annimmt.

Bildende Kunst

Die Ausgrabungen in Pompeji haben neuerdings wieder zwei kostbare, von uns im Bilde wiedergegebene Funde zu Tage gefördert: eine Perseus-Statue in Bronze, die eine Art Gegenstück zu dem berühmten Narcissus im Museum zu Neapel bildet und dort auch aufgestellt worden ist, und ein Marmorrelief, das die Archäologen als ein vor dem Abbilde der Aphrodite dargebrachtes Opfer auffassen. Das nicht ganz 5 Meter hohe und 6 Meter breite Relief zeigt rechts die auf einem Steinblock ruhende, diademgeschmückte Göttin, an deren rechter Schulter ein langes, in einer Lotosblume endigendes Zepter lehnt. Mit der linken Hand sich auf den Stein stützend, blickt die Göttin hoheitsvoll dem einen Widder daherführenden Opferzuge entgegen. Man schätzt das herrlich ausgeführte Relief für eine Arbeit aus dem vierten Jahrhundert vor Christo.

Die alte und die neue Zeit in den Alpen

Alljährlich geht während der eigentlichen Reisezeit eine Völkerwanderung im kleinen nach den Alpengebieten vor sich, allein auch im Winter versiegt der Touristenstrom nicht. Längst haben ja viele der besuchtesten Kurorte der Schweiz eine Wintersaison eingerichtet, die neben Leidenden und Erholungsuchenden aus aller Herren Ländern auch zahlreiche Liebhaber des Wintersports, der dort überall eifrig gepflegt wird, in die Alpenwelt führt. Neben den bereits vorhandenen Berg- und Alpenbahnen baut man immer noch neue; beispielsweise soll am 1. Juli die der Vollendung nahe Albulabahn, die höchste Adhäsionsbahn Europas, dem Verkehr übergeben werden. Vielfach vermittelt aber nach wie vor die Postkutsche den Verkehr, was freilich in schneereichen Wintern oft schwierig genug ist. Da müssen vorher die schweren Schneepflüge in Thätigkeit treten und nicht selten ganze Scharen von Schneeschauflern sich mühen, um die verschneiten Strecken fahrbar



Die Eisenbahn von Chur nach Davos überschreitet bei Wolfgang ihren Scheitelpunkt in einer Höhe von 1634 Metern

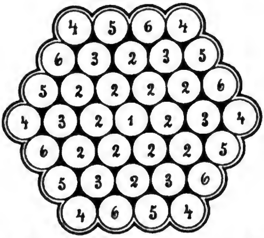
zu machen. Häufig setzt man die Postkutschen auch auf Schlitten, wie dies unser Bild zeigt, das ein solches kombiniertes Fuhrwerk auf dem Wege von Chur nach Arosa, einem der höchstgelegenen Sommer- und Winterkurorte der Schweiz, vorführt. Wie ein Typus der alten Zeit erscheint uns heute eine solche Beförderungsart gegenüber dem stolz dahinbrausenden Dampfroß als dem Repräsentanten der neuen Zeit. Als Gegenstück zu der eben erwähnten Illustration geben wir ein zweites Winterbild aus den Alpen, das einen Zug darstellt, der auf der Strecke Chur-Landquart—Davos bei Station Wolfgang den Scheitelpunkt der Bahn in der Höhe von 1634 Metern überschreitet. Diese 1 Meter-Spurbahn bietet großartige Landschaftsbilder und hat sich trotz der großen Steigung und der kleinen Radien bestens bewährt. Sie führt von dem auf der Paßhöhe gelegenen Wolfgang bergab durch Wald, dann an der Ostseite des fischreichen Davoser Sees und der Mündung des Flüelathals vorbei über das aus dem See abfließende Landwasser nach Davos-Dorf und Davos-Platz.



Die alte und die neue Zeit in den Alpen: Postschlitten auf dem Wege von Chur nach Arosa

Für müssige Stunden

Rechenaufgabe



Ein Weinhändler hat ein Sortiment von 133 Flaschen Wein in 37 verschiedenen Marken so aufgestellt, wie es durch vorstehende Figur angedeutet ist. Jede der 7 wagerechten, der 7 rechts- und der 7 linksschrägen Reihen weist 19 Flaschen auf. Nun will er das Sortiment auf 140 Flaschen bringen, ihre Anzahl in den einzelnen Reihen soll aber wieder eine gleiche sein. Er rangiert bei 7 Sorten je eine Flasche ein, und nun zählt jede der 21 Reihen 20 Flaschen. Wohin mußte er die 7 Flaschen stellen? (Es sind zwei Lösungen möglich.)

Anagramm

Was sich drin birgt an Gedanken und Plänen,
Hoffen und Fürchten, Erwarten und Sehnen,
Wer vermag's klar bei sich selber zu lesen,
Wer dräng' so tief ein in andrer Wesen?
Laß sich die Zeichen des Wortes nun rühren,
Such sie zu neuer Gestaltung zu führen,
Bis aus den Fluten des Stroms dir gelang
Lohn deiner Mühe, ein köstlicher Fang. M. Sch.

Betonungsrätsel

Wie strahlend kommt s i e in die Bahn gesprengt,
Auf ihrem —◡ wie graziös sie thront!
Ein jeder Blick an solcher Schönheit hängt,
Und die Bewunderung ihr Lächeln lohnt.

Nun steht sie auf der Kruppe, und dem Hengst
Scheint selbst das schwerste Hindernis ein Spiel;
Er ist mit seiner Lehrerin ja längst
Vertraut und folgt, verlangt sie noch so viel.

Da plötzlich aber eine Rose fliegt
Ins Aug' ihm, für die Reiterin bestimmt,
Und Schreck und Schmerz die Sicherheit besiegt,
So daß den letzten Sprung zu kurz er nimmt.

Er überschlägt sich, seine holde Last
In jähem Fall er unter sich begräbt!
Nun liegt sie still ◡—! in banger Hast
Stürzt alles zu ihr hin — ob sie noch lebt? —
M. Sch.

Dreisilbige Charade

Wer in die Wildnis ward verschlagen,
Muß viel Entbehrungen ertragen,
Und wenn dazu die E r s t e zählt,
Sie Mund und Magen bitter fehlt.

Als Bild der Festigkeit nicht selten
Mag wohl das a n d r e P a a r uns gelten,
Und der Vergänglichkeit zum Raub,
Sinkt doch so oft es in den Staub.

Das Rückwärtsschauen bringt Gefahren,
Wie sich's vor manchen tausend Jahren
Schon zeigte einer Dame klar,
Als plötzlich sie das Ganze war. M. Sch.

Rätsel

Bin als Gewand
Euch wohlbekannt,
Doch auch als Stein
Aus Holz und Bein. G. P. P.

Umstellrätsel

Nur in der Sage ist erhalten
Der Glaube an der Götter Walten,
Die Rom verehrt und Griechenland,
Doch heut noch bleiben zugewandt
Anbeter ohne Zahl der Einen,
Die hier im Rätsel will erscheinen.
Die jungfräuliche Hulbgestalt
Läßt nicht leicht Männerherzen kalt,
Und zum Verständnis der Natur
Führt edle Jünger ihre Spur.

Die Anfangszeichen doppelt setze
Und such für alle andre Plätze,
Bis sie sich aneinander reihten
Zu einem Volk aus alten Zeiten,
Das von den Nachbarn nicht geliebt,
Doch Bruderpflichten treuer übt,
So daß sein Name sich geehrt
In unsern Tagen noch bewährt. M. Sch.

Silbenrätsel

1.

Es kann gewähren und kann auch versagen,
So Zwietracht wie Frieden im Schoße tragen,
In Ketten hier schmieden, dort Fesseln sprengen,
Beglücken, segnen und Leiden verhängen.

2. 3.

Dem einen verhaßt, dem andern willkommen,
Von manchem mit Schreck entgegengenommen;
Nicht immer stillend Verlangen und Sehnen
Und häufig beklagt in Kummer und Thränen.

1. 2. 3. Das Ganze.

Aus nichtigem Keime vielleicht entsprießend,
Vorübergehend nur wenig verdrießend,
Nicht selten aber Gefahren enthaltend
Und selbst dem Leben sich drohend gestaltend. M. Sch.

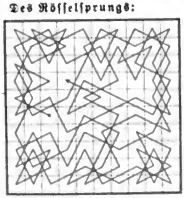
Stadträtsel

a, al, bach, den, der, der, burg, chen, de, eis, el, ef, feld, furt, gen, gen, gen, gol, in, kla, la, lan, le, lin, lo, mes, mün, neu, pen, ra, rei, rot, sal, sen, so, spa, stadt, ster, te, ten, ten, thurn, to, ue, var, za.

Vorstehende 46 Silben sind zu 10 Städtenamen zu verbinden; die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter ergeben eine Stadt der bayrischen Rheinpfalz.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8:

Des Rösselsprungs:



Das Reh.

Es jagt ein Jäger früh am Tag
Ein Reh durch Wälder und Auen.
Da sah er aus dem Gartenhag
Ein rosiges Mägdlein schauen.

Was ist geschehn dem guten Pferd?
Hat es sich den Fuß verletzet?
Was ist geschehn dem Jäger wert,
Daß er nicht mehr ruft und hetzet?

Das Rehlein rennet immer noch
Ueber Berg und Thal so bange.
Halt an, du seltsam Tierlein, doch,
Der Jäger vergaß dich lange! (Uhland)

Der dreisilbigen Charade: Händedruck.
Des Homonyms: Sammeln.
Des Silbenrätsels: Schleiermacher.
Des Worträtsels: Vermessen.
Des Füllrätsels: Teheran (Tran, Ehe).
Des Zahlenrätsels: 1) **Somali**, 2) **Guanaxuato**, 3) **Gadebusch**, 4) **Polyhymnia**, 5) **Franklin**, 6) **Galizien**, 7) **Dickens**, 8) **Triest**, 9) **Kepler**, 10) **Florida**, 11) **Eu**, 12) **Ikarus**, 13) **Seydlitz**. „Johann Strausz". „Die Fledermaus".
Des Scherzrätsels: Schimmer.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Aufgabe XXII

Von V. Marin in Barcelona

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIX

W. 1. Sd4—e2
S. 1. La8×e4
W. 2. Sf6—d7†
S. 2. Ke6—d5, ×f5
W. 3. Se2—b4, d4 matt.

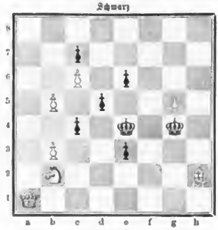
A.

S. 1. beliebig and.
W. 2. Se2—e3!
S. 2. Ke5×f6, La8 ×e4 oder beliebig anders
W. 3. Le5—d4, Sf6, e3 ×g4 matt.

Aufgabe XXIV

Von J. Kotrc in Prag. („Ceské Listy")

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XXI

W. 1. Dh4—g4
S. 1. Kd4—e4
W. 2. Lf4—c7†
S. 2. Ke4—b5, d5
W. 3. Le8-d7, b7 matt

A.

S. 1. Kd4—d5
W. 2. Dg4—e6†
S. 2. Kd5—d4
W. 3. Lf4—e3 matt.

B.

S. 1. Kd4—e4
W. 2. Lf4—h2†
S. 2. Ke4—e3, d5
W. 3. Lh2—g1, Le8 —b7 matt.

C.

S. 1. c5—c4
W. 2. Dg4—f5 und
W. 3. Df5—e5 matt.

D.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Lf4—h2†
S. 2. Kd4—e3, d5
W. 3. Lh2—g1, Le8 —b7 matt.

Aufgabe XXIII

Von A. Bayersdorfer (†)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XX

W. 1. Th6—h4
S. 1. Ld4×e3
W. 2. Sg4×e3 matt.

A.

S. 1. Ke4×d5
W. 2. De3—e6 matt.

B.

S. 1. Ld4—c5†
W. 2. De3×c5 matt.

C.

S. 1. Ld4 bel. and.
W. 2. De3—d3 matt.

D.

S. 1. La2 beliebig
W. 2. De3(×)b3 matt.

E.

S. 1. Se2 beliebig
W. 2. De3×d4 matt.

Partie Nr. XII

Gespielt im Hauptturnier zu Hannover am 28. Juli 1902.
Spanische Partie
Weiß: Prof. Exner-Stuhlweißenburg.
Schwarz: Fritz Englund-Stockholm.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	10. Sf3—g5	Se4×f2 [3]
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	11. Tf1×f2	La7×f2†
3. Lf1—b5	a7—a6	12. Kg1×f2	f7—f6 [4]
4. Lb5—a4	Sg8—f6	13. La4—b3† [5]	Kg8—h8
5. 0—0	Lf8—c5	14. Sg5×h7!	Dd8—e8
6. c2—c3	Lc5—a7 [1]	15. Sh7×f8	f6×e5
7. d2—d4	Sf6×e4	16. Dd1—f3	d7—d6
8. d4×e5 [2]	0—0	17. Lf4—g5	Se7—f5? [6]
9. Lc1—f4	Sc6—e7	Weiß kündigt Matt in spätestens 4 Zugen an. [7]	

[1]) Eine von J. Möller-Kopenhagen herrührende Neuerung, deren Wert erst noch durch Untersuchungen festzustellen ist.

[2]) Auch 8. d4—d5 nebst 9. Sf3×e5 kam in Betracht. In einer Partie zwischen Fahrni-Hannover und J. Möller geschah 8. Dd1—e2 f7—f5 9. Sb1—d2 0—0 10. d4×e5 d7—d5 11. e5×d6 Se4×d6 12. Sd2—e4 f5—f4 mit gutem Spiel für Schwarz.

[3]) Ein verfehltes Opfer! Se7—g6, wie es in der Partie Exner-Möller geschah, war der richtige Zug.

[4]) Auch hier verdiente Se7—g6 den Vorzug.

[5]) Schwarz hatte wohl die Folgen dieses Schachgebots unterschätzt. Weiß führt die Partie bis zu dem verblüffenden Schluß äußerst kräftig.

[6]) Dieser Zug ermöglicht einen außerordentlich pikanten Schluß.

[7]) 18. Tf3—h3† De8—h5 19. Dh3×h5† Sf5—h6 20. Dh5×h6† g7×h6 21. Lg5—f6 matt.

Handschriften-Beurteilung

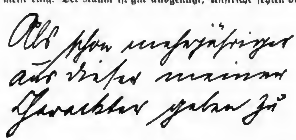
(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

Cousine Adele. Sie sind egoistisch und haben wenig Sinn für philanthropische Bestrebungen, auch wollen Sie diejenigen Menschen, für die Sie sich interessieren und die Sie in Ihr Herz geschlossen, für sich haben und wachen mit Eifersucht über Ihnen. Sie sind erregbar, empfindlich, überhaupt schwierig, und da Sie instinktiv das Gefühl haben, oft unrichtig beurteilt zu werden, treten Sie schwer aus sich heraus. Sie sind nicht gleichmäßig energisch, aber oft eigensinnig.

M. B. in Dresden. Sie sind etwas umständlich in allem, was Sie thun, peinlich genau, auch gewissenhaft und pflichtgetreu. Größe der Auffassung, Weite des Horizontes fehlen Ihnen, Ihre Interessen beschränken sich auf den eignen persönlichen Kreis, und für andre Opfer zu bringen in dieser oder jener Art fällt Ihnen nicht ein. Sie sind auch nicht vertieft in Ihren Gefühlen und nicht leidenschaftlich im Empfinden. Der Verstand ist stärker entwickelt als das Gemüt. Ihr Urteil ist nicht immer objektiv, aber Ihr feines Gefühl läßt Sie oft instinktiv den Nagel auf den Kopf treffen.

B. in S. Sie sind eine sehr sensible Frauennatur, die sich leicht mißverstanden und falsch beurteilt fühlt und schwer aus sich heraustritt. Sie streben auch in allem nach Vorsicht und Ueberlegung und haben doch eigentlich den Trieb und das Bedürfnis, sich rückhaltlos der Stimmung und Ihrem lebhaften Empfinden hinzugeben. Sie haben einen klaren Verstand, gute Ideenverbindung, auch Scharfblick und rasches Erfassen der momentanen Situation. Sie möchten sparen, brauchen aber immer wieder mehr, als in Ihrer Absicht lag.

E. K. Ziemlich bewegte Schrift, ungleiche Lage und Höhe der Buchstaben: Erregbarkeit, Wechsel der Stimmung und Empfindungsweise. Zeilenrichtung gewellt, bald abnehmende Wortendungen, bald zunehmende. Sie wollen sich nicht durchschauen lassen, bringen es aber nicht immer fertig (anwachsende Wortendungen: unkluge Offenheit, kombiniert mit vorhergenannten Zeichen von Erregbarkeit). Die Langbuchstaben unter der Linie sind meist kurz und fast ohne Verdickungen: in Verbindung mit dem bewegten Duktus Ihrer Schrift lassen diese Verkürzungen auf Raschheit schließen. Sie halten sich nicht unnötig lang bei einer Sache auf und haben es meist eilig. Der Raum ist gut ausgenutzt, Anstriche fehlen oder



sind steil abfallend, ebenso Endstriche, wenn überhaupt vorhanden, spitzig in die Höhe fahrend: sparsam, scheuen die Diskussion nicht und können dabei scharf werden. Schwache Rundungen am Fuße der Minuskeln kommen auch vor: weichere Regungen fehlen nicht, und die Schärfe ist nicht schlimm.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum.)

Die führende Rolle in der Frühjahrs- und Sommer-Modecampagne haben, wie uns die bekannte Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Co. in Zürich schreibt, Kettendruck-Gewebe oder Chinés. Der neue Frühjahrsrock ist weit und fällt lose und faltig von den Hüften, und dem neuen Schnitt angepaßt sind Chinés meist auf weichen, schmiegsamen Geweben wie Armures, Nattés brillantes, Louisines modernes und damassierten Stoffen. Auf moiriertem, weißem Louisine-Fond sehen wir breite Atlasstreifen, und zwischen diesen ein feines, künstlerisches Lianen-Tessin, das für zeremonielle Gesellschafts-Toiletten wunderbar wirkt. Neben Streifen-Neuheiten wie in Chinés rayés broderies, Chinés rayés cannelés sind jetzt Carreaux sehr en vogue. Von der Mode besonders bevorzugt sind große Punkte und Kugel-Tessins, regelmäßig und in buntem Gemisch, und auch darin werden in Chinés wunderbare Effekte wie Louisine Chinée Globe erzielt, die für Diner-Roben und Blusen-Kleider prächtig Verwendung finden. Für letztere hat man auch in neuen Schotten auf Nattés-Fond reizende neue Zusammenstellungen gebracht. Neu sind auch Ecossais mit Chinés. Waschseiden in neuen Dessins besitzt immer noch Zugkraft. Ganz aparte Muster bringt man in bedruckten Foulards und Pongés, und besonders verdienen die Impressions plastiques hervorgehoben zu werden. Man hat auf dem Gebiete der Stoff-Druckerei außerordentliche Fortschritte gemacht, es giebt Foulards, die in Glanz und Pracht mit den reichsten Damasten wetteifern. Praktisch und kleidsam sind immer bedruckte Pongés-Foulards, die in ungeheurer Auswahl schon in billigen Preislagen gebracht werden. Außerordentliche Erfolge erzielen auch Kettenstich-Gewebe wie Louisine rayée broderie, Louisine rayée lancée ꝛc. In schwarzen Stoffen sind neben Armures-Geweben besonders Damaste verlangt, und zwar werden darin gemusterte globe-artige Kugel-Dessins gebracht, die im Kleide originell und hochelegant aussehen. Zu weißen Brautseiden sind es Nattés brillantes und ähnliche Gewebe, die den Stempel der Neuheit tragen. Beliebte Farbtöne sind Sandfarben wie Ecru, Lynx und Champagne oder Reseda-Grün, Amande, Sarcelle. Günstig ist die heurige Mode, weil sie, wie aus den Proben ersichtlich, die die Firma kostenlos aufstellt, für jeden Geschmack und für jede Börse etwas bringt.

Briefmappe

A. G. in M. Die Photographie mit künstlichem Licht (Magnesium) behandelt eingehend Dr. E. Holm in einem neuen Bande der Photographischen Bibliothek (Berlin, Gustav Schmidt). Zahlreiche Abbildungen dienen zur näheren Veranschaulichung. Derselbe Verlag bringt in 9. Auflage J. Grashoffs „Retouche von Photographien“, neu bearbeitet von Fritz Löscher. Zu einer Lichtdrucktafel gesellen sich mehrere Textfiguren.

P. F. in W. Es giebt Liebig-Albums, in denen Sie die zierlichen Kärtchen der bekannten Fleischextrakt-Compagnie sammeln können. Eine neue Folge dieser Karten zeigt die mannigfache Verwendung des Steines in allen seinen Arten, vom schlichten Pflasterstein bis zum Marmorblock, aus dem der Bildhauer sein Kunstwerk gestaltet.

L. v. N. in W. Mögen Sie sich den Frühjahrskatalog des Versandgeschäftes Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz kommen lassen. Von sehr zahlreichen Abbildungen begleitet, verzeichnet das Heft eine Fülle von Luxus- und Gebrauchsgegenständen mannigfachster Art. Auch für Ostergeschenke bietet sich darin eine große Auswahl dar.

B. K. in Hamburg. Solche daneben treffenden Prophezeiungen sind namentlich in der Geschichte der Technik und des Verkehrswesens so häufig, daß man ohne Mühe ein langes Register davon entwerfen könnte. Der Engländer Lardner hatte, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, ein dickes und grundgelehrtes Werk geschrieben über die absolute Unmöglichkeit, eine Dampfschiffsverbindung zwischen England und den Vereinigten Staaten herzustellen. Als das Buch fertig gedruckt war, kam das erste Exemplar auf einem — Dampfer in New York an.

K. M. in Mülhausen. Größe 1,67 Meter: es kommt auf den Grad der Kurzsichtigkeit an. Unbedingt zuverlässige Auskunft über alles, was Sie sonst noch wissen möchten, erhalten Sie auf dem Bezirkskommando, an das Sie sich wenden wollen.

P. R. in Sch. Am Technikum Altenburg (S.-A.), einer höheren und mittleren Lehranstalt für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie mit schön eingerichteter Lehrwerkstätte, elektrotechnischem Praktikum und chemischem Laboratorium beginnt das Sommersemester am 16. April. Aufnahmen finden bis dahin, soweit der vorhandene Platz ausreicht, noch täglich statt, eine rechtzeitige Anmeldung dürfte sich aber empfehlen. Interessenten erhalten ausführliche Programme auf Wunsch kostenfrei durch die Direktion zugesandt.

H. G. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.